

Velhagen & Klasings Monatshefte


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





Schellenbaumträger. Aquarellstudie zu dem Bilde
„Ein Blick aus Kaiser Wilhelms Fenster“ von Franz Skarbina.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.



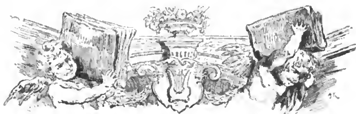
Jahrgang 1895/96.

I. Band.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.



Inhaltsverzeichnis.

X. Jahrgang 1895/96. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Seite

Kunst und Litteratur.

Sonstige Aufsätze.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. VI. Band, Nr. 1 bis 6:

Neues Leben. Roman von L. M. Wiegandt. Bogen 1—6¼.

Micha Clarke. Erzählung von Conan Doyle. Übersetzt von Robert Koenig. Bogen ¾7—14 (Forts. folgt).



Aus der Kurfürstenzeit. Aquarellstudie von Franz Skarbina.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 1, September 1895.

Franz Skarbina.

Von
Paul von Szczepański.

Mit vier Einschaltbildern und neunzehn Textillustrationen.

Auch im Lande der Kunst gibt es breite, bequeme Straßen, auf denen man in mancherlei Gesellschaft lustig dahinwandeln kann, und enge steinige Fußwege, auf denen man allein dem Ziel zustreben muß. Daß nur eine dieser beiden Arten von Wegen überhaupt zum Ziele führt, will ich natürlich nicht sagen. Denn nirgends ist das alte Sprichwort: „Tausend Wege führen zum Ziel“ berechtigter als auf dem Gebiet der Kunst. Wohl aber kann man behaupten, daß unter den Künstlern diejenigen die interessanteren sind, die die breite und bequemere Straße verschmähen, auf der schon Tausende vor ihnen gewandelt sind und Tausende neben ihnen wandeln, diejenigen, die sich allein ihren Weg suchen, der Schwierigkeiten nicht achtend und nicht fürchtend, das Ziel ganz aus den Augen zu verlieren. Gehört doch eine starke Individualität dazu, es nicht gerade so zu machen, wie die anderen nach dem gleichen Ziele Strebenden, und sich nicht irre machen zu lassen, wenn dieser oder jener Schritt mißdeutet wird.



Niemand ist solchen Mißdeutungen leichter ausgesetzt als der bildende Künstler, der darauf angewiesen ist, jede seiner Kunstschöpfungen für sich sprechen und für sich wirken zu lassen, der dem einzelnen seiner Werke keinen Kommentar darüber mitgeben kann, warum und wie es entstanden ist, und der sich so selten in der Gesamtheit seines Schaffens beurteilt, um so häufiger aber ein einzelnes seiner Werke kritisiert sieht.

Zu diesen Künstlern, die die breite Straße des Herkömmlichen und des bequemen Erfolges verschmäht haben, gehört Franz Skarbina. Und unbeirrt geht er noch heute seinen eige-



Im Atelier des Künstlers.

nen Weg, trotzdem er bis in die neueste Zeit in seinem künstlerischen Schaffen vor Mißdeutungen nicht bewahrt geblieben ist. Es war im letzten Frühjahr, als ich den Künstler in seinem Atelier aufsuchte. Da standen auf den Staffeleien eine ganze Anzahl von eigenartigen Bildern, Motive aus der Gruft der Garnisonkirche in Berlin, Gruppen von geöffneten und geschlossenen Särgen, der verschossene Begräbnisprunk von rotem Sammet, Goldlitzen und Metallbeschlägen in gelbem Kerzenlicht gespenstisch schimmernd, in dem einen der geöffneten Särge ein aufgedunsener, gut erhaltener Leichnam in einer Uniform aus der Zeit Friedrichs des Großen sichtbar. Das Schauerliche in der Kunst ist mir nicht gerade sehr sympathisch, — das ist persönliche Geschmacksache. Daß es an und für sich keine Berechtigung hätte, können diejenigen am allerwenigsten behaupten, die vor einem pfeilgespickten heiligen Sebastian und anderen Bildern alter Meister in — häufig genug vollberechtigte — Verzückung geraten. Bei diesen Skarbinaschen Gruftbildern half mir die Behandlung des Stoffes bald über den mir persönlich unsympathischen Stoff hinweg. **Wie** das gemalt war, — diese vom Holzwurm zernagten Särge, der in einem Jahrhundert verschossene Prunk und Flitter, dieses trübe, in



Kapellmeister des II. Garde-Regts. z. F.

der dumpfen Kellerluft schwimmende Licht! Und dann der Kommentar, den der Künstler dazu gab! Wie er auf den Gedanken gekommen war, diese Bilder zu malen, was ihn da unten in der Gruft der Garnisonkirche gefesselt hatte? Eine Spekulation auf den Geschmack der großen Masse? So thöricht, das anzunehmen, war ich nicht einen Augenblick gewesen. Denn die große Masse, wenn sie wirklich das Schauerliche liebt, so liebt sie es doch nur in stark dramatischem Affekt und in theatralischem Aufputz. Die Entstehungsgeschichte der Bilder war einfach genug. Nicht den Künstler, den Menschen Skarbina mit dem stark ausgesprochenen Interesse für alles Historische hatte es zuerst gereizt, diese Gruft aufzusuchen, in der so viele Helden aus den Kriegen Friedrichs des Großen die letzte Ruhe gefunden haben. Das ist wohl verständlich. Und als er da unten zwischen den langen Sargreihen herumwanderte, hier Namen entziffernd, deren Schrift auf den Särgen fast erloschen war, während sie doch mit unvergänglichen Lettern in der preußischen Heldengeschichte verzeichnet stehen, dort angezogen von einem gut erhaltenen Uniformstück jener Zeit, während das Licht der Laterne über Metallbeschläge und Goldborten huschte und in der Totenstille der Gruft der durch die Luftluken einströmende Wind die seltsamsten Töne erzeugte, — da packte der Stoff auch den Künstler und ließ ihn nicht wieder los, bis er sich den Eindruck von der Seele gemalt hatte. Ich habe damals lange vor diesen Bildern Skarbinas gestanden, immer mächtiger und tiefer ergriffen. Denn wie hätte sich die Vergänglichkeit alles Irdischen gewaltiger illustrieren lassen als in diesen morschen Särgen mit ihren mumifizierten oder zu Staub zerfallenen Heldenleibern! Die Bilder wurden dann öffentlich ausgestellt, in einer jener Kunstausstellungen, die dem Geschmack unserer Zeit ein so schlechtes Zeugnis geben, hineingeschachtelt in ein halbes oder ganzes Hundert von anderen Bildern der verschiedensten Künstler und der verschiedensten Art. Man kann es



Pariser Chiffonnier.

verstehen, daß sie nicht verstanden wurden, daß das Publikum den Kopf schüttelte und die Kritik nur der Technik Rühmenswertes nachzusagen wußte. Und auch um ein Schlagwort war weder das Publikum noch die Kritik verlegen. „Aha, Skarbina, der Leichenmaler,“ hieß dieses Schlagwort, weil derselbe Skarbina vor nahezu zwanzig Jahren mal ein Sensationsbild gemalt hat, „Ein Erwachen“ betitelt, daß das Erwachen eines scheintodten Selbstmörders im Leichenschauhause darstellt. Den abgeschnittenen Strick noch um den Hals, richtet sich der nackt auf einem Schragen gebettete Mensch halb auf und starrt mit entsetztem Blick auf die rechts und links von ihm liegenden teils nackten, teils mit einem Tuche bedeckten Leichname von Männern, Frauen und Kindern, die des Seziermessers oder eines Armenbegräbnisses harren. Ich will die Frage unentschieden lassen, ob der Künstler das Bild vor Jahren wirklich nur in der ausgesprochenen Absicht gemalt hat, um jeden Preis Sensation zu machen und mit einem Gewaltmittel die Aufmerksamkeit der großen Masse zu erregen. Ist diese Absicht unkünstlerisch, so ist sie bei einem jungen und ehrgeizigen Künstler auch erklärlich, und die That ist vollends verzeihlich, wenn sie die einzige ihrer Art bleibt, — wenn sich der Künstler so schnell auf sich selbst besinnt wie Franz Skarbina es gethan hat. Übrigens zweifele ich, daß man allgemein das Bild noch heute ein Sensationsbild nennen würde, denn seit dem Jahre 1878, in dem dieses „Erwachen“ zuerst ausgestellt wurde, sind wir von Künstlern an stärkere Sensationen gewöhnt worden. Mir erscheint wenigstens heute das Absichtliche, also das Unkünstlerische an diesem Bilde Skarbinas nur noch der abgeschnittene Strick um den Hals des zum Leben wieder erwachenden Scheintodten zu sein. Von diesem abgesehen, würde man das Bild wahrscheinlich heute allgemein als die künstlerische Frucht anatomischer Studien gelten lassen und nur Bewunderung für die Meisterschaft und anatomische Korrektheit haben, mit der diese Leichen in dem durch kleine Fenster hereinfallenden halben Licht gemalt sind.


Belgische Fischer.

Aber zwischen diesem Bilde und den Bildern aus der Gruft der Berliner Garnisonkirche, die in dem großen Publikum plötzlich wieder die Erinnerung an Skarbina, den „Leichenmaler,“ wachriefen, besteht auch nicht der geringste seelische Zusammenhang. Sie als den eigensten Ausdruck der Besonder-

heit des Künstlers zu nehmen, ist vollends verkehrt. Wie verkehrt, geht schon daraus hervor, daß man ihn dazwischen — nachdem er zum erstenmal der „Leichenmaler“ genannt und bis er wieder der „Leichenmaler“ genannt wurde — auch den Maler der Mondaine genannt hat, weil in seinen Schilderungen des Straßenlebens auf den Pariser Boulevards auch die Gestalt der Modedame nicht vergessen worden ist, oder wie man ihm socialistische Neigungen imputierte, weil er ein paar Pariser Arbeitertypen in Lebensgröße auf der Leinwand festgehalten hat. Hätte er ein kleineres Format für die letzteren Bilder gewählt, so wäre ihm diese Verdächtigung wahrscheinlich erspart geblieben. Für eine Verdächtigung halte ich diese Auslegung seiner Bilder deshalb, weil ich annehme, daß sich Skarbina nach echter Künstlerart sehr wenig um Politik kümmert und sich sicher nicht dazu mißbrauchen lassen würde, irgend einer politischen Partei Vorspanndienste zu leisten.


Strandstudie.


Hundekehle im Grunewald. (Herbst).



Leuchtturmwächter.

beherrschen und führen. Schließlich ist es ja auch nicht immer wichtig, zu wissen, wie ein Kunstwerk entstanden ist. Weit wichtiger ist es, daß Skarbina, als er diese Bilder aus der Zeit des Empire malte, seine Aufgabe nicht darin sah, Kostümbilder, sondern Zeitbilder zu malen. Das ist ein sehr großer, wenn auch ein sehr feiner Unterschied. Man kann ein bloßes Kostümbild malen, auch wenn man Napoleon selbst und Marie Louise in den Vordergrund stellt, und man kann ein charakteristisches Zeitbild malen, auch wenn man nicht eine einzige historisch bekannte Figur darin posieren läßt. Das letztere ist Skarbina gelungen, in so hohem Maße, daß viele es mit Recht bedauern, daß diese Schaffensperiode des Künstlers nicht länger angedauert hat. „Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß ich mal wieder solch ein Bild male," sagte mir der Künstler neulich, als wir vor seinem Bilde „Sonnenuntergang" standen. Das ist eines der Hauptbilder aus jener Periode. Ein großer, stilvoll, also nach unseren Begriffen von Behaglichkeit ein wenig unbehaglich eingerichteter Empiresalon. Wenig Teppiche und Vorhänge, wenige weißlackierte Möbel, eine sehr schöne Standuhr in fast deckenhohem Gehäuse. Am unverhängten Fenster, durch das die Abendsonne flutet, sitzt ein junges Mädchen. Im Begriff zu gehen, faßt ein junger Mann nach der Thüre. Man sieht auf den ersten Blick, er geht nach einer Auseinandersetzung, die für beide den Sonnenuntergang ihrer Liebe bedeutet. Zwischen beiden trippelt ein Bologneserhündchen, erstaunt über diese ihm gänzlich neue Abschiedsscene, nicht wissend, soll es mitgehen, soll es bleiben, offenbar

nicht den Beruf in sich fühlte, diesem Zuge der Zeit zu folgen, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu locken. Außerdem ist Skarbina Sammler, nicht ein Raritätensammler im gewöhnlichen Sinne, sondern Sammler aus kulturhistorischem Interesse. Es würde mich gar nicht wundern, wenn ein weißlackierter Stuhl oder irgend ein anderes Möbel im klassischen Empirestil, das der Zufall dem leichtempfänglichen Künstler irgendwo in den Weg gestellt hat, ihm die erste Anregung gegeben hätte, sich in diese Zeit zu vertiefen und hineinzuleben. Denn wirkliche Künstlernaturen lassen sich viel leichter von solchen Anregungen des Zufalls, als von Einflüssen

gänzlich ratlos in dieser ungewohnten Situation. Das ist an und für sich eine Scene, die in jeder Zeit spielen kann. Um so bewunderswerter, daß es dem Künstler gelungen ist, nicht nur in dem Äußerlichen, sondern auch in dem unaussprechlichen Etwas, das jeder Zeit ihr charakteristisches Gepräge gibt, überzeugend zu wirken. Um übrigens auf jenen Ausspruch Skarbinas noch einmal zurückzukommen, der den besonderen Freunden dieser Bilder des Künstlers die Hoffnung läßt, daß er mit dieser Periode seines Schaffens noch nicht vollkommen abgeschlossen habe: er beweist mir recht augenfällig, wie leicht empfänglich diese Künstlernatur ist, wie nachhaltig aber auch einmal empfangene Eindrücke auf sie wirken. Was ihm augenblicklich den Gedanken nahe legt, noch einmal vergangene Zeiten künstlerisch zu fruktifizieren, ist ein Illustrationsauftrag zu einer neuen illustrierten Schillerausgabe der Grote'schen Verlagshandlung, den der Künstler angenommen hat. Da haben die Studien zu diesen Illustrationen ihm das Ende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts so lebhaft vor Augen geführt, daß wohl wieder ein Bild aus jener Zeit daraus entstehen mag. Wie ernst es Skarbina mit seinen Studien aus der Vergangenheit genommen hat, sehen die Leser aus der Aquarellskizze „Aus der Kurfürstenzeit,“ die in einer mustergültigen Reproduktion diesem Heft als Titelbild beiliegt.

Eine Episode aber, davon bin ich überzeugt, wird dieses Zurückgreifen in die Vergangenheit in dem Schaffen des Künstlers immer nur bleiben. Denn Skarbina gehört zu den unmittelbar schaffenden Künstlern, die die besten Anregungen durch das Auge empfangen. Was er malt, will er nicht nur empfunden, er will es in erster Linie gesehen haben. Vielleicht geht er darin zu weit, daß ihm beinahe alles, was er gesehen hat, auch malenswert erscheint. Mag sein, daß diejenigen recht haben, die ihm diesen Vorwurf machen. Aber wahrscheinlicher erscheint es mir, daß nur die Zeitgenossen ihm diesen Vorwurf machen werden. Denn das Urteil der Zeitgenossen ist Wirklichkeitsmalern gegenüber stark dadurch beeinflußt, daß der Künstler ihre Aufmerksamkeit mit Typen und Nebenwerk zu fesseln versucht, die ihnen die Wirklichkeit jeden Tag vor Augen führt. Da erscheint dann dem Beschauer manches nicht



Französische Fischerin.

interessant genug, manches nicht malenswert, manches zu modern. Und gerade das zu Moderne nach kurzer Zeit dann schon wieder unmodern. Denn unser Auge gewöhnt sich an jede Mode, so lächerlich sie uns auch zuerst erschienen ist, findet sie schließlich selbstverständlich oder gar schön, und nachdem es sich mit Widerstreben an eine neue Mode gewöhnt hat, wieder unbegreiflich. Selbst Frauen, die sich ihr Lebenlang mit ungewöhnlichem Geschmack gekleidet haben, können sich nicht auf einer vor zehn Jahren hergestellten Photographie sehen, trotzdem sie damals zehn Jahre jünger waren. Aber was uns als Mode heute scheußlich, morgen schön und übermorgen wieder scheußlich erscheint, wirkt nach Dezennien schon nicht mehr als Mode, sondern als Kostüm — man steht ihm wesentlich unbefangener gegenüber, so unbefangen, daß man selbst die steifste spanische Mode, die an sich den menschlichen Körper bis zur Karikatur verunstaltete, malerisch findet — vorausgesetzt, daß sie gut gemalt ist. Ein Künstler, von so lebhaftem Drange erfüllt, das Leben der Gegenwart, das Leben des Tages zu malen, wie Skarbina, kann nicht immer für die Gegenwart malen, die ihm manches schuldig bleibt, was die Zukunft um so sicherer einlöst. Man wird noch nicht ein „Modemaler", wenn man sich, wie Skarbina das thut, nicht scheut, auch die Übertreibungen der Mode auf seinen Bildern wiederzugeben. Das wird man erst, wenn man Stoffe, Schmuck und Ballonärmel als Hauptsache behandelt und nichtssagende Physiognomieen dazu in den Kauf gibt. Ebensowenig, wie man ein „socialistischer" Maler wird, wenn man einen Arbeitertypus in Überlebensgröße auf der Leinwand fixiert.



Schmied.

Studienreisen nach Belgien und im Jahre 1885 ein längerer Aufenthalt in Paris können vielleicht das Verdienst in Anspruch nehmen, das Ziel, das sich Skarbina steckte, das Leben der Gegenwart zu malen, dauernd bestimmt zu haben. Diese Studienreisen hat der Künstler seither, unter Beibehaltung seines ständigen Ateliers in Berlin, beinahe alljährlich wiederholt, und einige seiner hervorragendsten Bilder behandeln Pariser Motive. Hier und da ist dem Künstler deshalb auch wohl der Vorwurf gemacht worden, er sei in seinen Bildern nicht „national" genug. Ich kann mir diesen Vorwurf nur durch unbewußt auf dem Grunde der Seele schlum-

mernden Chauvinismus erklären. Denn hat man jemals Oswald Achenbach einen Vorwurf daraus gemacht, daß er ständig italienische Motive malt, oder hält man Bredt nicht für einen deutschen Künstler, weil er ständig orientalisches Haremsleben in Bildern schildert? Wenn auf jeden Laien pariser Leben und Treiben einen tiefen Eindruck macht, dann sollte man sich nicht darüber wundern, daß dieser Eindruck auf einen leichtempfänglichen Künstler, der es sich zur Aufgabe gestellt hat oder der dafür geschaffen ist, modernes Leben zu schildern, mit verdoppelter Kraft wirkt. Zumal auf einen Künstler, dem wie Skarbina das Studium nach der Natur ein Bedürfnis, die Quelle alles Schaffens ist. Wie erschwert ist dieses Studium, dieses Einheimsen des Stoffes in Berlin, wie erleichtert wird es dem Künstler in Paris! Wenn ein Künstler eine Partie im Berliner Tiergarten skizzieren will, braucht er einen Erlaubnisschein der Tiergartenverwaltung, wollte er auf der Straße sein Skizzenbuch benutzen, so kann ihn das liebenswürdigste Entgegenkommen der Behörden, wie es Skarbina in der That gefunden hat, nicht vor Zudringlichkeiten des Publikums schützen. Um ein Modell zum Sitzen zu bewegen, nicht ein Berufsmodell natürlich, sondern einen wirklichen Typus, hat der berliner Künstler häufig unüberwindliche Schwierigkeiten vor sich. Der Pariser der unteren Volksklassen fühlt sich geschmeichelt, von einem Künstler gemalt zu werden, und ist ihm gern gefällig. Der Berliner sieht den Zweck der Sache einfach nicht ein. Und wenn der Pariser sitzt, sitzt er unbefangen, mit einem angeborenen Genie zum Modellsitzen. Hat man den Berliner endlich im Atelier, dann hat er in den meisten Fällen auch seine Unbefangenheit und damit alles, was malerisch an ihm war, draußen gelassen. Natürlich erscheinen mir weder die pariser öffentlichen Zustände lobenswerter als die berliner, noch der pariser Volkscharakter liebenswürdiger als der berliner. Aber dem künstlerischen Schaffen sind beide bequemer und günstiger. Das sollte man nicht außer acht lassen.



Vom Karlsbader Sprudel.

wenn ein Künstler, der großstädtisches Leben malen will, die Großstadt Paris der Großstadt Berlin vorzieht. Schaden könnte es übrigens nichts, wenn die deutschen Behörden — staatliche und städtische — Künstlern und — Schriftstellern gegenüber im allgemeinen, nicht in Specialfällen, etwas entgegenkommender würden, als sie es bisher gewohnt sind. Das Zweckentgegenkommen, wie es bei der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals gezeigt wurde, halte ich keineswegs für sehr schmeichelhaft. Es gibt noch eine andere Form des Entgegenkommens, die einerseits weniger kostet, andererseits weniger verflichtet und beiden Teilen nützlicher und im allgemeinen auch würdiger ist.



Studie.

Wer Skarbina halb und halb einen Vorwurf daraus macht, daß er häufiger als andere deutsche Künstler pariser Motive behandelt hat, der vergißt ganz, daß derselbe Skarbina — Augenblicksmaler im eminentesten Sinne — eine berliner Scene festgehalten hat, die sich Tausende von Malen wiederholt hat, zu der vielleicht Millionen von Akteurs mitgewirkt haben, die jedem, der sie einmal miterlebt hat, bis an sein Lebensende unvergeßlich bleiben wird und in der sich seiner Zeit nicht nur das Leben der Großstadt Berlin, sondern der Pulsschlag Deutschlands konzentrierte. Menzel hat uns in seinem Bilde „Abreise König Wilhelms zur Armee" die Begeisterung, den Jubel und die Siegeszuversicht gemalt, die den alten König Wilhelm in den Straßen Berlins umbrausten, als er von seinem Palais nach dem Bahnhof fuhr. Als der siegreiche Kaiser nach unvergleichlich glorreich beendetem Kriege in dieses bescheidene Palais Unter den Linden zurückkehrte, begann für Berlin eine neue Zeit. Aus der preußischen Residenzstadt war die deutsche Kaiserstadt geworden, aus der Großstadt wurde in schnellster Entwickelung die Weltstadt. Nur er selber, der siegreiche Kaiser, blieb sich gleich in seiner schlichten Größe; das einfache Palais, in dem er als Prinz und als König gewohnt hatte, blieb auch als Kaiser sein Heim. Aber dieses Palais wurde täglich zu einem Wallfahrtsort; man wußte, daß der Kaiser sich regelmäßig in der Mittagsstunde an das Fenster des Eckzimmers im Parterregeschoß begab, um die aufziehende Wache vorübermarschieren zu sehen. Auf diesen Augenblick warteten täglich Hunderte, Tau-



Digue in Blankenberghe.

Kopf in der gewaltigen Menschenmenge und der durch sie mit klingendem Spiel hindurchmarschierenden Wache des 2. Garde-Regiments zu Fuß ist dem historischen Eckfenster zugewandt, Ehrfurcht, Jubel, Begeisterung in allen Gesichtern. Ein Massenbild mit einer so gewaltig zum Ausdruck kommenden einheitlichen Stimmung, wie sie nur jemand wiedergeben kann, der diese Stimmung in tiefster Seele mitempfunden hat.

Wenn die Gegenwart, das Leben, das er miterlebt, dem Künstler nicht häufiger Aufgaben von gleicher Größe gestellt hat, kann man dem Künstler, der die ihm gestellte größeste in der Weise bewältigt hat wie Skarbina, keinen Vorwurf daraus machen. Die Aufgaben, die sich Skarbina selbst

sende. Die Berlin besuchenden Fremden richteten ihre Tageseinteilung danach ein, die Einheimischen versäumten sicher nicht, vor dem Palais zu warten, wenn sie um diese Zeit in der Nähe desselben waren. Diese Spannung in der geduldig wartenden Menge, wenn in der Ferne die Musik der die Wache begleitenden Militärkapelle erklang! Wie jedes Auge sich auf das Fenster richtete, an dem in der nächsten Minute die Gestalt des greisen Kaisers erscheinen mußte! Alle Stände waren da vertreten, jedes Alter! Und wie die Hüte und Taschentücher in die Luft flogen, wie die Augen leuchteten, wie das „Hoch" dem Kaiser entgegenbrauste, wenn sein ehrwürdiges Haupt hinter den Scheiben sichtbar wurde. Diesen Augenblick — und er war der miterlebenswerteste in Berlin — hat **Franz Skarbina in seinem Bilde „Ein Blick aus Kaiser Wilhelms Fenster" gemalt. Jeder**



In der Ballettschule.



Pariser Bauhandwerker.

nicht mehr als die in Lumpen gekleidete Greisin, der moderne Elegant erscheint ihm an sich nicht malenswerter als der pariser Chiffonnier, der derbe Charakterkopf eines Arbeiters interessiert ihn nicht minder als die durchgeistigten Züge des Gelehrten. Aber vielleicht liegt gerade in dem unmittelbaren Nebeneinander aller dieser Typen, wie man es in der Großstadt findet, der eigentliche Reiz der Großstadt, wenigstens für einen Künstler, der niemals am Äußerlichen haften bleibt, sondern in die Tiefe geht, der scharf zu charakterisieren gewohnt ist.

Skarbina wäre einseitig, wenn er das moderne Leben nur in den Straßen der Großstadt, nur im Getümmel einer großen Menschenmenge suchte und fände. Aber wie er das Hasten des Ameisenhaufens, dem das Treiben dieser Straßen und Plätze ähnlich ist, spielend bewältigt, so reagiert er auch

gestellt hat, sind niemals klein gewesen. Ob er nun das atemlos hastende Treiben auf den Straßen und Plätzen von Berlin, Paris oder Brüssel, die sich am Strande eines modernen Seebades tummelnde elegante Welt, das Fischervolk an der Küste von Nordfrankreich und Belgien oder die auf der alten Wiese in Karlsbad pendelnden Kurgäste malt, — er gibt immer ein Stück Zeitgeschichte, nicht nur ein unvergleichlich lebendiges Bild, sondern einen durch die Schärfe seiner Charakteristik wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Tage. An sich ist ihm die eleganteste Modedame nicht interessanter als das Fischermädchen aus der Bretagne, Frauenschönheit lockt ihn

auf die Stimmungen der Stille und der Weltabgelegenheit. Ein Herbstabend am Hundekehlensee im Grunewald, die grasbewachsene Straße eines elsässischen Städtchens regen ihn ebenso an wie die Linden, die Straßen von Hamburg, die Pariser Boulevards und der Place de la Monnaie in Brüssel, und die ganz intime Stimmung einer Scene unter vier Augen erfaßt er mit derselben Schärfe wie das Durcheinander einer vielgestaltigen Gruppe auf dem Fischmarkt in Blankenberghe. Von den Banalitäten der sogenannten Genremalerei hat sich Skarbina allerdings gänzlich frei gehalten; gemalte Anekdoten darf man bei ihm nicht suchen. Aber die nervöse Spannung eines ersten Konfliktes

zwischen jungen Eheleuten der guten Gesellschaft trifft er ebenso meisterhaft, wie er überzeugend das geduldige Warten der Kinder des Islandfischers zu schildern weiß. Die eine Scene überflutet der Schimmer der rotbeschirmten Lampe, die andere spielt sich in dem kalten Licht eines grauen Herbsttages ab. Keiner der modernen deutschen Maler ist so empfindlich für Lichtwirkungen wie Skarbina, keiner hat die technischen Schwierigkeiten, sie darzustellen, so glänzend gelöst wie er. Nicht Hell-, nicht Dunkelmaler, geht er den intimsten Feinheiten der Lichtwirkung nach mit jener nervösen Empfänglichkeit für sie, die den meisten modernen Menschen anhaftet. Ich habe die einen deshalb wohl sagen hören, der Künstler experimentiere zu viel, die anderen, er male um der Lichtwirkung willen. Warum sich des Künstlers Kopf zerbrechen, statt ihn darum zu loben, daß seine Palette nicht nur einen angelernten und ausstudierten Tageston hat! Von den Bildern, die augenblicklich auf den Staffeleien Skarbinas der Vollendung entgegengehen, zeigt das größeste einen großstädtischen katholischen Friedhof am Allerseelentage. Auf allen Gräbern brennen die zum Gedächtnis der Toten angezündeten geweihten Kerzen, im Vordergrunde beugt sich eine in Trauer gekleidete Frau über ein Grab. Das warme rötliche Kerzenlicht und das kalte Licht des schon in Dämmerung verschwimmenden Herbsttages erscheinen wie im Kampfe miteinander, — vielleicht wird man dem Künstler wieder sagen, er habe das Bild nur um der im Tageslicht brennenden Kerzen willen gemalt! Das heißt, der Schöpfungsgeschichte eines Kunstwerkes auf alltägliche Weise nachgehen. Was diesen Künstler zum Schaffen anregt, sind nicht solche Spekulationen, es sind Eingebungen. Inspirationen, wie wir sie alle haben, wenn wir plötzlich stutzen, — im Gewühl der Großstadt, übermannt von der uns plötzlich zum Bewußtsein kommenden Großartigkeit der Bewegung um uns, in der Einsamkeit, wenn ein Sonnenstrahl durch das Laub zittert und Insektensummen uns umschwirrt. Wir sagen: Wie großartig, wie schön! und der Tag verwischt uns den Eindruck. Der Künstler hält ihn fest und schafft ein Bild daraus.



In einer elsässischen Kleinstadt.



I.

Bertram Vogel hatte ein Pack Manuskripte in die ohnehin schon überfüllte Lade seines alten Ungeheuers von Schreibtisch gestopft und bemühte sich nun, sie zuzuschieben. Aber sie leistete Widerstand, und als er böse wurde und anfing, heftig an ihr zu rütteln, spießte sie sich gar. Auf einmal schien sie ein menschliches Gesicht anzunehmen, das einen großen, viereckigen Rachen voll Bosheit gegen ihn aufsperrte.

Er trat zurück und seufzte grimmig: „Schon wieder! Schon wieder!"

Auch eine Folge seiner entsetzlichen Nervosität, daß alles Leblose, das ihn umgab, sobald er in die geringste Aufregung geriet, ein höhnisch grinsendes Gesicht annahm, — das Gesicht eines seiner Feinde und Neider. Er hat ihrer zahllose, er, von Natur der friedfertigste und wohlwollendste Mensch, war mit Feinden und Neidern bespickt, wie der Schild des Achilles mit Speeren. Und daran, und überhaupt an allem Übel, das ihn trifft, ist der Beruf schuld, den er ausübt und haßt, der Beruf, in den die Verhältnisse ihn hineingeschoben haben und für den die zärtlichste, geliebteste, thörichtste Mutter ihn auserwählt glaubte.

„Wart', du Verfluchter, wie ich dich sitzen lasse," murmelte er und ballte die Fäuste gegen etwas Unsichtbares in der Luft. „Wart' nur noch ein Jahr! Wartet auch ihr, wie ich euch verlassen werde," rief er den verrauchten Wänden zu.

Nur weil die Wohnstube wohlfeil war, hatte er's so lange in ihr ausgehalten. Sie lag im vierten Stock eines alten Zinshauses der inneren Stadt, hatte die Form einer Bratröhre und nur ein einziges Fenster, das nie und niemals von der Glorie eines Sonnenstrahls umspielt wurde. Und das Gäßchen, in dem das alte Haus stand, war so schmal, und die bösartig duftenden Rauchfänge seines Gegenübers waren so nahe! Mit einem langen Pfeifenrohr hätte man die Katzen, die nachts auf dem Dache herumspazierten und ein verachtungswürdiges Konzert aufführten, herunterfegen können. In diese Versuchung geriet Bertram nicht, er besaß keine lange Pfeife, er war (ebenfalls aus Sparsamkeit) kein Raucher. Er hielt das Fenster überhaupt geschlossen, denn es kam nichts Gutes herein, und für Ventilation war durch die beiden Öffnungen der Bratröhre hinlänglich gesorgt. Die verruchten zwei standen in beständiger, heimtückischer Wechselwirkung und verbanden sich alle Augenblicke zu einem grausamen Attentat gegen den am Schreibtisch sitzenden Mann. Plötzlich legte sich's ihm wie ein eisernes Band um den Hals, oder es bohrte sich ihm ins Ohr wie ein Dolch, und nun



Belgisches Fischermädchen. Aquarellstudie von Franz Skarbina

begann das Tosen und Brausen im Kopf und machte ihm die Anstrengung des Denkens zur Höllenqual.

Gedacht aber mußte, es mußte sogar erfunden werden, spannend und originell um jeden Preis, ohne weiteres auch um den des gesunden Menschenverstandes. O gräulich!

In der Fenstervertiefung, über dem Abreißkalender, der das Datum 25. Juli zeigte, hing der Rasierspiegel. Bertram trat vor ihn hin und betrachtete nach langer Zeit einmal wieder das Bild, das ihm daraus entgegensah, mit Aufmerksamkeit. Sie ging allmählich in zornige Entrüstung über.

Achtunddreißig Jahre alt sein und schon so tiefe Falten auf der Stirn haben und so eingefallene Wangen, so rotumränderte, trübe Augen, das ist doch des Teufels! Den verbissenen Zug um den Mund verdeckt glücklicherweise zum Teil der blonde Schnurrbart, dessen Enden sich breit ausgebürstet mit dem kurz gehaltenen Backenbart vereinigen. Es sieht fein aus, und der ganze Mensch sieht fein aus, aber schrecklich unruhig und nervös. Fortwährend muß er blinzeln und von Zeit zu Zeit verzieht ein blitzartiges Zucken ihm das Gesicht. Wie er das häßlich fand, wie er sich darüber kränkte und wie er nun einen neuen Grund zur Kränkung erfuhr! Eine Überraschung — aber was für eine! Mitten im üppigen Wald seiner Haare, gerade auf dem Scheitel, hatte er eine kleine Lichtung entdeckt.

„Das hast du mir gethan," rief er und ballte wieder die Faust, diesesmal gegen den Arm des Gasrohrs an der Wand über dem Schreibtisch.

Die Flamme war längst ausgelöscht worden, aber bis zum Morgen hatte sie dem unermüdlichen Arbeiter geleuchtet. Achtstundentag — lächerliches Wort! Sei du ein fleißiger Schriftsteller und Redakteur an der großen Zeitung: „Die junge Grenzenlose" und sprich vom Achtstundentag. Habe allmorgentlich ein halbes Hundert Briefe zu verschlingen, ein paar Dutzend Manuskripte, Broschüren, Bücher durchzublättern, habe gewohnheitsmäßig zwei Romane unter der Feder und sprich vom Achtstundentag. Ein Roman „läuft" in einem Volksblatt, der andere in einem Salonblatt, und: Fortsetzung folgt, heißt's unerbittlich. Eher dürfte die Zeit in ihrem Laufe innehalten, als so ein Roman in dem seinen.

Trotzdem ist die tägliche Arbeit nicht die arge, weil man an sie nur zu denken braucht, solange man dabei ist. Die argen, die nervenzerrüttenden Arbeiten sind die, die nur wöchentlich einmal erscheinen, an die man aber beständig denken muß. Da ist der gewisse „Überblick über die neueste Litteratur." Heißes Pech und brennenden Schwefel über den Erfinder dieses an „über" überreichen Titels.

„Ändern wir ihn, er ist zu lügenhaft," hatte Bertram Vogel dem Chef und den Kollegen vorgeschlagen. „Wenn wir von einem Einblick in den Wust sprächen, wär's protzig genug von uns. Ordinäre Ehrlichkeit spräche von einem Streif- oder Seitenblick."

Man lachte ihn aus. Der Überblick gehörte zum eisernen Bestand der „Grenzenlosen," die Abonnenten waren an ihren Überblick gewöhnt, hatten ihn bezahlt und geschluckt und glaubten ihn zu haben.

Einer noch größeren Beliebtheit als der Überblick erfreute sich das Sonntagsfeuilleton. Es hatte Bertrams Schriftstellerruf begründet, ihn populär gemacht, ihm seinen begeisterten Anhang erweckt und seine ehrenvollen Feindschaften.

Niemand sagte mehr: „Das Feuilleton von Vogelweid," wie niemand sagt: „Der Wein Burgunder." Es hieß nur noch: „Haben Sie den heutigen Vogelweid gelesen?" Und: „Der ist wieder unerreichbar, macht einen witzig für die ganze Woche. Und das alles nur so hingeworfen, man spürt ordentlich, wie er sich selbst dabei unterhalten hat."

Über die Leichtigkeit, mit der Vogel produzierte, hatten sich Legenden gebildet, die man ihm erzählte, ihm ins bärbeißige Gesicht. Er konnte wütend werden und widersprechen, soviel er wollte; es half nichts, die Leute schworen auf ihren Unsinn. Auf den zum Beispiel, daß er seine Feuilletons am Setzkasten diktiere oder daß er alle Samstage zwölf Feuilletons hinkritzle, eines davon ziehen lasse von der Hausmeisterin, die übrigen ins Feuer werfe.

In Wirklichkeit waren diese lustigen Feuilletons, die ins Leben hineingeflattert schienen, lauter Zangengeburten, und Bertram fühlte die Qualen, unter denen sie ent-

standen, in demselben Verhältnis wachsen, in dem seine Jugend abnahm. Sie war's, ihr Frohsinn, ihre Lebenslust, was einst in seinen Arbeiten gesprudelt hatte, er besaß kein eigentliches wahres, nur ein (äußerliches) Formtalent. Die Form war auch noch immer anmutig, geschmeidig, tadellos rein, aber der Inhalt bot nichts Neues mehr. Die Feinde und Neider haben es längst bemerkt, die Leser noch nicht. Werden sie sich noch zweiundfünfzigmal, werden sie sich noch ein Jahr lang darüber täuschen lassen, daß es dieselbe Voltige ist, die ihnen bei veränderter Dekoration in einem fort vorgemacht wird?

Noch ein Jahr, nur noch ein Jahr, und mit der widerlichen Tintenkleckserei ist's vorüber. Bertram Vogelweid ist tot, Bertram Vogel auferstanden. Er lebt in tiefster Zurückgezogenheit auf seinem eigenen Grund und Boden, auf dem Bauerngütchen, das er erworben und allmählich schuldenfrei gemacht hat. Er wird sein Feld bebauen, sein Gärtlein pflegen, Bäume pflanzen, . . . Bäume! Was giebt es Schöneres in der Welt? Was hat er je geliebt wie Bäume, der im Wald geborene Förstersohn?

Bäume! Bäume! Heute noch wird er Bäume sehen und freies Feld. Es wirbelt ihm im Kopf bei dem Gedanken, es schwindelt ihm, er muß sich setzen. Er sieht wieder überall Gesichter, verträgt nicht einmal die Freude mehr; sein Arzt und Freund hat ihm mit gutem Grunde vor kurzem erst gesagt: „Jetzt wird mir der Mensch in seinen alten Tagen noch hysterisch."

Auf dem Schreibtische liegen die Früchte seines wahnsinnigen Fleißes. Vier Überblicke, vier Feuilletons, die letzten Fortsetzungen seiner, ja, das hat er sich zugeschworen, letzten Romane. Des Volksromans mit seinen idealen Anarchisten, ausbeuterischen Kapitalisten, vom Blut und Schweiß des Volkes lebenden Baronen, Grafen und Fürsten, des Salonromans mit seinen Zweideutigkeiten, seinen Schlüpfrigkeiten nur allzu treu nach französischen Mustern, und doch überall Champagner in Bier verwandelt.

Ekel und Gräuel! Eine plötzliche Wut erfaßte ihn über sich selbst, über die Wege, die er ging, und über alle die Hunderte von Narren, die sich an ihn herandrängten und seinen Spuren folgen wollten, und denen er davon abgeraten hatte, im Anfang seiner Karriere recht höflich, in der Folge derb und derber.

Er besann sich auch der Singvögel männlichen und weiblichen Geschlechts, die ihm scharenweise zugeflogen waren. Erbarmungslos hatte er sie verscheucht, und wer weiß, ob sich unter ihnen nicht vielleicht doch eine Nachtigall befand.

Da war eine Anna Mimona, deren er nicht ohne eine Art Reue gedenken konnte. Sie hatte ihm ein Heft Gedichte — ein kalligraphisches Meisterwerk — geschickt, und um sein Urteil gebeten. Ein empfehlendes Wort von ihm, schrieb sie, würde diesen poetischen Versuchen einen Verleger verschaffen und dadurch einer verarmten Familie die Existenz erleichtern.

Bertram hatte das Buch nicht aufgeschlagen. Was kann man einer Person zutrauen, die albern genug ist, die Lyrik als Einnahmequelle anzusehen! Als die Poetin nach langer Zeit wieder schrieb und auf das höflichste um Bescheid ersuchte, erhielt sie ihn. Er lautete: „Kaufen Sie sich eine Nähmaschine."

Seitdem hatte sie ihn nicht mehr behelligt, und das gefiel ihm; Anna Mimona war also eine feinfühlige Person und bildete einen gewaltigen Gegensatz zu den vielen, die sich ihm nahten, girrend wie die Tauben, sobald aber der Beifall, den sie verlangten, ausblieb, zu bösartigen Krähen wurden und die Augen des unerbittlichen Kritikers bedrohten.

Das alles aber wäre zu verschmerzen, es giebt viel Schlimmeres: die Anhänger und Freunde, die gelobt werden müssen, weil sie loben, die Gegner, die getadelt werden müssen, wenn auch der eignen Überzeugung zum Trotze. So lange gelobt und getadelt, bis aus all dem Müssen eine Art Wollen sich entwickelt und die aufgedrungene Meinung zur eignen wird, weil man um sie gelitten und Anfeindung erduldet hat. Aus dem fortwährenden Bekennen entsteht ein Glauben. Das Vorurteil ist zur Religion geworden, das Amt hat den Menschen gefressen.

Bertram stieß ein höhnisches Gelächter aus und preßte beide Hände konvulsivisch an den Kopf.

Eine alte Kuckucksuhr, die in der Nähe der Thür ihr langes Pendel schwang, erhob

jetzt ein lautes Geschnarre. Sie hatte die Absicht, elf zu schlagen, konnte sie aber nicht ausführen.

In einer Viertelstunde wird der Wagen da sein, der den Reisenden nach dem Bahnhof bringen soll. Bertram hat gestern einem Komfortabelkutscher auf dem Stephansplatz das Versprechen abgenommen, sich punkt ein Viertel auf Zwölf vor dem Hausthor einzufinden. Wenn er nur kommt, der Mensch. Im Moment, in dem Vogel ihm das Angeld gegeben und er's eingesteckt hat, sind dem Besteller die unverläßlichen Augen des Menschen aufgefallen. Wenn er nur Wort hält. Wort halten ist eine große Tugend, und von einem Komfortabelkutscher eine große Tugend verlangen die pure Romantik, der reine Unsinn. Aber man begeht ihn, man ist so dumm, man ist ein so vertrauensseliger Esel!

Bertram spürte einen gallbitteren Geschmack im Munde und betrachtete mit Wehmut das hübsche Kofferchen, das er sich gestern angeschafft hatte. Es stand in der Ecke auf zwei Sesseln sauber zusammengeschnallt. Die Schlösser glänzten wie zwei Augen und schienen zu fragen: Nun — wird's? Wandern wir? Die Handtasche (auch neu und fertig gepackt) war auf seinem Rücken etabliert und noch offen. Sie wartete auf den Schreibtischschlüssel, den sie aufnehmen sollte. Aber der steckte, und die Lade gähnte wie ein Haifisch. Bertram sprang auf und wollte sie mit einem gewaltigen Ruck zuschieben. Da entfaltete sie eine teuflische Bosheit und spie ihm, soviel sie von ihrem Inhalt nur herausbringen konnte, vor die Füße.

Sinnlose Wut übermannte ihn, er fiel über die Tückische her und rüttelte an ihr, daß sie stöhnte und in allen Fugen bebte.

Jetzt wurde an der Thür geklopft und ohne weitere Umstände eingetreten. Frau Hundlgruber, die Hausmeisterin, ein Bild grandioser Gelassenheit, zwang sich zu einem kleinen Schrei beim Anblick des Zimmerherrn, der seinen Schreibtisch prügelte:

„Jessas und Joseph, Herr von Vogel, was sein's denn schon wieder nervios, was regen's Ihnen denn auf? Kommen's, gehn's weg, lassen's mich her."

Sie schob ihn fort mit einer sanften Macht und Leichtigkeit, wie sie ein Feldsesselchen fortgeschoben hätte, sammelte die auf dem Boden liegenden Schriften und legte sie mit glättenden Händen in die Lade, die, empfänglich für anständige Behandlung, den ganzen Reichtum nun gutwillig aufnahm und sich auch ohne Widerstand absperren ließ.

Frau Hundlgruber warf den Schlüssel in die Reisetasche und meldete auch, daß es Zeit, und daß der Einspänner vorgefahren sei.

Wieder geriet Bertram außer sich: „Zeit ist's; ich versäum' den Zug! Ich versäum' den Zug," stieß er hervor, riß seinen Hut und Überzieher vom Kleiderstock und wollte mit Hinterlassung aller seiner Reiseeffekten davonlaufen.

Frau Hundlgruber erteilte ihm eine neue Ermahnung, gab ihm seine Tasche und seinen Regenschirm in die Hand, nahm selbst das Kofferchen unter den kräftigen Arm und fragte, was mit den Sachen auf dem Schreibtisch zu geschehen habe.

Bertram rief voll Hast: „Alles Rekommandierte auf die Post . . . Die Rezepisse verwahren Sie, die bind' ich Ihnen auf die Seele, mit Spagat, Frau Hundlgruber. Das große Paket tragen Sie, bitte, auf die Redaktion."

„Jessas und Joseph, das is g'wiß das End' von Ihrer schönen G'schicht," sprach Frau Hundlgruber und lächelte seelenvergnügt: „Sagen Sie mir nur noch g'schwind, ich könnt' ja heut' nit schlafen vor Neugier: Wird der Baron wirklich lebendig begraben? Verdienen thät er's, der Schuft, der miserable. Is der Pülcher wirklich der Stiftsdam' ihr Sohn, und wird der brave Anarchist richtig noch Minister bei der Polizei?"

„Das alles soll die Zukunft Ihnen enthüllen, jetzt lassen Sie uns scheiden. Leben Sie wohl, Meisterin dieses Hauses," sprach Bertram pathetisch, „und wenn hier Feuer ausbrechen sollte, dann retten Sie alles, nur den," er wies mit ausgestrecktem Finger nach dem Schreibtische, „den lassen Sie verbrennen, der ist assekuriert."

Damit rannte er die Treppe hinab, stieg in den, vor dem Hause wartenden offenen Wagen, das Gepäck wurde untergebracht und fort ging's im Gezottel eines steifen Fliegenschimmels, dem Nordbahnhofe zu.

II.

Eine peinliche Fahrt. Wohl zehnmal tippte Bertram mit der Spitze seines Regenschirms dem Kutscher auf die Schulter und flehte: „Fahren Sie zu, vorwärts!" Er suchte zu imponieren und befahl: „Vorwärts. Fahren Sie zu!" Es machte keinen Eindruck. Er knirschte in Verzweiflung: „Wir kommen zu spät! Kutscher! Mensch! Zu spät!" Half alles nichts. Der Kutscher, breit wie sein Bock, antwortete nur mit undefinierbaren Lauten, einer Art Gegrunze, und sein Fahrgast schalt ihn im stillen eine Pappendeckelseele, ein stumpfsinniges Halbtier.

Wagen um Wagen, alle mit Koffern beladen, fuhren ihnen vor, der Fliegenschimmel schüttelte dazu nicht einmal den Kopf. Sein Lenker war unzugänglich, und er war ohne Ehrgeiz. Bertram rutschte immer weiter vor auf seinem Sitze und saß zuletzt nur noch auf der Polstereinfassung. Er meinte sich dadurch leichter zu machen, er hätte ums Leben gern mitgezogen und erreichte nichts anderes, als daß ihm zuletzt in seiner Aufregung alles vor den Augen tanzte und daß er statt des breiten Kutscherrückens ein abscheuliches braunes Gesicht mit Hängebacken vor sich sah. Voll Entsetzen wandte er den Blick ab, lehnte sich zurück im Wagen und gab alle Hoffnung auf, noch zurecht zu kommen. Das begab sich ganz in der Nähe seines Zieles, und ein paar Minuten später hatte er den Bahnhof erreicht.

Aber welch ein Gewirr und Getreibe herrschte da!

„Der Schnellzug is heut' ungeheuer besetzt," sagte ein riesenhafter Träger, der an den Wagen Bertrams herantrat und sich des Gepäcks bemächtigte.

Ungeheuer besetzt. O du liebes Schicksal! Just heute an dem ersten Tag nach vier Jahren, an dem Bertram reisen kann, müssen Hunderte von Leuten reisen, die's wahrscheinlich ebenso gut früher hätten thun können. Er springt aus dem Wagen und will dem Träger folgen, der die Stufen zur Halle hinaufsteigt. Da wird der schläfrige Kutscher plötzlich lebendig und schreit:

„Erscht hetzen! und durchgeh'n a no? Halt's 'n auf!"

Bertram erschauderte bei dem Gebrüll. Der Vorwurf, den ihm der Grobian vom Bocke zuschleuderte, traf ihn wie der Blitz vom Himmel. Er hatte vergessen, seine Fahrt, wie sichs gehört, im voraus zu bezahlen, stand als Betrüger da, die Blicke der Menschen, die sich nach ihm umsahen, sprachen es aus. Er bemerkte auch, daß ein Wachmann ihn fixierte. In zitternder Eile, mit vor Kälte steifen Fingern (am 25. Juli um die Mittagsstunde, bei 28 Graden über Null), entnahm er seinem Portemonnaie eine Banknote und reichte sie dem Grobian, der augenblicklich den Hut zog und kriechend demütig bat: „Schaffen Euer Gnaden ein andres Mal wieder."

Bertram eilte dem Träger nach, der schon auf ihn wartete, kurzweg fragte: „Wohin?" und ebenso kurzweg hinzufügte, nachdem er die Antwort: „Hullein" erhalten hatte: „Nehmen's Ihr Billet."

Ja, nehmen! Das ist leicht gesagt. Bei dem Fenster, durch das die Banknoten hinein und die Fahrbillete herausgeschoben werden, gab es ein Gedränge, als ob dort Brot verteilt würde unter Hungernde. Bertram stand als der letzte zwischen den eisernen Schlangen, die zum Schalter führen, und zappelte vor Ungeduld und quälte sich mit gräßlichen Zweifeln: „Wohin ist der Kyklope gerannt, was hat er mit meiner Bagage angefangen? Was hat sein mysteriöses Verschwinden zu bedeuten? Der Kyklope ist am Ende gar kein Träger, sondern ein als Träger verkleideter Strolch, der jetzt das Weite sucht mit meinem Hab und Gut."

Bertram späht ihm vergeblich mit verstörten Blicken nach, möchte nach Hilfe schreien und wagt es doch nicht recht, trotz der Überzeugung, daß er bestohlen ist, beraubt! O die Menschen! die Menschen! Was für ein ausbündiges Gesindel! Fluch über sie und ihre höllische Erfindung, die Eisenbahn, die allen Lastern eine nie dagewesene Fülle von Gelegenheiten bietet, sich auszubreiten, zu wuchern, hereinzustieben, triumphierend mit Dampf in die früher — verhältnismäßig wenigstens — unschuldige Welt. — Bertram seufzte, schnaubte, stampfte und hatte zur Verstärkung seiner Pein ein dumpfes Gefühl, daß er lächerlich sei und sich so ausnehme.

Unweit von ihm, neben einer Säule in der Halle, stand eine junge, große, schlanke Frau in hellgrauem Reiseanzug, mit einem

allerliebsten Mützchen ohne Schirm auf dem Kopfe. Sie blieb ganz gelassen mitten in dem fürchterlichen Trubel, der sie umgab, hatte ihre Reisetasche (wo ist die meine? dachte Bertram schmerzlich) auf den Boden gestellt und schien in vollkommener Gemütsruhe auf jemanden zu warten. Dabei beobachtete sie den armen, zwischen den Eisenbarrieren zuckenden Vogel, diskret, mit höchster Wohlerzogenheit, aber offenbar belustigt. Ihre blauen, ehrlichen und unbeschreiblich sympathischen Augen sagten ihm ins Gesicht: Du machst mir Spaß.

Der vorletzte Passagier hatte Platz gemacht, Bertram trat an seine Stelle und quetschte mühsam das Wort „Hullein“ hervor, während draußen — es fuhr ihm in die Kniee, daß sie zusammenknickten — das erste Läuten erscholl. Der Beamte hinter dem Schalter streifte ihn mit einem flüchtigen Blicke, hielt ihn für einen anderen, schob ihm ein Billet erster Klasse hin und sagte während des Herausgebens auf zwei Zehnernoten:

„Eile, Herr Baron, höchste Zeit.“

„Träger! Wo ist der Träger?“ rief Bertram und vergaß völlig, daß der ein Schuft, ein Strolch war und die Bagage entwendet hatte.

„Was für a Nummer?“ fragten ein paar Blusenmänner.

„Weiß ich's?“ Und noch einmal rief er, aber schon völlig hoffnungslos: „Träger!“

Siehe, da kam der Strolch aus dem Magazin herausgelaufen und hatte ein vertraueneinflößendes Gesicht und sprach: „Da drin hat einer an Koffer falsch aufgegeben.“

„Den meinen,“ stöhnte Bertram.

„Na, na, den Ihren nit. Jetzt aber machen's g'schwind. Wo is Ihr Billet?“ Er bemerkte die Aufregung des Reisenden und lächelte — die Nervösen sind die einträglichsten — nahm ihn unter seinen väterlichen Schutz, führte ihn zur Wage und wieder an einen Schalter — was das für unnötige Förmlichkeiten sind! und wieder hieß es bezahlen, und Bertram glaubte zu bemerken, daß ihm ein Fünfer fehle. Jetzt aber war nicht Zeit, nachzusehen, das zweite Läuten ertönte, und Bertram verlor völlig den Kopf. Er riß seinen Regenschirm dem Träger aus der Hand, rannte durch die Halle über die Treppe, durch den Wartesaal an dem verblüfften Portier vorbei auf den Perron.

Dort wieder ein schreckliches Gedränge und grausame Rücksichtslosigkeit gegen den Nächsten. Mit den Ellenbogen, den Knieen, den Füßen wird gerungen, gestoßen, gepufft. Die Männer denken nur an sich, die Frauen nur an ihre Brut, nie wird Bertram einen Platz erobern: auf den Faustkampf ist er nicht eingerichtet. Er bleibt stehen, sieht den anderen nach und hat einen neuen verzweifelten Anfall von Menschenverachtung.

„Sie! Herr!“ schreit ihm plötzlich jemand in die Ohren. Er wendet sich um, und vor ihm steht sein Träger, der gute Kyklop. Er hat sich Bahn gebrochen bis zu ihm und bringt ihm den Gepäckschein, die Handtasche und das Portemonnaie:

„Das alles haben's bei der Wag' liegen lassen,“ spricht er, grüßt militärisch und will enteilen. Aber Bertram ruft ihn zurück, sein Herz überquillt vor Beschämung und Rührung. Wie unrecht hat er einem Ehrenmann gethan! Er sucht nach in seiner Geldtasche, ein Fünfer ist noch drin, muß noch drin sein, den Fünfer hat er nicht ausgegeben, aber er findet oder sieht ihn jetzt nicht, knüllt krampfhaft alles Papierene, das ihm zwischen die Finger kommt, zusammen und schenkt es dem Ehrenmann. Dann rennt er weiter, die Ufer der tobenden Menschenflut entlang. Hinein wirft er sich nicht, das nicht, o pfui! ihm graut.

Mit Verzweiflung fand er sich plötzlich fast allein auf dem Perron. Der ungeheure Zug hatte alles geschluckt. Aus den Fenstern, unter denen Bertram herumirrte, zu denen er hilfeflehend emporsah, blickten böse Gesichter, drohende Augen auf ihn nieder. „Alles besetzt!“ riefen grausame Stimmen. Einzelne, noch offenstehende Thüren wurden von innen heftig zugeschlagen.

„Einsteigen!“ donnerte ein Schaffner dem armen Ausgeschlossenen zu, und der stöhnte:

„Wo?“

„Welche Klasse?“

„Erste.“

„Was kriechen's also da herum? Also zurück, ganz hinten!“ braust der Schaffner auf, selbst schon im Begriff, seinen luftigen Sitz zu erklettern, und der schreckliche Mensch an der Glocke hebt den Schwengel zum dritten Läuten.

Da öffnete sich der Schlag des letzten Waggons, ein junger Mann steckte den Kopf heraus und winkte dem atemlos heranstürmenden Bertram: „Da her, da ist noch Platz!"

Wenige Sekunden später setzte Bertram den Fuß auf das erste Trittbrett, sein Retter streckte ihm die Hand entgegen, er ergriff sie und ließ seinen Regenschirm fallen und sah sich nicht einmal nach ihm um, erklomm das zweite Trittbrett und stand im Wagen keuchend, verstört. Im selben Augenblick wurde die Glocke geläutet — ein durchdringender Pfiff — ein Ruck, Bertram taumelte und saß, aber so schlecht, daß er gleich wieder aufsprang.

Der junge Mann hatte einen Schrei ausgestoßen: „Donnerwetter, was thun Sie denn? Aber um Gottes willen, Sie setzen sich ja auf meine Tauben!"

III.

Auf dem Ecksitze des Halbcoupés, in das Bertram hereingestürzt war, stand ein Vogelbauer, und in dem befanden sich zwei prächtige Ringeltauben, die ganz erschrocken über die plötzliche Verfinsterung ihres Lokales, Töne des Entsetzens ausstießen und mit den Flügeln schlugen. Ihr Eigentümer bemühte sich, die in eine Plattform verwandelte Kuppel ihres Bauers aus Draht wieder zurecht zu biegen, und Bertram konnte kein Ende finden mit Entschuldigungen:

„Es ist hoffentlich nichts geschehen?" fragte er besorgt.

„Den Tauben nichts. Aber so lach' doch nicht," wandte der junge Mann sich an seine Begleiterin, die in der anderen Ecke saß, und in der Bertram die anmutige Frau erkannte, deren wenig schmeichelhafte Aufmerksamkeit er schon auf dem Bahnhofe erregt hatte. Trotz der redlichsten Mühe vermochte sie das helle, herzerquickende Lachen, in das sie ausgebrochen war, nicht zu unterdrücken. Sie entschuldigte sich:

„Verzeihen Sie, es ist aber zu spaßig gewesen, der Schrecken meines Mannes und dann der Ihre."

„O, gnädige Frau, was mich betrifft, lachen Sie weiter, es klingt so schön," erwiderte Bertram.

Da wurde sie sogleich ernst und lud ihn ein, sich zu setzen. Er wollte seinen Platz durchaus mit dem Vogelbauer teilen, durfte aber nicht, mußte sich allein in die Ecke placieren. Der Ehemann, der auffallend schöne, braune Augen hatte und kurzgeschorene, schwarze Haare, stellte die Tauben auf den Mittelsitz, den auch er einnahm und sagte:

„Sie müssen sich's bequem machen, Sie sind unser Gast. Wir haben das ganze Coupé genommen wegen der dummen Viecher und weil die Leute so kurios sind. Wenn einer mit einem Bettsack von hundert Kilo, sechs Kopfpolstern und drei Decken einrückt, sagt niemand was, bringt man aber einen Kolibri in den Waggon, schreien sie gleich: In den Ochsenwagen damit!"

Ein erbitterter Ausdruck tiefster Menschenverachtung lagerte wieder auf Bertrams Zügen: „Dummes, eingebildetes Volk!" brummte er. „Als ob man nicht hunderttausendmal besser aufgehoben wäre in der Nähe einer Taube als in der eines Tabakrauchers!"

Bei diesen Worten wechselte das Ehepaar einen Blick, dessen Bedeutung er sich nicht erklären konnte. Es setzte ihn in Verlegenheit; um sie zu verbergen und sich möglichst angenehm zu machen, begann er, die Tauben zu bewundern; ihre Größe, ihre sanfte Cedernholzfarbe, ihre Ringkragen a la Philippine Welser.

„Ja, ja, sind schön, wenn sie mir nur nicht davonfliegen," sprach der junge Mann und betrachtete sie mit halb stolzen, halb bekümmerten Eigentümerblicken, „ich habe sie in Wien gekauft für meine Zucht."

„Sie züchten Tauben?" fragte Bertram voll Begeisterung. „Ich werde auch Tauben züchten, ja, ja, das ist meine Absicht, ich habe sie eben gefaßt. Ich werde alles thun, was man auf dem Lande thun kann." Er war wie berauscht. Die kräftige Luft, der Sonnenschein, der Anblick der Felder in ihrer goldigen Pracht, rissen ihn hin. Unbeirrt durch das Erstaunen, das er mit seiner Beredsamkeit erregte, fuhr er fort: „Ich werde hinter dem Pfluge gehen und singen mit Alexei Koltzow: Vorwärts Gäulchen, vorwärts, zieh die Ackerfurche. O weh!" unterbrach er sich, „ich citiere wieder — Werkstattgewohnheit; ich bin wie der Kammerdiener im Proverbe Leclergs, ich kann in der Freiheit die schönen Tage der

Sklaverei nicht vergessen." Er klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers an seine Stirn: „Nichts als Bücher da drin, tote Buchstaben. Ich bin nämlich — Gott sei's geklagt, Litterat. Aber nicht lange mehr, bald schon — unnennbare Wonne — Bauer."

Der Mann und die Frau wechselten wieder einen Blick, den Bertram dieses Mal verstand. Sie hatten sich zurückgelehnt, er beugte sich weit vor, um ihnen in die Augen sehen zu können. Es war ihm so wohlthuend. Diese Menschen schienen so ganz im reinen mit sich selbst, so friedlich, so ausgeglichen.

„Gnädige Frau," sagte Bertram, „und Sie, mein edler Retter, Sie halten mich für geistesgestört, ich bin es nicht, ich bin nur entsetzlich nervös. Das wird man in meinem sogenannten Berufe, der nicht der meine ist. Ich bin ein Förstersohn und durch Natur, Geburt, Neigung zum Forstwesen bestimmt."

Das Ehepaar antwortete mit „So?" — „Ja?" höflich, aber erschreckend kühl, er fühlte, daß er sich unangenehm machte, daß man sein Geschwätz aufdringlich fand, und doch war's, als ob ihm ein Teufelchen auf der Zunge säße, das auf ihr herumhüpfte wie auf einem Trampolin und ihn zwang, all die Überflüssigkeiten vorzubringen.

Die junge Frau benutzte die erste Pause, die er machte, um ihn zu fragen: „Ist es Ihnen sehr unangenehm, wenn ich rauche?"

Er verneigte sich: „O gnädige Frau, wenn Sie rauchen, ist es mir eine Ehre und ein Glück!"

Sie lächelte, jetzt fand sie ihn offenbar wieder komisch, griff in ihren Reisesack und entnahm ihm eine Cigarrentasche, ein Feuerzeug und die gestrige „Grenzenlose," die mit dem Sonntagsfeuilleton.

„Jetzt will ich meinen Vogelweid erst genießen," sagte sie zu ihrem Mann, „in der Stadt kommt man zu nichts. Ich hab' gestern in die Zeitung grad nur hineingeguckt." Sie brannte einen ziemlich großen Glimmstengel an, drückte sich behaglich in ihre Ecke und rauchte und las und vergaß in ihrer genußreichen Versunkenheit alles um sich her — nur nicht ihren Mann. Der hatte sich tief heruntergleiten lassen auf seinem Sitze, einen Fuß an die Wand des Waggons gestemmt, den anderen übergeschlagen und sah unverwandt zu ihr hinauf.

„Er ist heut' besonders gut, nicht wahr?" fragte er, wenn sie sich so recht zu unterhalten schien. Sie antwortete mit stummem Kopfnicken, und er suchte ihr Interesse noch zu erhöhen.

„Wart nur, lies nur, es wird immer besser."

„Excellent!" rief sie plötzlich aus, „nein, der Vogelweid — wie ich den liebe!"

Bertram hielt sich nicht länger: „Sie haben unrecht, gnädige Frau, das ist, ich bitte um Verzeihung, eine Geschmacksverirrung."

Sie wurde rot, ihr Mann fuhr auf: „Erlauben Sie mir" —

„In keinem anderen Punkte hätte ich Ihnen etwas zu erlauben oder zu verbieten, Ihnen, meine gnädige Frau, oder Ihnen, mein edler Retter," versetzte Vogel. „Aber in dem einen Punkte habe ich das Recht einer Meinung und die Pflicht sie auszusprechen. Sie dürfen mir glauben, daß dieses Feuilleton, das Ihnen besonders gut vorkommt, besonders schlecht ist, und daß Sie über etwas mühsam Zusammengequältes lachen. Lauter alte Witze und Späße, denen man aber ihr Alter nicht anmerken soll, immer das alte Ragout, nur mit neuem Überguß."

„Erstens," erwiderte die junge Dame, „haben Ragouts keine Übergüsse sondern Saucen, und wenn mir die Sauce schmeckt. —"

„Unglücklicherweise. Sie sollten sich das Gebräu nicht schmecken lassen und würden auch nicht, wenn Sie wüßten, aus welchen Ingredienzien es besteht und mit wie niederträchtiger Künstlichkeit es eingerührt ist. Künstlichkeit — Karikatur der Kunst! und natürlich auch Routine. Die Zwei bringen das Tränklein fertig, das dann den Leuten so leicht eingeht, wirklich wie nichts. Sie brauchen nur den Mund aufthun, es läuft von selbst hinein, das charakterlose, für jeden Gaumen berechnete Zeug!"

Das Ehepaar hatte dem aufgeregten Reisegefährten schweigend zugehört: „Sie sind vom Fach, man sieht's," sprach der Mann und die Frau erklärte:

„Nein, nein! ich lasse mir die Freud' an meinem Vogelweid nicht verderben. Sie sagen immer wegwerfend: das Zeug. Wie

viele würden ihrem Gott danken, wenn sie solches ‚Zeug‘ schreiben könnten.“

„Das gewiß. Es trägt ja viel mehr Geld ein, als das Herstellen guter, gediegener Kost. Und — Geld! Am Gelde hängt, nach Gelde drängt &c. ist heute noch wahr, und bleibt es vielleicht noch ein Weilchen, bis uns die Socialisten von dem elenden Tauschmittel befreien. Seien Sie ganz aufrichtig mit mir, gnädige Frau,“ begann er nach einer kleinen Weile von neuem. „Oder seien Sie es auch nicht — mit Worten, ich weiß doch was Sie denken, ich sehe Sie denken. Der Neid spricht aus dir, denken Sie, Sie irren. Der litterarische Bajazzo, den Sie in Schutz nehmen, und den ich angreife, der alte, verbitterte, müde Vogelweid flößt mir nicht den geringsten Neid ein, dazu kenne ich ihn zu gut, bin zu genau eingeweiht in die Geheimnisse seiner armseligen Journalistenexistenz. Ich bin ja selbst dieser Vogelweid. Habe die Ehre, mich noch einmal vorzustellen: Bertram Vogel, genannt Vogelweid.“

Es entstand eine kleine Verlegenheitspause.

„Sie glauben mir nicht?“ fragte Bertram.

Doch! ja, sie glaubten ihm. Sie besannen sich jetzt, Porträts von ihm in illustrierten Blättern gesehen zu haben. Nicht sehr ähnlich allerdings. Das entschuldigte, so hofften sie wenigstens. Der Retter nannte sich:

„Georg R.“

„Graf R.,“ rief Bertram und lüftete freudig den Hut, „ein Nachbar meines Gönners und Jugendfreundes, Hugo von Weißenberg? Es ist mir eine ganz besondere Ehre.“

„Uns auch,“ sagten der Graf und die Gräfin, und man schüttelte einander die Hände. „Wir haben nicht nur viel von Ihnen gelesen, wir haben auch viel von Ihnen gehört,“ setzte die junge Frau hinzu. „Sie sind doch auf dem Wege nach Obositz, bringen Ihre Ferienzeit bei Weißenbergs zu, nicht wahr? Man kann Ihre Ankunft kaum mehr erwarten, wird Sie ganz ausschließend in Beschlag nehmen. Vogelweid will niemanden sehen, er ist ein bißchen menschenscheu, reden sie uns immer zu Gehör. Nun, daß Sie nervös sind, gebe ich zu, aber menschenscheu? davon haben wir nichts bemerkt.“

„Sie freilich nicht, meine Herrschaften, ich habe mich Ihnen an den Kopf geworfen und krame mein Innerstes vor Ihnen aus mit barbarenmäßiger Aufdringlichkeit. Stimmung, alles Stimmung! Ich bin eine Sklave meiner Stimmung! Das ist die Folge des unglückseligen Sichüberarbeitens. Arbeit ist der beste Inhalt unseres Lebens, Weisheit, Tugend, Gesundheit, Glück! Sich überarbeiten ist Fluch, ist der Tod aller unserer Fähigkeiten, nicht der geistigen allein, auch der moralischen. Man taugt nichts mehr, man verliert allen Halt . . . Sehen Sie mich, ich peroriere da unaufhaltsam und weiß, in einer halben Stunde, in fünf Minuten vielleicht werde ich stumm sein wie ein Stock, nicht eine Silbe herausbringen und nicht mehr wissen, ob man sagt: Schöne Frau, ich habe die Ehre oder: Schöne Ehre, — ich hab' eine Frau.“

Die Gräfin lachte: „Da sind Sie ja sehr zu bedauern.“

„In einem Jahre werde ich sehr zu beneiden sein, wenn ich mein Glück erlebe, wenn ich nicht früher überschnappe, es kommen mir manchmal so elend feige Gedanken.“

„Sie werden noch eine Menge Gutes erleben,“ sagte der Graf. „Der kleine Besitz, den Weißenberg für Sie gekauft hat, ist hübsch und gut. Aber ich darf nichts verraten, das sollen ja lauter Überraschungen werden.“

Die Augen Bertrams leuchteten, doch sprach er ängstlich: „Ich will mir nicht zu große Erwartungen machen. Alles hat zwei Seiten, auch mein Besitz wird sie haben. Vorläufig rechne ich mit Zuversicht nur auf ein ungetrübtes Glück. Auf das Glück, vier volle, gesegnete Wochen in einer unlitterarischen Umgebung zu verleben. Sie können nicht ermessen, was das bedeutet für einen Tintenmenschen wider Willen. Vier Wochen, in denen er kein Buch in die Hand zu nehmen braucht, in denen ihm kein Manuskript unter die Augen kommt, niemand ein Autograph von ihm verlangt, vier Wochen himmlischer Seligkeit! Weißenberg war mein Schulkamerad, er ist mir der treueste Freund, meine Vorsehung ist er. O, wie freudig bin ich ihm zu ewigem

Danke verpflichtet; in keines Menschen Schuld stände ich mit solcher Wonne, wie ich in der seinen stehe, und ich bin doch lieblos genug, mich weder auf ihn, noch auf die Seinen so zu freuen, wie ich mich auf die absolut litteraturfreie Atmosphäre seines Hauses freue."

Der Graf räusperte sich, die Gräfin sah befremdet aus. „Wann waren Sie zum letztenmal in Obositz?" fragte sie.

„Vor vier Jahren."

„Stehen Sie nicht in Korrespondenz mit Ihrem Freunde?"

„Alle Jahr zweimal schicke ich ihm Geld, und er schickt mir eine Empfangsbestätigung. Ein litterarischer Taglöhner wie ich, schreibt nicht Briefe zu seinem Vergnügen, und Freund Weißenberg schreibt überhaupt nicht. Bei meinem letzten Besuche wollte er einen Überschlag machen, dazu mußten wir in die Kanzlei gehen, weil die Tinte im Schreibzeug des famosen, männlich thätigen Mannes eingetrocknet war. Und seine liebenswürdige Gattin, die keinen Anspruch auf klassische Bildung macht, und ihre schöngeistigen Bedürfnisse mit ein paar Familienblättern bestreitet . . . Bei ihrer letzten Anwesenheit in Wien waren wir im Burgtheater und sahen Egmont. Am Schlusse sagte sie: ‚Der Egmont ist doch das schwächste Stück von Laube.' Eine verehrungswürdige Frau!"

Die Thür des Coupés wurde geöffnet, der Schaffner trat ein und bat um die Fahrkarten. Bertram zog sein Portemonnaie heraus, suchte, fand nichts, wurde kreideweiß, griff in die Brusttasche, und fand auch da nichts.

„Wie kommt dieser Herr herein, der Herr Graf haben doch das ganze Coupé genommen?" sprach der Schaffner.

„Und ich habe eine Karte genommen und bezahlt," schrie Bertram. Er war aufgesprungen und griff verzweiflungsvoll in alle seine Taschen. „Und dann — was habe ich dann gethan?" Ihm ward plötzlich alles klar und die Schamröte stieg ihm ins Gesicht: „Dann habe ich einem Comfortabler fünf Gulden gegeben, und der Mensch hatte es nicht verdient, denn er war sehr grob; und ich habe einem Träger, einem ausgezeichneten Manne, statt des Trinkgeldes, das ich ihm zudachte, meine Fahrkarte und meinen Gepäckschein in die Hand gedrückt. Nein," brach er aus, „daß ich reise ohne ein paar Kinderfrauen mitzunehmen, eine zur Rechten und eine zur Linken, daß ich überhaupt reise — ein Mensch, wie ich!"

IV.

Auch der Graf war aufgestanden, er drückte Bertram auf seinen Sitz zurück und redete ihm zu, sich zu beruhigen. „Sie sind mein Gast im Coupé, Sie fahren mit der Taubenkarte, und Ihren Koffer müssen wir halt schauen ohne Gepäckschein herauszukriegen. Nach Hullein ist er aufgegeben, da steigen wir ohnehin zusammen aus."

Er besprach sich halblaut mit dem Kondukteur, Bertram verstand nur einzelne Worte, es sauste ihm so furchtbar in den Ohren. Aber jetzt erhob sich die Stimme der jungen Frau, die auf eine nur geflüsterte Bemerkung des Schaffners laut erwiderte:

„Es war der große Michel, und der Koffer war neu und aus gelbem Leder, ich habe ihn gesehen und erkenne ihn gleich wieder."

Dann schienen der Graf und der Schaffner einen Händedruck zu tauschen, und der Schaffner wurde ein Lauzun an Höflichkeit, gab die tröstlichsten Versicherungen und entfernte sich, alle, auch Bertram grüßend.

Der lebte auf, aber noch recht dürftig, war ganz Weichheit und Wehmut und so voll Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter wie ein glücklich Operierter gegen seine Ärzte.

Nach Journalistenbrauch dachte er im allgemeinen ziemlich gering von den Aristokraten und staunte, daß gerade zwei Angehörige dieser Menschenklasse sich frei zeigten von der rohen und egoistischen Rücksichtslosigkeit, die fast jeden ergreift, sobald er einen Bahnhof betritt: „Ja, ja," sagte er plötzlich laut, „willst du deinen Nächsten kennen lernen? Sieh dir ihn an im Gedränge und im Eisenbahnwaggon!"

Vogel wurde allmählich wieder beredsam, seine Reisegefährten verstanden gar diskret und mit achtungsvoller Teilnahme zuzuhören, und so hatte er, er wußte selbst nicht, wie 's geschah, den fremden Leuten, bevor man Lundenburg noch erreichte, wo die große Kofferagnoszierung ins Werk

gesetzt werden sollte — seine Lebensgeschichte erzählt.

Er war der Sohn eines seltsamen Ehepaares, nicht seltsam als einzelne für sich, seltsam als Paar, als glückliches, liebendes Paar. Der Vater, Sohn und Enkel von Forstleuten, ein Jäger durch und durch — alle Jäger sind gute Menschen, sagt Turgeniew — von klassischer Bildung nicht angeleckt. Aber auch kein Feind von Büchern, keineswegs; er las sie nur nicht. Wo hätte er die Zeit hergenommen, Allotria zu treiben, er ein Oberförster, verantwortlich für das Thun und Lassen eines großen Personals und für jedes Stück Wild und für jeden Baum in einem Komplex von zweitausend Joch Wald! Er hatte immer zu thun, zu thun, was er gern that, höchste irdische Seligkeit! So mühe- und oft gefahrvoll sein Tagewerk gewesen sein mochte, er kam am Abend zufrieden heim, küßte seine Frau und seinen Jungen, hing sein Jagdzeug an den Rechen, versorgte seine Hunde und setzte sich zu Tisch mit gehörigem Weidmannshunger und -durst. Wenn die gestillt waren, zündete er seine Pfeife an und nun kam das Plauderstündchen. Meistens sprach der Vater allein, und sein Junge hörte ihm mit begeisterter Aufmerksamkeit zu, weil sich's um Kulturen handelte, um den Holzschlag, um Hunde, um Wild und Wilddiebe. Und auch die Frau hörte ihn immer gern erzählen, nicht weil ihr Interesse an den Dingen, von denen er sprach, groß gewesen wäre, sondern weil sie ihn liebte, ihren braven alten Mann. Innigst liebte, trotz der großen Verschiedenheit an Jahren zwischen ihnen und der ihres geistigen Horizonts. Sie war die Tochter eines Professors an der Wiener Universität, und die Umstände, unter denen das hochgebildete schöne Gelehrtenkind den einfachen Jägersmann vom Lande kennen lernte und sich in ihn verliebte, würden den Stoff zu einem wunderlieblichen Novellchen bieten. Nur schade, das Publikum, dem dieses Novellchen gefallen würde, liegt mit unseren Großmüttern begraben.

„Kennen Sie," fragte Bertram, „das liebenswürdige Buch: Als der Großvater die Großmutter nahm? Da hinein würde das Novellchen gehören. Immer begibt sich dasselbe, das Thun der Menschen bleibt sich beständig gleich, aber was die anderen von diesem Thun wissen wollen, darüber entscheidet die Mode. Alle großen Strömungen in der Weltgeschichte, alle Richtungen in der Wissenschaft, in der Kunst — Sache der Mode, nichts weiter."

Das Ehepaar wollte Einsprache gegen diese Behauptung erheben, Bertram schnitt jede Kontroverse mit dem Ausruf ab:

„Ich habe eine glückliche Kindheit gehabt! Die beste Lehrerin, die ich hätte finden können, war auch die einzige, von der ich Unterricht erhielt: meine Mutter. Nun aber das Unglück: ich hatte ein merkwürdig gutes Gedächtnis. Es machte mir das Studieren zu leicht und deshalb bis zu einem gewissen Grade unfruchtbar, das Wissen ‚flog mir am Kopfe vorbei,' um einmal wieder zu citieren und zwar Lichtenberg. Nur Freude war für mich, was man Arbeit nannte, und Hochgenuß die Erholung — das Wandern durch den Wald mit meinem Vater. Es hat eine Zeit gegeben, in der ich jeden Baum, jeden Strauch, jede Blume kannte, ‚von Namen und von Angesicht,' und den Gesang jeder unserer Waldvögel nachmachen konnte, daß man ihn selbst zu hören glaubte. Ja, die Kindheit war schön. Und das alles auf einmal wie abgeschnitten. Mein Vater wurde eines Tages nach Hause gebracht — todt. Bauern, die an der Waldgrenze jagten, hatten ihn erschossen. Absicht? Zufall? es ist nie herausgekommen. Von den Geschworenen sind die Thäter freigesprochen worden. Das begab sich kurz bevor das große, wie man einst sagte: herrschaftliche Gut, auf dem mein Vater und seine Vorfahren durch Generationen das Oberförsteramt versahen, unter den Hammer kam. Ein junges, nichtsnutziges Früchtlein von einem Majoratsherrn hatte das väterliche Vermögen, wenige Jahre, nachdem er es antrat, verspielt, verlumpt.

Meine Mutter wurde abgefertigt mit einer kleinen Summe, die ich aber für einen unerschöpflichen Reichtum hielt. Wir zogen fort aus dem Haus im Walde, nach einem Provinzstädtchen, wo ein Bruder meiner Mutter an der Spitze des Gymnasiums und einer zahlreichen Familie stand. Lauter Buben, und alle studierten, und nun war 's selbstverständlich, daß auch ich studierte. Ich that 's ungern, weiß Gott, aber nicht

schlecht, dank meinem lächerlichen Gedächtnis. Als Vorzugsschüler zog ich durch die Klassen. Von Zeit zu Zeit bäumte sich's in mir auf: ‚Mutter, ich will nicht Philologe werden und Bibliothekenstaub schlucken. Ich will ein Förster werden und leben im tanigen Wald, Bäume pflanzen, Wild hegen.' — ‚Alles schön,' sagte sie, ‚aber klassische Bildung ist doch das Höchste. Lerne wenigstens den Schatz kennen, den die Menschheit an den Klassikern besitzt, lerne ihre erhebende, veredelnde Macht empfinden.'

Sie selbst war eine tüchtige Lateinerin, und wenn wir an Winterabenden beisammen saßen, las sie mir vor aus ihren geliebtesten Autoren, und dabei bebte leises Entzücken in ihrem Tone, und ihr feines weißes Gesicht verklärte sich. Ich wieder deklamierte deutsche Gedichte, ich war zu fünfzehn Jahren eine wandelnde Anthologie. Mein kleinwinziges, musikalisches Talent half das Unheil vollenden. Aus den vielen Versen und dem bißchen Musik entstand ein Summen, das herauskommen mußte und herauskam in einer Form, die blinde Mutterliebe und meine unerfahrene Jugend für Poesie hielten. Es regnete nicht, es schüttete Gedichte. Die Pseudomuse kargte nicht. Sie spendete ihr Reimgeklingel bei jedem Anlaß, bei Geburtstagen der Professoren, beim Schluß der Studienjahre, bei Fahnenweihen ꝛc. Viele dieser Dithyramben erschienen im Wochenblatt, und wenn meine Mutter mich ‚gedruckt' sehen konnte, war sie glücklich.

In vorgerückten Jahren begann sie auf einmal gesellig zu werden. Sie ging regelmäßig bei jedem Wetter und an jedem Wochentage zu Bekannten, wie sie sagte, und kam manchmal je nach der Jahreszeit, erhitzt, regentriefend oder durchfroren heim. Und zu meiner Betrübnis zog sie immer dieselben Kleider an, und die wurden nur noch mit viel Kunst und Mühe in leidlichem Stand erhalten. Ich sah meine Mutter aber auch elegante Toilettestücke anfertigen, die sie niemals trug. Sie liebte es nicht, bei solchen Arbeiten von mir überrascht zu werden, verbarg sie gleich im Schranke, wenn ich eintrat. Trotzdem kam es mir einmal vor, als feiere ich ein Wiedersehen beim Anblick einer Sammetmantille auf dem Rücken der Bürgermeisterin.

‚Mutter,' sagt' ich, die ‚Bürgermeisterin hat deine Sammetmantille.' ‚Wieso? ich werde doch keine Sammetmantille haben.' ‚Aber gemacht hast du sie, ja, ja, ganz gewiß, und verschenkt, oder — Mutter!', Ihre Verlegenheit erweckte einen beschämenden Verdacht in mir, und er hatte ein Gefolge von peinlichen Gedanken.

Meine Mutter verheimlichte mir allerlei. Es kamen manchmal Briefe mit kleinen Geldbeträgen von rätselhafter Provenienz ins Haus. Meine Mutter arbeitete doch nicht um Geld? Wir waren ja wohlhabend. Und wenn der Hausherr neulich den überhöflichen Bückling, den meine Mutter ihm machte, nur mit einem Kopfnicken erwidert hatte, so hieß das eben: Ich bin ein Flegel, und nicht: Sie sind im Rückstand mit dem Mietzins. Von Geldnot konnte bei uns keine Rede sein. In der Schule galt ich für reich. Hatte ich nicht alles, was ich brauchte, waren meine Kleider nicht immer in bestem Stand? Fand ich nicht beim Heimkehren immer einen gut besetzten Tisch? Alle diese Fragen konnte ich bejahen und wurde doch den Zweifel nicht los, der mich überkommen hatte und sprach: ‚Wenn die Renten nicht ausreichen, um den Mietzins zu bezahlen, so nimm doch einmal vom Kapital.' Sie erwiderte mühsam und mit leiser Stimme: ‚Unser Kapital hat einst aus dreitausend Gulden bestanden. Die Renten reichten nicht aus, um uns leben zu machen, ich habe Jahr für Jahr das Kapital angreifen müssen. Da hat sich's denn sehr verringert, das heißt, nein,' sprach sie und öffnete mir die Arme und zog meinen Kopf an ihre Brust, ‚es hat sich verwandelt, aus sehr Schätzbarem in Unschätzbares. Unser Kapital, das bist jetzt du, das ist deine kräftige Gesundheit, deine roten Wangen sind's, deine guten Augen.'

Ich war sehr enttäuscht und sagte: ‚Außerdem haben wir aber doch noch etwas?' Sie lächelte: ‚Etwas weniges — mich und meine Arbeitskraft.'

Einige Tage danach erkrankte sie schwer und verlor das Bewußtsein. Und während sie dalag in Fieberträumen mit geschlossenen Augen, gingen mir die Augen auf. Der Arzt hatte Eisumschläge verordnet, ich mußte die Tücher dazu aus ihrem Schranke, einem Häng- und Legschrank, nehmen, den sie — gar oft hatte ich sie damit geneckt! —

immer vor mir versperrt hielt. Wie ein Dieb kam ich mir vor, als ich den Schlüssel aus der Lade ihres Tisches nahm und den Schrank öffnete.

Auf den ersten Blick erriet ich das Geheimnis, das sie darin vor mir verbarg, das Geheimnis ihrer tiefen Armut. Da hingen ein paar Gewänder, der Rest ihrer einst wohlbestellten Garderobe, und gewannen eine Sprache, in der sie sagten: Sieh uns an, wir sind in Wirklichkeit anders, als wir uns ausnehmen, wenn uns die Herrin trägt; ganz ausgedient und lebensmüde, kein guter Faden ist mehr an uns. Blütenweiß und fein geplättet war auf den Legebrettern, um sie nur halbwegs zu bedecken, die Wäsche Stück für Stück nebeneinander gebreitet. Alles geflickt und wieder geflickt mit beispielloser Sorgfalt. Ich hatte meiner Mutter oft einen Vorwurf gemacht aus diesem Sparsamkeitsfleiße. Aber da citierte sie Annette von Droste, das schöne Gedicht, die junge Mutter. ‚Den Schleier, der am Erntefest zerrissen. Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett, daß alle Frauen höchlich es gepriesen.‘ Ja, nähen kann bald eine, zum Flicken braucht man Bildung.

Auf einem Taschentuche lag ein Säcklein aus verblichenem Seidenzeug mit Lavendelblüten gefüllt, eine Erinnerung an unseren Garten am Försterhaus. Die Blüten einzusammeln, war meine Arbeit. Ich that sie gern und trug dann ihre Spuren als starken, erfrischenden Duft tagelang in meinen Kleidern. Die Blüten im Säcklein strömten ihn längst nicht mehr aus; sie waren nur noch Staub.

Auch Schriften lagen im Schranke. Etwas vom Gericht, die Aufkündigung unserer Wohnung, Rechnungen für Modeartikel, von der Hand meiner Mutter geschrieben und mit dem offenbar zagend hingesetzten Worte: ‚Duplikat‘ versehen, aber nicht abgeschickt. Ein Brief mit der demütigen Bitte, das Honorar für dreißig Unterrichtsstunden gütigst entrichten zu wollen, gleichfalls nicht abgeschickt. Sie hatte gearbeitet, Unterricht gegeben, um die ihr gebührende Entlohnung gebettelt. Gott weiß, wie oft umsonst. Sie hatte gedarbt und gekargt, schweigend und glücklich, daß sie 's für mich thun konnte — bis sie zusammenbrach.

Das alles erzählte mir der alte Schrank, und ich stand vor ihm . . . Der Frömmste der Frommen hat noch nie andächtiger vor dem allerheiligsten Tabernakel gestanden.

Mit der Andacht war uns aber nicht geholfen, und helfen galt 's, und wenn ich ein Kapital war, galt 's Zinsen tragen.

Vor kurzem, da ich in der Redaktion des Wochenblattes mein Honorar für ein Gedicht abholte, das der Herausgeber zu einer offiziellen Feier bestellt hatte, sagte der zu mir: „Ihre Gedichte sind recht schön, wenn Sie aber die Leier, von der in jedem die Rede ist, in die Ecke werfen, und mir einige pudelnärrische Feuilletons leisten wollten, würde dabei für mich und Sie mehr herausschauen, als bei all dem Schwung. Aber der Humor! woher nehmen und nicht stehlen? Sie schon gar. Immer umrauscht von Zaubertönen und verheiratet mit den Kamönen. Von Zeit zu Zeit eine kleine Untreue thät nicht schaden, die verzeiht man auch dem besten Ehemann, aber freilich das Zeug dazu müßte man haben.“

Teufelsmäßig gelockt hatte mich's, ihm gleich zu zeigen, daß ich „das Zeug“ besaß, und daß die Kamönen, so eng verbunden ich mich auch mit ihnen hielt, mir doch noch nicht die Schlafhaube über die Ohren gezogen hatten.

Meine Herrschaften, am Bette meiner schwerkranken Mutter habe ich mein erstes lustiges Feuilleton geschrieben, und bin dabei — dummer Junge, der ich war — selbst lustig geworden. Eine große Zuversicht erfüllte und befestigte mich durch und durch: Morgen lacht das ganze Städtchen mit mir, und wir bekommen Geld, und meine Mutter wird gesund, denn ich kaufe ihr die teuersten Medikamente und die besten Sachen zum essen und alles was sie freut.

Als ich fertig war mit meiner Arbeit und sie überlas, mußte ich mir den Mund zuhalten, um nicht laut aufzulachen, um nicht einen Jubelschrei auszustoßen, der meine Mutter geweckt hätte. Sie schlief sanft, und ich wagte nicht näher zu treten, schickte ihr nur einen langen, innigen Kuß zu und dachte: Meine Mutter ist jetzt auch mein Kind.

Meine kühnsten Träume sind in Erfüllung gegangen. Ich habe — welch ein Glück für den Geldmacher, welch ein Unglück für den Künstler! nie einen Mißerfolg

gehabt, nur mehr oder weniger Erfolg. Zu zwanzig Jahren war ich Redakteur des ehemaligen Wochenblattes, das ich in ein Journal verwandelt hatte, von dem die großen Zeitungen in Wien Notiz nahmen. Dahin erhielt ich einen ehrenvollen Ruf in die Redaktion der ‚Grenzenlosen.‘ In Wien ist, jetzt sind es schon zwölf Jahre, meine Mutter, in der Überzeugung, daß sie der Welt in ihrem Sohne einen großen Schriftsteller hinterließ, bis zum letzten Augenblick zufrieden und glücklich, gestorben.“

Er hatte immer leiser gesprochen, sich immer mehr vorgebeugt, seine Arme lagen auf seinen ausgespreizten Knieen, er hielt die flachen Hände an sein Gesicht gepreßt. Plötzlich fiel auf den Teppich des Waggons eine Thräne, die er rasch mit dem Fuße verwischte. Er wandte den Kopf, sah zum Fenster hinaus und sprach mit etwas erzwungenem Entzücken: „Sehen Sie doch das schöne Kartoffelfeld. Ich möchte auch ein Kartoffelfeld haben!“

Der Zug fuhr in eine große Station ein. „Lundenburg,“ riefen die Kondukteure und öffneten die Thüren der Waggons.

„Jetzt wird Ihre Koffergeschichte in Ordnung gebracht,“ sagte der Graf, stieg aus, und Bertram mußte ihn zum Gepäckswagen begleiten, wo er von „autoritativer Seite“ die Versicherung erhielt, daß sein Kollo in Hullein ausgeladen werden solle.

Ins Coupé zurückgekehrt, brauchte er einige Zeit, um sich von seiner neuen Gemütsbewegung zu erholen, und sprach nur noch so viel als nötig war, um die teilnehmenden Fragen seiner Reisegefährten zu beantworten.

Er hatte nach dem Tode seiner Mutter einen einstigen Schulkameraden, Hugo von Weißenberg, auf dem Lande besucht, und damals schon den Entschluß gefaßt, an Fleiß zu leisten, was ein Mensch nur leisten kann, zu sparen wie ein Geizhals, und wenn er das nötige Geld zusammengebracht haben würde, ein Gütchen zu kaufen, auf dem er leben wollte nach seinem Sinne als Bauer, als Jäger. Vor mehreren Jahren schon hatte Weißenberg den kleinen Besitz für ihn erworben, aber damals war noch kein Wohnraum da, kein Stück Vieh, kein Ackergerät, nichts.

„Alles Fehlende mußte erschrieben werden. Der beste, fürsorglichste Freund, der sich mit dem Instruieren meines zukünftigen Eldorados plagt, als gälte es seinem eignen Sohn eine Heimstätte einzurichten, sagt immer noch: ‚Arbeite weiter, ein kleines Betriebskapital mußt du haben, du verhungerst ohne Betriebskapital!‘

Jetzt will ich mich ihm vorstellen, und zu ihm sprechen: ‚Sieh mich an, dahin hat die Litteratur mich gebracht. Ist's nicht besser im Freien verhungern, als überschnappen in einer zugigen, lichtlosen Kammer? Ich brauche Ruhe, Ruhe vor der Litteratur.‘“

„Mögen Sie die in Obosity finden,“ erwiderte die Gräfin. Sie stand auf und trat ans Fenster, an dem Bertram saß. „In fünf Minuten sind wir angelangt, nehmen wir jetzt schon Abschied.“ Auch der Graf trat heran: „Auf baldiges Wiedersehen; sagen Sie Freund Weißenberg, daß wir nächstens kommen, ich bitte, Herr Doktor.“

„O, Herr Graf, ich bin nicht Doktor.“

„Wie tituliert man Sie also?“

„Vogel, ganz einfach.“

„Was mich betrifft,“ sagte die Gräfin liebenswürdig, „ich bleibe bei Vogelweid. Meine Erklärung habe ich Ihnen schon gemacht und pflege nichts zurückzunehmen.“

„Georg, da sind die Kinder,“ wandte sie sich an ihren Mann.

Vor der Bahnhofstation, in Begleitung eines kleinen, alten, unbeschreiblich munter dreinblickenden Kindermädchens, warteten ein braunes, schlankes, etwa sechsjähriges Knäblein und seine noch jüngere, vor Lebhaftigkeit sprühende, blonde Schwester. Sie jubelten: Vater, Mutter, und die Gräfin antwortete ihnen nicht, winkte ihnen nicht zu, hielt die Arme gekreuzt, aber ein Ausdruck von tiefinnerlichem Glück breitete sich über ihr Gesicht, und ihre Augen lachten die Kinder an.

Bertram wollte ihr beim Aussteigen behilflich sein, sie war schon herabgehüpft und hatte dabei ihre Reisetasche in der Hand behalten, und nicht einmal ihren Regenschirm fallen lassen. Ihr Mann folgte ihr, er trug die Reisetasche Bertrams, und der sah nun, in Aufmerksamkeit ganz versunken, der freudigen Begrüßung zwischen den Eltern und den Kindern zu.

„Ich möchte auch Kinder haben,“ sagte er plötzlich.

„Tauben, Erdäpfelfelder und jetzt auch noch Kinder? Ach, lieber Herr Nachbar, zu denen kommt man, ehe man sich's versieht," sprach der Graf.

Bertram aber schrie auf: „All ihr Götter, ich vergesse ja ganz, wo ist mein Koffer?"

„Da steht er, auf der Strecke."

Wahrhaftig! Da stand er wie von unsichtbaren Händen hingetragen. Er stand, während der Zug, in dem er sich eben befunden hatte, davonbrauste. Doch eine großartige Erfindung, die Eisenbahn!

V.

Eine Viertelstunde später fuhr Bertram auf breitem Wege zwischen Baumgruppen, Wiesen und Gebüschen dem Schlosse Obositz zu. Unter den grünumrankten Säulen des Altans erwartete Weißenberg, umringt von seiner ganzen Familie, den werten Gast. Der Hintergrund wurde von der Dienerschaft ausgefüllt. Sonntäglich angethan, in schneeiger Weste schwenkte der Freund das Taschentuch und schrie aus Leibeskräften: „Willkommen!" In der ganzen Gruppe entstand eine freudige Bewegung, und in den Zuruf des Hausherrn mischten sich einzelne Vivats.

Es schien Bertram unmöglich, daß dieser feierliche Empfang ihm gelte; er wandte sich, um zu sehen, ob nicht hinter ihm der Statthalter einherfahre, oder der Bischof. Aber er erblickte nur ein Staubwölkchen, das die Räder des Wagens aufgewirbelt hatten. Ach, und rings dufteten die Wiesen und im Gezweige eines breitblätterigen Lindenbaumes wurde eine Vogelsoiree mit Gesang und Wettflügen abgehalten.

Die Pferde waren in vollem Lauf, und ihr Lenker trieb sie noch an. Vom Wunsche beseelt, sich auszuzeichnen, wollte er vor dem Altan plötzlich parieren. Das Kunststück mißlang, die Equipage schoß wie der Blitz an den Herrschaften vorbei und dem Stalle zu.

„Holla, halt!" rief der Baron, riefen die männlichen Diener und rannten nach, und sämtliche Schloßhunde setzten sich mit wütendem Gebell an die Spitze des Zuges. Nach wenigen Augenblicken riß der Kutscher sein Gespann zusammen, aber Bertram hatte Zeit genug gehabt, um voll Erbitterung vor sich hin zu knirschen: „Bravo! wir liegen schon. Wenn das nicht scheitern heißt im Hafen!"

Der Wagen hielt, und in der nächsten Minute reichte Weißenberg dem Freunde die Hand. Sie hatte Schwielen. „Bist einmal da, na endlich!"

„Endlich!" wiederholte Bertram, stieg aus und trat dem Schoßhündchen der Frau Baronin, das ihn umwedelte, auf die Pfote. Es entfloh heulend und er rief: „Himmel, wieviel Unglück habe ich heute mit Haustieren!"

Die stattliche und gütige Wirtin war herbeigeeilt: „Es thut nichts, gar nichts, trösten Sie sich," sprach sie huldvoll, „Passi ist selbst schuld, warum drängt sie sich so heran? Freilich hat sie eine Entschuldigung; die Getreue machte sich zum Dolmetsch unserer Gefühle."

Das Gesicht Weißenbergs leuchtete vor freudigem Stolze, während seine Gemahlin diese vortreffliche Ansprache hielt, und er massierte — bei ihm ein Zeichen hoher Erregung — sein rundes, ausrasiertes Kinn kräftig mit dem ringförmig zusammengebogenen Daumen und Zeigefinger seiner Rechten.

Bertram verbeugte sich, küßte der Baronin die Hand und erhaschte einen Blick aus ihren noch immer schönen Augen — er traute den eignen nicht — wahrlich einen zärtlichen Blick. Man trat unter das Portal; alte Bekanntschaften wurden aufgefrischt, neue gemacht.

Sieglinde, die Tochter des Hauses, vor drei Jahren ein schmales Backfischchen, prangte jetzt in vorzeitig strotzender Fülle. Sie litt zum Erbarmen unter den Ausbrüchen der Verwunderung, die sie durch ihre bavarienhafte Erscheinung bei aller Welt hervorrief, und kämpfte bis zum Weinen mit beständigem, unmotivierbarem Erröten.

Den Gegensatz zur Schwester bildete Hagen. Das „Jungelchen," wie seine Mutter ihn nannte, war zwar hoch aufgeschossen, aber mager und fahl; es hatte ziemlich dünne, blonde Haare und blasse Augen von unbestimmter Farbe, ein aufgestülptes Näschen und einen großen Mund mit dünnen Lippen. Er wurde vorgestellt als Lateiner und Grieche:

„Ja, ja, bereits Schüler, beinahe Vorzugsschüler der sechsten Klasse. Und hier," die Baronin machte eine so zierliche Hand-

bewegung wie eine Balletttänzerin, die ein Bouquet überreicht, und deutete auf einen jungen Mann von breiter Statur, mit rötlichen Haaren und rötlichem Schnurr- und Backenbarte: „Herr Doktor Meisenmann, der freundliche Gesellschafter und Professor unseres Sohnes."

Man begrüßte einander, und Bertram hütete sich wohl zu fragen, wozu der Gymnasiast, der beinahe Vorzugsschüler war, einen eignen freundlichen Professor brauche.

Der Zimmerwärter kam herbei: „Bitte um den Kofferschlüssel, daß ich auspacken kann," sprach er mit der Ungeniertheit und Wichtigthuerei verwöhnter alter Diener und nahm das Verlangte in Empfang, indem er dem Gaste vertraulich zunickte.

Weißenberg belohnte ihn mit einem: „Sehr gut, Vater Simon," hieß ihn vorausgehen und nahm den Arm Bertrams. „Wir folgen, komm, ich führe dich. Nicht deprecieren! Nein, sag' ich dir, du findest den Weg nicht, wohnst nicht in deinem alten Quartier, wohnst im ersten Stock, wir wissen, was wir dir schuldig sind, Mann des Tages. Appartement mit Badzimmer und Badwannen, n e u!" wiederholte er, die letzte Silbe nachdrücklich betonend.

Die Baronin ließ ein bedeutsames Räuspern vernehmen, und Sieglinde errötete.

Der Hausherr fuhr unentwegt fort: „Vorwärts also! Und ihr," wandte er sich an die Dienerschaft, „habt ihn gesehen, gebt euch zufrieden und tretet ab . . . Das gilt nicht dir," rief er einem jungen Mädchen zu, das hinter der Baronin und ihrer Tochter gestanden hatte wie hinter zwei Ofenschirmen und sich jetzt den abgehenden Leuten anschließen wollte. Sie blieb stehen, sehr verwirrt, mit gesenkten Augen, die sie auch nicht erhob, als Weißenberg sprach: „Gertrud, Herr Vogel, genannt — na, du weißt schon. Bertram, das ist Fräulein von Weißenberg, das heißt unsere Nichte Gertrud."

Er zog den Freund mit fort, sie schritten durch die Halle, über die Treppe. „Becile dich mit der Wascherei," empfahl der Baron. „Wir essen gewöhnlich um zwei Uhr, haben aber heute dir zu Ehren die Speisestunde verschoben. In zwanzig Minuten wird die Tischglocke dich rufen, die Köchin ist schon fertig."

„Was sie für Wimpern hat!" sagte Bertram plötzlich, wie aus Träumen erwachend.

„Wer?"

„Deine Nichte. Und warum ist sie in Trauer?"

„Weil ihre Mutter vor einem halben Jahre gestorben ist."

„Eine liebliche Erscheinung, so fein und zart."

„Zart? Ist dir nur so vorgekommen neben unserem Sieglinderl."

„Und warum so verlegen, ja sogar bestürzt?"

„Unser Sieglinderl ist immer bestürzt."

„Nein, die andere, mein ich."

„So, war die auch bestürzt? Ist sonst nicht ihre Sache. Aber du wirst ihr imponiert haben. Kein Wunder, die erste lebendige Berühmtheit, die ihr vor Augen kommt."

„Eine Berühmtheit wie ich! Da müßte sie bis heute in der Wildnis gelebt haben."

„In Wien hat sie gelebt. Freilich seit Jahren wie angeschnallt ans Bett der kranken Mutter."

Sie waren sehr langsam, denn Bertram blieb alle Augenblicke stehen, die sehr hübsche, freitragende Treppe hinaufgegangen. Weißenberg machte seinen Gast auf die Wände und die hochgewölbte Decke des Treppenhauses aufmerksam: „Sauber, nicht wahr? Ich habe einen Italiener da gehabt, der die Stuccaturen aus dem Mörtel herausgearbeitet hat, unter dem sie durch oftmaliges Übertünchen schon halb verschwunden waren."

Bertram bewunderte. „Reizend," rief er begeistert, „das ist Reichtum ohne Üppigkeit, edle Keuschheit, anmutige Fülle, Sehnsucht und Fähigkeit sich aus steifen, veralteten Formen zu befreien, ohne Ausartung ins Maßlose. Ich sage dir," brach er plötzlich aus, „deine Nichte ist eine Dame im österreichischen Barockstil!"

Der Baron legte die Hand auf Bertrams Schulter und sprach warnend: „Du, daß du dich nicht verliebst! Es wäre die größte Dummheit, du brauchst Geld, der Ökonom braucht immer Geld, und unsere Nichte — die reine Kirchenmaus. Da sind wir," unterbrach er sich, und sie blieben abermals stehen vor einer Flügelthür am Ende des bildergeschmückten, teppichbelegten Ganges, den sie durchschritten hatten.

„Ich geh', sonst verplaudern wir uns, und wie gesagt, die Köchin wartet, um anzurichten, nur aufs Glockenzeichen. Nochmals willkommen, und laß dir's bei uns wohl sein!"

Er enteilte geschäftig, und Bertram sah ihm nach. War auch nicht mehr derselbe, der liebe, alte Mensch! Er schien kleiner, sein Hals kürzer geworden, sein Rücken hatte etwas von der früheren Strammheit verloren. So kann man denn auch vorzeitig altern auf dem Lande, in dieser ozonreichen Luft, in herrlichem Frieden, in nervenstärkender Thätigkeit?

Simon hatte die Thür geöffnet, ermahnte den Gast einzutreten und weidete sich still und stolz an seinem Staunen über die schönen Räume, die ihn empfingen. Ein Salon in dunkelgrünem Sammet, ein lustiges, behaglich eingerichtetes Schlafzimmer mit Himmelbett und nebenan eine köstliche Badestube.

„Bitte, jetzt kommt das Scheenste," sagte Simon und schwebte auf den Zehen über die ganze Breite des Schlafzimmers. Dem Himmelbett gegenüber befand sich der Eingang zu einem vierten von einer schweren Portiere verhüllten Gelaß. Der Diener zog sie zurück und Bertram blickte in ein großes Arbeitszimmer, in dem ein kolossaler Schreibtisch stand, und das voll war von Bücherschränken, und jeder hatte ein anderes böses Gesicht, das ihn angrinste und triumphierend höhnte: Guck du, wir sind wieder da!

Er prallte zurück: „Vorhang zu! Ich bitte Sie um Gotteswillen, Simon, befreien Sie mich von diesem Anblick."

Simon rührte sich nicht. „Der Herr Doktor werden's da so scheen ruhig haben zur Arbeit, sagt die Frau Baronin. Wir haben die Bicher vom Boden heruntergeschleppt. Der Schreibtisch, der is aus der alten Kanzlei."

Bertram wußte wohl, daß man den Alten nicht beleidigen durfte, weil er sonst in akute Stummheit verfiel und sich aufs Schmollen verstand, trotz einer Dame des vorigen und einer Kammerjungfer dieses Jahrhunderts.

„Lassen Sie mit sich reden, Simon," sprach er, seine Ungeduld mühsam genug bemeisternd. „Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht Herr Doktor, ich bin kein Doktor, ich bin Herr Vogel, ein armer ‚Herr,' der von früh bis abends und manchmal von abends bis früh dasitzen und reines, weißes Papier in schwarz beschmiertes verwandeln muß."

„Muß?" fragte Simon ungläubig.

„Jawohl, um Geld zu verdienen mit meiner Arbeit. Hier aber will ich nicht arbeiten; ich bin zu euch gekommen um auszuruhen vom Lesen und Schreiben und will, solang ich hier bin, kein Buch aufschlagen und keine Feder berühren."

Damit begab er sich in das Waschzimmer und Simon folgte ihm, um als Lein- und Handtuchständer zu fungieren. „O Jekerle," seufzte er betrübt auf, „und wir haben sich schon alle so gefreit."

„Worauf?" fragte Bertram ahnungsvoll und tauchte aus dem Riesenlavoir empor, in dem er seinen Kopf gebadet hatte.

Aber Simon war ganz Sphinx. „Werden schon hören, bitte," erwiderte er.

VI.

Die Familie war vollzählig im kleinen Salon versammelt, als Bertram, sauber gewaschen und elegant angethan, eintrat. Im selben Augenblick wurden beide Flügel der Thür, die in den Speisesaal führte, geöffnet, der Gast bot der Hausfrau seinen Arm und erhielt am zierlich gedeckten Tisch den Platz zu ihrer Rechten und zur Linken des Hausherrn. Neben diesem saß der „Professor" und zwischen ihm und Hagen die ernste „Kirchenmaus." Dann kam Sieglinde, die ihren Sessel so nahe als möglich an den der Mutter gerückt hatte.

„Schau dir das Obst an," sagte Hugo, „dieselben Sorten haben wir in deinem Garten gepflanzt."

Bertram sah den Freund glückverklärt an. „Wann werd' ich ihn sehen, meinen Garten? Und solches Obst hab auch ich?"

Entzückt betrachtete er die goldigen Aprikosen, Himbeeren, die dem Rotkäppchen als Kopfbedeckung hätten dienen können, purpurne Kirschen, durchsichtige Weichseln, Erdbeeren von märchenhafter Größe und Gestalt.

„Nehmen Sie die Melone nach der Suppe oder zum Dessert?" fragte die Hausfrau und zeigte ihrem lieben Gaste freundlich die blanken Zähne. Sie war wirklich noch eine schöne Frau, trotz ihrer fünfund-



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Siegerlied. Nach dem Gemäl[l]



: von Joseph von Brandt.

dreißig Jahre und ihrer überreich entfalteten Spätsommerblüte.

„Verehrte Frau," erwiderte Bertram, „ich esse Melone, wann Sie erlauben und befehlen."

„Nach der Suppe ist sie gesünder," bemerkte Weißenberg.

„Beirre ihn doch nicht. Bitte, entscheiden Sie."

„Es ist mir wirklich gleich."

Der Gymnasiast, der während dieses Austausches von Höflichkeiten höhnisch gelacht hatte, brach jetzt aus: „Macht keine solchen Geschichten. Ihm ist's gleich, hat er schon gesagt, wenn er nur überhaupt Melone kriegt."

Bertram sah einen Purpurschein sich verbreiten, er ging vom Gesicht Sieglindens aus, er vernahm ein Gekicher, es hatte sich der Brust Meisenmanns entrungen. Weißenberg zeichnete mit dem Messer die Umrisse einer Scheune auf das Tischtuch, die Hausmutter that unbefangen und winkte plötzlich entschlossen dem immer noch auf eine Entscheidung wartenden Bedienten, die Melone zu servieren.

„Ich lese jetzt ‚Die Kronenwächter' von Achim von Arnim," wandte sie sich von neuem an Bertram.

„Sie lesen, so? die Kronenwächter?" versetzte er und dachte: Sind wahrscheinlich auch vom Boden heruntergeschleppt worden.

„Ein merkwürdiges Buch, aber doch mehr merkwürdig als spannend."

„Wie meinst du das?" rief Hagen seine Mutter herausfordernd an. Weißenberg aber sagte rasch:

„Sie ist gut, die, was? eine gestrickte. Hast dieselbe Sorte in deinen Mistbeeten."

Sieglinde errötete, und Mutter Bertha berichtigte in rücksichtsvoll gedämpftem Tone: „Frühbeeten."

Der Hausherr begann nun freudig und ausführlich zu erzählen, wie er den Kauf des Bauerngutes — einer ehemaligen Erbrichterei — für Bertram geschlossen, wie er alles in leidlicher Ordnung übernommen habe und in musterhafter zu übergeben gedenke. Dann aber kam er auf sein altes Lied vom Betriebskapital zurück, und Bertram erklärte:

„Ich will kein Kapital, ich brauche keins; was würden die Socialisten sagen, wenn ich ein Kapital aufhäufte."

„In die Gefahr wirst du schwerlich kommen. Nicht ums Aufhäufen handelt sich's, sondern ums Zustopfen, wenn irgendwo eine gefährliche Lücke entsteht; die Maschine, die zu stocken droht, muß in Gang erhalten werden. Wie schaffst du die Mittel dazu her ohne Reservefond?"

„Der Bauer hat keinen und lebt doch auch."

„Bilde dir das nicht ein, der Bauer geht zu Grunde."

„Durch eigne Schuld."

„Nicht immer."

Jetzt geriet der „Professor" in hohe Erregung und sprach überstürzt mit bebender Stimme und so leise, daß man ihn kaum verstand. Es zischte und pustete aus ihm heraus wie aus einem überheizten Theekessel. Er verwünschte die Juden und die Deutschen, die Feinde und Verderber des mährischen Bauern. Der Judenwirt verleitet den Bauern zum Trinken, gibt ihm Branntwein, soviel er will, bis er Hab und Gut versetzt hat. Dann kommt der Deutsche und kauft den Bauern aus.

Den Schluß seiner Rede hatte Meisenmann geradezu an den Baron gerichtet und schien, einmal im Zuge, in immer heftigere Anklagen ausbrechen zu wollen. Aber Hagen fuhr drein:

„Sitzt schon! sitzt schon wieder auf seinem Steckenpferd. Du mußt wissen, Vogel, er ist Jungczeche und Antisemit."

„In der Theorie, nicht in der Praxis. Sie können überzeugt sein, Hagen, und Fräulein von Weißenberg kann überzeugt sein" . . .

„Wir sind alle überzeugt," rief der immer versöhnliche Baron dazwischen. „Sie deklamieren gegen die Juden und die Deutschen, aber Sie thun keinem etwas zuleide."

„Ein theoretischer Jungczeche also?" sagte Bertram. „Auch das setzt mich in Erstaunen. Wenn man einen uralten deutschen Namen führt —"

Die Baronin hatte ein aristokratisches Bedenken: „Uralt?"

„Gewiß. Ich ahne zwar nicht, aus welcher Schöpfungsperiode die Meisen und die Männer stammen, aber sicherlich aus einer älteren als die ältesten Adelsgeschlechter."

„Du sprichst pro domo, Vogel, weil dann auch du einen uralten Namen hast."

Hagen lachte und es war betrübend ihn lachen zu hören und zu sehen. Er lachte wie er sprach, stoßweise, bellend, und schien dabei eine unangenehme Empfindung zu haben, seine Züge erheiterten sich nicht, sie verzerrten sich.

Sollte der nervöse Bertram unter Menschen geraten sein, noch nervöser als er? An dem jungen Sohn des Hauses mit dem alten Gesichte war alles krankhaft, auch die Hast, mit der er aß, und der prahlerische Übermut, mit dem er ein Glas Wein nach dem anderen hinunterstürzte.

Sein Vater richtete eine schüchterne Ermahnung an ihn, sie blieb wirkungslos und wurde nicht wiederholt; augenscheinlich fürchtete Weißenberg des Sohnes offenen Widerstand heraufzubeschwören.

Auch Sieglindchen verriet eine Boa constrictor-Natur beim Verschlingen der turmhohen Portionen, die sie sich vorlegte. Das Mittagessen war allerdings ausgezeichnet, und Bertram bedauerte, ihm nicht soviel Ehre erweisen zu können, als seine gastfreien Wirte gewünscht hätten.

Was war's, das ihm den Appetit raubte? Der Anblick der beiden jungen Fresser am Tische, die beängstigende Liebenswürdigkeit der Hausfrau, oder vielleicht die Nähe des Fräuleins von Weißenberg? Sie wirkte mächtig auf ihn, beschäftigte seine Gedanken, zwang ihn zu fortwährender Selbstüberwindung, um nicht der Versuchung zu unterliegen, sie gar zu oft anzusehen.

Eine eigentliche Schönheit konnte man sie nicht nennen, aber es war so vieles an ihr schön! Die Form des Kopfes, ihre Art ihn zu tragen, der wundervolle Ansatz des schlanken Halses, die reichen dunkelbraunen Haare, die Nase, der Mund, der hartnäckig schwieg und der, das glaubte Bertram zu erraten, doch so gern gelacht und gescherzt hätte. Und die streng blickenden Augen, dunkel wie die Flügel des Trauermantels, wie mußten die leuchten können, wenn ein Glücksgefühl sich in ihnen wiederspiegelte!

„Es ist schrecklich, Sie essen nicht," sagte die Baronin, und ihr Gast entschuldigte sich:

„O, bitte, warten Sie nur, in kurzem wird sich Heißhunger bei mir einstellen, wenn ich nur erst zu taglöhnern anfange."

„Wie meinen Sie das, zu taglöhnern?"

„Ich meine, daß ich arbeiten will wie ein Taglöhner."

Alle lachten, sogar die Bedienten lachten verstohlen.

„Wie ein Taglöhner? mit Ihrer Bildung!" sprach die Hausfrau, und Bertram steigerte sich:

„Wie zehn Taglöhner, aus Bildung."

„Mit diesen Händen?" Bertha sah bewundernd und Bertram sah verächtlich und grollend auf seine schmalen, wohlgepflegten Hände nieder.

„Die werden bald anders aussehen, die werden bald Schwielen haben, wie die deinen, Hugo. Wer keine Schwielen hat, kommt nicht in den Himmel, sagt Tolstoi."

„Ach, Tolstoi," flötete die Baronin, „der große Tolstoi, glauben Sie an ihn?"

Bertram war betroffen. Jetzt wußte sie auch von dem? Sollte sie ihre litterarische Unschuld verloren haben? Er scheute sich, Gewißheit zu erlangen über den heiklen Punkt und fuhr eifrig fort: „Ich will alles lernen, mähen, Garben binden, aufladen, pflügen, säen. Wonne und Erholung wird für mich sein, was Ihr schwere Arbeit nennt, weil Ihr die wirklich schwere nicht kennt."

„Ein Vers," rief Sieglindchen und verlor einen Augenblick alle Schüchternheit, „Das war ein Vers, Mama!"

„Ja wohl, mein Engel. O, sie hat ein Ohr!"

Sie hat sogar zwei Ohren und hübsch große, dachte Bertram und betrachtete sie mißtrauisch. Der Teufel soll mich holen, wenn die nicht dichtet.

(Fortsetzung folgt.)





Auf der Reise.

Von

Hans Hoffmann.

Illustriert von **Albert Richter.**

Im Sommer kam ich durch die Vaterstadt,
Ein flücht'ger Gast, auf Reisen. Wunderlich
Beschlich mich's, fremd zu irren in der Heimat,
Von keinem Liebesgruß, wie sonst, empfangen.
Und, was ich längst verlernt, ein Heimweh fühlt' ich.
Von unsres Hafens teerdurchtränkten Lüften
Stieg langsam ich bergauf, und unvermerkt
Naht' ich dem Haus, das meine Kindheit schirmte.
Doch hier wie fremd die Gegend! Einst ein Winkel,
Der Stadt kaum zugehörig, friedlich, grün:
Zwar holprig auch, verfallen, eng und ärmlich,
Doch weht' ein Hauch von Landluft drüber hin,
Auch etwas von verscholl'ner Tage Geist,
Da noch der Pfarrer etwas galt im Volke.
Jetzt fuhr der Neuzeit Besen mächtig drein,
Mit dreisten Blicken stelzt die Großstadt her
Im Zeichen des Verkehrs, reißt nieder, baut
Und trägt in unsern Frieden die Kultur,
Die lärmvoll nivellierende. Verschwunden
Ist, was dem Platz die eigne Seele gab;
Die Bäume fielen, die uns Schatten wirkten
Und manchen Knabenunfug schonend sahn;
Verschüchtert rauscht das breite Laubdach nur
Der herrlichen Platane, die man schonte;
Die alte Kirche steht verdrießlich da
Und sieht kopfschüttelnd all dem Fortschritt zu. —

Da ward's auch mir unwohnlich in dem Leeren,
Und langsam rückt' ich näher an das Haus,
Als könnt' ich da mich bergen vor dem Besen.
Nun stand ich auf dem Vorhof, nun am Zaun,
Der Hof und Garten trennt; und durch die Latten
Blickt' ich hinein in jenes kleine Reich,
Das meine Kindheit hegte, — wie ein Knabe,
Der reicher Leute Glück von fern bestaunt.
Nicht weiter wagt' ich mich. Die Pforte zwar
Fand unverschlossen ich, die wohlvertraute;
Doch bannte seltsam mich geheime Scheu;
Ein alter Spruch: Betreten soll man nicht
Die Stätte wieder, wo man glücklich war.

Der Garten, ja, ist ganz der alte noch,
Die liebe Laube dort aus Pfeifenkraut,
Das Gartenhaus, vom Epheu fest umschlungen,
Der schon manch lärmendes Geschlecht gesehn
Von Pastorskindern, wild und froh wie wir;
Auch ragt, gottlob, noch grün der Festungswall,
Der kriegerisch umschließt den Friedenswinkel —

Das alles seh' ich klar im Mittagsglanz:
Und doch ist mir's, als läge Mondschein drüber;
So seltsam überschleiert es ein zarter,
Geheimnisvoll verhauchter Märchenduft.
Und in dem Duft hinwogende Gestalten,
Gespensterzart und leibhaft doch und traulich —
Du, altes Pfarrhaus, sahst die liebe Zeit,
Du sahst uns spielen unter blüh'nden Rosen — —
Nun blick' ich sehnsuchtsvoll aufs Vaterhaus,
Das fremdgeword'ne, das mich nicht mehr kennt —
Gott, wie so leer ist's dort in Haus und Garten!

Ich riß mich los, ich ging gleichgült'gen Weg,
Still angefröstelt, heimlich heimatlos:
Der führte doch dem Hause mich vorüber,
Drin jetzt du, Mutter, wohnst, — Mietwohnung, Gott! —
Doch wohnst du drin. Und warst du auch verreist,
Doch löste sich mein Herz vom Druck der Fremde.
Kann ich auch fremd sein in der Kindheit Garten,
Da doch die Gärtnerin mir freudig lebt,
Die all die tausend Blumen uns erpflegte?
In deinem Herzen liegt das Vaterhaus;
Solang' du lebest, ist die Welt mir Heimat.

Die Blumentreiberei in der Gegenwart.

Von

Max Hesdörffer.

Mit 8 Illustrationen von **Klara Krebs**.

Zu den verschiedenen Zeiten im Jahre bietet der Blumenmarkt verschiedenartige Bilder, die sehr abweichen von den unser Auge im Freien fesselnden Blumenbildern und die nicht immer in gleichem Maße unser Interesse in Anspruch nehmen. Nur selten wird der Blumenmarkt nennenswert beeinflußt durch charakteristische Blüten der heimischen Flora, die dann auch nur kurze Zeit vorherrschen, wie die Schneeglöckchen zu Ende des Winters und die stolzen Seerosen im Vorsommer. Im Sommer und Herbst, wenn die Gewächse der freien Natur in üppigsten Hochzeitskleidern prangen, wenn sich zu den vielgestaltigen Blüten die lachenden Früchte gesellen, bieten oft die Schaufenster der Blumenhandlungen nicht sehr reiche Schätze, das Interesse für Blumenluxus ist dann auch nur gering, weil uns jeder Gang ins Freie an köstlichen Blüten vorüberführt, die wir zu anderen Zeiten mit Gold aufwiegen würden. Rosen, Gladiolen, Georginen und verschiedenartige große Staudenblüten beherrschen die Sommersaison, die schließlich mit dem Erscheinen der Chrysanthemen ihren Abschluß findet. Nur selten gesellen sich zarte Treibhausblüten zu den genannten robusten Gartenblumen.

Sobald im Spätherbst kalte Regengüsse die zarten Gartenblumen vernichten und auch der immer trübe Himmel die Vegetation im Glashause gar ungünstig beeinflußt, nimmt die eigentliche Blumensaison wieder ihren Anfang und mit ihr kommt die Zeit, in der die deutschen Gärtner einen harten Kampf zu kämpfen haben gegen ihre Kollegen in Oberitalien und an der Riviera.

Der Import südländischer Blumen nimmt in der Zeit seinen Anfang, in der Treibhäuser und Mistbeete unserer deutschen Kunstgärtner ziemlich blumenleer stehen. Rosen, Nelken, Veilchen und andere Blumen, denen sich späterhin vorzugsweise noch



Abb. 1. Blumenkeller.



Abb. 2. Im Treibhaus für Maiblumen und Hyazinthen.

Tazetten, Mimosen, Anemonen und Ranunkeln zugesellen, treffen dann täglich in vollgepackten Spankörben ein, um gar bald die Erzeugnisse heimischer Züchter in den Schatten zu stellen. Aber nur kurze Zeit dauert dieser Zustand, denn schon in den ersten Oktobertagen zeigen sich hier und da bereits schüchtern einige Treibblumen zwischen den fremden Eindringlingen, und schon im Dezember setzt der deutsche Treibgärtner ein großes Heer frischer und kraftstrotzender Blüten den abgelebten und gedrückten Importblumen entgegen. Mehr und mehr beginnen von dieser Zeit ab die südländischen Blüten aus den Schaufenstern der Blumenhandlungen zu verschwinden, wir finden sie schließlich fast nur noch in den Körben armer Blumenmädchen, die trotz Schnee und Frost die Straßen durchwandern. In der traurigsten Zeit im Jahre, wenn der Winter mit ganzer Strenge regiert, wenn sich nur selten matte Sonnenstrahlen auf den überglasten Feldern der Treibgärtner brechen, feiert deutsche Züch-

tungskunst ihre schönsten Triumphe. Es war ein harter Kampf, ein Kampf um Sein oder Nichtsein, den jahrzehntelang der deutsche Treibgärtner mit dem Züchter im Süden zu kämpfen hatte. Die stetige Vervollkommnung des Eisenbahnverkehrs und namentlich auch die Eröffnung des Gotthardtunnels begünstigten mehr und mehr die Einfuhr südländischer Blumen zur kalten Jahreszeit, und kein Schutzzoll kam der unter schwierigen Verhältnissen betriebenen heimischen Zucht entgegen. Aus seiner üblen Lage konnte der heimische Kultivator nur durch eine neuerdings eingetretene einschneidende Änderung in der Blumenmode befreit werden, die an Stelle des vordem beliebten französischen Drahtbouquets den deutschen Strauß bevorzugte, die welke, durchstochene, mit Drahtstiel versehene Importblume durch die frische, langstielig geschnittene Treibblume verdrängte. So kam es, daß die Importblumen mehr und mehr zu Straßenblumen wurden, daß die Blumentreiberei sich zu einem bedeutenden Specialzweig der Schnittblumenzüchter entwickelte, der Züchter also, die meist keine Pflanzen, sondern nur abgeschnittene Blumen verkaufen. Überall in den Städten entstanden neue, großartige Treibereien, immer neue Blumenarten wurden der Treibkultur dienstbar gemacht, und schließlich bildeten sich die einzelnen Treibgärtner zu Specialisten aus, die Kraft und Kapital der Kultur einer einzelnen Pflanzengattung widmeten.

Die Blumentreiberei ist eine hochinteressante, aber auch recht gewaltsame Kulturmethode. Die armen Pflanzen werden um ihren Winterschlaf gebracht und durch hohe Wärme, meist erst nach mehr oder weniger umständlicher Vorkultur, in der kalten Jahreszeit zur Blütenentfaltung veranlaßt. Es sind nur verhältnismäßig wenig Pflanzen, die sich solche Behandlung gefallen lassen, und bei allen folgt Entkräftung dem frühen Hochzeitskleid, bei einigen sogar der Tod. Die Blumenfreundin, die oft Treibgärtnerin im kleinen wird, sich glücklich schätzt, wenn sie zur Weihnachtszeit hinter den vereisten Fenstern einige Hyacinthen und Tulpen zur Blüte gelangen sieht, ahnt



Abb. 3. Maiblumenpyramiden.



Abb. 4. Ausgepflanzte Hochstämme und Topfrosen im Treibhaus.

selten, wie schwer die Ausübung der Blumentreiberei als gärtnerischer Erwerbszweig ist. Bei Pflanzengattungen, die tausend und mehr Sorten aufweisen, muß der Treibgärtner die richtigen herausfinden, die willigen und guten, die er seinen Wünschen dienstbar machen kann und deren Flor durch Färbung und Bau auch Aussicht auf Absatz bietet. In der Zeit, da es im gärtnerischen Betrieb sonst ruhig und still ist, da manch braver Gehilfe hungern und feiern muß, beginnt die Hauptarbeit des Treib-

gärtners. Am Tage finden wir den Treibgärtner nur notdürftig bekleidet mit durchnäßtem Hemde in den unerträglich warmen, mit Feuchtigkeit gesättigten Treibhäusern, des Nachts bei grimmiger Kälte an den Kesseln der Warmwasserheizung die Kohlen in Glut erhaltend. Nach schweren Arbeitswochen öffnen sich erste Blumen, mit großen Körben nahen dann die Unterhändler, die noch spärliche Ernte einzuheimsen, und der Züchter empfängt klingende Münze für zarte Blüten, von denen er sich nicht immer leichten Herzens trennt. Von Tag zu Tag wird jetzt die Ernte größer und zwischen Weihnachten und Neujahr erreicht die Saison ihren Höhepunkt, alle Welt beschenkt sich dann mit Blumen, überall feiert man die schönen Feste, nur in den Häusern der Treibgärtner fehlen Väter und Söhne unter dem geputzten Tannenbaum. Rastlos müssen sie weiter schaffen, denn ein kleines Versäumnis kann sie um die schönsten Früchte der Saison bringen. —

Die herrlichsten Frühlingsbilder bietet uns der Blumenmarkt zur Winterszeit. Nehmen wir die Königin der Blumen aus, die im Garten vom Vorsommer bis zum Eintritt des Winters blüht, so finden wir, daß es nur später blühende Frühlingsblumen sind, die sich der Blumentreiberei zugänglich zeigen. Mit Ausschluß Blauveilchens, das in der Gartenkultur zur Alltagsblume geworden ist, gehören die ersten Frühlingsblumen, die Herolde des deutschen Lenzes, zu den undankbarsten Treibgewächsen, sie wollen sich hoher Wärme nicht zugänglich zeigen und ohne Sonnenschein keine Blumen öffnen. Die besten Treibpflanzen sind die Blumen des vorgeschrittenen Frühlings, die Hyacinthen, Tulpen und Maiglöckchen, Flieder, Schneeball u. a.

Der Treibgärtner, der den abgetriebenen Pflanzen und der jungen Nachzucht ein liebevoller Pfleger ist, hat sich während des ganzen Jahres nicht über Mangel an Arbeit zu beklagen, aber auf die etwas ruhigere Sommerthätigkeit folgen für ihn von der zweiten Hälfte des August ab wieder lange



Abb. 5. Fliedertreiberei.

Monate rastlosen Schaffens. Um diese Zeit beginnt der Handel mit den sogenannten holländischen Blumenzwiebeln, die man in Deutschland nur in wenigen Gegenden, vorzugsweise im Sande der Mark, ziehen kann, deren Kultur aber die holländischen Blumisten zum Wohlstand geführt hat. Aus dem Tauschgeschäft der Liebhaber entwickelte sich in Holland die rationelle Kultur, deren Mittelpunkt Haarlem mit seiner Umgegend ist, wo allein die gewaltige Fläche von mindestens 700 Hektaren mit Blumenzwiebeln bepflanzt wird. Die früheste Hyacinthensorte Romaine blanche, die weiße römische, die frühesten wohlriechenden Duc van Tholl-Tulpen und die Marseiller Treibtazette, auch Tazette de Constantinople genannt, werden bereits im August der Erde anvertraut, dann folgen Zwiebeln aller anderen Treibsorten, auch Frühlingssafran, Schneeglöckchen, sibirische Meerzwiebel u. a. Alle diese Zwiebeln werden in Töpfe gepflanzt, spatenstichtief auf Gartenbeete mit den Töpfen eingegraben und dann müssen sie mindestens zwei Monate unberührt stehen bleiben, worauf erst die frühesten Sorten soweit bewurzelt sind, um ausgegraben und erfolgreich der Treibhauspflege überantwortet werden zu können. In den ersten Oktobertagen erscheinen dann neben den letzten Gartenblüten erste Treibblumen auf dem Markte, bescheidene weiße Hyacinthen und unscheinbare rot und gelbe Tulpen, die anfangs sehr gesucht sind, bald aber nicht mehr befriedigen und dann durch stattlichere, aber weniger treibbare Sorten abgelöst werden. Das Treiben der holländischen Blumenzwiebeln ist bei richtiger Sortenwahl nicht schwer, aber auch nur bis Weihnachten lohnend, weil dann die Preise rasch sinken und weil späterhin im Frühling die Holländer den Markt mit abgeschnittenen Hyacinthenstengeln überschwemmen, dadurch den Absatz dem deutschen Gärtner erschwerend, dem sie erst wenige Monate vorher die rohen Zwiebeln nicht gerade billig verkauften. Die gewaltigsten Massen von Hyacinthen und Tulpen, Tausende und Abertausende, werden zum Weihnachtsfest getrieben. Es ist erstaunlich zu beobachten, wie das Wachstum der ge-



Abb. 6. Weichhaarige Felsensträucher.

nügend vorbereiteten Hyacinthe im warmen Raume vorwärts schreitet, wie sich die daumenstarken Triebspitzen öffnen, die Blätter entfalten, wie die Blütenschäfte treiben und wie sich dann über Nacht die Knospen färben und erschließen. Aber auf das rasche Entfalten folgt schnell im Treibhaus das Vergehen, deshalb muß der Gärtner immer und immer wieder die erblühenden Töpfe vom Warmen ins Kalte bringen. Diesen schroffen Wechsel ertragen alle Treibgewächse, und die Blütezeit, die sich im warmen Raum kaum auf Tage ausdehnen würde, läßt sich im Kalten auf Wochen verlängern. Drei Grad Kälte erträgt selbst die getriebene Hyacinthe, die Tulpe noch erheblich mehr. Die fertigen, d. h. blühenden Treibgewächse bringt der Gärtner in kühle und wenig helle Räume, zu welchen die Sonne, die Feindin fertiger Treibblumen, keinen Zutritt erhält. Einen solchen Aufbewahrungsraum, einen Blumenkeller, zeigt Abbildung 1.



Abb. 7. Gefüllte Pflaume.

Kaum hat sich im Spätherbst der Handel mit holländischen Zwiebeln voll entfaltet, so erscheinen die Treibkeime der Maiblume auf dem Markt. Unstreitig ist die bescheidene, aber duftige und schmucke Maiblume die wichtigste Treibpflanze der Gegenwart. Die Maiglöckchen, die uns vom Spätherbst bis zum Frühling erfreuen, sind sogenannte Gartenmaiblumen, ihre Abstammung und Herkunft ist unbekannt, sie sind aber jedenfalls sehr verschieden von der weit bescheideneren heimischen Waldmaiblume, die viel kleinere Glocken, viel spitzere Blätter hat. Die Gartenmaiblume wird durch Brut vermehrt, durch Wurzelausläufer, die in eine Treibspitze enden. Diese Brut legt der Züchter in Gartenbeete aus und kultiviert sie gewöhnlich drei Jahre, worauf die Haupttriebe, die Treibkeime, blühbar geworden sind und in Bündelchen von je 25 Stück verpackt in den Handel gelangen, während ihre Brut abgetrennt wird und zur Anlage junger Pflanzungen Verwendung findet. Überproduktion hat ein rapides Fallen der Preise für solche Keime verursacht, sodaß der Treibgärtner gegenwärtig für 1000 Keime erster Qualität nur 20, höchstens 25 Mark bezahlt. Der Treibkeim, eine rötliche Triebspitze von kegelförmiger Gestalt mit Wurzelstock und groben Nebenwurzeln, ist in den Händen des Gärtners ein Todeskandidat. Alle Stoffe, die der Keim zur Bildung des voll-



Abb. 8. Remontantnelken im Glashause.

endeten Blütenstengels und der Blätter durchaus braucht, hat er aufgespeichert, so daß nur Wärme und Feuchtigkeit notwendig sind, um innerhalb eines Zeitraumes von drei Wochen den üppigsten Flor zu erzielen. Weder vor noch nach der Blütenbildung macht die Maiblume auch nur den Versuch eine neue Wurzel zu treiben, nur über der Erde zeigt sich das Leben und nach dem Verblühen der Glocken beginnt es rasch zu schwinden. Je früher die Maiblume getrieben wird, um so höhere Temperatur ist notwendig, dieselbe schwankt in den Monaten November—Januar zwischen 35 und

28 Grad Reaumur. Diese gewaltige Wärme in einem geschlossenen Raume, dessen Luft durch das notwendige Spritzen mit warmem Wasser, das Aufgießen der Wände und Wege, mit Feuchtigkeit geradezu übersättigt ist, dürfte genügen, um einen Begriff zu gewinnen von der aufreibenden Thätigkeit des Treibgärtners, der sich auch großen Gefahren aussetzt durch ständige, schroffe Temperaturwechsel, denen er beim Betreten und Verlassen der Glashäuser preisgegeben ist. Unter Verwendung von Erde, Sand oder Moos pflanzt der Züchter die Maiblumen in freie Beete oder Töpfe kaum fingerbreit auseinander und zwar derart, daß die Keime frei hervorstehen; nur beim frühesten Treiben werden sie leicht mit Moos bedeckt. Da stehen sie acht Tage lang scheinbar leblos, Orgelpfeifen gleich, in Reih und Glied im Treibraum, sorgsam geschützt gegen die schwache Wintersonne. Langsam beginnen sich die Triebspitzen heller zu färben, dann aber folgt üppige Vegetation. Der früheste erste Satz bringt nur Blüten, später folgen Blüten und Blätter zugleich und gegen den Frühling hin müssen die Blätter unterdrückt werden, sollen die Blumen nicht stecken bleiben und verkümmern.

Die Abb. 2 gewährt einen Einblick in das Maiblumenhaus des ersten Berliner Treibgärtners, des Hoflieferanten Gustav Adolf Schultz, in dessen Gärtnerei auch noch einige andere unserer Aquarelle gemalt worden sind. Rechts auf dem Bilde sehen wir in der Entwickelung begriffene Hyacinthen, die bei der frühen Treiberei auch sehr hohe Temperatur vertragen, links oben erblühende Maiblumen in Töpfen und unten brechen die ersten Keime frisch eingebrachter Maiblumen aus der deckenden Moosschicht hervor. Die Abb. 3 veranschaulicht das Treiben der Maiblumen in Pyramiden. Rechts steht ein leerer Pyramidentopf aus Thon, links eine mit Keimen frisch bepflanzte Pyramide und in der Mitte die fertig getriebene Pyramide mit aufgeblühten Glocken. In neuester Zeit begnügen sich die Gärtner nicht mehr damit, die duftigen weißen Maiglocken um die Winterruhe zu bringen, sie setzten dieselben auch auf Eis, sie dadurch zu unnatürlich langer Ruhe zwingend, und vereinzelt erscheinen dann im August und September blühende Maiglöckchen auf dem Markt.

Unter den Zwiebelgewächsen sind Hyacinthen und Tulpen, unter den Stauden die Maiblumen für die Wintertreiberei von größter Wichtigkeit. Auch Holzpflanzen, Sträucher verschiedenster Art, hat sich der Treibgärtner dienstbar zu machen gewußt. Unser wichtigster Treibstrauch ist die Rose. Als königliche Blume stellt die Rose nicht geringe Anforderungen an den Züchter, sie verlangt namentlich Licht und Sonne, und so kommt es, daß die frühe, in eine sonnenarme Jahreszeit fallende Treiberei, trotz vorausgegangener sorgfältiger Vorbereitungskultur, meist sehr aussichtslos ist. In der guten ersten Hälfte der Wintersaison gelangen fast nur Importblumen auf den Markt, dann aber beginnen die heimischen Züchter mit ihren unvergleichlichen Blüten den Markt zu beherrschen. In größtem Flor steht die Rosentreiberei in Amerika, dem klassischen Lande der Reklame. Wenn sich die Amerikanerin mit Blumen schmückt, so thut sie dies recht auffallend, und namentlich die Rose pflegt sie auf eine in Deutschland unbekannte Art zu tragen, indem sie die Stiele durch den Gürtel zieht. Diese Passion muß der amerikanische Gärtner berücksichtigen; er darf nur Rosensorten treiben, die ihre Blüten auf langen Stielen entfalten. Durch deutsche Gärtner, die als Gehilfen jenseits des Oceans gearbeitet hatten, ward die Art der amerikanischen Rosentreiberei bei uns populär, und wenn sie auch nicht überall eingeführt ist, so treibt man doch in Deutschland in der Hauptsache nur noch Rosen, die ihre Blumen auf langen Stielen aufrecht zu tragen pflegen. Die moderne Treibrose soll eine Stiellänge von 50—60 cm haben, der Stiel soll hübsch beblättert sein, immer nur eine Knospe zeigen und die Blüten müssen edel in der Form, gefällig im Bau und und bestimmt in der Färbung sein, die nicht so bald erblassen darf. Von den 5000 Rosensorten, die sich gegenwärtig in den Gärten befinden, verwendet der tüchtige Rosentreiber höchstens 10—15 für seinen Betrieb. Mit Ausnahme der seit Jahrzehnten beliebten gelben Marschall Niel wird kaum noch eine Rose mit hängenden Blüten und kurzen Stielen in nennenswerter Zahl getrieben. In der Nähe großer Städte entstehen von Jahr zu Jahr neue und bedeutende Rosentreibereien. Die

größte derartige Treiberei in der Gegend von Berlin ist diejenige von Thiel in Plötzensee; sie befindet sich auf dem Grund und Boden der großen Strafanstalt. Hier arbeiten in gegen 40 Treibhäusern und den dazu gehörigen Freilandkulturen unter fachmännischer Aufsicht alle Sträflinge, die sich vordem gut geführt hatten und auf die nun vor der Entlassung noch durch gärtnerische Beschäftigung veredelnd eingewirkt werden soll. Leider ist nicht immer eine gute Wirkung zu spüren, manch alter Sträfling kehrt wieder und wiederholt sind Herrn Thiel von den ehemaligen unfreiwilligen Gehilfen nach deren Entlassung zur Nacht die Glashäuser völlig ausgeplündert worden. Die Abb. 4 zeigt das Innere eines Rosenhauses der Thielschen Gärtnerei. Links sehen wir frei ausgepflanzte Hochstämme, rechts sogenannte Niederstämme in Töpfen. Nach dem amerikanischen Verfahren werden solche Niederstämme auf Tabletten ausgepflanzt, aber jährlich nach dem Abblühen entfernt und durch neue Stämme ersetzt. In vielen ersten deutschen Treibereien pflanzt man die Rosen in das freie Land aus, und erst, wenn sie sich hier gut entwickelt haben, bringt man die bepflanzten Felder unter Glasdächer, die aber während des Sommers von den Tragbalken heruntergenommen werden. Die Rosentreiberei beginnt nach dem sachkundigen Schneiden der Pflanzen bei ganz geringer Temperatur, die erst allmählich bis 15 Grad Reaumur steigt und vor Entfaltung der Blumen wieder einige Grad zu fallen hat. Keine Pflanze ist schwerer zu treiben wie die Rose, keine erfordert so peinliche und sachkundige Behandlung und bei keiner stellen sich auch so viele und so schwer zu bekämpfende Feinde aus dem Tier- und dem niederen Pflanzenreiche ein.

Nächst der Rose erfreut sich der Flieder als Treibstrauch größter Beliebtheit. Nichts ist im Winter einem lockeren Fliederstrauß an Eleganz vergleichbar, und man sollte es kaum glauben, daß die zarten und duftigen Fliederblüten auf recht rohe und unpoetische Weise aus den starren Sträuchern herausgetrieben werden. Direkt aus dem Schuppen oder Gartenland bringt der Gärtner die Sträucher in meist dunkle, der Sonne nicht ausgesetzte Häuser oder gar unter die mit Packtuch verhängten Tabletten. Im reichlichen Bespritzen der Stämme mit warmem Wasser und in der Unterhaltung einer hohen Temperatur bestehen die wichtigsten Verrichtungen. Schwierig ist eigentlich nur das sehr frühe Treiben in den Monaten November und Dezember, das eine nicht leichte Vorbehandlung der Sträucher voraussetzt. Die größten Erfolge in dieser frühesten Treiberei haben die Pariser Specialisten aufzuweisen. Es ist kaum glaublich, welche enorme Masse von Flieder in Paris in gewöhnlich recht primitiven Gewächshäusern getrieben wird, denn die Pariserin kann ohne ihren „Lilas blanc“ nicht fertig werden. Der Treibgärtner Moinet in Paris beschäftigt für Flieder nicht weniger als 80 Leute und acht kräftige Pferde; er erzielt allein für abgeschnittene Blüten dieser Art eine Einnahme von 4—600 000 Mark in jeder Saison. Die ersten Fliederblüten des Berliner Blumenmarktes, die meist sehr hinfällig sind, entstammen den Pariser Treibereien, dagegen liefert aber der Berliner Gärtner gewöhnlich die ersten Maiblumen nach der französischen Hauptstadt.

Während die Rose durch das jährliche Treiben keinen Schaden an ihrer Lebensfähigkeit erleidet, sich demselben sogar völlig anpaßt, ist der sehr früh getriebene Flieder verloren, und die später getriebenen Sträucher erholen sich erst im zweiten Jahre wieder. In Berlin treibt man in der Hauptsache nur Topfflieder und die Abbildung 5 gibt von dem schönen Anblick eines mit solchen Pflanzen besetzten Treibhauses eine treffliche Darstellung. Es sind zwei Formen des gemeinen Flieders, der Königsflieder (Syringa vulgaris Charles X) und der Marlyflieder (Syringa vulgaris Marlyensis), die vorzugsweise getrieben werden. Sorten mit von Natur aus weißen Blüten eignen sich nicht zum Treiben, bei dunklem Standort und bei sehr hoher Wärme entwickeln sich aber nur weiße Blüten, während man den jetzt so beliebten zart rosafarbigen Flor durch weniger hohe Temperatur und hellen Standort erlangt.

Neben Flieder werden namentlich Schneebälle, Magnolien, Felsensträucher und gefüllte Pflaumen zahlreich getrieben. Auf Abb. 6 sehen wir den weichhaarigen Felsenstrauch, der ebenso wie sein pontischer Verwandter die Blumen vor oder mit den Blättern zur Entfaltung bringt, während

die indischen Felsensträucher immergrün sind. Abb. 7 veranschaulicht die gefüllte Pflaume, auch Mandelbäumchen genannt (Prunus triloba). Die blühenden Zweige dieser Pflaumenbäumchen, die man im Frühling gar oft in den Gärten bewundern kann, sind fast blattlos, aber sehr beliebt, weil ein so zartes Rosa, wie es diesen niedlichen Blüten eigen ist, unter den Winterblumen nur selten gefunden wird.

Nicht alle Treibgewächse, die vom Spätherbst bis zum Frühling den Blumenmarkt beherrschen, werden bei hoher Wärme getrieben. Es gibt gar viele im Freien winterharte Sträucher, namentlich unter den am frühesten im Garten blühenden, denen eine Wintertemperatur von nur 2—6 Grad die Anregung zur Blütenentfaltung gibt. Zu diesen Sträuchern gehören die Forsythie, die im Garten schon im März an den unbeblätterten schwanken Ruten die goldgelben Blumenglocken im rauhen Winde schaukelt, der Kellerhals, ein verführerischer, aber gar giftiger Bewohner unserer Gebirgswälder, der dem einsamen Bergwanderer oft schon im Februar seinen rosigen Flor durch starken, fast betäubenden Duft verrät, die Goldjohannisbeere, die japanische Quitte u. a. Es sind ja auch nicht alle unsere Winterblumen „getrieben“, wie der Unkundige irrig annimmt. Dominieren auch die Treibblumen durch Artenzahl und Quantität, so zieht der Gärtner doch in seinen Treibhäusern nicht nur auch viele Blumen, die, fernen Ländern entstammend, ganz naturgemäß in unseren Wintermonaten blühen, sondern auch solche, die er ohne sie eigentlich zu treiben, sich zu Winterblühern erzieht.

Unter diesen Winterblühern nehmen neben Orchideen, die wir in Wort und Bild im zweiten Hefte des vorigen Jahrganges vorführten, die Nelken eine bevorzugte Stellung ein. Die winterblühenden Nelken gehören zwei verschiedenen Klassen an, den wenig reich vertretenen, aus Italien stammenden Margaretennelken und den sehr bevorzugten Remontantnelken. Sie sind Blumen des Tages, diese duftenden, einfarbig blühenden Remontantnelken, über deren Abstammung keine sicheren Angaben vorliegen. Entstanden sind diese Nelken jedenfalls in Frankreich, wo nach zuverlässigem Bericht ein Gärtner in Lyon vor einem halben Jahrhundert die erste öfter blühende derartige Nelke besessen haben soll. In Frankreich, vorzugsweise aber in Amerika steht die Winterkultur der Nelken in hoher Blüte. Recht viele der Nelkenblüten, die wir im Winter sehen, entstammen den Schnittblumengärten in Cannes und Nizza, in neuester Zeit hat aber der Nelkenimport bedeutend nachgelassen, weil der Süden die Blumen weder schön noch langstielig genug liefert, und die Kultur der Remontantnelken nimmt deshalb in Deutschland einen gewaltigen Aufschwung. Unsere Abb. 8 zeigt den reichen Winterflor der Remontantnelken im Schutze eines kühlen Glashauses.

Das interessante Gebiet der Blumentreiberei ist so bedeutend und vielseitig, daß ich es im Rahmen einer kurzen Plauderei erschöpfend nicht behandeln konnte. Ich wollte nur ein Gesamtbild von diesem Zweige des modernen gärtnerischen Betriebs geben, ein Bild, das vielleicht manchen Leser veranlassen dürfte, sich einmal selbst in großen Blumentreibereien umzusehen; reicher Genuß wird die kleine Mühe lohnen.



Kornrauschen.

Von

F. Avenarius.



Bist du wohl im Kornfeld schon gegangen,
Wenn die vollen Ähren überhangen,
Durch die schmale Gasse dann inmitten
Schlanker Flüsterhalme hingeschritten?
Zwang dich nicht das heimelige Rauschen,
Stehn zu bleiben und darein zu lauschen?
Hörtest nicht, wie aus den Ähren allen
Wie aus weiten Fernen Stimmen hallen?
Klang es drinnen nicht wie Sichelklang?
Sang es drinnen nicht wie Schnittersang?
Hörtest nicht den Wind draus aus den Höhn
Lustig sausend du die Flügel drehn?
Hörtest nicht die Wasser aus den kühlen
Thälern singen du von Rädermühlen?
Leis, ganz leis nur hallt das und verschwebt,
Wie im Korn sich Traum mit Traum verwebt,
In ein Summen wie von Orgelklingen,
Wenn ihr Danklied die Gemeinden singen.

Rückt die Sonne dann der Erde zu,
Wird im Korne immer tiefre Ruh,
Und der liebe Wind hat's eingewiegt,
Wenn die Mondnacht schimmernd drüber liegt;
Wie von warmem Brot ein lauer Duft
Zieht mit würz'gen Wellen durch die Luft.





Patrizierin. Nach einer Statue von Friedrich Kühn.



Schloß Johannisberg.

Die hochedlen Herren vom Rhein.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit 12 Illustrationen von R. Triwy.

Sie zählen von alters her zur höchsten Aristokratie, die hochedlen Herren vom Rhein, von denen ich erzählen will. Es ist ein uraltes Geschlecht vom Stamme derer von Riesling; wie lange sie schon am sonnigen Rheinufer sitzen, das weiß ich nicht genau, denn auch die gelehrtesten Chronisten, aus denen ich es abschreiben könnte, sind sich darüber nicht recht einig. Sicher ist nur, daß die edlen Herren schon zu Zeiten Karls des Großen am Rhein sich seßhaft gemacht hatten und weithin angesehen und beliebt waren. Man darf sogar sagen, sie hatten, sie haben und werden nie Feinde haben; selbst die rotesten Demokraten wußten und wissen sie zu schätzen trotz ihres alten und untadelhaften Adels.



Originaletikette des 81. Schloß Johannisberger.

Wie das so mit uralten Geschlechtern geht, ist die Sippe im Lauf der Jahrhunderte schier riesengroß geworden; wenn sie ab und zu an einem Familientage zusammenkommen — man sagt, im altehrwürdigen Ratskeller zu Bremen fänden dann und wann solche Tagungen statt — stellen sich Vettern und Basen ein vom ganzen Rheinlauf, von Basel bis zum Siebengebirge. Sie alle sind ungemein stolz auf die Zugehörigkeit zur alten Sippschaft, und sie beanspruchen alle ihren Teil von dem jährlichen Segen Kaiser Karls —

„Bei Rüdesheim, da funkelt
der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldne Brücke
wohl über'n grünen Rhein;

Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längst dem Strome die Reben an
jedem Ort."

Das hat ihnen Emanuel Geibel ausdrücklich bestätigt, und es ist ganz unleugbar, daß er einiges von der Genealogie dieser Sippe verstand.

Bei allem schuldigen Respekt vor den edlen Herren muß man aber doch zugeben, daß sie nur zum kleinen Teil wirklich zum hohen Adel gehören; es gibt in dem Geschlecht fürstliche Häuser, erlauchte gräfliche Zweige, freiherrliche Zweiglein und einfache Herren von „von"; es gibt leider sogar auch — wer wollte es leugnen? — eine gar nicht so kleine Anzahl abgefallener Glieder, bitterböser Gesellen. Das Volk am Rhein kennt diese schlimmen Ritter von der traurigen Gestalt sehr wohl. „Rambaß" oder Flöhpeter, Saurach oder Rachenputzer, auch Flickschneider nennt es sie, und, wenn sie gar zu arg sich mausig machen, ingrimmig gar: Garibaldi.

Ich aber habe es hier nur mit dem wirklichen hohen Adel zu thun: mit den edelsten Gewächsen, den Hochgewächsen des Rheingaues selbst.

Groß ist das Areal nicht, auf dem sie gedeihen. Die ganze Weinbaufläche des Rheingaues — des kleinen Gebiets am rechten Rheinufer von Biebrich etwa bis Caub — ist kleiner als so manches ostelbische Rittergut; sie umfaßt nur 1783 Hektar, etwa 7130 Morgen. Aber auf diesem Areal liegt Schloß Johannisberg, liegt der Steinberg, liegt Schloß Vollrads, liegen, um nur die ersten Namen zu nennen, die Gemarkungen von Erbach mit dem Markobrunn, von Rauenthal, von Rüdesheim, von Geisenheim, von Aßmannshausen!

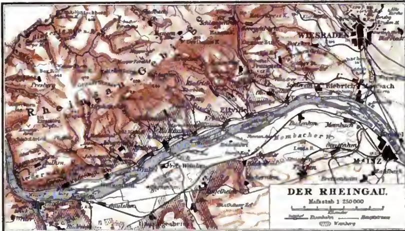
Gesegnet sei der Rhein!

Um die Krone streiten sich die hochedlen Herren von Schloß Johannisberg und von Steinberg. Mir scheint es vergebliche Mühe, den Streit der hohen Herren entscheiden zu wollen. Ich wage nicht einmal zu behaupten, daß diejenigen Recht haben,



Kloster Eberbach:
Die Kelterei.
Eingang.

Kapitelsaal.



die da sagen, der Johannisberger sei mehr ausgezeichnet durch die Feinheit seines Bouquets, der Steinberger aber übertreffe ihn in guten Jahren an Feuer. Mit solchen Schlagworten ist wenig oder nichts bewiesen. Genug, daß jeder von ihnen einzig in seiner Art und unübertrefflich ist. Fein, feurig und bouquetreich, wie kein anderer Rebensaft auf der ganzen Erde.

Wer vermöchte es denn überhaupt, den sieghaften Reiz, der von einer Flasche edlen Rheinweins ausgeht, in Worten zu definieren; der Dichter darf ihn besingen, der Kenner soll ihn trinkend preisen — alles übrige ist von Überfluß. Scheut doch selbst der alles ergründende Herr Chemiker noch immer vor der Lösung des Rätsels zurück, was denn eigentlich das Bouquet des Weins bedingt, weiß doch auch er noch nicht genau, wie die köstliche Blume, der Heimatsschein des Weins, entsteht, woraus sie sich zusammensetzt. Jetzt hat man zwar gefunden, daß auch für die Blume allerkleinste Lebewesen mitsprechen, die schon auf der Rebe wohnen und später die Gährungserzeuger im Most sind — viel klüger ist man vorläufig dadurch aber auch nicht geworden. Und dem ist wohl ganz gut so; denn wenn man einmal erst weiß, wie der unvergleichliche Bouquetreichtum gerade der Rheinweine zu stande kommt, dann ist's bis zur Nachahmung auch nur ein Schritt. So gut aber, wie die Gabe von Mutter Natur, wird trotz aller chemischen Wissenschaft das Kunstprodukt wahrlich nimmer werden.



Siegel- und Stöpfelbrand der Fürstl. Metternichschen Verwaltung.

Hoch ragt über den Rheingau das Schloß Johannisberg auf seinem mit Reben bedeckten Vorberg, in einer knappen halben Stunde von Geisenheim zu erreichen. Unschön ist der mächtige Bau, aber wunderbar ist seine Lage; nicht nur wegen des freien weiten Blickes über die grünen Rebengelände und den schimmernden Strom, sondern gerade auch als Weingut. Hier vereinigt sich alles das, was das Rheinland zum ersten Weinland Europas gemacht hat. Der eisenhaltige Thonboden, der Schutz durch die rückwärtigen Höhenzüge des Taunus, die Feuchtigkeit der Atmosphäre und jene eigentümliche, die Sonnenstrahlen reflektierende



Hattenheim: Der Gährkeller.

Das große Faß in den Wilhelmj-schen Kellereien.

Kraft, die man sicher nicht mit Unrecht dem breiten Spiegel des Rheinstromes zumißt.

Ein kluger Kirchenfürst war es, Herr Ruthard, Erzbischof von Mainz, der 1106 dort oben auf der damals öden kahlen Höhe Benediktiner ansiedelte. Als sich dann sein Schwager, der Rheingraf Richolf, von einer Kreuzfahrt heimgekehrt, einige kleine antisemitische Scherze im goldenen Mainz zu schulden kommen ließ, und als sich die Juden, als des Kaisers allezeit getreue Kammerknechte, über den losen Grafen beschwerten, schenkte er zur Buße den Mönchen auf dem Bischofsberge — so hieß bisher der Klosterhügel — große Ländereien; und weil die Greuelthaten an den kaiserlichen Schutzjuden gerade am Johannistag geschehen waren, so wurde auf sein Begehr der Name des Klosters in Johannisberg umgetauft.

Die frommen Mönche aber wurden bald die trefflichsten Winzer und Kellermeister weit und breit. Mit der Zeit, so sagt man ihnen freilich nach, seien sie auch etwas lockere Gesellen geworden, und schließlich sei es ganz gut gewesen, daß anno 1716 das Kloster, das schon im dreißigjährigen Kriege zerstört worden war, aufgelöst wurde. Der Berg mit seinen Wunderreben ging in den Besitz des Fürstabtes von Fulda über und verblieb diesem, bis 1801 im Luneviller Frieden das Hochstift Fulda säkularisiert wurde und dem Prinzen von Oranien als Entschädigung für seine holländische Erbstatthalterei zufiel. Die Freude dieses Prinzen auf den wohlassortierten Keller aber erlitt eine arge Enttäuschung, denn der Fürstabt hatte gerade noch rechtzeitig seine Schätze an den Mainzer Weinhändler

Hergen verkauft, im Durchschnitt das Stück zu 1200 Gulden.

Lange erfreute sich der Oranier überhaupt der herrlichen Besitzung nicht, denn als der Rheinbund gestiftet wurde, legte zunächst der Herzog von Nassau die Hand auf Johannisberg, bis dann ein Stärkerer kam. Napoleon nämlich höchstselbst, der die Domäne seinem Marschall, dem Herzog von Valmy, ursprünglich ein deutscher Bauerssohn, aus Wolfsbuchweiler an der Tauber gebürtig und Kellermann geheißen, als Dotation für geleistete Kriegsdienste verehrte. Von geradezu erschütternder Naivetät — richtiger vielleicht Unverschämtheit — ist das Schreiben, mittelst dessen Marschall Kellermann dem Herzog von Nassau diese Thatsache anzeigte: „Gnädiger Herr," so schrieb er, „ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß der Kaiser mir den Johannisberg geschenkt hat samt allem Zubehör. Diese Gnade meines Souveräns ist für mich um so wertvoller, als sie mich in den Stand setzt, Ihnen öfters meine Aufwartung zu machen!"



Originaletikette des 1886. Schloß Johannisberger.

Die Befreiungskriege machten der Kellermannschen Herrschaft ein Ende; vorher aber hatte der von der „fortune", wie man ehedem sagte, emporgetragene Bauernsohn auch hier noch das besondere Glück, als der Besitzer von Johannisberg das ausgezeichnetste Weinjahr des Jahrhunderts zu erleben, das Kometenjahr 1811. Das war ein Jahr, von dem man heute noch am Rhein erzählt wie von einer Wundermär.

Auf der Domäne Johannisberg wuchsen 50 Stück, und weil wohl dem Marschall Kellermann die politischen Zeitläufte schon nicht recht geheuer vorkamen, verkaufte er sie im voraus an den Weinhändler Mumm für die Kleinigkeit von 32000 Gulden; dieser aber versteigerte später das beste Stück — ein Stück faßt ungefähr 1200 Liter — für 12000 Gulden. Die Weindynastie Mumm konnte mit dem Geschäft zufrieden sein.

Man sagt, Gneisenau hätte den lebhaften Wunsch gehabt, Johannisberg als Dotation zu erhalten; jedenfalls kam es anders. Gegen Ende 1813 ergriff ein



Schloß Vollrads

kleiner Trupp Österreicher Besitz von dem Schloß und blieb daselbst; als dann 1815 die große Wiederverteilung deutschen Bodens vor sich ging, nahm der Kaiser von Österreich auf Grund eines etwas unklaren Paragraphen der Wiener Kongreßakte — wer sich dafür interessiert, mag den Paragraphen 51 nachlesen — Johannisberg unwidersprochen für sich in Anspruch und gab ihn dem Fürsten Metternich zum Lehen, „für die männliche und, nach deren Absterben, für die weibliche Descendenz in direkter Linie nach dem Rechte der Erstgeburt." Wenig bekannt aber dürfte sein, daß das Haus Österreich sich nicht nur ausbedang, daß das Gut unter der Oberherrlichkeit seiner Krone verbleiben, daß vielmehr der jeweilige Besitzer auch alljährlich den zehnten Teil des Weinertrages in Natur an die Krone zu entrichten hat. Übrigens hat denn auch die Metternichsche Verwaltung auf Schloß Johannisberg, auf eine Art von Souveränität pochend, einen jahrzehntelangen Krieg mit Nassau geführt und sich erst, irre ich nicht, von 1851 an zur Zahlung von Staatssteuern bequemt.

Aber für die Pflege der Reben und der Kellereien hat sie mustergültig gesorgt, ja sie ist dadurch, daß sie ihre Edelweine zuerst in Originalfüllungen abgab, bahnbrechend für den Betrieb auf den anderen großen Weingütern des Rheingaus geworden. Es sind kostbare Tröpflein, jene Kabinettsweine aus den Metternichschen Kellereien. Vor mir liegt der Preiscourant für den Flaschenverkauf vom Jahre 1894; er enthält nur Weine aus den Jahren 1880 bis 1889, und die billigste Flasche 1889er „mit braunem Lack" stellt sich auf 4,50 Mark, die teuersten 1880er „mit lila Lack" und 1886er „mit himmelblauem Lack" kosten je 20 Mark an Ort und Stelle. Was wunder, daß ältere Jahrgänge, die heute nur in wenigen Händen sind, mit 40 bis 70 Mark die Flasche bezahlt werden!

Schloß Johannisberg verfügt über etwa



Teil vom alten Rüdesheim.

Rüdesheim: Niederwalddenkmal. Aus den Kellereien von Joh. Bapt. Sturm.

25,93 Hektar Weinberge, und es produzierte im Durchschnitt von vierzig Jahren jährlich ungefähr fünfunddreißig Stück Wein. Davon geht zunächst der Zehnte an den kaiserlichen Hof ab; das alleredelste Gewächs reserviert der Fürst für den flaschenweisen Verkauf als Kabinettswein. Der größte Teil wird in öffentlicher Auktion verkauft.



Originaletikette des 1889. Steinberger. Aus der Preußischen Domänenkellerei.



Brand auf dem Stöpsel.



Siegelabdruck auf der Flasche.

Übrigens ist Fürst Metternich denn doch nicht der Alleinherrscher von Johannisberg. Im ziemlich weiten Umkreis um den Schloßberg finden sich auch andere Rebenhänge, die gar vorzügliche Tropfen liefern. Neben dem „Dorf Johannisberg," dessen Weinberge sich in verschiedenen Händen (von Mumm-Frankfurt a. M.; Konsul Bauer-Moskau; Joh. Klein-Johannisberg) befinden, ist da vor allem auch der Wein von der „Klause," ein flachliegender Weingarten zwischen Geisenheim und dem Schloß, zu nennen, von dem der lobesame Klaus-Johannisberger herstammt. Den größeren Teil der Weinberge von der Klause besitzt Herr Joh. Klein, der einzige Weinhändler in Johannisberg, dessen Liebenswürdigkeit und Erfahrung ich so manche Angabe in dieser Plauderei verdanke. Ist der Schloßwein der König, so sind die übrigen Johannisberger mindestens nicht geringe Vasallen.

Oberhalb Hattenheim dehnt sich der Steinberg. Es ist ein mauerumschlossenes Gebiet von etwa 25,9 Hektaren, gleich dem Johannisberg am sanften Hange gelagert. Auch hier waren es brave Mönche, welche mit feinem Verständnis die ausgezeichnete Lage des Steinberges herausfanden und auf ihm zuerst Reben bauten. Dem Laien scheint's fast wie ein Wunder: rechts und links vom Steinberg und unmittelbar an ihn grenzend liegen andere Rebengelände, deren Lage scheinbar ganz die gleich günstige ist — und doch ist die Kreszenz eine grundverschiedene. Wie eine gebenedeite Insel ist der Steinberg in seine Umgebung eingesprengt, aber auch innerhalb seiner Umfriedung selbst gibt es verschiedene Lagen; als die besten gelten der „goldene Becher," der „Rosengarten" und das „Zehntstück." Hier war jene „historische" Flasche gewachsen, welche unser Kaiser dem Fürsten Bismarck als Versöhnungstrank übersandte.

Drüben in Johannisberg waren die fleißigen Benediktiner, hier die klugen Cisterzienser die ersten Winzer. Ganz nahe dem Steinberg hatten sie sich angesiedelt und das prächtige Kloster Eberbach erbaut. Der heilige Bernhard von Clairvaux gründete 1123 die Abtei, wobei ihm der Sage nach ein Eber — daher der Name — den Grundriß des Baus mit dem Rüssel im Waldboden vorgezeichnet haben soll. Wunderlich genug, daß drüben auf dem Johannisberg des Kaisers Schutzjuden, hier ein Schweinchen in die Entstehung der großen Weinklöster mit hineinspielten.

Die Abtei Ebersbach gedieh, vielleicht nicht zuletzt durch den ausgedehnten Weinhandel, welchen die Cisterzienser schon im Mittelalter trieben. Hatten sie doch ihre eigenen Schiffe, die, mit den Erzeugnissen ihrer Kellereien befrachtet, den Rhein abwärts bis in die Niederlande gingen und von denen das mächtigste als die „Ebersbacher Sau" weit und breit bekannt war. Siebenhundert Jahre hindurch, durch gute und böse Zeiten, bestand die Abtei, bis sie 1802 säkularisiert wurde und dem nassauischen Fiskus anheimfiel, von dem sie 1866 an Preußen überging. Ein großer Teil des herrlichen Baus dient heute als Gefängnis; die schönsten Räume aber sind der königlichen Dominialverwaltung überwiesen worden, die hier ihre Weine lagert. Dank der Fürsorge der Verwaltung, zumal ihres jetzigen Leiters, des Domänenrats Czéh, sind diese wundervollen Säle denn auch in echt künstlerischem Sinne renoviert worden, soweit es ihre heutige Verwendung irgend zuließ. Da ist der große Kapitelsaal, da



Eltville: Brentanosches Haus.

das Sommerrefektorium, jetzt in das Kelterhaus verwandelt, da ist vor allem das Winterrefektorium, heute als Versteigerungssaal benutzt. Hier schauen von den Wänden noch die ehrwürdigen, feierlich ernsten Gesichter der einstigen Äbte herab, die Wände zeigen herrlichen Barockschmuck und ein wunderschöner breitflügliger Renaissanceschrank, der auf irgend einem Boden der Abtei unter allerlei Gerümpel gefunden wurde, bildet, kunstvoll wiederhergestellt, die Prachtzierde der einen Querwand.

Darunter aber liegen die Keller, in denen die edelsten Schätze der königlichen Domäne gepflegt und gehegt werden, bis sie zur Freude und Wonne der echten Kenner ihre feuchtfröhliche Auferstehung feiern dürfen.

Es war mir vergönnt, in diesem Frühjahr unter sachverständiger Leitung die weiten, schön gewölbten Hallen zu durchwandern. Nicht nur dies, mir wurde auch hier und dort ein Kosteпröbchen vom Edelsten kredenzt: 93er, noch unfertig, aber von einer süßen Würze, einem Feuer schon damals, daß selbst der bescheidenste Laie sich sagen mußte: er wird der besten des Jahrhunderts einer!

Die königliche Domäne hat, wie man am Rhein sagt, die unstreitig beste „Weinkarte“ im ganzen Rheingau, das heißt, sie besitzt in fast allen Gemarkungen vorzügliche Lagen. Die Krone ist der Steinberg; aber neben ihm müssen die Domänenweine vom Neroberg bei Wiesbaden, von Hochheim, von Hattenheim, Markobrunn, Gräfenberg, von Rüdesheim und Aßmannshausen rühmend genannt werden. Es sind im ganzen 76,5 Hektare, die zur Domäne gehören.

Mustergültig ist der Betrieb, die Pflege der Reben, wie die Pflege der Weine. Wenn man früher von einer idealen Weinwirtschaft sprach, pflegte man stets auf Schloß Johannisberg hinzuweisen; heute ist es wohl keine Frage für die Eingeweihten, daß der Betrieb der königlichen Domäne dem fürstlich Metternichschen mindestens gleichwertig ist. Es ist das ohne Zweifel das Verdienst des jetzigen Leiters, des schon genannten Domänenrats Czéh, der aus der Metternichschen Verwaltung in die Dienste des preußischen Staats übertrat und mit großer Umsicht und Energie, vor allem aber mit ausgezeichnetem Verständnis den Betrieb der Domäne von Stufe zu Stufe

gehoben hat. Ihm ist es auch zu verdanken, daß jetzt in den Kellereien der letzteren die hochbewerteten Weine — die bei den Versteigerungen über 3600 Mark das Stück bringen — bis zur völligen Flaschenreife weiter behandelt werden, um dann durch den Brand der Stopfen, durch das Siegel der Kellerei, Lack und Etikette als Kabinettswein gekennzeichnet zu werden. Die Neuerung hat anfangs wohl den Zwischenhandel nicht gerade sehr angenehm berührt, für den verständnisvollen Liebhaber der edlen Tropfen ist sie aber von der größten Bedeutung; denn wer jetzt einen Kabinettswein der königlichen Domäne kauft, hat wenigstens auch die Garantie — daß es wirklich welcher ist.

Johannisberger — Steinberger! Welch hochedler Herr ist diesen beiden Herrschern in Rang und Würden anzureihen?

Die Frage ist äußerst schwer, vielleicht mit Bestimmtheit gar nicht zu beantworten. Hier entscheidet persönlicher Geschmack, ein wenig zudem wohl die Mode des Tages. Auch sind die Jahrgänge maßgebend, denn selbst in den gesegnetsten Weinjahren reift die Traube keineswegs an allen Rebenhängen des Rheingaus gleich gut. So schoß, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1883 Rüdesheim weitaus die Krone ab.

Man pflegt heute im allgemeinen den Rauenthaler als das drittedelste Hochgewächs zu klassifizieren. Mag er darum auch hier diese Stellung einnehmen, die besonders einzelne Lagen: Gehren, Wieshell, Rothen-



Geisenheim: Schönbornsche Villa. Pomologisches Institut.

berg, Langenstück, Hühnerberg, Pfaffenberg, Nonnenberg, Alzern ꝛc. zukommt.

Der Rauenthaler hat sich erst allmählich zu dem Ehrenplatz emporgerungen, den er heute einnimmt. Vor einem halbem Jahrhundert noch rangierte er unter den Weinen dritter Klasse, aber sorgsame Pflege und verständnisvolle Behandlung haben ihm mehr und mehr und mehr zur Würdigung verholfen. Daß dem so ist, verdankt Rauenthal nicht zuletzt dem „alten Prokurator," der die schönsten Lagen in der ziemlich weit vom Rhein, an der Straße von Walluf nach Schwalbach gelegenen, 85 Hektar großen Gemarkung besitzt.



Originaletikette des 1884. Aßmannshäuser aus der Preußischen Domänenkellerei.

Man kann heute nicht über die Weine des Rheingaus schreiben, ohne des „alten Prokurators," wie der Dr. jur. August Wilhelmj im Rheingau allgemein genannt wird, zu gedenken. Etwa vom Jahre 1857 an hat er neben seinem juristischen Beruf, dem er den nassauischen Titel Prokurator verdankt, mit unermüdlichen Eifer und vor allem mit dem feinsten Verständnis für den Weinbau des Rheingaus gewirkt. Zunächst legte er seine berühmte Sammlung edelster Hochgewächse nur aus Liebe zur Sache an: dann kaufte er bei sich damals noch leichter als heute bietender günstiger Gelegenheit ein Stück Weingut nach dem anderen an und wußte durch seine vortreffliche Kellerbehandlung ausgezeichnete, oft ganz ungeahnte Erfolge zu erzielen. Aus dem Liebhaber und feinen Kenner wurde allmählich ein vortrefflicher Geschäftsmann, der schon Anfang der siebziger Jahre über eine der besten Weinkarten des ganzen Rheingaus verfügte und nicht seltener der Weinkönig genannt wurde, denn sein Sohn, der berühmte Violinspieler, der Geigerkönig.



Originaletikette des 1889. Markobrunner aus der Preußischen Domänenkellerei.

Heute ist der ganze umfangreiche Besitz — außer in Rauenthal hatte Wilhelmj besonders in Rüdesheim, Markobrunn und Aßmannshausen treffliche Lagen erworben — in die Hände einer Aktiengesellschaft übergegangen, deren großartige Kellereien in Hattenheim eine Sehenswürdigkeit des Rheingaus bilden. Es weht in ihnen nicht der romantische Hauch, der die Keller von Schloß Johannisberg und von Kloster Eberbach auszeichnet, trotzdem Wilhelmj nicht unterlassen hat, seine umfassenden Baulichkeiten für meinen Geschmack äußerlich sogar zu stilvoll mittelalterlich aufzuputzen. Im Innern aber ist alles höchst praktisch, alles höchst modern eingerichtet, mustergültig, wie allgemein anerkannt wird. Die Böden cementiert, die Decken sorgsamst verputzt, die Ventilation tadellos: da gibt es riesige Cirkular- und Rotationspumpen zum Entleeren der Fässer, die rationellsten und neuesten Kelter, die feinstausgeklügelten Heizvorrichtungen und — selbstverständlich! — überall elektrische Glühlampen; ja, Hattenheim zählt zu jenen glücklichen kleinen Orten, in denen sich fast in jedem Hause dank der Wilhelmjschen Centralstation elektrische Beleuchtung vorfindet.

Das Wilhelmjsche Etablissement zählt übrigens auch das größte Faß am Rhein zu seinem Besitz. Es gehört zwar eigentlich nicht zu dem Kapitel von den Hochwächsen, denn sie werden ihm wohl kaum je anvertraut, aber sehenswert ist es doch, das Riesenfaß von Hattenheim, das den Inhalt von einigen 60 000 Flaschen aufnehmen kann; schuldige Bewunderung sei seinem Verfertiger, dem Herrn Ignaz Müller aus Eltville, dargebracht. Das vielgefeierte Riesenfaß von Heidelberg ist nicht halb so groß, und nur die Cisterzienser von Kloster Eberbach haben einst ein Fäßlein besessen, das annähernd von gleichem Umfang war; im Jahre 1500 hatten sie es zum erstenmale mit köstlichstem Steinberger

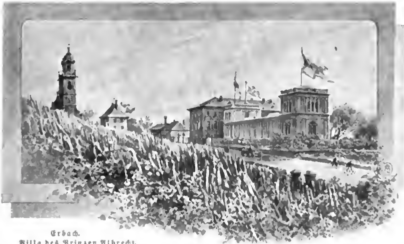
gefüllt, aber schon zwanzig Jahre später zerstörten es die unverständigen Bauern. Ewig schade darum!

Mir persönlich steht der Markobrunner mindestens gleich hoch wie der Rauenthaler; er ist ihm, in guten Jahrgängen, an Feinheit ebenbürtig, an Würze und Kraft überlegen; bei ihm tritt auch eine der Eigenschaften besonders deutlich hervor, die für die edelsten Gewächse charakteristisch ist: er gewinnt stetig durch die Jahre!

Markobrunn ist eine Weinbergslage zwischen Erbach und Hattenheim und trägt seinen Namen von einem Brunnen, der gerade an der Grenze beider Feldmarken steht, aber noch zu Erbach gehört. Die Erbacher haben ihn einst, stolz darauf, daß Markobrunn damit gewissermaßen ihnen zugesprochen ist, mit der Inschrift versehen: „Markobrunn — Gemeinde Erbach.“ Das nahmen jedoch die Hattenheimer krumm, und flugs rächten sie sich durch die von echt rheinländischem Humor zeugende bissige Inschrift: „So ist es recht und so soll es sein: Für Erbach das Wasser, für Hattenheim den Wein!“

Die besten Lagen von Markobrunn sind im Besitz der königlichen Domäne und des Grafen Schönborn, eines der großen Weinfürsten des Rheingaus, der von Lorch bis Hochheim begütert ist. Die königliche Domäne, Wilhelmj und zwei Herren, die in neuerer Zeit umfangreiche Ankäufe im Rheingau gemacht haben, sind weiter als die Besitzer ausgezeichneter Lagen zu erwähnen. Der eine ist Prinz Albrecht von Preußen, Prinzregent von Braunschweig, der seine ausgedehnten Weingüter von Erbach aus, wo ihm das Schloß Rheinhartshausen gehört, verwalten läßt und aus ihnen mehr und mehr eine Musterwirtschaft geschaffen hat; der andere ist der Freiherr von Stumm.

Ich müßte nun, der üblichen Klassifizierung nach, wohl Rüdesheim nennen. Aber ich denke, der vielbesungene Rüdesheimer wird es mir verzeihen, wenn ich vor ihm zwei weniger bekannte Größen einschiebe. Den Gräfenberger nämlich zuerst, der bei Kiedrich auf einem ganz kleinen Gebiete wächst, von dem der größte Teil der königlichen Domäne gehört; vielleicht bekommen meine Leser Achtung vor diesem Wein, wenn ich feststelle, daß z. B. am 29. Mai 1888 auf öffentlicher Versteigerung in Kloster Eberbach für rund 575 Liter 1868er Gräfenberger der Betrag von 12510 Mark erlöst wurde! Zu zweit nenne ich Schloß Vollradser von jenen köstlichen Rebenhängen, die sich um das schöne Schloß des Grafen Matuschka scharen, das in einer Senkung unweit von Schloß Johannisberg eingebettet liegt.



Erbach.
Villa des Prinzen Albrecht.

Nun aber zu Rüdesheim.

Der alte Fischart sang:

„Dort unten an dem Rheine, da ist ein Berg bekannt,
Der trägt ein gute Weine, Rüdesheimer genannt —
Der hat ein geistlich Art an sich, macht äußerlich und innerlich!" —

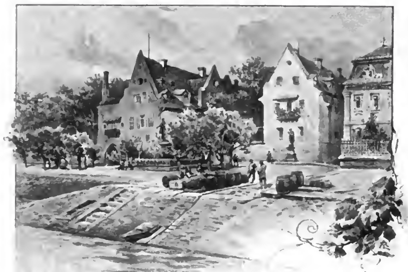
und wie vor Jahrhunderten ist heute noch das feurige Gold von Rüdesheim berühmt und allbeliebt.

Rüdesheim ist die größte Gemarkung im Rheingau und wohl auch die ertragsreichste; über 200 Hektare sind hier mit Reben bepflanzt, von denen fast die Hälfte auf die Terrassen des „Berges," des südlichsten Hanges des denkmalgekrönten Niederwaldes entfällt. Außer dem Berg sind Hinterhaus, Rottland, Brunnen, Burgweg, Roseneck, Stumpfenort, Pares, Bischofsberg als beste Lagen zu nennen. Vielverzweigt ist der Besitz: die königliche Domäne, die „Weinfürsten" Graf Ingelheim und Freiherr von Zwierlein, Wilhelmj und nicht zuletzt der große Rüdesheimer Weinhändler Baptist Sturm, dessen Kellereien nach denen der Aktiengesellschaft Wilhelmj wohl die bedeutendsten des Rheingaus sind, haben an der Gemarkung hervorragenden Anteil.

Welch ein gesegnetes Fleckchen Erde dort von dem langgestreckten Dorf Winkel, in dem einst Altmeister Goethe im gastlichen Brentanoschen Hause schöne Tage verlebte, über Geisenheim, dem wie in einem einzigen Garten gebetteten, bis nach Rüdesheim hinab! Sind es auch nicht Hochgewächse im allerengsten Sinne, die Winkler und Geisenheimer, so zählen sie doch zu den edelsten Weinen des Rheingaus; wer den Geisenheimer Rothenberg und Kapellengarten, wer den Winkler Hasensprung und Dachsberg nicht zu schätzen weiß, der sollte lieber seine Zunge ganz vom Rheinweinrömer fern lassen. Man thut überhaupt gut, sich zu gewöhnen, von Kabinettsweinen abgesehen, nicht allzu ausschließlich nach den berühmten Namen zu schätzen und zu kaufen: es gibt im Rheingau so mancherlei Gewächse, die höhere Ehren verdienen, als ihnen heute noch nach der landläufigen



Eltville: Die „Alte Burg" (teilweise Kellerei) in der Villa des Freiherrn von Simmern.



Eltville:
Graf Eltzscher Villa.

Wertmessung des großen Publikums zu teil werden. Da ist, um nur einiges einzuschalten, der Hallgartner Schönhelle, da ist der Hattenheimer Nußbrunnen — ein halbes Stück 1893er Hattenheimer brachte auf der diesjährigen Domänenauktion den zweithöchsten Preis mit 10100 Mark, tausend Mark mehr als sogar Steinberger desselben Jahrgangs! — da ist der Erbacher Siegelsberg und der Eltviller Taubenberg, — da ist endlich, freilich nicht mehr streng genommen zum Rheingau gehörig, Hochheim mit seinen wundervollen Lagen: der Domdechaney, dem Kirchenstück, dem Rauchloch, dem Stielweg und dem Viktoriaberg —

„Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume an dem Gestade dampft,
Du bist es würdig, daß du den deutschen Geist
Nachahmst, bist glühend, nicht aufflammend —"

sang schon Klopstock von dem Hochheimer Gold.

Da ist endlich auch, ein Schoßkind der preußischen Domänenverwaltung, der Neroberger aus der unmittelbarsten Umgebung des Weltbades Wiesbaden. Wer immer nach der kräftig aufblühenden Stadt kommt, versäume den Gang in den prächtigen Ratshauskeller nicht und probe dort den Neroberger nahe seinem Stammsitz. Es ist ein feiner und gehaltvoller Wein.

Und nun noch einmal rheinabwärts, um den letzten der wirklichen hochedlen Herren an Ort und Stelle kennen zu lernen, den köstlichen Roten von Aßmannshausen, den edelsten Rotwein, der überhaupt in deutschen Gauen wächst.

Aus einem Rebsatz von blauen Burgundertrauben gezogen — Klebrot sagt der Rheinländer —, vereint der Aßmannshauser den Rheinweincharakter in ganz merkwürdiger Weise mit dem des Chambertin; er ist voll und kräftig, von einem leichten Mandelgeschmack. Auf den Hängen des Höllenberges wächst er am Niederwald, und die besten Lagen werden als Hinterkirch, Eckerstein, Aulhauserberg, Steil und Frankenthal bezeichnet. Die ganze Gemarkung ist nicht groß, und ihr Erzeugnis ist in der Güte keineswegs gleich — so kommt es, daß so mancher, der sonst eine feine Zunge sein nennt, Aßmannshäuser getrunken hat und doch wenig gut auf das Gewächs zu sprechen ist. Der kleinste und beste Teil der Gemarkung ist im Besitz der königlichen



Wiesbaden: Am Neroberge.

Domäne; wer aber glaubt, schon für drei Mark eine Flasche Aßmannshäuser Auslese erhalten zu können, befindet sich im Irrtum. Die Preise halten sich regelmäßig sogar sehr hoch. Ich habe mir erzählen lassen, daß ein großer Teil der guten Jahrgänge stets von amerikanischen Aufkäufern erstanden wird. Das Edelste vom Edlen aber wandert in die kaiserlichen Kellereien nach Berlin.

Das sind die hochedlen Herren vom Rhein!

Die hochedlen Herren teilen aber mit ihren minderen Brüdern die Eigenheit, daß sie keineswegs in allen Jahren gleich gut geraten. Nur zu oft ist ja alle Sorgfalt, all die fast unbeschreiblich schwere Arbeit des fleißigen Winzers vergeblich oder lohnt doch kaum der aufgewandten Mühen. Die Rebe ist vielleicht die empfindlichste aller Kulturpflanzen, und Feuchtigkeit und Sonne müssen schon ganz ausnahmsweise glücklich zusammenwirken, wenn der Weinbauer einmal von einem wirklich gesegneten Jahre sprechen kann, wenn dann später Händler und Trinker einen Jahrgang mit Recht als besonders erlesen preisen dürfen.

Das große Weinjahr des Jahrhunderts, ich erwähnte es bereits, war das Jahr 1811; hoch in Ehren standen dann die Weine des Jahres 1846 und, wenn auch im minderen Maße, die des Revolutionsjahres 1848. Aber das sind heute schon Raritäten, die nur noch in fürstlichen Kellereien vorkommen. Im Jahre 1862 erntete der Rheingau gut, aber wenig; 1865 brachte ihm im Gegensatz zu den meisten anderen deutschen Weingebieten einen Mißerfolg, aber das Jahr 1868 holte das Versäumte reichlich nach. Auch 1870 war nicht übel, haben, wenn ich recht unterrichtet bin, jetzt die Flasche bereits wieder mit 40 Mark verkauft!

Die Jahre 1886 und 1892 brachten wenig, aber gute Ernten; das Jahr 1893 endlich war wieder einmal ein Hauptjahr, die langersehnte Entschädigung für manche Mißerfolge, während leider das vorige Jahr die Hoffnungen der Rheingauer völlig täuschte.

Das war ein Hasten und Drängen heuer, als die ersten Dreiundneunziger zur Versteigerung gelangten. Von weither kamen die großen Weinhändler und von nahe her all die feinen Zungen, die, mit oder ohne ernste Kauflust, sich die Gelegenheit der üblichen unentgeltlichen Proben nimmer entgehen lassen wollen! Reges Leben und Treiben in all den Weinorten von Hochheim bis Lorch, frohe Gesichter und glänzende Augen überall und gute Laune zum feierlichen Ernst der wichtigen Handlung. Und wie wuchs die Spannung, wenn die Käufer sich höher und höher trieben, sich wieder und wieder überboten in wachsender Kauflust!



Aßmannshausen: Weingelände und Blick auf den Rhein.

dann aber folgte eine Reihe recht trüber Jahre. Es war ein Glück, daß inzwischen die Schaumweinfabrikation einen großen Aufschwung genommen hatte und mit Zucker und Likör auch die minder guten Jahrgänge zum Nutz und Frommen derer, die daran keinen Anstoß nahmen, verarbeiten konnte. Das Jahr 1884 befriedigte allgemein; es war ein 1884er Steinberger, der den bisher überhaupt höchsten Preis in öffentlicher Auktion erzielte — die Gebrüder Dreyel kauften ein halbes Stück für 16 730 Mark. Mit anderen Worten: sie zahlten für die Flasche auf dem Faß über 22 Mark und

Stand da im Kapitelsaal von Kloster

Eberbach am 29. Mai ein halbes Stück 1893er Markobrunner zum Verkauf, 612 Liter, das erzielte nach langem heißem Kampf den Preis von 16500 Mark!

Wer sie wohl dereinst trinken mag, diese köstlichen Tropfen?

Daß es doch ein wirklicher Kenner sein möge, der das flüssige Gold recht zu würdigen weiß, kein Banause, der es nur schätzt, weil er es wieder mit Gold aufwiegen mußte! Solch ein hochedler Wein will getrunken sein nicht im überlauten, weiten Kreise an festlich geschmückter Gasttafel, sondern unter drei Freunden — langsam, bedächtig und andächtig, mit dem Bewußtsein des erlesenen Genusses!

Und wenn dann die duftenden Römer leise anklingen, dann töne dazu immer aufs neue das alte gute Wort: „Gesegnet sei der Rhein!"



Herbstabend

Wie ruht sich's gut am Waldesrand,
Wenn sacht die Schwalben ziehn von hinnen,
Und fern durchs braune Heideland
Im Abendrot die Bäche rinnen!

Kein Flüstern mehr in Busch und Baum,
Indes sich rings die Schatten breiten;
Nur selten hallt, wie aus dem Traum,
Ein Vogelruf aus blauen Weiten.

Wie lieb' ich dich, du stille Zeit!
Denn trauter als des Sommers Wonnen
Hält sanfte Herbstesmüdigkeit
Das wundenreiche Herz umsponnen.

Kaum spürt es mehr des Lebens Last
Im Moos zu Füßen dunkler Föhren,
Als ahnt' es schon die selige Rast,
Die tiefe, die kein Sturm wird stören.

Reinhold Fuchs.





Übereifrig. Nach dem Gemälde von F. A. v. Kaulbach.



Im Mund der Leute.

Roman

von

T. Glaß.

(Abdruck verboten.)

Erster Teil.

I.

Dämmerung lag schon in den Straßen der Stadt, aber draußen hinter den Gärten war's noch hell, als ein junges Paar den Heckenweg entlang ging, der vom Veilchengraben nach dem Westerthor führte.

„Das war ein hübscher Zufall, Fräulein Helmchen," sagte der Mann, „ich hoffe, dem begegne ich bald wieder. Gab es noch Veilchen?"

Helmchens Augen glänzten unter dem breiten Rand des Sommerhutes hervor, mit unverkennbarem Vergnügen an ihrem Begleiter. Die neckende Frage nach den Veilchen machte sie ein wenig verlegen, aber sie wußte sich zu helfen, antwortete nicht, sondern sagte: „Nirgends ist's so hübsch ringsum wie im Veilchengraben, dahin gehe ich immer, wenn ich allein entwischen kann, und heute war die Stadt so dunstig, so heiß — nicht mal Großmutter hat sich gewundert, daß ich davonlief."

„Nein," antwortete er ernsthaft, „niemand kann sich über uns wundern, zumal da die Rosen blühen und die Nachtigall singt."

Er blieb stehen, gerade vor Helmchen, so daß auch sie auf dem schmalen Wege nicht weiter gehen konnte; er war schlank und geschmeidig, Schnurrbart und Hände verrieten sorgsame Pflege, Blick und Lächeln waren übermütig genug, aber nichts Geckenhaftes störte und durch den Übermut schimmerte Freundlichkeit.

Helmchen bog den Kopf zurück, sah mit Kinderaugen zu ihm auf, erwiderte sein Lächeln, errötete dabei und sagte plötzlich: „Nun muß ich aber heim."

„Richtig," antwortete er seitwärts tretend, „ich will nur noch wissen, ob Ihnen solch' netter Zufall Freude macht?"

Zwei Grübchen vertieften sich in Helmchens weichem Gesicht, aber auch diesmal umging sie die Antwort, deutete auf ein Haus, das sich seitwärts dunkel über das Buschwerk hob und fragte: „Hat der Maler wirklich das Siebeneck gekauft, Herr Brennecke?"

Fritz Brennecke gab nach, er schritt jetzt gleichmäßig an Helmchens Seite hin, ohne sie weiter mit Gewissensfragen aufzuhalten. „Ja, Maler Chrestensen hat das wunderliche Ding gekauft; erst dachte ich um der Kindererinnerungen willen, damit es nicht an Fremde käme, jetzt aber stellt sich heraus, daß er da wohnen will. Nur zu! Er ist ein berühmter Mann und treibt sich allerwärts löblich im Mund der Leute herum, das gibt unserer Stadt Ruhm und Ehre. Man erwartet infolgedessen starken Besuch bewunderungstoller Fremdlinge und dergleichen geldverbrauchender Lebewesen, weshalb der Mann eines guten Empfanges gewiß sein kann."

„Natürlich," neckte Helmchen, „denn je mehr Fremde, desto mehr Cigarren werden verbraucht. Daß Sie nur gleich ans Geschäft denken, wo uns harmlosen Menschen die Kunst und die Schönheit durch den Kopf gehen."

Brennecke lachte. „Nützt eine Sache,

so schadet sie nicht, Fräulein Rothenbeck, und weshalb ein junger Mann gern Geld verdienen will, wissen die jungen Mädchen ganz gut; oder lassen Sie sich's von der Großmutter erklären."

„Ich weiß schon: zu Frühschoppen und Reisen in die großen Städte" — „Richtig," bestätigte er ernsthaft, „und auf solch einer Reise hab' ich in Berlin Chrestensens Medaillenbild gesehen und mich ausnahmsweise auch um Kunst, Schönheit und Farbenzauber gekümmert."

Helmchen sah ihn von der Seite an und blieb stehen. Ob sie ihn gekränkt hatte? Er wußte natürlich, daß ihr Papa einen Kaufmann nicht für einen gleichberechtigten Menschen ansah; aber sie meinte es doch nicht so, sie war ohne Vorurteile und das hätte er auch wissen können.

„Was war denn an dem Bild?" stotterte sie verlegen.

Brennecke war sofort durchaus freundliche Berichterstattung. „Das Bild ist in Rom gemalt und verleugnet seinen Ursprung nicht, es leuchtet in italienischem Sonnenglanz, das Ganze ist weich, warm — und doch etwas dabei, was den anderen weichen und warmen Bildern fehlt, etwas Wohlvertrautes —"

„Ich weiß schon," fuhr Helmchen eifrig dazwischen. „In Reimanns Kunstfreund steht, man habe es gekrönt, weils ein altmodisch Bild sei."

„Natürlich, Kritiker reißen alles herunter, das ist ihr Handwerk, deshalb bleibt die Schönheit doch was sie ist."

„Und das Bild?"

„Einfach genug: eine Frau kniet im Sande und vor ihr auf weißem Tuch liegt ein kleines Mädchen, hellauflachend, denn ein prächtiger Junge wirft das Schwesterchen mit Granatblüten — sie sagten, Chrestensen habe seine eigene Familie gemalt."

„Ach? — waren sie schön?"

„Sehr schön; mich freut, daß er nach Bieberfeld kommt; das ist doch 'mal ein Kerl."

Helmchen stand halb bezwungen am Westerthor still, schüttelte aber doch noch leise den Kopf, denn Ernst hatte gesagt, das Bild sei nur alte Schule: wie Bauschutt — mal ganz gut gewesen, jetzt aber zermürbt vom Pfluge der Zeit; und Ernst war ihr Zwilling, Ernst zeichnete — Fritz Brenneckes Kunstverstand konnte sich damit unmöglich messen, aber zanken um ein Bild war kaum nötig.

„Ich muß heim," wiederholte sie leise. Brennecke stand gehorsam still und bot ihr die Hand. „Gute Nacht, Helmchen."

„Gute Nacht," flüsterte sie und huschte durchs Thor. Rechts ab führte hier der Weg in einem Bogen nach dem Siebeneck, linksum wandte sich Helmchen. Drei Häuser weit vom Thor, gegenüber dem kleinen Seifenladen des allzeit zum Herausschauen bereiten Nachbar Schilch, schlüpfte sie in einen dunkeln Flur, nahm den Hut ab, rannte die Treppe hinauf und stürmte in kinderhaftem Ungestüm das Zimmer, wo Ernst und die Großmutter saßen, jeder Frage nach ihrem Treiben durch den Bericht des Neusten zuvorkommend.

„Erstaunlich!" sagte die Großmutter und setzte mit Stricken aus. „Also der kommt wieder? Sieh, sieh! Vor zwanzig Jahren spie er auf alles was Bieberfeld hieß. Sieh, sieh! Ist ihm wohl draußen nicht geglückt?"

Helmchen lachte, und Ernst berichtete, von seinem Reißbrett aufsehend, Maler Chrestensens Erfolg und Ruhm.

„Und ich, ich thu's ihm gleich! Er hat auch mal durchaus Jura studieren sollen und nichts anderes, wo er jetzt vielleicht mühsam Amtsrichter wäre, statt ein ruhmgekrönter, weitberühmter Mann, von dem alle Zeitungen reden. Solch ein Vorbild gefällt mir, nur daß ich originell malen werde, nicht altmodisch, so wie andere schon seit Jahrhunderten die Welt angesehen. Ich hab' meine eigenen Augen und meine Welt ganz für mich allein."

„Sieh, sieh! nur sachte! durchgehende Pferde werfen den Wagen um und brechen die Beine," klang Großmutters Mahnung dämpfend in Ernsts Siegeslauf hinein.

„Großmutter," rief er, und der Bleistift knickte als Opfer der Gemütsbewegung, „wer Mut hat, kommt allemal oben auf."

„Sei so gut und bleibe bei Vernunft, der Vater kann gleich kommen," schalt die Alte mit kräftigem Ton und begann aufs neue zu stricken. Gleich darauf aber sanken die Hände wieder in den Schoß, nachdenklich bewegte sich der runde, haubenumrahmte Kopf hin und her und langsam sagte sie

vor sich hin: „Sieh, sieh! also eine goldne Medaille.“

„Nun kannst du von ihm lernen, Ernst,“ rief Helmchen dazwischen mit roten Wangen, die Füßchen in ungeduldigem Takt gegen den Stuhl klappend. „Und mich muß er malen im neuen Mousselinkleid mit einem Veilchenkranz und Veilchen an der Brust, und dann soll Vater sagen, ob so was nicht herrlich ist! Gib acht, das gefällt ihm.“

„Ja, Veilchen,“ sagte Großmutter und nickte vor sich hin. „Dazumal hatte sie auch gern Veilchenkränze auf, Waldmüllers Ernestine — die Chrestensen mein' ich. Ein hübsch Ding war sie, aber, aber! Nun, das kommt davon: Die Eltern waren tot und ihr Onkel, der alte Advokat, litt kein ander Weib im Haus, als die Spittelsuse — woher soll da Eine Manier lernen! Im Graben saß sie, hinterm Garten, wo die Veilchen so dick wachsen, beim Siebeneck —“

„Weiß schon, Mutter,“ fiel Helmchen voll Spannung ein, „und —?“

„Da saß sie und wartete auf den Windhund, den Norddeutschen, den —“

„Holsteiner ist er,“ warf Ernst dazwischen.

„Mag sein, ist nicht unsere Art, bildet sich allewege was Besonderes ein, und sie saß im Graben und wartete auf ihn — mußte natürlich zum Unglück ausschlagen.“

Ernst sah Helmchen an und pfiff vor sich hin: „So leben wir, so leben wir —“ Helmchen wurde rot und sagte schnell: „Aber sie ist ja gar nicht unglücklich.“

„Kommt noch,“ sprach Großmutter feierlich, „kommt noch, es gibt eine himmlische Gerechtigkeit schon auf Erden. Sie ist ihm ja buchstäblich nachgelaufen, hier und anderswo. Schickt sich das?“

Helmchen war weder zu Ja noch Nein geneigt und ließ Ernst Raum zu der Frage: „Wie kam denn der Holsteiner ins Land?“

Großmutter erzählte gern — alte Geschichten noch lieber als neue — und machte sich mit Rücken und Räuspern fertig zu gemächlichem Bericht.

„Die alte Susel, die noch heute draußen im Spittelschlößchen lebt, war schon dazumal alt, und der Advokat Waldmüller war auch kein Jüngling mehr, als er eines schönen Tages von der Reise zwei Mündel mit heimbrachte. Das Mädchen war seines Bruders Kind, noch nicht zweijährig, der Junge mit dem fremdartigen Namen Helmar Chrestensen war drei oder vier Jahre älter. Woher er kam, wie Waldmüller an ihn geraten, weiß ich nicht. Der Alte hatte sieben Schlösser vorm Mund, sieben Ecken am Haus und sieben Schrullen in jedem Stubeneck. Die Kinder wuchsen zusammen auf und verliebt waren sie durch gemeinsames Unfugtreiben, Zusammenhalten gegen den Querkopf und überflüssige Gelegenheit schon als Schulkinder. Das ging solange es ging. Als der Junge sechzehn geworden, gings halt nicht mehr. Statt zu arbeiten, kritzelte er alle Wände voll und schließlich, als ein Examen nach dem anderen schief fuhr, kam denn auch dem Alten der Merkstiduwas. Hat's lang nicht gewittert, so schlägt's um so sicherer ein, der Junge bekam sein Teil Donnerwetter, mußte hinüber nach dem Institut, das noch heut zwei Stunden weit nach Westen in den Bergen liegt, — das Schulschloß nennen sie's — mit der Weisung: Feiertage gäb's nicht mehr für ihn. — Das war denn nun ein ganz unvernünftiges Gejammer; bei ihm um die Kritzelei, bei ihr um den Spielkameraden, und die Ernestine saß von da an jeden geschlagenen Abend, auf den Taugenichts wartend, im Veilchengraben. Er kam auch wirklich so oft er entwischen konnte und ließ sich ruhig bestrafen, wenn er des Nachts bei der Rückkehr ins Schulschloß ertappt wurde. Die ganze Stadt wußte das, dem Alten verriet's keiner, sprach niemand gern ohne Not mit ihm wegen seiner scharfen Zunge. Endlich schrieb ihm der Direktor einmal einen deutlichen Brief, er lernte sein Mündel von einer neuen Seite kennen, und das Durchbrennen hatte ein Ende, denn der Junge durfte nun Sonnabend nachmittags heim und über Sonntag bleiben. Damit gaben sich die zwei vor der Hand zufrieden.“

„Aber Großmutter, da ist er doch vielmehr ihr nachgelaufen, als sie ihm,“ bemerkte Helmchen.

„Wart nur, Kiek in die Welt, das kam später noch besser. Für dreizehn bis fünfzehn Jahr war's schon schlimm genug, daß sie alle Tage im Graben lungerte, ob er wohl kommen möge — ein Mädchen muß sich kostbarer machen. —“

Unten knarrte die Hausthür, schlug un-

Aus unserer Studienmappe:



Studie von W. Räuber.

wirsch ins Schloß und ließ ein belferndes Glöckchen nachschrillen.

„Der Vater," rief Helmchen, „schnell Großmutter, sage noch, haben sie sich gekriegt?"

„Natürlich, dummes Kindchen, sonst könnten sie jetzt doch nicht Mann und Frau sein."

Inzwischen war der Vater die knarrende Treppe heraufgestiegen und sagte „Guten Abend." Das Gespräch im Zimmer verstummte, als er mit würdevollem Knurren durch die Thür trat, Hut und Stock dem dienstfertigen Helmchen zuschiebend.

„Pf! man ärgert sich krank und lahm."

Rat Rothenbeck war hager und grämlich, Verdrießlichkeit hatten ihm Meinung und Stimme geschärft, aber er war ein vortrefflicher Mann, seine Tugenden gediehen besser als sein Körper, seine Moral, seine Unterthanentreue, seine Gesinnungstüchtigkeit waren dieser Tugenden fetter Nährboden; daß er es trotzdem nicht zu inniger Freude an sich selbst und der Welt brachte, war die Schuld der neuen Zeit, die sogar nach Bieberfeld in kurzen Stößen ihre aufgeregten Wellen sandte, eine mäßige, aber Ruhe liebenden Bürgern unangenehme Brandung erregend.

Rothenbeck blieb inmitten des Zimmers

stehen und vollendete seinen Eintrittsstoßseufzer.

„Wir haben dazumal im Januar des glorreichen Jahres 1871 die weiße Taube feierlich zu einem Reichsadler umgetauft, auf daß, die darin sich niederlassen zu Stärkung und bildendem Gespräch, eingedenk bleiben, welch' große Gaben der Regierung uns zu Dank und Gegendienst verpflichten. Wohin sind die Gesinnungen, die damals so herrlich erblühten? Welche Reden werden jetzt am runden Tisch dieses Reichsadlers laut? Freiheitsverlangen, Ministerkritik, Hohn der Theatercensur, Richtertadel, Steuergewinsel, Bauernstolz und Krämerweisheit; der Schlimmsten einer aber ist dieser junge Brennecke, der sich, um unserer alten Nachbarschaft willen, auch noch mit Vorliebe an mich herandrängt; kritisiert die Norddeutsche, kritisiert Regierungsmaßnahmen, tadelt Landräte! Solch ein Knabe! Was versteht er von Welt und Leben? Weil er in Afrika gewesen? Weil er London gesehen? Pah! — Wir lebten zu Haus und arbeiteten uns mit dem Kopf durch andere Länder und Völker — dabei blieb etwas hängen. Die jungen Leute von heutzutage fegen mit dem Courierzug und der Elektrischen durch die Welt, zu Fuß begehen sie höchstens die Hintertreppen der Großstädte — was der Brennecke auch versucht haben wird. Das geht wie der Wind und der Wind fegt die paar Samenkörner der Weisheit wieder fort. Auf geht keines."

Die Kinder schwiegen, Helmchen war wieder rot geworden. Sie holte eilig Vaters Hausschuhe herbei, sein belegtes Weißbrot und eine Flasche Bier.

Der Vater aß und beruhigte sich langsam; Großmutter unternahm die Frage: „Was hat's denn gegeben?"

Es hatte eine Menge Dinge gegeben, die keinerlei Anlaß zu Zorn und Erregung liefern konnten, — im Berichten empfand das der Herr Rat selbst und brach mit einem grob gefärbten: „Ihr versteht nichts von Manneszorn!" ab.

Großmamas Klugheit und Neubegier lenkten denn auch bequem und eilig in das vorige Thema ein.

„Was sagt man von Chrestensen?"

„Wißt ihr das auch schon?"

Vater hätte diese Neuigkeit gern selbst erzählt, da es aber zu spät war, durch Überraschung zu wirken, ließ er die Seinen nach den Einzelheiten hungern, aß sich langsam satt, wischte bequem den Mund, machte eine mißvergnügte Bemerkung über Ernsts Zeichnen, die nur durch ein leises Knurren bescheinigt wurde, und erzählte dann mit solternder Breite vom neusten Stadtereignis. Maler Chrestensen war heute morgen in der alten Heimat eingetroffen, hatte das Siebeneck vom Rechtsanwalt übernommen und einen Maurermeister mit der Anlage eines Ateliers betraut, um dann nach kurzer Rücksprache mit dem Bürgermeister wieder davonzufahren.

„Und er kommt wirklich zum da Wohnen und Bleiben, und die Erneftine kommt mit, wo wir hier doch alle wissen, daß sie ihn damals nach des Alten Tod gesucht hat wie eine Stecknadel, und ihn himmelhoch gebeten, er solle sie nur nehmen mitsamt dem geerbten Geld?" fragte die Großmutter noch einmal kopfschüttelnd.

Vater Rothenbeck warf seiner Schwiegermutter einen tadelnden, Helmchen einen besorgten Blick zu, ehe er antwortete: „Zum ersten Juli muß der Maurer fertig sein, vertragsgemäß. Da kommt Chrestensen mit Sack und Pack. Heute ist noch alles in Rom; das Haus schenkt er übermorgen der Frau zum Geburtstag; ihr ist's verschrieben."

„Sieh, sieh, heute in Bieberfeld, übermorgen in Rom und ein Haus auf dem Geburtstagstisch: ganz neumodische, große Herrenart."

„Und soll doch altmodisch malen," schnippte Ernst dazwischen.

Der Vater wollte eben den ersten Schluck Bier trinken, setzte aber schnell ab und sah strafend nach dem Sohn hinüber.

„Davon verstehst du nichts, also unterlaß die Beurteilung. Ich schätze die Künstler, die alle mehr oder weniger brotlos und revolutionär sind, tief unter jedem Beamten, der gewissermaßen durch Amt und Titel ein staatliches Beglaubigungssiegel erhalten hat; aber auch unter den Künstlern gibt es Gottbegnadete. Und diesem hier verlieh der Staat die goldene Medaille, also mache unsere Familie nicht lächerlich durch naseweise Meinungsäußerungen, oder gar verdächtig durch oppositionelle Einfälle. Chrestensen, sein Bildungsgang mag gewesen sein wie er wolle,

ist jetzt ein bedeutender, staatlich anerkannter Künstler, dessen Gegenwart unserer Stadt zur Ehre gereichen wird. Das ganze Klubzimmer war einig darüber, sogar die jungen Elemente im Reichsadler bewiesen hier Vernunft. Durch seine Rückkehr erklärt er zudem, daß er uns und unsere Weltauffassung zu schätzen weiß, daß ihm ehrenfeste Bürgertugend wert geworden ist. Morgen wird der Kunstverein beschließen, wie man diesen Fachkünstler willkommen zu heißen hat."

„Hurra!" schrie Ernst und brach noch eine Bleistiftspitze entzwei. „Das sagst du, Vater? Du! — Nun siehst du selbst ein, wozu's ein Künstler heutzutag bringen kann, egal, ob alt- oder neumodisch! O, dieser Medaillenmann ist ganz besonders für mich hergeschickt worden nach Bieberfeld, um dir zu zeigen, was für famose Kerle die Künstler sind, und nun läßt du mich los von dem faden Latein und der kribbelköpfigen Mathematik, womit ich nur die schöne Zeit verpfusche —"

„Ernst, Ernst!" klagte die Großmutter, Helmchen aber hing mit leuchtenden Augen an ihrem beredten Zwilling.

Rat Rothenbeck war im ersten Schrecken verstummt, dann trank er einmal zur Beruhigung, verschluckte sich, rang mit diesem neuen Mißgeschick und begann endlich unter Keuchen und Husten seine Antwort.

„Mein Sohn," ein hilfloses Räuspern — „entsage dieser freveln Einbildung; unter" — erneute Kehlqual — „hundert Künstlern kommt einer zur Anerkennung, die anderen lumpen durchs Leben." Die Stimmschwäche war überwunden, das Wort „lumpen" kam kräftig zu Tage. — „Ein fester Boden, ein nüchtern klarer Sinn, ein guter Schulsack, ein deutliches Ziel: das bringt in unserem gesegneten, soliden Deutschland vorwärts. — Studiere Jura, mein Sohn — Jurisprudenz ist die Staffel zu den Höhen des Lebens! — Und dahin will man doch! — Regierungsrat — Geheimer — Präsident — Minister — das sind die Kränze, nach denen die Jugend streben soll. Du kannst ja in deinen Mußestunden hübsche Bildchen malen — kleine Talente empfehlen immer; ich bin kein Tyrann — ich verlange nicht, daß du dir jede Freude neben dem Studium versagst, nur überwuchern dürfen die Blumen den Acker nicht."

„Ich mag kein Beamter werden," grollte Ernst. „Früh aufs Bureau laufen, irgendetwas thun, was mir ganz einerlei ist, mich für eine alberne Verordnung erwärmen, Akten würgen, dann nach Hause schlendern und mich über die Fliege an der Wand ärgern — ich mag nicht. Heiß will ich an meiner Arbeit werden, die Mühe muß Hochgenuß sein, was ich gern thue, will ich lernen, was mich begeistert, dem will ich mein Leben weihen, sonst wird Lapperei draus."

„Ernst, Ernst," mahnte leise die Großmutter, und Helmchen flüsterte wie ein Hauch: „Gedulde dich doch."

Ernst schwieg auf die doppelte Mahnung, und Rothenbeck setzte mit gerunzelter Stirn wieder ein: „Du frevelst! Ich halte dir heute etwas zu gute, da die goldene Medaille dich billig erregt hat. Das aber sage ich dir — nur ein Beamter darf vor mir mit dem Rechte der Ebenbürtigkeit stehen, nur ein Beamter darf von sich sagen, daß er Liebe zum Vaterland hege, nur ein Beamter steigt sicher empor. — Sieh mich an — aus einfachster Gesellschaftsschicht bin ich entsprossen, nie hätte ich auf anderem Wege die Höhen des Lebens erreicht — jetzt bin ich Rat geworden, und der rote Adler schmückt mein Knopfloch. Du kannst es bei gründlicher Vorbildung und gleicher Treue noch höher hinaufbringen auf der Staffel zur Excellenz; denn ich eröffene dir jede Möglichkeit zu lernen und fördernde Examina zu bestehen."

„Ich komme aber allein schneller zur Sonne," rief Ernst heftig — „sage nur gar nichts mehr — es ist schon gut, ich will das Gymnasium durchquälen und mich dumm und stumpf lernen, dann aber — dann fliege ich doch!"

Ernst war zum Zimmer hinaus, ehe er eine Antwort erhalten konnte, und Rat Rothenbeck ging mit über den Rücken gekreuzten Händen ein paarmal schweigend im Zimmer auf und ab.

„Nun," sagte er endlich, „die Vernunft wird schon kommen; sobald er sieht, was in der Welt Geltung hat, wird er sich nicht mehr wehren — er ist doch immerhin mein Sohn, wenn auch deiner Tochter phantastischer Sinn jetzt bedauerlich in ihm revoltiert, Schwiegermama. — Gib mir das Tageblatt, Wilhelmine."

Helmchen brachte dem Vater das Blatt, Stuhl und Lampe zurechtschiebend. Darauf sagte sie eilfertig gute Nacht und lief in Ernsts Dachstübchen.

Dort saß der Bruder an dem einzigen Fenster, das über die Stadtmauer hinausblickte nach den mondhellen Gärten und Feldern und sah in die Wolken, die von einem oberen Windhauch getrieben, von dem unten nichts zu spüren war, langsam und stetig ihre Gestalten wechselten.

„Unten natürlich — unten rührt sich nichts," sagte er, als Helmchen eintrat.

„Ernst," flüsterte sie, „lieber Ernst, sei nicht traurig."

Ernst legte den Arm um sie und schüttelte den Kopf. „Gar nicht, ich hab' mich besonnen. Warum sollt' ich das Examen nicht nebenher fertig bekommen, wird mir's doch leicht genug. Aber Helmchen, es gilt die Zähne zusammenbeißen und alle Dummheiten lassen; nur wenn ich jede freie Minute ans Zeichnen und Studieren wende, verlier ich nicht allzu viel Zeit; und verlieren will ich keine, sind wir auch erst sechzehn."

Er war aufgestanden und schritt erregt durchs Zimmer. Der Mann, der das hohe Ziel erreicht hatte, trotz Widerstand und Schicksalsungunst, machte ihm heiß — all' seine Gedanken und Nerven spannten sich in Schaffenssehnsucht und Bilderlust, als aber Helmchen seufzend in den Mond hinaussprach: „Schon sechzehn!" war er sofort mit voller Aufmerksamkeit bei seinem Zwilling, schloß das Fenster und brannte die Lampe an.

„Ich will dir was sagen, Helmchen, mit sechzehn steckt man noch halb in den Kinderschuhen und ist sehr dumm in den Händeln dieser klugen Welt. Ich mag's nicht leiden, wenn du im Veilchengraben sitzest, wie Frau Chrestensen, der das noch heutzutag' nachgetragen wird. Kann auch keiner wissen, wie sich der Fritz Brennecke in Zukunft mal aufführt."

„O, wenn man solch nette Mutter hat wie der Fritz!" sagte Helmchen eifrig, ihre roten Wangen über Ernsts Reißbret beugend. „Er spricht auch nichts Unrechtes mit mir, gewiß nicht, kein Wort, wie die Leute in den verbotenen Büchern reden."

„Ich leid's aber nicht, Wilhelmine; gehst du wieder dort hinaus, dann will ich nichts mehr von dir wissen."

Helmchen sah ihn bittend mit den Kinderaugen an, die auch in Betrübnis das Lachen nicht ganz verbannen konnten.

„Erni, sei gut, es war doch immer nur ein wunderhübscher Zufall, für den keiner was kann! Aber nun soll's auch keinen Zufall mehr geben, denn du wirst allemal mitgehen, wenn ich vors Thor laufe. Gelt? Du zeichnest da draußen nach der Natur, und ich sitze daneben mit dem Strickstrumpf, und kommt aus Versehen ein dritter, so darfst du alles hören, was sich deine Wil—hel—mi—ne — hu Ernst! sag' wieder Helmchen! — vorschwatzen läßt."

„Helmchen," sagte er lächelnd, „also nie wieder allein."

Sie umarmte den Bruder, rief: „Gute Nacht, gute Nacht! nie wieder allein!" und rannte hinunter, wo die Großmutter eben zum drittenmal ins Schlafzimmer hineinfragte:

„Schläfst du schon, Helmchen?"

II.

Im zweiten Stockwerk des Rothenbeckschen Hauses wohnte Stadtbaumeister Reimann mit seiner Frau und zwei erwachsenen Töchtern.

Reimann ist ein Original, sagten seine wohlgesinnten Mitbürger; ein närrischer Kauz, die andern. Draußen nannten ihn Kenner eine geniale Natur, die vom Alltagslauf des Lebens zerrieben worden sei, eine Prachtblume, der's an dem rechten Sommer gefehlt habe.

Als junger Mann entwarf er den Plan für die Bieberfelder Volksschule; er durfte ihn ausführen, die aufstrebende Stadt beabsichtigte mancherlei Bauten, und der Bürgermeister versuchte den geschickten Architekten festzuhalten. Da Reimann sich sehnte, einer verwaisten Braut das Nest zu bauen, machte er dem Stadtoberhaupt das Festhalten nicht allzu schwer, er blieb und entzündete sein Herdfeuer. Seit dreißig Jahren saß er nun in Bieberfeld, nährte sich mit Weib und Kind und verlernte es nach und nach, auf die große That seines Lebens zu hoffen. Wohl stellte ihm die Stadt manch hübsche Aufgabe. Volksbad und Markthalle, Gymnasium und Realschule durfte er

schaffen, aber für ein ganzes volles Künstlerleben reichte es nicht aus, und mit Schornstein- und Dachrinnengutachten mußte er mitunter Jahre hindurch seinen Arbeitshunger stillen.

„Den modernen Baustil habe ich doch nicht geschaffen," sagte er, wenn von draußen einer bei ihm vorsprach, der wußte, wie vielversprechend seine Knospe gewesen war, wie himmelanstrebend seine Hoffnung.

Sein Weib war ein zartes, ängstliches Wesen, das nie völlig über den Kummer hinauskam, den bewunderten Mann festgebunden zu haben, und ihm doch durch die zitternde Sorge, seine Geradheit und Grobheit könne die Stadtverordneten erzürnen, diese Fesseln noch fühlbarer machte. Sie mühte sich als tapfere Hausfrau, zu schaffen und zusammenzuhalten, mühte sich, nach gethaner Arbeit ein Lächeln für ihn zu haben, der den Sonnenschein liebte, kam aber selten über ein Lächeln mit gesenkten Mundwinkeln hinaus, und ein tieferes, häusliches Glück erwuchs Reimann erst mit seiner Ältesten.

Meta war ganz und gar sein Kind — seine Jugend, wahr und frisch, hell und klar, voll Kunstverstand und Schönheitssinn, seine Grobheit in Ehrlichkeit gemildert. Sie dachte, fühlte und genoß mit ihm, jedes Bauwerk war ihr ein lebendiges Wesen, und jeder Gedanke des Vaters sprang zu ihr über wie ein elektrischer Funke, Licht erzeugend.

„Wenn du ein Junge wärst! Du solltest mir nicht stecken bleiben!"

Aber sie war leider ein Mädchen; er konnte sie nicht mit zum Bauplatz nehmen, konnte ihr nicht ein Schurzfell vorbinden und sie in dem praktischen Grund seiner Kunst unterrichten; und er sehnte sich nach einem Menschen, dem er die Samenkörner seiner Ideen anvertrauen konnte, von dem er hoffen durfte, der werde einmal dort weiter schaffen, wo er aufhören mußte. Als daher ein junger Architekt in die Stadt gezogen wurde, dessen biegsamer Sinn sich Reimanns Wesen leicht und willig anschmiegte, empfand er diesem Jüngling gegenüber durchaus väterlich.

Der junge Architekt, der sich aus niederem Stand emporgearbeitet hatte, besaß eine glückliche Gabe, sich Fremdes so einzuverleiben, daß es sein eigen schien, und war beherrscht von der festen Absicht, es einmal im Leben zu etwas zu bringen. Fleiß und Liebenswürdigkeit waren die Stützen, mit deren Hilfe er steigen wollte. Reimann trat er anfangs mit Befangenheit gegenüber, die der alte Herr für Bescheidenheit nahm und durch Güte belohnte.

Bald empfand Birnhagen, wieviel es hier zu lernen gab, und machte sich halb unbewußt an die Arbeit des Aneignens. Reimann, der allezeit eine selbständige Natur gewesen war, hielt das gefällige Echo des jungen Hilfsarbeiters für eine glückliche, angeborene Übereinstimmung und gab sich mitteilsamem Behagen hin, von seiner kunstverständigen Tochter eifrig und liebenswürdig unterstützt.

Birnhagen wußte das zu schätzen, er fühlte sich innerlich gehoben durch die Achtung eines so geschickten Mannes und ging völlig in seinem Chef und Meister auf, mochte die übrige Stadt richten, lehren und handeln, wie sie konnte. Er gab sich sogar bei dem kürzlich aus einem Stadtbaumeister zum Baurat gewordenen in Kost und Wohnung.

Die Leute hatten nicht so unrecht, wenn sie sagten: „Reimanns gehen auf die Männerjagd — nun, bei zwei mittellosen Töchtern ist's schon in etwas zu entschuldigen." Reimann selbst aber würde nicht begriffen haben, wie er zu solchem Verdacht käme. Er wünschte sich Birnhagen zum Sohn und da das nicht anders zu erreichen war, so mußte er eben die Meta heiraten; auch hatten sich die beiden am nächsten Beteiligten die Sache schon in ganz demselben Sinn überlegt.

Reimanns Älteste war nicht hübsch, sie hatte des Vaters hagere Figur und seine kräftig geschnittenen Züge, aber die feinen Knitterfältchen fehlten in der frischen, klaren Haut, und das Auge mit dem sicheren Blick, das sich bei ihm hinter Wimpern und Falten versteckte, leuchtete bei ihr jedem hell und warm entgegen.

Malli, die Kleine, war desto hübscher und vier Jahre jünger als die Schwester, trotzdem verlief sich Malli nie in die Ehe- und Zukunftspläne des Vaters oder Ludwig Birnhagens. Von Malli konnte gar keine Rede sein, Malli wußte einen gotischen Bogen nicht von einem römischen zu unterscheiden und der Schwung einer uferver-



Psyche. Von Fr. Reusch. Nach einer Photographie von P. Rosenow-Königsberg.

bindenden Brücke erregte ihr nicht Freude, sondern Schwindel. Sie war der Mutter Kind von außen und innen, weich und blumenhaft — „ein Mädchen zum Ansingen," sagte Gymnasialdirektor Brinkmann, — ein hilfreiches Hausmütterchen, zu allen Frauenkünsten von der Natur begabt, wie die zarte Mutter, nur lag eine stete, stille Heiterkeit über ihr, die nichts von Druck und Kummer wußte: Ihr Vater war der beste Mann der Stadt, Mutter die herrlichste Frau der Welt, und sie selbst das glücklichste Menschenkind, das je mit seinen Füßen die Erde berührt hatte. Sie liebte so ziemlich alle Menschen, nur Ludwig Birnhagen hatte es nicht verstanden, freundliche Empfindungen in ihr zu wecken. Wenn er aus der Giebelstube, die ihm Mallis Sorge behaglich erhielt, zur Mittagszeit in das Familienzimmer trat, galten seine Worte nur Meta und dem verehrten Meister. Er sprach etwas zu viel, er hatte eine leise Neigung zum Schwadroneur, wußte aber seine Worte genau auf den

Ton seiner Umgebung einzustimmen. Meta, die Ruhige, wurde dann lebendig; Malli, „das Singvögelchen," verstummte, sie mochte eben Ludwig Birnhagen nicht und suchte mit dem ersten besten Grund aus dem Familienzimmer zu entwischen, sobald der Hausgenosse dort die Tonart angab. —

„Wenn ich ein großer Maler bin, male ich dich als Lachegott, Malli," sagte Ernst Rothenbeck, der in Reimanns Küche dem Kaffeekochen zusah.

Malli lachte statt aller Antwort hell auf, und erst als Ernst sie an den Schultern faßte, halb im Scherz, halb im Zorn schüttelnd, sagte sie: „O bis dahin! wie werde ich dann aussehen." Sie bemühte sich das Gesicht in Falten zu ziehen, es half aber nichts, sie blieb lieblich und Ernst versprach, sie auch „so!" als Lachemütterchen, für die Ewigkeit zu retten.

„Lauf lieber zum Reißbret, Ernst, sonst wird weder Kaffee noch Zeichnung fertig — die anderen sind schon drüben."

„Natürlich — ich habe ja keine Minute Zeit zum Unsinn. Die Zähne zusammen, Malli — jeder Augenblick für die Kunst — ich habe dich übrigens eben jetzt auch nur studiert — paß auf, wenn Maëstro Ernesto da Bieberfeldio erst einmal die Welt bewegt und sich alle den Kopf zerbrechen, woher ihm solch putzniedlich Frauenzimmer eingefallen ist, wie es auf all' seinen Bildern spukt, dann sind die Bieberfelder mal klüger als andere Leute, und Frau Stepphuhn wird, die Hände zusammenschlagend, in die denkwürdigen Worte ausbrechen: Herrjeh! das ist ja Reimanns Malli!" —

Ehe Malli schelten konnte, war er hinaus, klopfte drüben überm Flur an einer im Dunkel verborgenen Thür und trat mit ehrbarer Miene in des Baurats Arbeitsstube.

Reimann saß auf dem Sofa und rauchte; Meta zeichnete einen Riß ab für das Stadtarchiv, und Birnhagen stand inmitten des Zimmers, die Hand durch die blonden Haare wühlend.

Er hatte vorher gesprochen, und als Ernst nach einem kurzen Gruß seinen Platz im Fenster einnahm, sprach er weiter. „Dies Rathaus macht mich elend — im Wachen, im Schlafen denke, träume ich nichts anderes; wo ich gehe und stehe, umgeben mich schwankende Formen, Plan um Plan ersteht und fällt, ich bin im Fieber, ich komme auf Phantasmen, mir ist zu Mute, als riefen mir tausend Teufel zu: Hic Rhodus hic salta! jetzt oder nie! — und hielten mich zugleich mit Hohngelächter in eisernen Fesseln — es ist zum Verzweifeln."

„Ohne Fieber entsteht kein Kunstwerk," sagte Reimann langsam, „lassen Sie sich das nicht irren. Ihre Teufelchen haben ganz recht, es ist eine schöne Aufgabe, eine goldene Gelegenheit: also springen Sie, lieber Birnhagen. Fesseln bricht die Begeisterung, und das Übermaß Ihrer Erregung wird sich mildern, wenn Ihnen der Gedanke erst etwas vertrauter geworden ist. Heut sind's ja erst vierzehn Tage, daß Wolfert mit seinem Preisausschreiben herausgekommen ist, und vorher that man gut, den neuen Rathausbau für ein Wolkenschloß zu nehmen. Jetzt erst wird's ernst — wollte, es wäre vor zwanzig Jahren gekommen, damals als ich noch so heiß war wie Sie. Nun, reden wir nicht von mir, reden wir von Ihnen. Sie haben ein halb Jahr Zeit zum Schaffen, und ich werde dafür sorgen, daß Sie inzwischen nichts Zerstreuendes belastet."

Birnhagen drückte dankbar Reimanns Hand; er wußte, daß derlei Versprechen unverbrüchlich gehalten wurden. Dann ging er wieder unruhig im Zimmer auf und ab, starrte den Märtyrer an, den Ernst nach einem Kupferstich zeichnete, sah Meta über die Schulter, die einen vertrauenden Blick zu ihm aufschickte und stotterte endlich: „Ich hatte — gestern abend, — der Mondschein wirkte als Begeisterungstrank — einen Einfall — es sind nur flüchtige Striche — wenn Sie aber — es wäre eine Wohlthat! — Ihr Urteil — selbst dem Nichts gegenüber — wirkt aufbauend — klärend —"

Reimann hatte sich erhoben, legte die Pfeife hin und sagte hastig: „Nein, nein!"

Meta und Birnhagen sahen ihn gleichzeitig von demselben Gedanken ergriffen an. Meta errötete jäh unter diesem Gedanken. Birnhagen erschrak und rief: „Sie zeichnen selbst! Sie wollen selbst einen Plan einsenden? — Dann freilich! — dann rühre ich keine Hand mehr nach dem unerreichbaren Ziel."

Reimann hatte seine Pfeife wieder ergriffen und lachte. „Seien Sie kein Thor,

junger Freund; gesetzt, ich zeichnete, was bin ich wohl? Ein unfehlbarer Preisläufer? Ein Erwin von Steinbach? Nein, ein leergearbeiteter Sechziger. Ja, in Ihren Jahren, da wuchsen mir Ideen — ganz Deutschland hätt' ich mit meinen Plänen bebauen können, wär' auch recht hübsch geworden — jetzt aber!" — Er klopfte mit dem Pfeifenkopf auf den Tisch und wollte sich leichtherzig auslachen, doch wurde nur ein wehmütiges Beruhigungsgesicht daraus, das Meta eine Zornesthräne abzwang.

„Leer bist du nicht," rief sie — „du nicht!"

„Bei Lichte besehen, wär's meine Pflicht, dem Bürgermeister einen Plan für sein Rathaus zu schaffen — aber es ist das Los alles Irdischen, alt zu werden und zu vergehen. Das einzige Kunststück ist, den rechten Augenblick zum Rücktritt zu erfassen, denn euch Jungen gehört die Welt; die Jugend will Raum."

„Es würde mich arbeitsunfähig machen, wenn ich in meinem Meister den Mitbewerber sähe," stammelte Birnhagen.

Meta schüttelte den Kopf, sah beide leuchtenden Auges an, sagte: „O nein, es wäre ein herrlicher Wettstreit," und Ernst rief: „Famos — ich wollt, ich könnte der dritte sein!"

Reimann lächelte: „Halt, halt — ich habe gar nichts von Planmachen gesagt. Natürlich ist auch mir der und jener Gedanke seither durch den Sinn geflogen, aber daß solch flüchtige Idee sich noch zum Kunstwerk ausreifen könne, das, Kinder, trau' ich mir, ehrlich gesprochen, nicht so recht mehr zu. Daß ich mit diesem eignen Chaos nicht Ihre Anfänge und Entwürfe beurteilen kann, versteht sich aber von selbst, lieber Birnhagen; ich würde unwillkürlich von meinem Gesichtspunkte aus dreinreden und beeinflussen, würde Sie irre machen — das darf nicht sein. Kämpfen Sie sich allein durch feurige und verzagte Stunden hindurch, und das Fertige bringen Sie mir dann zu freundschaftlichem Mitgenuß."

Birnhagen fühlte eine starke Verstimmung; ohne sich's selbst zu gestehen, hatte er gerade auf Reimanns Einfluß gehofft, des Meisters Kritik sollte ihn befruchten, und nun kam zu dieser Enttäuschung noch die Sorge, ob der Alte nicht doch vielleicht an einem Wettplane arbeite und nur, um ihn nicht zurückzuschrecken, sein Können als altersschwach verspotte. Der junge Mann glaubte trotz wohlgepflegter Eitelkeit an Reimanns Kraft mehr als an seine eigne; so hochfahrende Stunden er hatte, fühlte er sich doch dem Alten nicht gewachsen. Er beschloß sorglich aufzupassen, ob eine geheimnisvolle Thätigkeit seines Vorgesetzten wahrzunehmen sei und schlimmsten Falls womöglich den Plan Reimanns heimlich zu begutachten und seine eignen Gedanken daran zu messen.

Mit einem abermaligen Strich durch die Haare setzte er sich an sein Reißbrett zurück und entwarf den Frontschmuck zu einem bestellten Gasthausplan, der Reimann immer wieder zu zierlich ausfiel. —

Die drei jungen Leute zeichneten allwöchentlich am Mittwoch Nachmittag zusammen; Ernst zuliebe gab Reimann sein helles Zimmer und seinen guten Rat preis, und die beiden anderen machten sich das gern zu nutze. Jetzt saßen sie fleißig an ihren gewohnten Plätzen, und der Alte ging nachdenklich zwischen ihnen auf und ab. Er rauchte schon eine Weile kalt, als er endlich, neben Ernst stehen bleibend, sagte: „Du wirst mich wohl nicht lange mehr für das oberste Orakel ansehen, Junge, nun du den rechten, statt des Pseudomalers haben kannst."

Ernst versicherte feurig, Onkel Reimann werde in alle Ewigkeit Nummer Eins bleiben, und wenn ein echter Maler auch um der Farbenkenntnis willen ganz gut sei, der Chrestensen könne ihm mit seiner altmodischen Malerei doch nichts nützen.

Reimann lachte hell und herzlich auf, lachte weiter, als Ernst den Kunstfreund vom Bücherbort riß, um sich durch die Quelle seine Weisheit beglaubigen zu lassen, und legte endlich dem Eifrigen beschwichtigend die Hand auf die Schulter.

„Ernst, thu mir den Gefallen und sei kein Hansdampf. Ist so etwas erhört? Du würdest vom altmodischsten Maler lernen können: Pinselführung, Farbengebrauch, all den Kram der Technik, der keinen zum Künstler macht, aber jeden Künstler, dem er fehlt, zur Verzweiflung und Unnatur bringt. Können, mein Junge — spielend gestalten können, was einem inwendig lebt — na ja und nachher noch dazu, daß

einem inwendig was lebt — das ist das ganze Kunststück. Wenn's aber bei einem inwendig lebt, dann ist's ja ganz egal, ob er altmodisch oder neumodisch malt: es lebt eben. Und bei Chrestensen — wart' mal!"

Reimann zog einen Kasten auf und entnahm ihm ein Blatt, das aus einer illustrierten Zeitschrift geschnitten schien. „Schau her, Ernst."

Es war nur ein sehr unscheinbarer Holzschnitt, die überredende Farbe fehlte; trotzdem wirkte das Bild, das Fritz Brennecke gestern Helmchen beschrieben hatte, auch jetzt auf die Beschauer.

„Na, Ernst," fragte Reimann mit behaglichem Schmunzeln, „was sagst du zum Medaillenbild?"

Ernst sagte nichts, seine Augen sogen die Gestalten ein, seine Hand ballte sich zur Faust zusammen.

„Natürlich ist's altmodisch," fuhr der alte Herr vergnügt fort. „Sonne und Farbenglanz — Weisheit der Italiener von anno dazumal; Mutter und Kind — ein Motiv so alt wie die Kunst."

„Sie halten Helmar Chrestensen für einen bedeutenden Künstler?" fragte Birnhagen, aber diese Frage ging unter in Ernsts jähem Ausruf: „Wird er mir Stunden geben, Onkel Reimann? Wird er?"

„Junge, das kommt auf dich an: Glück und Geschick, weißt du," antwortete Reimann, dann erst wandte er sich zu Birnhagen. „Bedeutender Künstler? Schnickschnack — entweder man ist's, oder man ist's nicht. Das Bedeutende ist nur die Beleuchtung, in der einen der jeweilige Geschmack sieht."

Ernst hatte inzwischen seinen halbvollendeten Märtyrer vom Brett gelöst und begann das Medaillenbild nachzuzeichnen.

„Dieser Junge! dieser famose Junge! wie er die Glieder stemmt! wie er auf dem rechten Fuß ruht! sieh nur, Onkel Reimann!"

Reimann sah zu; während Ernst mit glühendem Eifer zeichnete, machte er hie und da eine Bemerkung, haltend oder hinweisend. Birnhagen ertrug dies einseitige Interesse Reimanns mit leiser Ungeduld. Erst als Ernst unter Donnergepolter und Wutausbrüchen über die Zeitvergeudung in die Turnstunde gestürmt war, kam der Architekt wieder zu seinem Recht. Reimann widmete sich den Frontarabesken, holte darauf eine Sammlung europäischer Rathausbauten und hatte nichts dagegen, daß Birnhagen dies Werk zum Studium mit nach dem Giebelzimmer nahm.

Er denkt nicht daran, sich zu beteiligen, dachte der junge Architekt, beruhigt mit seinem Wälzer die Treppe hinaufsteigend, wie hätte er sich sonst dieser kostbaren Anregung entäußert.

Als Reimann allein war, trat er schnell an sein Stehpult und zeichnete in leichten Strichen ein mächtiges Portal, schloß es durch einen reich gegliederten Bogen, fügte ihm rechts und links kleinere Gesellen bei, um gleich darauf das ganze durch einen dicken Querstrich wieder zu verneinen.

„Alter Knabe, laß die Hände davon," sagte er vor sich hin, lächelte dazu aber wie der Jüngling, der zur Geliebten eilt, und fühlte in sich das Drängen und Treiben einer Schaffenskraft, die nichts vom Alter wissen wollte.

„Widerstehe, wer kann!" —

Und er zeichnete von neuem, scheu vor sich selbst, noch scheuer vor den anderen.

Meta sah einmal in sein Zimmer hinein, um an den Kunstverein zu erinnern; da sie den Vater aber in eine Arbeit versunken fand, schlüpfte sie lautlos wieder von dannen, und erst, nachdem er kurz vor dem Abendbrot, Hut und Stock in der Hand, „seinen Weibern" gute Nacht gesagt hatte, stahl sie sich wieder in das Arbeitszimmer, mit zärtlichen Blicken nach Spuren seiner Thätigkeit suchend.

Vergeblich; Reimann hatte vor seinem Weggehen alles Verräterische im Pult verschlossen, nur das verworfene Portal lag unscheinbar zusammengeknittert im Papierkorb.

Metas spürender Liebe entging jedoch kein Papierkorbgeheimnis; sie fand, glättete das Blatt und drückte es mit einem Jubelruf ans Herz.

„Er arbeitet! Er entwirft! O, ich wußte es ja, er ist nicht alt; ein herrlicher, sieghafter Mann ist mein Vater. Wenn er nur beginnt, wird er auch vollenden; wenn er vollendet, ist ihm der Preis gewiß."

III.

Inzwischen war Reimann im Klubzimmer des Kunstvereins angekommen, um den ästhetischen Abend zu leiten, der allmonatlich einmal des Mittwochs die Honoratioren Bieberfelds zu bilden strebte.

Dieser Kunstverein war eine Gründung Reimanns aus früheren Jahren. Als er jung, strebelustig, planfroh sich angesiedelt hatte und aus dem Neuheits- und Flitterwochentaumel erwacht war, verlangte ihn nach Mitteilung und Teilnahme. Er mußte einen Fleck haben, wo er vom Kern und Mittelpunkt seines Wesens reden durfte, ohne für einen Fachsimpler angesehen zu werden; und heimlich hoffte er, dies kleine Vereinskerzchen werde die anderen lichtliebenden Flattergeschöpfe aufscheuchen und anziehen: Flattergeschöpfe, denen der dauerhafte Philistermagen fürs Wiederkäuen gemeiner Dinge fehlte und die infolgedessen jetzt vereinzelt in den Winkeln der dunkeln Stadt ungesellig hausten.

Er lockte auch allerlei: einen liebebesingenden Fabrikanten, einen Oratorien schreibenden Kantor, einen lateinische Verse schmiedenden Oberlehrer, deren jeder sich über seine Mitbürger als Doppelmensch erhaben dünkte, weil er außer Amt und Beruf einer Liebhaberei huldigte; er fand eine Sammlung studiumswerter Mißformen und Abarten des homo sapiens, künstliche Flämmchen vom Öl einer beständigen Selbstbewunderung brennend erhalten, aber kein

Aus unserer Studienmappe:



Tiroler Bauer aus Mittenwald. Studie von F. Prölß.

Licht, das ihm ins Herz geleuchtet hätte, keinen himmelgeborenen Sonnenstrahl.

Der Kunstverein kam nicht recht ins Blühen; daß er in dieser gewerbfleißigen Provinzstadt aus Kunstfreunden und Gelegenheitskünstlern bestehen müsse, hatte Reimann von Anfang an eingesehen und zunächst schon jeden Auchkünstler mit gewissen naiven Erwartungen begrüßt. Daß aber diesen und den vielen anderen, die nur „nicht für geschmacklos gelten wollten," der heilige Ernst der ästhetischen Vorträge langweilig wurde, sah er erst nach längerer Selbsttäuschung ein.

Als er dann ermüdet den Vorsitz mit anderen zu teilen begann, die dem „Bedürfnis der Menge entgegenkamen," blühte der Verein zu einer Vergnügungsanstalt ersten Ranges empor und vereinigte alles: vernünftige Leute, Kunstphilister, Bildungsschmarotzer und „heiratsfähige Töchterfamilien" mit dem alten Stamm unterm Hut dreier schöner Winter- und eines schöneren Sommerfestes.

Reimann lächelte über sich selbst und seine wieder einmal aus dem Sattel geworfene Menschenüberschätzung, blieb aber dem mißratenen Kinde treu, rauchte ein spöttisch behagliches Pfeifchen in den Klubabenden ohne schöne Weiblichkeit und erschien mit vollem Anhang von Weib und Kindern zu den vier Festen.

Hie und da gelang es ihm doch an einem der ästhetischen Abende, „sein Fischchen zu fangen."

Der kleine, breitnackige Kollege Stepphuhn, der die Stadt auf eigene Rechnung mit ziemlich anständigen Häusern versorgte, war schon ganz brauchbar, und unter den alten Herrn gab's auch diesen und jenen, der nicht umsonst einstmals an den Quellen der Universitas gesessen hatte, als das Specialisieren die Menschen noch nicht zur Fläche abschliff, sondern ihnen Zeit gegönnt ward, sich nach verschiedenen Seiten zu entwickeln. Na, und bei den Jüngsten gab's überall eine gewisse Begeisterungsfähigkeit. Es lohnt mitunter, einem einzigen das Zauberland zu erschließen — wieviel mehr fünfen oder sechsen.

Das Beste war, daß der Zudrang der Bildungsphilister dem Kunstverein den Säckel füllte; mit Aktien, Stadtzuschuß und Reimannscher Thatkraft wurde ein hübsches Vereinshaus erbaut, das unter dem Namen Künstlerhaus als Sehenswürdigkeit in den Wohnungsanzeiger kam.

Hatte man seine stattliche Freitreppe erstiegen, so gelangte man rechts in die Klubzimmer, zur Linken trat man in die Ausstellungsräume, und der Stolz des Gründers war, daß es da immer „was Hübsches zu gaffen gab."

Alles in allem war Reimanns Kunstverein mit der goldenen Sonne im Wappen der Stolz der Stadt, die „erste Gesellschaft", und das altdeutsche Klubzimmer gab den Ton der oberen Schicht an, trotz aller Thee- und Kaffeekränzchen alter und junger Schönheiten.

Hier wurde die Selbstbewunderung gezüchtet der guten, lebensfähigen Stadt Bieberfeld, die sich in zwanzig Jahren von 10 auf 50 000 Seelen ausgewachsen hatte; hier sang man das Lob ihrer Institute, ihrer Schönheit, ihrer Intelligenz, ihrer ganzen Männer, ihrer ehrenfesten Bürgerschaft, ihrer im Strudel der Neuzeit bewahrten Gesittung.

Bieberfeld war moralisch mit Genuß und hielt streng auf „edle Gesinnung." „Ja unsere Stadt, unsere Söhne! gesunder Boden, gute Art, tüchtiger Kern," so lautete der stete Kehrreim der mannigfaltigsten Unterredungen in den Vereinen und „draußen" — aber im Künstlerhaus entsprang der Strom, der die anderen Leute in dieser Richtung mit fortriß.

„Na, es ist doch immerhin eine Art von Idealismus," tröstete sich Reimann. —

Auch heute war das Klubzimmer dicht besetzt, als der Baurat nach dem Vortragszimmer hindurch schritt.

„N'n Abend, 'n Abend!" rief Stepphuhn drüben, vergnügt mit den Augen blinzelnd dem Baurat entgegen. „Nun laßt uns Menschen sein."

„Geben wir uns wenigstens Mühe," antwortete Wolfert, der Bürgermeister, mit halblautem Lachen, „aber bewahren wir unsere Würde dabei."

Kommerzienrat Herwig und Fabrikant Reynold spitzten die Ohren, konnten aber nichts mehr hören, denn der Bürgermeister sprach jetzt nur noch für die beiden Luft- und Lustschloßarchitekten, die sich so dicht an ihn herandrängten, daß nichts als das Endbravo Reimanns unter die Menge drang. Gleichzeitig erhob sich Direktor

Raschke, ein feines, dunkelhaariges Herrchen, unter dessen Leitung Bibliothek und Museum der Stadt sich zwar nicht entwickelten, aber doch auf einem anständigen vorachtundvierziger Geschmack erhielten.

Er wollte kraft seiner Stellung an dem Rate der Drei teilnehmen, wurde aber halbwegs von Herrn Küppers festgehalten. Herr Küppers versorgte den Zeichenunterricht der Stadt; gab's mal einen ungefährlichen Pinselstrich zu thun, so hatte er nichts dagegen. Im Museum sprach er gut von den Raschkeschen Maßregeln, im vertrauten Kreis äußerte er, daß nicht immer die richtigen Leute an den richtigen Plätzen stünden und daß nur der ein wirkliches Urteil über Kunst zu fällen vermöge, der sich mit ihrer Technik vertraut gemacht habe.

Jetzt glänzte sein Antlitz, seine kleinen Augen blitzten vor schalkhaftem Vergnügen, und händereibend trat er dem Direktor entgegen. „Nun? Nun? Heute sollten hier Pauken und Trompeten erklingen! Ja, unsere Stadt kommt vorwärts; in zwanzig Jahren an die vierzigtausend Seelen gut gemacht — ob lederne darunter sind, geht die Statistik nichts an; dazu Museum, Gymnasium, Wintertheater, Sommerkonzerte, eine Philharmonie, zwei Liedertafeln, mehrere Sängerbünde" —

„Ich bitte Sie, bester Küppers," unterbrach Raschke nervös den Redeschwall.

„Sie kennen unsere Vorzüge, wollen Sie sagen; gut, ich halte inne. Aber über den Medaillenmann, den Mann von Weltruf, Gegenwarts- und Zukunftsehren, freuen Sie sich doch auch mit mir?"

Er faßte Raschkes Hand, schüttelte sie mit einer Heftigkeit, die den Zartfühlenden zur Verzweiflung, die junge Ecke zum Lachen brachte und schritt dann mit Siegermiene zu seinem Platz zurück. Unter den jungen Leuten klang das Lachen noch nach, als Raschke schon das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte und mit sinnend gesenktem Haupte des Bürgermeisters Vorschlag entgegen nahm.

„Was hat denn dein Vater heute für Wild auf dem Rohr?" fragte Fritz Brennecke den jungen Wolfert. „Er macht sein Diplomatengesicht."

„Es wird Chrestensen gelten," antwortete Wolfert leise; aber der Name Chrestensen war doch von den anderen aufgefangen worden. „Kinder, das kann famos werden," sagte ein lebenslustiger Assessor, „mir schwant etwas von Künstlerfesten und höherem Schwung des Lebens."

„Na, na!"

„Es wird überall mit Wasser gekocht."

„Bah, Schwindel. Kunst — Dunst."

„Nun ein hübscher blauer Dunst," beharrte der Assessor.

Doktor Selke, ein scharfzüngiger Jurist, der sich zur jungen Ecke hielt, mehr um des Einflusses willen, als um noch für jung zu gelten, wiederholte sein „Schwindel" noch einmal. „Die ganze Kunstalfanzerei macht den Menschen schlapp, blind, wirbellos, kurz unbrauchbar für die Aufgabe des Jahrhunderts."

Fritz Brennecke widersprach lebhaft. „Wollen Sie etwa unsern praktischen Reimann für unbrauchbar erklären? Was baut Ihnen der alles Brauchbares zusammen!"

Selke zog die Brauen hoch: „Praktisch —? Etwa zu Haus! Etwa für seine Mädchen? Werden ja sehen. — Man sagt allerdings, es sei nie an einem seiner Risse etwas zu ändern gewesen, — nun Geld genug hat sein guter Geschmack die Stadt immer gekostet. Und was beweist schließlich ein Architekt? Die sind eben doch nur Halbkünstler."

„Herr Doktor!" fuhr Ludwig Birnhagen empor. „Mein verehrter Chef —"

„Ach seien Sie friedlich," beschwichtigte der Assessor, „merken Sie denn nicht, daß Selke den Architekten eine Artigkeit sagt? Ihm machen alle Künstler Gift und Galle."

„Aus welchem Grunde er das eifrigste Mitglied unseres blühenden, wachsenden und gedeihenden Kunstvereins ist," setzte Brennecke hinzu, und Selke stand nach lachender Beistimmung auf, um sich zu der immer größer werdenden Gruppe um den Bürgermeister zu gesellen.

Brennecke fuhr indessen lebhaft fort: „Wie aber wird sich dieser Chrestensen bei uns fühlen? — Kommt aus Rom, aus leichtherzigem Verkehr mit Standes- und Gesinnungsgenossen und findet hier — na, wir wissen ja was! Machte der Mann seine Rechnung nicht besser in einer großen Stadt?"

„Große Stadt? Was wollen Sie?

Dank unsrer Verkehrsmittel flutet jetzt auch durch die Mittelstädte, wenn sie nur einen gewissen Nippesfigurenumfang glücklich überschritten haben, der lebendige Strom der Zeit. Wir haben überall unsre Arbeit am Staatsleben, unsre politischen und socialen Emotionen, unsren Fortschritt in Kunst und Wissenschaft — dazu Ausstellungen, modernes Theater —"

„Stimmt; letzten Winter hatten wir die Ehre, Charleys Tante, Fall Clemenceau und die Cavalleria, — mehr kann ein Genie wirklich nicht von uns verlangen."

Der junge Wolfert bekam keine Antwort auf seine Lästerung; einesteils weil er der Sohn des Bürgermeisters war, also mit solcher Äußerung nicht ernst zu nehmen, zum anderen, weil Reimann durch seinen Ruheruf dies Verstummen erleichterte.

„Bürgermeister Wolfert hat das Wort."

Aus dem Nebenzimmer schoben sich die Großwürdenträger des Vereins heran: Regierungsrat Obermann mit dem sicher getragenen Haupte, hochkonservativ und ehrenfest vom Scheitel bis zur Sohle; Staatsanwalt Moering, hager und luchsäugig, stellunghalber Feind allem Bösen, Unrechten, Schlechten und Verdächtigen, soweit ihm durch Paragraphen das Siegel aufgedrückt war, doch ohne die Wohlthat von Verjährung und mildernden Umständen; Sanitätsrat Schülgen, wohlgenährt, allzeit bereit zu einem biederen Scherz, moralisch mit renommistischer Behaglichkeit; Kommerzienrat Herwig, der elegante Freund aller Gutgesinnten, Glückskind überall, wo er zugriff, von dem einzigen Schreckbild verfolgt, er könne einmal durch ein socialdemokratisches Blatt „verrissen" werden. Er gab sich daher Mühe, „daß sie nichts an ihm fänden," und half mit Eifer den Großwürdenträgern beim Polieren, Verteidigen und Stützen der Ehrbarkeit, Moral und Loyalität „unserer guten Stadt."

„Unsere gute Stadt," waren auch die ersten Worte des Bügermeisters, die sofort ein leises Beifallsgemurmel erweckten.

„Unsere gute Stadt" wurde vom Glück begünstigt, gedieh und erlebte immer neue Freuden und Bereicherungen; unsere gute Stadt war eine gesegnete Stadt, weil ihre Bürger das verdienten. Deutlich brachte Wolferts Rede jene Thatsache den willfährigen Lauschern zum Bewußtsein, geschickt ergänzten sich die Hörer diese Ursache als ihr Verdienst dazu. Jedenfalls machte Wolferts Einleitung den Boden willig, das Samenkorn aufzunehmen, das als Lob Chrestensens schließlich die Gemüter befruchten sollte. Und der Same ging auf. Als nach dem Bürgermeister Diakonus Gerke, der beliebteste Redner des Vereins, den Antrag stellte, man solle dem Maler die Ehrenmitgliedschaft des Kunstvereins überreichen, wurde von jung und alt, von allen Schattierungen Bieberfelder Wesens, dieser Antrag einstimmig angenommen.

Reimann verpflichtete sich das Diplom zu entwerfen, Küppers schätzte sich's zur Ehre es auszuführen, und nur dem besonderen Talent des Vortragenden gelang es nach diesem wichtigen Fall, Hörer an seine Charakteristik alter und neuer Symbolisten zu fesseln.

Die Nacherörterungen aber, bei denen sonst insbesondere Selke und Küppers ihr Licht gern leuchten ließen, kamen heute nicht recht in Gang, lieber besprach man den Fall Chrestensen in allen Teilen: Herkunft, Knabenstreiche, Kriegsthaten und Heiratsglück mußten sich beurteilen lassen. Da war so mancherlei, was den Grundsätzen der tonangebenden Kunstvereinler widersprach, und ein eingeborenes Stadtkind war er auch nicht.

„Aber" — erzogen hatte sie ihn, die gute Stadt; spät, doch sicher, war die edle Saat aufgegangen; und daß er jetzt heimkehrte, um Ruhm und Erfolg mit seinen Jugendgenossen zu teilen, das bewies am besten, wie erfreulich es in seinem Innern beschaffen war.

„Ja, unsere Stadt ist ein gesunder Boden," so begleitete der wohllautende Kehrreim die wechselnden Strophen und Antistrophen des Gesprächs.

IV.

Helmchen und Ernst standen im Garten des Siebenecks; Ernst mußte „ihn" sehen.

Der erste Juli war aber schon bis gegen die Vesperstunde hin ungenützt vorübergegangen, der zweite der mächtigen, grünen Möbelwagen, die unter den begutachtenden Blicken der Nachbarschaft durch die Thor-



Provençalin. Aquarellstudie von Franz Skarbina.

gasse geschwankt waren, wurde leer, ohne daß dem durch Schulzwang erheblich behinderten Ernst die Belagerung der Straßenseite lohnend geworden wäre.

Just hatte er seine Taktik geändert und suchte dem Ersehnten vom Veilchengraben aus beizukommen.

Aber droben räumten sie ein und mieden den Garten, wie die Straße; der kühne Strolchsprung über die Hecke, der Helmchens Herz noch jetzt heftiger klopfen ließ, schien umsonst gewagt.

Die Zwillinge pirschten sich auf buschigen Wegen bis in die Nähe des Hauses, drei der vielbelachten sieben Ecken schoben sich ihnen drohend entgegen, alle Fenster standen offen, Lindenblütenduft gab's zum Willkomm, Jasmin und Rosen, durcheinander gewachsen, streckten ihre Arme zu freundlichem Empfang aus, aber niemand kam zu genießen, nur aus einem Fenster des Unterstocks klang Kinderlachen in das Springbrunnengeriesel hinaus und dort stand gar eine Thür weit und einladend offen.

„Vielversprechend."

„Herzklopfenmachend."

Ernst schlich auf den Zehen, treulich gefolgt von dem bebenden Helmchen ins Bereich jener Thür und spähte um den Flügel herum in die geräumige Halle.

Früher war diese Halle ein öder Vorraum gewesen, in den die Hausthüren von Straße und Garten zugig einmündeten, jetzt wurde sie gegen Straßenthür und Treppenhaus durch eine Glaswand abgeschlossen; ein schwerer bunter Vorhang sah den Zwillingen fremd entgegen, behaglich umkreisten Stühle einen Tisch, und an diesem Tische stand, Tassen und Kaffeegeschirr ordnend, eine alte Dame, so fein und zierlich von Gesicht, Figur und Kleidung, daß Helmchen meinte: sie gleiche Mama Breneckes Meißener Porzellanfiguren.

„Wer ist denn nun das wieder?" brummte Ernst, „oben lacht's, hier klappert's — Menschen genug, aber kein Maler."

Jetzt kam auch noch ein Träger mit einem altmodischen, braunen Holzkoffer in die Thür und ein freundliches Mädchen fragte hinter ihm: „Gnädige Frau, wohin soll Ihre Truhe geschafft werden?"

Die alte Dame sah auf, ein wehmütiges Lächeln ging durch ihr Gesicht, sie schritt auf den Koffer zu, strich leise mit der Hand über die altersgefurchte Decke, schien nachzusinnen und sagte plötzlich bestimmt: „Auf den Boden, Marie — ich brauche ihn nicht."

Als sie dann wieder ihre Butterbrote strich, das Gesicht Ernst zugekehrt, hörte er wie sie leise vor sich hin sagte: „Nein, ich brauche ihn nicht, nichts von vergangenen Zeiten — sie geben mir alles — sie sind mir alles."

„Sie" waren natürlich Chrestensens, und da hier der Tisch gedeckt ward, mußten sich am Ende auch die Leute zu den Tassen zeigen. Ernst beschloß zu warten, bis der große Mann Kaffeedurst bekäme; aber dies Warten wurde gefährlich, denn „Großchen, Großchen, ich helfe dir!" rufend, stürmte der Knabe von dem Medaillenbild herein und durcheilte in seiner guten Absicht den Raum nach allen Seiten. Jeden Augenblick konnte es ihm einfallen, dem Garten einen Besuch abzustatten. Das wäre verfrühte Entdeckung gewesen, und Ernst schlich sich eilig um die nächste Ecke; Helmchen an seinem Rock hängend hinterdrein.

„Wo steckt er nur?"

„Im Atelier!"

„Halt, wo ist Norden?"

Norden wurde gefunden; halbstockhoch war hier das neue Atelier angeklebt wie ein großer Lugaus, dem Siebeneck noch einen wunderlichen Höcker bescherend. Oben rumpelte und schurfte es von bewegten Kisten, Hammerarbeit klang herab, aber vor dem offenen Fenster wehte schon ein ebenso prächtiger Vorhang wie unten in der Halle.

„Dort oben ist er," sprach Ernst. „Nun sei ausnahmsweise nett, Helmchen und bleib' unten; wenn ich weiß, du stehst Wache und pfeifst, sobald sich was Verdächtiges rührt, klettere ich hinauf und seh' ihn mir ein einzig Mal an; ich weiß dann auch gleich, ob er mir Stunden gibt, oder ob er etwa so schauderhaft etepetete ist, wie Raschke."

Helmchen versprach Treue und Wachsamkeit, Ernst kletterte mit sechzehnjähriger Gewandtheit am Spalier empor, trat auf den Fensterrahmen, erwischte das stützende Fensterkreuz und schob sich einen Lugein zurecht zwischen den bunten Falten.

Da war er ja endlich!

Mitten in dem Atelier stand er, zwei

Arbeiter anstellend, die seine Kisten öffneten, dazwischen mit kräftigem Arm Kartons und Bilder emporhebend oder beiseite schiebend. Bunt lag Handwerksgerät durcheinander, ein Laokoon häufte seine zerbrochenen Gliedmaßen in einer Ecke, ein goldner Thronsessel hatte seine rechte Armstütze verloren, eine Leinwand zeigte klaffende Risse, mitten durch ein rötelgezogenes Frauengesicht, seine Lieblichkeit zu Grausen verzerrend; aber Verstimmung fand keinen Raum in Helmar Chrestensens neuem Atelier.

Ernst war gerade dabei, das Bild des mittelgroßen, breitgebauten Mannes mit dem schlichten, blonden Haar, der klaren Stirn und dem klaren Blick begeistert in sich aufzunehmen, als von unten Helmchens Warnungsruf ertönte; erschreckt wandte er sich um, trat fehl und fiel, rückwärtsgleitend, tief, aber weich in eine Kiste voller Decken und Brokate hinein.

Die beiden Arbeiter stürmten auf den Eindringling los, schneller noch stand der Maler mit zwei großen Schritten vor seinen Brokaten, die sich als Nest um den großen Vogel aufbauschten, der halb verdeckt durch den herabgerissenen Fenstervorhang, verwirrt durch Todesschreck und Lebensrettung einen Augenblick lang regungslos verharrte.

Da tönte ihm Chrestensens Stimme hell und frisch wie Trompetenweckruf in die Betäubung.

„Was fällt mir denn da als erste Himmelsgabe in die neue Heimat herein? Vogel du, loser Vogel im weichen Nest! Heil geblieben?“

Da war Ernst schon auf den Füßen, stand vor dem Ersehnten, mit zerzaustem Haar, brennenden Wangen, leuchtenden Augen, stotterte: „Ganz heil,“ und trank dann wieder stumm und beglückt das Bild des Mannes in seine Seele.

Chrestensen empfand die Kraft des Blickes und lächelte.

„Nun,“ sagte er endlich, „haben die Augen genug? — Wie komm' ich denn zu dem Besuch durchs Fenster?“

Das brachte Ernst zur Besinnung, seine Indianerthaten fielen ihm aufs Herz, verlegen fuhr er sich ins Haar, wollte sich eine manierliche Begrüßung überlegen, fand nichts, fing dreimal an mit tiefem Atemholen und rief dann plötzlich: „Malstunden möcht' ich haben.“

Helmar Chrestensen lachte — lachte, daß es in dem hohen Raum lustig widerhallte, daß unten im Garten ein Echo erwachte, daß die Arbeiter in ihre Kisten hineinkicherten, und dann legte er Ernst beide Hände auf die Schultern und sah ihm forschend ins Gesicht.

„Name?“

„Ernst Rothenbeck.“

„Schule?“

„Gymnasium.“

„Alter?“

„Sechzehn Jahre.“

„Vater?“

„Kanzleirat.“

„Nun? — Warum schreibt mir dieser Vater nicht, daß er ein talentvolles Söhnchen habe, dem's an einem Tuschkastenmeister fehle? he?“

Ernst hing den Kopf. Das würde nichts werden — wenn der Vater schreiben sollte — und Tuschkasten — plötzlich aber klang ihm das Lachen wieder im Ohr, das helle, kräftige Lachen, dem aus allen Ecken das Echo geantwortet hatte, das sieghafte Lachen, das den wüsten Raum zum Lustgemach gliederte. Dies Lachen machte ihm Mut, sein Blick verließ den Boden, seine Zunge wurde frei, und in stürmischer Rede ergoß sich die Geschichte von Kampf, Sehnsucht und Hoffnung seines Lebens.

Chrestensen hatte nach den ersten Worten die Arbeiter hinabgeschickt nach einer Riesenkiste, zu deren Herausbewegung sie eine Viertelstunde gebrauchen mochten, nun saß er in dem Thronsessel und hörte Ernsts Feuerrede an. Das zerbrochene, abgesetzte Gerät empfing von ihm aufs neue Würde und Glanz; wie ein König saß er da, Hof zu halten, zu verdammen oder zu begnadigen.

Ernst empfand sich durchaus als Vasallen eines Königlichen, dem sein ganzes Herz zugeflogen war beim ersten Blick.

Tiefatmend hielt er endlich inne, erschöpft und doch mit der Empfindung, als habe er sein Bestes ungesagt gelassen. Der Maler sah ihn freundlich, aber ernsthaft an und antwortete: „Junger Mensch, die erste Frage — die einzige — ist die nach dem Talent.“

„Ich habe Talent,“ verkündete Ernst mit trotzigem Ton und leuchtenden Augen.

„Die Hauptsache ist, daß es dich hat —“

Chrestensen stand auf und griff unter das Arbeitsgerät auf dem Tisch.

„Laß sehen; da ist Kohle — dort der aufgezogene Karton ist leer — nimm und gib mir die Probe.“

Ernsts Wangen flammten auf. Hastig kehrte er den Karton um, dessen große, weiße Fläche ihm höhnisch entgegenstarrte. Aber Ernst schüttelte das ab.

„Grinse mich nur an, albernes Ding — ich kann, ich kann! Nicht umsonst brennt's in meinem Herzen, gaukelt's in meinen Träumen, narrt mich mit buntem Gemenge vor der kahlgetünchten Schulwand —“

Unten im Garten erklang aufs neue Kinderlachen — Sonnenstrahlen vergoldeten Lindenwipfel und Springbrunnentropfen, das Lachen kam herauf und jubelte aus Ecken und Winkeln, kam über die Treppe herüber, wo die Arbeiter mit ihrer Kiste heranpolterten, aber das Lachen höhnte ihn nicht, es hatte nichts von Birnhagens Hic Rhodus an sich, es war ein helles, fröhliches, belebendes Lachen, vor dem kein Zweifel und keine Bangigkeit stand hielt.

Ernst fuhr schon mit seiner Kohle über den Karton — der Thronsessel in seiner zerbröckelnden Herrlichkeit entstand aus den ersten Strichen, und keck setzte der unternehmende Junge in großen, flüchtigen Zügen den breitstirnigen, helläugigen Meister in seinen zerbrochenen Sessel.

„Naseweiser Junge,“ klang's dem Glühenden über die Schulter, noch eh' er ganz zu Ende gekommen war, „muß ich mich auf meine alten Tage zum Modell hergeben?“

Ernst fühlte sich am Ohr gezogen, herumgedreht, und sah nun statt seinem gezeichneten dem lebendigen Chrestensen ins Gesicht.

„Der Kopf ist ähnlich — für die kurze Bekanntschaft erfreulich ähnlich — die Gestalt sitzt — ich will mit deinem Vater reden, er soll dich mir allwöchentlich einen Nachmittag herüberschicken. Da wollen wir sehen, was aus diesem wagehalsigen Burschen zu machen ist.“

Ernsts leidenschaftlich stummer Dank, der mit gefährlichen Händedrücken begann, wurde schnell unterbrochen. Ein Trippeltrappel kam die Treppe herauf; das Sommerlachen des Gartens erklang vor der Schwelle und durch die geöffnete Thür kam Helmchen — scheu und begehrlich — an der rechten Hand den Knaben, an der linken das Schwesterchen, aus dessen Haaren sich Sonnenstrahlen spinnen ließen — oder die Kinder kamen und zogen den halbwollenden, halbzagenden Zwilling ins Atelier.

„Kriegsgefangen, kriegsgefangen,“ jubelte der Knabe, „guck, was wir haben! Unten im Garten, richtig wie Indianer haben wir sie umzingelt und vor Großmama geschleppt. Da hat sie gestanden. Gelt Papa, kennst sie gar nicht, aber sie kennt dich, und unser Bild — denk' nur — das hat sie! ihr Bruder hat's abgezeichnet, sie hat uns alle furchtbar gern.“

„Hat uns furchtbar gern: Papa und Mama und Otto und Tinni,“ zwitscherte die kleine Blonde. „Und heißt Helmchen“, ergänzte Otto.

„Sieh' 'mal an, noch eine Himmelsgabe — ist mir lieb, daß dies Helmchen auf ungefährlicherem Weg heraufgekommen ist, wie unser Zukunftsgenie. — Nun, was will das Mädel mit den Psycheaugen?“ fragte Chrestensen wohlgefällig; aber Helmchen lächelte und schwieg weiter.

Da raffte Ernst sich auf, bekannte sich als Bruder und Zwilling und erzählte redlich von dem gemeinsam beschlichenen Garten.

Dann faßte auch Helmchen an des Bruders Zutrauen und des Hausherren heiterem Gesicht Mut, und als Ernst geendet hatte, verriet sie mit sechzehnjährigem Überschwang, wie sehr sie alles liebe, was zum Bildermalen gehöre, denn die Ölfarbe sei ihres Zwillings Leben; aber daheim schelte man ihre Liebe Zeitvergeudung.

„Also Helmchen will gern Farbe riechen? — Wie? — Papa erlaubt's nicht? — Großmama winkt mit dem Kochlöffel? — Zweckloses Genießen ist strafbar? Verdirbt Charakter und Arbeitsmuskeln? Richtig, richtig! Plagen wir also das Helmchen. — Kommen Sie nur näher, Kind — so! — Um des Farbengeruchs willen werd' ich Sie malen — ists recht so?“

Er hielt sie an der Hand, sah sie prüfend an, von dem fußfreien Falbelröckchen, unter dem schmale Glanzschuhe herausschauten, bis zu dem über den Rücken geglittenen Strohhut, der fein rosa Binde-

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Carl Gehrts.

band straff um den jugendlichen Hals schlang, dessen weichen Ansatz die eingekrauste Mullbluse frei ließ. Ein dicker Haarsträhn hatte sich aus dem Zopf befreit und drängte sich goldbraun unter dem Ohr nach vorn — so stand sie vor dem Maler: sinnige Augen — lächelnder Mund.

„Als Schmetterling," rief er plötzlich, „da haben wir's! Als Schmetterling sollen Sie mir auf die Leinwand."

Helmchen schrie auf vor Entzücken; er nickte ihr freundlich zu, nahm dann ein Skizzenbuch vom Tisch und setzte sich auf die nächste Kiste.

„Zeig' ihr etwas, Otto. — So, und nun wollen wir sehen, ob ich noch fabulieren kann, hab' mir 'mal in jungen Jahren ein gut Stück Geld mit solchem Märchengelichter verdient."

Er zeichnete — bald stand Helmchen als zierliches Flügelpüppchen an einem Rosenstrauch, auf dessen schönster Blüte sich ein großer samtener Falter wiegte; im Hintergrunde schlossen sich Laubbäume zu einer schattenden Wand zusammen, aus deren Dunkel trat ein altes Mütterchen hervor. Gebeugt unter der Last eines Reisigbündels, starrte es mit blödem Staunen auf das liebliche Wunder.

Ernst folgte mit leidenschaftlichem Anteil dem sicheren Stift, dessen flüchtigen Strichen jede Wirkung gewiß war, bis der Maler mit einem kurzen „So" das Buch zuklappte.

Helmchen bekam den Entwurf nicht zu sehen, Chrestensen nickte ihr noch einmal zu, schickte die wieder auftauchenden Arbeiter nach der Küche und forderte die großen und kleinen Kinder auf, mit ihm Großchens Kaffee zu versuchen. Als er ihnen voraus die Treppe hinabschritt, ergriff Helmchen heftig des Bruders Hand: „O Ernst, es ist wie im Feenmärchen!"

„Ja, solch ein Wunder hab ich gerade gebraucht," antwortete der ernsthaft, und dann folgten sie dem Hausherrn in die Halle, als sei dies das Selbstverständlichste von der Welt.

Daß aber unten bei Frau Erne und dem Porzellangroßchen Baurat Reimann vor einer Kaffeetasse saß, das erschien ihnen just so wunderbar wie dem Baumeister das Zwillingspärchen, das mit heimatberechtigten Mienen durchs Siebeneck schritt.

„Dacht' ich doch, ich wäre der erste, nun kann ich mich nicht einmal mehr damit herausreden, daß ich zur Ehre unserer guten Stadt hier den willkommenrufenden Eindringling spiele; es sind mir zwei Enthusiasten zuvorgekommen."

„Geradezu vom Himmel gefallen," sagte Chrestensen neckend. „Sie aber? — ach Sie sind Reimann!"

Ein schneller Schritt vorwärts, ein kräftiger Händedruck. — „Natürlich, Charakterköpfe bleiben sich immer ähnlich." Stumm standen einen Augenblick beide Aug' in Auge, eh' Chrestensen fortfuhr: „Das ist eine gute Gabe zum Willkomm! Ich dachte schon ein paarmal: ob er noch dort ist? — und vergaß nachher doch, mich darüber zu befragen vor lauter Maurer- und Juristengeschäften."

Ein zweites Händeschütteln, dann setzten sie sich zu den Tassen und ein schnelles, blitzartiges Herüber- und Hinüberfragen gab in kurzen Umrissen den beiden ein Bild ihrer letzten fünfzehn Jahre, während Mutter und Großchen, die Zwillinge und die Kinder im wundervollsten Geplauder ihre neue Freundschaft befestigten.

Als Ernst wieder einmal dazu kam, nach den beiden Männern hin zu horchen, fragte Reimann eben: „Sie hatten genug vom Wanderleben — wie aber kamen Sie just auf unser von den Musen verlassenes Bieberfeld?"

„Ernes Heimatsgefühl klammerte sich immer an das Siebeneck. Als wir uns heirateten, durfte ich mich noch nicht in einem, wie Sie's nennen: musenverlassenen Städtchen festpflanzen, damals galt es sehen und lernen. Als aber jetzt die Nachricht zu meiner Frau drang, daß ihr Siebeneck zu Verkauf stünde, da kam die Sehnsucht obenauf; der ewige Sonnenschein deuchte ihr plötzlich unerträglich. Nun, und auch für mich ist's so eine Art Heimaterde — also fuhr ich her, kaufte das Ding und schenkte ihr zum Geburtstag die alte Zeit."

„Hm," brummte Reimann, „im Siebeneck läßt sich's schon leben und malen, Licht, Luft und Sonne sind von guter Art — aber das Drumherum! — ich hab's auch 'mal probiert — für Bäume, die ins Große wachsen möchten, fehlt es etwas an Raum; fehlt auch an dem Sturm, der den befruchtenden Blütenstaub zuträgt. Man bleibt leicht ein bißchen hocken."

Chrestensen sah zuversichtlich über die erste Tafelrunde seiner Halle. „Es ist nicht mehr zu früh für mich, ich fühle mich so ziemlich ausgewachsen. Mag sein, daß hier der Wind fehlt, der einem Ideen zuträgt — eben jetzt aber habe ich einen reichlichen Vorrat, hatte draußen vielerlei Eindrücke, Austausch und Lebensgedränge; mich verlangt danach, nun auszugeben und auszugestalten, was ich eingeheimst habe. Sehen wir, wie die Vaterlandsluft auf Farben und Formen einwirkt."

„Vaterlandsluft," nickte Reimann, „und deutsche Art."

Chrestensen streckte die Hand noch einmal dem Gaste entgegen. „Sie hab' ich nun schon da! Sie dürfen mir Sturmwind hereinblasen, soviel Ihnen gut dünkt, ich verspreche die nötige Gegenströmung. Einverstanden?"

Reimann lächelte. „Topp! Mein Egoismus heißt überhaupt alles andere schweigen, ich freue mich — ich freue mich. Wie sollten da nicht die Nebel verflattern! Und die Sorge um das Siebeneck will ich nur auch gleich festlich begraben, denn wenn einen eine Sonne anlacht, weiß man ja ganz genau, daß sie jeden Dunst und jede Wolkenwand überwinden und überdauern wird."

„Hoch lebe die Sonne des Siebenecks!" rief Ernst mit erhobener Kaffeetasse und Tinni kletterte auf den Stuhl, hielt sich an seinem Haar fest und rief: „Die liebe Sonne soll leben."

V.

Im Siebeneck gab es keine Einzugsspuren mehr, das alte Haus war erfüllt und bewohnt von Geschmack und Behagen; der Regen, der draußen von den Blättern tropfte, konnte nichts daran ändern. In der Halle brannte eine rote Ampel und blinzelte verwundert durch die Scheiben nach dem nassen Garten hinaus, auf dem mächtigen Kredenztisch standen mannigfaltig geschliffene Gläser bei umsponnenen Flaschen und in dem Krystallfaß war Bowle gemischt.

„Is heute Burtstag?" fragte Tinni schon zum zweitenmal.

Otto war eben aus der Schule zurückgekommen, immer noch nicht im reinen darüber, ob er die „gelehrten Jungen" anstaunen, oder die „dummen Tröpfe," die von der weiten Gotteswelt und allem Schönen der Erde nichts wußten, gründlich verachten solle.

„Is dein Burtstag, Ott?"

„Sei nicht dumm, Tinni, der war ja eben erst. Heute ist kein Geburtstag, aber es kommt wer, der Vater was bringen will.“

„Was Hübsches?“

„Weiß nicht.“

„Was zu essen? — Was anzuziehn? — Sieht's rot aus? — So schön wie mein Pony?“

„O du Fragekasten! Weiß nicht, frag' Vatti.“

Otto hob die Kleine auf seine Schultern und rannte mit ihr die Treppe hinauf nach dem Atelier, wo Chrestensen vor einer Staffelei stand, Zornfalten in der Stirn, Schatten über den Augen, die Lippen zusammengepreßt, in unwilliger Ungeduld an einem Entwurf bessernd.

Ringende Gestalten drängten sich kraftvoll gegeneinander, aber dem Fluß und Guß der Glieder fehlte noch die zwingende Notwendigkeit des So und nicht anders.

„Nichts,“ grollte es in ihm, „Nichts.“ Die Kohle fiel zerbröckelt zu Boden, der Karton kam in Gefahr — da erschienen die Kinder, und weggewischt war Pein und Unwille aus seinen Zügen.

„Nur herein, ihr Haustyrannen, denen kein Allerheiligstes heilig genug ist — hierher auf den Tisch mit unserem Dickchen. Gib ihr das Kissen, dort Otto — so ist's recht! jetzt will ich unsern faulen Schelm festhalten, wie er sich mit den bequemen Gliederchen auf Seide dehnt, und die unbewußten Gedanken neugierig verschlafen aus den Spitzbubenaugen schauen.“

Während sich die Kleine in das rotseidene Quastenkissen einhuschelte, schob er ein leeres Blatt zurecht und zeichnete dann mit ruhigem Behagen, die widerspenstigen Ringer so gut vergessend, wie das Kind die Festbowle. Otto sah ein paar Minuten lang zu, bald dem Quastenspiel des Schwesterchens, bald dem gleitenden Stift des Vaters; dann fand er sich überflüssig und lief hinunter, um sich bei Großmama Auskunft über die Bowle zu holen; daß von dem zeichnenden Vater nichts zu erfahren war, wußte er schon.

Oben blieb es still, der Kinderkopf trat schon weich und ähnlich aus dem Entwurfe heraus, als unten die Hausglocke klang und Frau Erne leise in das Atelier kam, um Chrestensen zu rufen.

Sie sah ihn von der Thür aus mit schweigender Zärtlichkeit an, erst als er ohne aufzublicken rief: „Schau' doch her,“ trat sie heran und betrachtete das Kindergesicht, das ihn erheitert hatte; dann glitt ihr Blick seitwärts über den Karton, und zagend fragte sie: „Dein Bild? Kommst du weiter?“

Sein Gesicht verdüsterte sich wieder, seine Stimme klang spröde, als er antwortete: „Nein — noch nicht; es sträubt sich, ist mir fremd geworden.“

Als sie aber mit schwerem Seufzer in den Regen hinausblickend sagte: „Die böse, graue Heimat,“ strich er ihr freundlich über das Haar. „Nicht doch, Erne; — hab' nur Geduld, das kommt schon wieder; ich bin nur noch nicht auf diesen Ton gestimmt. Von fern sah ich ein mächtiges Reich, große Gefühle, größere Pläne — ein weites, buntbewegtes Feld des Lebens — in der Nähe ist es das alte, wunderliche Deutschland, dem immer noch ein Stück Eierschale auf dem Kopf liegt; das wirkt zunächst verstimmend und befremdlich, aber zuletzt doch auch heimlich vertraut: es ist wirklich noch das alte Nest. Quäle dich nicht, ich werde fertig damit, ich werde.“

„Ab — ganz ab —“ rief Tinni vergnügt ihre Quaste schwenkend, und gleichzeitig stürmte Otto herauf.

„Schnell — schnell — sie sind da, mit kohlschwarzen Schwanzröcken, hohen, glänzenden Hüten und weißen Atlasbinden — zehn hab' ich gezählt, zehn feierliche Männer — einer läuft immer voran, neun drängen sich hinterdrein, und der Dickste trägt eine Rolle — so, mit beiden Händen vor sich her.“

„Apoll und die Musen,“ sagte Chrestensen lachend.

„Ja, Klio trägt die Rolle der Weltgeschichte,“ bemerkte Otto mit Gelehrtenbewußtsein, „und Großchen hat die schwarzröckigen Götter in das Empfangszimmer geführt und dort stehen sie und räuspern sich und warten auf dich.“

Chrestensen stieg am Arm seines Weibes die Treppe hinab, die Gäste zu bewillkommnen. Tinni, die eroberte Quaste im runden Händchen, kam auf Ottos Arm just im rechten Augenblick den Eltern nach, um die ersten Begrüßungsworte des Museumsdirektors mit einem „Tuten Tag auch,“

zu unterbrechen. Dann war sie, in dem Bewußtsein etwas Außerordentliches zu erleben, so still, wie man es von einem Kunstkind billig verlangen konnte.

Reimann hatte dem „aller gebildeten Formen kundigen" Raschke gern die Führung der Kunstvereinler überlassen, er selbst stand seitwärts, mit zusammengeblinkten Augen den Bieberfelder Parnaß betrachtend, als habe er das Ateliergespräch durch die Decke gehört.

Raschke als gutgekleideter, ordengeschmückter Mittelpunkt, umkreist von den neun Tadellosen, trat feierlich einen Schritt vor, hielt seine feingestimmte Rede, die alle Phasen der Kunstgeschichte streifte, sich mit Citaten aus Schillers Huldigung schmückte und am Schluß ein sanftgemurmeltes Echo bei seinen Musen hervorrief.

Klio-Küppers hatte mit aufgeregter Feierlichkeit das Diplom gehalten, jetzt überreichte er die ehrenvolle Urkunde, Reynold stimmte als Polyhymnia dazu das dreimal dreitönige Hoch an, ein allgemeines Verbeugen kennzeichnete den Schluß des vorschriftsmäßigen Teils, und Chrestensen war froh, daß Reimann ihn auf diesen erhebenden Akt vorbereitet hatte; überrascht würde er sich schwer in den Zustand eines solchergestalt Angeehrten gefunden haben, und gut — natürlich — gut meinten die Leute das ja jedenfalls.

So antwortete er einige schickliche Worte von Entgegenkommen und Dankbarkeit und leitete die Herren nach der Halle hinüber, wo angesichts der feuchtglänzenden Lindenzweige unter dem Ampelfunken ein festliches, von Glas zu Glas fröhlicher werdendes Zechen begann.

Ernstinens Appetitsbrötchen fanden dankbare Aufnahme, Chrestensens Keller wurde Lob und Anerkennung zu teil, die geschliffenen Kelche klangen immer häufiger aneinander, die Musen wurden gesprächig. Apollo „improvisierte" einen Trinkspruch; das heißt, er schmückte aus freier Hand einen guten, alten, dereinst im Schweiß mühseliger Abende zusammengedichteten, mit ein paar malerischen Anspielungen auf und schwelgte in kunsthistorischen Anmerkungen.

Wolfert und Gerke saßen mit dem ganzen Nachdruck ihres Amtes und ihrer Persönlichkeit beisammen. „Wenn schon, denn schon!" pflegte der Bürgermeister zu sagen, stets bereit, seine Stadt stattlich zu vertreten, ihr und sich selbst zur Ehre. Diakonus Gerke wirkte freundschaftlich mit ihm, einerlei, ob es die Wohlfahrt der Stadtarmen oder Kunstvereinsfragen anging; sie hatten beide Charakterköpfe.

„Möglicherweise sind ihre Gesichter nur eine gute Gabe der Natur, an der sie selbst nicht mit zu schaffen brauchten, hoffentlich eigne Arbeit," dachte Chrestensen, der wenig sprach, aber desto eifriger die Augen wandern ließ. Neuem gegenüber verdichtete sich ihm das Denken stets zum Schauen und hier gab's neue Menschen, Rohstoff künftiger Arbeitstage.

Die Charakterköpfe schienen, mit Großmama beschäftigt, gut aufgehoben.

Die zierliche, alte Dame, die sich durch das ehrerbietige Betragen des Hausherrn und Frau Ernes töchterliches Gebaren unwillkürlich als Hauptperson und Mittelpunkt des Hauses darstellte, die ohne Namen, nur als Großmama genannt wurde, gab dem sonnigen Familienbild von heute einen Ton ins Historische hinüber.

Doktor Selke, als Haushaltungsausschnüffler und Geschichtensammler beteiligt bei jeder derartigen Gelegenheit, hatte es immer wieder mit Beobachten und Wundern bei dieser Großmama aus dem Porzellanschrank zu thun. Er bewegte seinen Luchskopf und die verräterisch spitzen Ohren fleißig hin und her.

„Seltenes Exemplar rein ausgeprägter Schlauheit, ohne einen Funken Güte dazwischen oder auch nur etwas Fuchsschalkheit," schloß Chrestensen seine Beobachtung über Selke ab und wandte sich zu Küppers.

Der schlürfte und strahlte. Daß er überhaupt dabei war, hob ihn auf eine Vorzugsstufe, daß Raschkes Stern zu Nebelkläffe neben diesem neuen erblich, gab dem kleinen Bleistifthelden noch einen Schwung von innen heraus.

„Durchaus vergnügtes Schweinchen — unerträglich für einen täglichen Lebenskumpan, aber als vorübergehende Karikatur ganz lustig. Wie selten sehen die Leute einem Menschen ähnlich."

Reynold dagegen machte eben seine Eichhornängelchen vergessen durch Darstellung eines wandernden Sängers. Er hatte eine schöne, alte Wandschmuckgnitarre vom Nagel geholt: einen Fuß auf dem

Holzschemel, das Instrument auf dem gebogenen Knie, den rechten Arm erhoben, das Haupt begeistert in den Nacken geworfen, fühlte er sich Mitwirkender in einem lebenden Bild aus der Renaissancezeit: „Dort der berühmte Maler, ringsum Größen der Stadt, mitten innen er selbst, der kunstverständige Kunstliebende. Nun, wenn schon kein Mediceer, das wollte er ja nicht gerade behaupten, aber jedenfalls irgend so etwas. — Falls Helmar Chrestensen nicht unverschämt war mit seinen Preisen — für Haus- und Heimatsgenossen ist man ja immer etwas billiger — so würde er gern einmal eins der kleineren Bilder erstehen. — Wirklich — gern erstehen." Als Reynold so weit in seinen Erwägungen gekommen war, stutzte er, beschaute und bewunderte sich inwendig voll zärtlichen Staunens und kam mit dem beseligenden Gefühl wieder in Gang: „Wirklich, wirklich — kaufen, ich will kaufen! — ich habe doch wohl Mediceergeist in mir."

(Fortsetzung folgt.)

Spielmannslied.



Wanderlust ist Sängerart!
Reif bedeckt die kahlen Reben.
In der Luft, zum Flug geschart,
Seh' ich Wandervögel schweben.
Schütz' euch Gott auf weiter Fahrt!

Traurig tönt des Sturmes Lied.
Welkes Laub weht von den Buchen
Still ins Moos, verblaßt und müd'.
Mich auch treibt's, den Pfad zu suchen
Nach dem farbenfrohen Süd.

Wo das Leben rauscht und lärmt,
Will ich singen und vergessen. —
Liebe hat mich nie umschwärmt,
Ach, ich hab' es nie besessen,
Was des Nordens Nacht erwärmt!

Frida Schanz.



Cirkusclowns.

Von

Otto Preuß.

Mit 20 Illustrationen.

Unter den Cirkusfreunden gibt es ungeheuer ernsthafte Leute, so ernsthaft, daß sie auch im Cirkus, und erst recht im Cirkus, ernsthaft bleiben wollen. Meist verstehen sie von der Reitkunst wenig und von Pferden noch weniger, aber sie geben sich den Anstrich des Gegenteils und behaupten, nur um der Reiter und der Pferde willen Cirkusfreunde zu sein. (Statt der Reiter können es auch Reiterinnen sein.) Wären sie, wofür sie sich ausgeben, so würden sie ihre Passion nicht im Cirkus zu befriedigen suchen. Denn Pferde, die einen Pferdekenner entzücken können, sieht man verzweifelt wenig im Cirkus, selbst in einem Cirkus ersten Ranges. Ein Pferd, das im Cirkus gut aussieht und dort brauchbar und nützlich ist, kann ein fürchterlicher Schinder sein und ist es in der That sehr häufig. Und unter den Schulreitern des Cirkus sind auch nur sehr wenige, die einem wirklichen Reiter imponieren können. Von den Schulreiterinnen, unter denen so viele talentlose Direktorentöchter und seit einem Jahrzehnt so viele von reichen Freunden zum erstenmal auf ein Pferd gesetzte Damen die erste Rolle spielen, gar nicht zu reden. Diesen ernsthaften Leuten, die um der Pferde und der „höheren" Reitkunst willen in den Cirkus gehen, sind natürlich die **Clowns** ein Dorn im Auge. Auch die blasierten Leute, die das Lachen verlernt haben oder doch glauben machen möchten, daß sie es verlernt hätten, behaupten zwar, der Cirkus sei noch die einzige Kunstgattung, für die ein Mensch von Geschmack sich interessieren könne, aber auch sie begreifen den Direktor nicht, daß er dem Unwesen der Clowns nicht längst ein Ende gemacht hat. Ebenso halten die goldene Jugend und das lüsterne Alter, die den Cirkus besuchen, um Tricotstudien zu machen, den Clown für überflüssig. Diese Arten von Cirkusbesuchern sitzen nicht nur in den Logen und stehen nicht nur, den Cylinder auf dem Haupte und das Auge mit dem Glas bewaffnet, Spalier im Eingang der Manege, eine Fortsetzung der via triumphalis von im Augenblick nicht arbeitenden Artisten bildend, durch die die auf- und abtretenden Künstler und Künstlerinnen ihren Einzug in die Arena halten. Sie sitzen im Parkett und auf der Tribüne, auf den numerierten und nicht numerierten billigeren Sitzplätzen und sie stehen auch im Olymp, auf der Galerie, trotzdem ihre Gesinnungsgenossen in den Logen Clownspäße achselzuckend „Galeriespäße" nennen.



Deutscher Clown.

Aber wenn die Clownverächter auch auf allen Rangplätzen des Cirkus zu finden sind, sie bilden trotzdem nur eine verschwindende Minderheit der Gesamtheit der Cirkusbesucher. Das beweist der Jubel, mit dem der Clown bei seinem Eintritt begrüßt wird, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der tausend Augen jede



Musikalischer Clown. I.

seiner Bewegungen verfolgen, der immer wieder hervorbrechende Beifallssturm, mit dem ein guter Clown aus der Manege entlassen wird. Unter den Zuschauern im Cirkus sind eben doch die verständigen Leute überwiegend vertreten, die die Cirkuskunst weder über- noch unterschätzen, die sich ganz naiv an hübsch aufgeputzten Pferden erfreuen, menschliche Kraft und Gewandtheit bewundern, ihr Auge an den Farbeneffekten schöner Kostüme weiden und im Cirkus nichts anderes suchen als ein Vergnügen ohne geistige Anstrengung. Diese naiven Cirkusbesucher werden auch dem Clown gerecht, der ihre Lachmuskeln in Bewegung setzt, und sie möchten ihn sicher in dem kaleidoskopartig wechselnden Bilde einer Cirkusvorstellung nicht missen.

Der Cirkusdirektor aber könnte ihn nicht missen, selbst wenn der Clown dem großen Publikum eine weniger willkommene Erscheinung wäre, als er es ist. Der Clown ist im Cirkusprogramm nicht nur eine nützliche, sondern eine ganz unentbehrliche Persönlichkeit. Ein gut Teil des Erfolges eines Cirkusabends beruht darauf, innerhalb der Vorstellung keine Pausen eintreten zu lassen, die einzelnen Nummern ganz unmittelbar aufeinander folgen und das Publikum nicht zum Nachdenken kommen zu lassen. Denn der Cirkusbesucher will nicht nachdenken, sondern sein Gehirn ausruhen. Ließe man ihm aber gegen seinen Wunsch doch Zeit dazu, so würde er sicher mehr sehen, als er sehen soll. Er würde wahrscheinlich auf den Gedanken kommen, daß in der Hauptsache ein Cirkusprogramm dem anderen auf ein Haar gleicht, und daß die meisten Paneaureiterinnen sich eigentlich nur durch die Farbe ihrer Haare voneinander unterscheiden; daß die Apportierpferde, Feuerpferde und Freiheitspferde seit Menschengedenken immer dieselben Kunststücke machen, und daß Schulreiter und Schulreiterinnen jeden Abend dieselben Touren in derselben Reihenfolge nach derselben Musik reiten, — kurz, daß man eigentlich vom Cirkus alles gesehen hat, was gesehen werden soll, wenn man *einmal* einer Cirkusvorstellung beigewohnt hat. Solche Pausen innerhalb der Vorstellung — von der Bierpause natürlich abgesehen, die dem Cirkusdirektor ebensoviel Geld wert ist, wie dem Theaterdirektor, gleichviel ob er in Oper, Operette, Schauspiel, Lustspiel oder Posse, ob er in Klassizität oder in Naturalistik macht — solche Pausen zu vermeiden, ist schwerer, als sich der Laie denkt. Die vierbeinigen Künstler sind nicht ganz so zuverlässig wie die zweibeinigen, wenigstens in dem einen Punkte nicht, daß sie unbedingt auf ein Stichwort hin zum Auftreten zu bewegen sind. Das eine Pferd, mit seiner Arbeit fertig, rast aus der Manege; die Pferde der nächsten Nummer stehen im Stallgange bereit. Kein Wunder, wenn sie unruhig werden, sobald sie den der Arbeit ledigen Kollegen vorüberhasten sehen und den Applaus des Publikums hören. Das kann selbst einem routinierten Cirkuspferde passieren. Da dauert es denn wohl ein Weilchen, bis das Blut sich wieder beruhigt hat, das „Lampenfieber“ überwunden ist. Oder es muß zwischen zwei Nummern die Manege geharkt werden, —

eine Arbeit, die von den gerade nicht arbeitenden und als Stallmeister figurierenden Artisten zwar mit „affenartiger“ Geschwindigkeit erledigt wird. Aber die Pause ist doch unvermeidlich, diese sich während jeder Vorstellung so oft wiederholende Pause, daß das Publikum der Arbeit zuzusehen müde wird und sich niemand mehr die Mühe nimmt, festzustellen, ob der eine Stallmeister in dem schlechtsitzenden Frack, der da unten in gleichmäßigen Strichen die Harke über den Sand führt, wirklich identisch ist mit dem Sennor Enrico de la Plata, der vor einer Viertelstunde als elegantester Jongleur zu Pferde um die Bahn galoppierte und durch die Luft geschleuderte Apfelsinen auf seinen Degen spießte, oder ob nur eine flüchtige Ähnlichkeit das Auge täuscht. In diesen unvermeidlichen Pausen erscheint der Clown als Retter in der Not. Als „dummer August“ — eine Figur, die leider ihre ganze Originalität eingebüßt hat, seitdem sie indiskret in den Vordergrund gestellt wird — beteiligt er sich scheinbar eifrig anordnend an den Zurichtungsarbeiten, während er sie thatsächlich nur hindert und schließlich von den Stallmeistern an die Luft gesetzt wird. Oder er fängt mit einem der Stallmeister Streit an und flüchtet vor ihm über Parkett, Logen und Sitzreihen hinweg bis in den Olymp und von dort wieder abwärts, wirft unterwegs einen Kellner um, der sich ihm, absichtlich natürlich, mit gefülltem Tablett in den Weg gestellt hat, und während das Publikum der lustigen und mit möglichstem Gepolter betriebenen Jagd gespannt mit den Augen folgt, ist unten in der Manege die langweilige Arbeit des Zurichtens beendigt. Der Clown hat seine Schuldigkeit gethan, — er hat dem Direktor über die unvermeidliche Pause fortgeholfen, ihm nicht nur darüber fortgeholfen, er hat sie ausgefüllt. Deßhalb ist es auch — die Herren mögen diese Rüge verzeihen — eine Thorheit und Undankbarkeit, wenn viele Cirkusdirektoren auf ihren Affichen und Programms den Vermerk nicht entbehren zu können glauben: „Die Pausen werden von Clowns ausgefüllt.“ Eine ausgefüllte Pause ist keine Pause mehr, ein richtiger Cirkusabend darf keine Pause aufweisen, und Clowns, die ihr Geschäft verstehen, lassen keine Pause aufkommen.

Noch unentbehrlicher aber als dem Direktor ist der Clown vielen seiner artistischen Kollegen, allen den Reitern und Reiterinnen, die im Verlauf ihrer Arbeit ihre Lungenkraft nicht ein, sondern ein halbes dutzendmal zu erschöpfen gezwungen sind. Womit sollten wohl Fräulein Ella, die graziöse Shawl- und Pirouettetänzerin auf dem Paneau, oder Signora Erminia, die kühne Reifen- und Saltomortalespringerin auf dem ungesattelten Pferde das Publikum beschäftigen, wenn ihnen und ihren Gäulen die Puste ausgegangen ist und sie sechsmal die Manege im Schritt umreiten müssen, ehe sie imstande sind, ihre Arbeit von neuem aufzunehmen? In der ersten derartigen Pause unterhält sich die Menge vielleicht noch damit, Fräulein Ellas und Signora Erminias Alter zu schätzen,



Musikalischer Clown. II.

was nicht gut möglich war, während sie lächelnd und grüßend in der Manege erschienen, auf ihre fetten Schimmel gehoben wurden und losgaloppierten, und was, wie hinzugefügt werden mag, auch jetzt selten genug wirklich gelingt. Die zweite Pause aber könnte doch leicht genug dazu führen, daß man sich nicht mehr Rätsel aufgibt, sondern sich kritisch mit Fräulein Ella und Signora Erminia beschäftigt, daß man diese nach Luft jappenden und die Gazeröckchen über den Knieen glattstreichenden Damen auf ihren wohlgenährten Gäulen recht ungraziös und die ganze Reifenspringerei herzlich langweilig findet. Wieder ist es der Clown, der hilfreich einspringt. Nicht immer sehr geschmackvoll, wie gerne zugegeben werden mag. Wenigstens, wenn er diesen luftschnappenden Grazien seine Huldigungen darbringt und ihnen seine Liebe erklärt, ist er gewöhnlich ziemlich derb und albern. Er versteigt sich wohl gar dazu, mit einem „Kille kille kille“ das fleischfarbene Seidentrieot dort zu kitzeln, wo es zwischen Knie und Knöchel das Piedestal der Dame umspannt, was denn in der That als ein „Galeriescherz“ gelten und verdammt werden mag. Aber der Eingeweihte wird auch dabei um seinen Spaß selten betrogen. Findet er ihn nicht in der Sache selbst, so braucht er nur in den Gesichtern des ihm benachbarten Publikums Umschau zu halten. Da findet er immer einige, die nicht die Geschmacklosigkeit des Scherzes verurteilen, sondern ein wirkliches Staunen darüber bekunden, daß ein Clown sich einen derartigen Scherz solchen großen Damen gegenüber, wie Fräulein Ella und Signora Erminia sind, erlauben darf. Je größer der Cirkus ist, in dem eine solche Scene spielt, und je größer die Stadt ist, in welcher er seine Vorstellungen gibt, um so häufiger trifft man auf diesen Ausdruck, der den Eingeweihten lächeln macht über die Unkenntnis des Artistenlebens, die im großen Publikum vorherrscht. Die Inhaber des kleinen Wandercirkus, der in Wohnwagen die kleinen Städte und Dörfer abklappert, sind dem großen Publikum Vagabunden, vor denen man gut thut, die Wäsche von der Leine in Sicherheit zu bringen und die silbernen Löffel zu verschließen, — die Mitglieder eines großen Cirkus vom Range des Cirkus Renz, Schumann u. s. w. erscheinen ihm alle wie Damen und Herren, die ihre im Cirkus zur Schau getragenen vornehmen Allüren auch im Privatleben beibehalten. Man weiß nicht oder man denkt nicht daran, wie diese beiden äußerlich scheinbar so verschiedenen Welten durcheinander fluten, wie mancher Artist, der in der Cirkuswelt eine große Rolle gespielt hat, im Wanderwagen endet, wie mancher, der dort geboren, zu „Ruhm“ und Reichtum gelangt, — man weiß nicht, daß hier und dort dieselben zugleich gutmütigen und rohen, leichtsinnigen und sparsamen, sorglosen und nachdenklichen Naturen vorherrschen. Vor allen Dingen ahnen wenige



Der Clown als Pepita. I.

unter den Zuschauern, daß das graziöse Fräulein Ella vielleicht die leibliche Schwester, die kühne Signora Erminia vielleicht die angetraute Gattin des Clowns Little Cragg und zugleich die zärtliche Mutter seiner sechs ganz- und halberwachsenen Kinder und eine sparsame in ihrer Art tüchtige Hausfrau ist. Um das zu wissen und zu würdigen, muß man bei Little Cragg und seiner Gattin Erminia nach der Vorstellung zu Gast gewesen sein und zugesehen haben, wie die kühne Signora vor ihrem Petroleumkocher hantierte und es fertig brachte, in einer halben Stunde nicht nur sechs hungrige Menschen satt zu machen, sondern sich daneben auch derb, aber behaglich als Gattin, Mutter und Hausfrau zu geben. Daß sie von allen diesen Eigenschaften und auch von ihren intimen Beziehungen zu dem Clown Little Cragg, der sich untersteht, ihre Tricots zu kitzeln, während der Vorstellung nichts verrät, daß sie da nur die kühne Signora Erminia ist, feurig, vornehm und selbst von Kennern auf höchstens siebenundzwanzig taxiert, das ist vielleicht eine noch größere Kunst als ihre Sprünge durch die Reifen, trotzdem sie, abwechselnd vorwärts und rückwärts springend, ein Dutzend hintereinander nimmt. Natürlich existieren so intime Beziehungen wie die hier angenommenen zwischen der Stehendreiterin und dem Clown, der sie in den für sie notwendigen Pausen unterstützt, nicht immer. Aber fast immer haben diese Damen Ursache, dem Clown für seine Unterstützung doppelt dankbar zu sein, indem er ihnen nicht nur über die Pausen weghilft, sondern ihnen geradezu den Erfolg macht. Denn das Publikum ist den Stehendreiterinnen gegenüber sehr kühl, mögen sie nun nur als „graziös“ oder als „kühn“ auf dem Programm charakterisiert sein. Selbst die Doppelpirouette und der Saltomortale auf dem Pferderücken vermag das Publikum nicht mehr zu begeistern, weil es die Schwierigkeiten dieser Leistungen nicht zu würdigen vermag oder sie schon zu häufig gesehen hat und von dem Einerlei ermüdet ist. Eine Stehendreiterin muß sehr schön, sehr graziös und sehr kühn sein oder — was ja auch ab und zu, wenn auch seltener, als man denkt, vorkommt — sehr viele Freunde in den Logen haben, um mit ihrer Arbeit so viel Begeisterung zu erwecken, daß man sie nach Beendigung derselben eines oder mehrerer Hervorrufe für würdig erachtet. In den weitaus meisten Fällen lassen ihre Kunst und ihre Erscheinung das Publikum so kalt, daß sich keine Hand rühren würde, wenn der Clown ihr nicht zu Hilfe käme. Nicht nur, daß er in den unfreiwilligen Pausen ihres Auftretens das Publikum mit seinen witzigsten und seinen dümmsten Scherzen annimierte, daß er seine elegantesten Kunststücke der Balance und die schwierigsten Kraftstücke als anspruchsloses Intermezzo gab, — er opfert sich am Schluß der Nummer geradezu



Der Clown als Bepita. II.

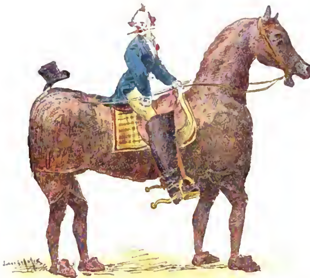
für die Reiterin auf, indem er ihr wütend nachapplaudiert und seinen Händen nicht eher Ruhe gönnt, bis das Publikum, von seinem Beispiel angesteckt, in den Applaus einstimmt und der eben abgetretenen Künstlerin einen Hervorruf gönnt.

Vielleicht sind die Selbstaufopferung, mit welcher der Clown sich dazu hergibt, „die Pausen auszufüllen", und die passive komische Rolle, die er bei diesen Bemühungen häufig genug den Stallmeistern gegenüber — absichtlich natürlich — spielt, um das Publikum lachen zu machen, die Ursache, daß viele Cirkusbesucher in dem Clown einen Artisten zweiten Ranges sehen, der sich mit dem Schulreiter und dem Jockeyreiter z. B. nicht messen könne. Man vergißt dabei ganz, daß dieses „Ausfüllen der Pausen" nur eine Nebenaufgabe des Clowns darstellt, daß er ebenso gut seine Solonummer im Programm hat, wie alle anderen Artisten, und daß er diese mit nicht minderem Erfolge zur Darstellung bringt wie sie. Eines vor allem hat er vor seinen Kollegen voraus, — die Vielseitigkeit. Man betrachte sich den Schulreiter, den Jockeyreiter, den Dresseur, Akrobaten oder Jongleur, — sie arbeiten ihre Nummern ein an Abend wie alle Abende. Der Clown hat zwar meist nur eine Maske — denn er will vom Publikum sofort bei seinem Auftreten wiedererkannt sein; aber er hat zum mindesten ein Dutzend Nummern, in denen er heute nur durch seine Komik, morgen durch seine Kraft, übermorgen durch seine Gewandtheit als Springer, ein anderes Mal durch sein musikalisches Talent oder durch seine mimischen Gaben excelliert. Der Clown, wie er sein soll, kann alles; wenn er auch manchmal, durch den besonderen Erfolg einer Nummer beeinflußt, sich als Specialität gibt und dieselbe Scene ein paar hundert Abende hintereinander spielt.

Man hat sich wohl bemüht, innerhalb dieser Vielseitigkeit des Clowns einzelne Arten zu unterscheiden und sie durch besondere Ausdrücke des Artistenjargons zu charakterisieren. Man spricht z. B. von deutschen, französischen und englischen Clowns, womit natürlich innerhalb eines Völkchens, das so ganz und gar international ist, nichts weniger als die Nationalität des Individuums bezeichnet werden soll. Man bezeichnet damit vielmehr einzig die Art ihres Auftretens, noch mehr die von allerdings ursprünglich nationalen Einflüssen und nationalem Geschmack diktierte „Aufmachung," wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck hier anzuwenden, — ihre Gesichtsmaske und ihr Kostüm. Der deutsche Clown scheint ursprünglich ganz aus dem Akrobaten hervorgegangen zu sein. Er hat das gestickte oder flitterbesetzte Tricot desselben beibehalten, und ohne eigentliche Maske zu machen, gibt er seinem mit Reispulver geweißten Gesicht nur durch derb in schwarz und rot aufgemalte Striche, die Augenbrauen, Mund und Nasenlöcher



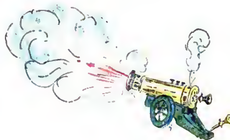
Der starke Mann.



Hohe Schule.

stark hervortreten lassen, einen grotesken Anstrich. An Stelle des Tricots tritt häufig, in der letzten Zeit fast immer, ein weites, aber nicht weißes, sondern möglichst buntfarbiges Pierrotcostüm, das scheckig ausgeputzt und nicht selten an jener Stelle, die bei Leuten mit sitzender Lebensweise am meisten abgenutzt wird, den Namen — den nom de guerre, den Artistennamen natürlich — des Clowns oder wenigstens das Initial desselben in großen Buchstaben zeigt. Der französische Clown gibt sich in seiner Kostümierung wesentlich eleganter. Statt der weißen Clownkappe trägt er eine gepuderte oder feuerrote Perrücke mit spitz in die Höhe gedrehtem Stirnschopf; das Kostüm, wenn es nicht lediglich in einem seidenen, gestickten Tricot und dem dazu gehörigen Schulterkragen und dem an die Badehose erinnernden Lendenschurz besteht, weist Anklänge an spanische, italienische oder altfranzösische Trachten auf. Der englische Clown dagegen tritt fast immer in einer Charaktermaske auf, die moderne Typen des englischen und amerikanischen Lebens in starken Linien karikiert. Natürlich laufen diese drei Clowntypen so vielfach ineinander, daß es unmöglich ist, bestimmte Grenzen zwischen ihnen festzuhalten. Einem geschickten Clown würde es leicht sein, in drei aufeinander folgenden Scenen als der Typus des deutschen, des französischen und des englischen Clowns aufzutreten.

Ebenso leicht verwischt sich die Grenze des Unterschiedes, den man zwischen Sprechclowns und Clowns schlechtweg macht. Wenigstens hat es der Sprechclown nur in England dazu gebracht, eine besondere



Specialität — und eine beim Publikum außerordentlich beliebte, wie hinzugefügt werden muß — zu werden. In keinem anderen Lande findet das Publikum Gefallen daran, sich vom Cirkusclown eine Rede vom Umfang einer Viertelstunde halten zu lassen, eine Rede aus dem Stegreif, die, nicht selten an politische Tagesereignisse anknüpfend, zwischen gewichtigem Ernst und dem blödsinnigsten Blödsinn hin und her taumelt. Auch nur in England darf der Clown es wagen, ernsthaft sentimental zu werden und seine Rede mit tiefsinnigen und süßlichen Sentenzen zu spicken. In allen anderen Ländern würde man jeden Versuch des Clowns, in dem, was er spricht, ernsthaft genommen zu werden, als geschmacklos zurückweisen. In England aber hat sich noch etwas von dem Blute der Narren Shakespeares in ihm erhalten, und er trägt nicht nur Scherz und Blödsinn, sondern auch Weisheit — wenn auch vielleicht selten genug die Weisheit Shakespeares — und Rührseligkeit auf seiner Zunge. In diesem Sinne ist der Sprechclown bei uns eine ganz unbekannte Erscheinung und die hier und da gemachten Versuche, ihn von England zu importieren — erklärlich durch die großen Erfolge, die er dort in einzelnen Vertretern feiert, die mit den berühmtesten englischen Schauspielern um die Gunst des Publikums konkurrieren können — sind vollkommen mißglückt. Einer der seinerzeit berühmtesten englischen Sprechclowns hat allerdings auch in Deutschland viele Jahre Triumphe gefeiert; freilich nicht durch seine Reden, sondern durch die Anmut und die Kühnheit seiner beiden jugendlichen Töchter, die als erste dem Jockeyritt als einem Privilegium der männlichen Artisten ein Ende machten und am Schluß ihrer Arbeit durch den bis dahin noch niemals gesehenen Doppelsprung auf ein galoppierendes Pferd die Krone aufsetzten. Der Vater hielt aber keine Reden mehr, sondern führte nur noch die Peitsche, während die Töchter arbeiteten — so ist er vor dem Mißerfolg bewahrt geblieben, der wahrscheinlich auch ihm beschieden gewesen wäre, trotzdem er auf eine ruhmreiche englische Vergangenheit zurückblicken konnte. Der Sprechclown im deutschen Cirkus begnügt sich damit, einen Stallmeister zu haranguieren oder dem Publikum eine Geschichte mit überraschender Pointe zu erzählen, und schon bei diesen kurzen Abschweifungen auf das Gebiet der englischen Specialität hat man häufig genug das Gefühl, daß er noch nicht kurz genug ist. Könnte er nichts als reden, so würde er schwerlich in einem deutschen Cirkus langes Engagement finden. Ein wenig reden aber können und müssen sie alle, und es ist nicht ohne tiefere Ursache, daß sie zu diesem Zweck einen englisch oder französisch accentuierten Jargon benutzen, auch wenn sie gute Deutsche sind und die Grenzen ihres Vaterlandes niemals überschritten haben. Es geht den Clowns, wie es den meisten Artisten des Cirkus geht; es gibt unter ihnen viele, die viele Sprachen sprechen, aber wenige, die eine Sprache gut sprechen. Zudem — ein eignes traditionelles Kostüm erfordert auch einen eignen traditionellen Jargon. Es wird gewiß wenige Zuschauer geben, denen nicht bald das Lachen vergangen ist, wenn der Clown seine Witze im schlimmsten Berliner Dialekt oder auch in einem zwar dialektfreien, aber von keinem Schulbesuch veredelten Deutsch



Der dressierte Esel. I

machte. Übrigens zeigt sich der deutsche Clown — hier ist der Clown von deutscher Nationalität, nicht der deutsche Clown in der Cirkussprache gemeint — am wenigsten gewandt mit der Zunge. Seine Scherze gehen leicht ins Überderbe, er wird grob ohne Bonhommie, und wenn er wirklich einen guten Witz hat, so versteht er es selten, ihn mit Grazie vorzubringen. Die witzigsten Clowns, die im letzten Jahrzehnt im deutschen Cirkus das Publikum mit ihren Scherzen lachen gemacht haben, sind Ausländer. Der unersetzliche Karl Godlewsky, den die Wiener Hofoper dem Cirkus entführt hat, — nicht seiner Stimme wegen, die niemals eine Singstimme war, sondern um sein geniales pantomimisches Talent im Ballet zu verwenden, — ist Pole; Delbos, der nicht mehr selbst arbeitet, sondern nur noch die Arbeit einer schönen Tochter und eines Sohnes überwacht, ist Franzose, und Little Fred, der von jedem der beiden Vorgenannten etwas hat, wenn er auch keinen von ihnen ganz erreicht, ist Engländer.

Mag der Beifall, der den meisten gesprochenen Witzen der Clowns gespendet wird, nicht ungeteilt sein — um so dankbarer ist das Publikum für die übrigen Künste, die der Clown vorführt. Gibt es doch kaum ein Gebiet der ganzen Cirkusarbeit, das in dem Clown nicht einen hervorragenden Vertreter fände. Nur mit dem Pferde gibt er sich ungern ab. Höchstens daß er dem Herrn Direktor assistiert, wenn dieser das Apportierpferd Suleiman oder das große Rechengenie, den getigerten Hengst Satan, seine uralten und immer noch nicht aus der Mode gekommenen Kunststückchen zeigen läßt. Auch die Schwierigkeiten einer ersten Reitstunde, um das Stehendreiten zu erlernen, führt er wohl, mit der Sicherheitsleine umgürtet und mehr auf und an dem Pferde hängend als stehend, — aufsteigend, um an der anderen Seite wieder herunterzufallen, in grotesker Übertreibung vor. Wenn er dabei, schließlich verkehrt zu Pferde sitzend, dem Stallmeister die tiefsinnige Entdeckung zuschreit: „Herr Stallmeister, das Pferd hat seinen Kopf verloren“, und auf die Erwiderung: „Aber, Clown, der ist ja auf der anderen Seite“, die Forderung stellt: „Herr Stallmeister, so drehen Sie doch das Pferd um“, so pflegt der Jubel des Publikums loszubrechen, der seinen Höhepunkt erreicht, wenn der Clown am Schluß den Boden des Paneaus unter den Füßen verliert und an der Sicherheitsleine zappelnd von ein paar handfesten Dienern in die Höhe gezogen wird. Dagegen ist er selbst ein ausgezeichneter Dresseur, wenn er diese Kunst auch selten an einem Pferde zeigt. Von dem Esel, den außer dem Clown selbst niemand dreimal um die Manege reiten kann, ohne in den Sand geworfen zu werden, — ein Vergnügen, zu dem sich immer ein halbes Dutzend halbwüchsige Jungen drängen, nicht weil sie den ausgesetzten Preis von hundert Mark verdienen zu können glauben, sondern weil ihnen die fünfzig Pfennige, die sie dafür gezahlt bekommen, mit ein paar blauen Flecken leicht verdient erscheinen — von diesem Esel bis zu den militärisch gedrillten Gänsen, bis zu Hunden, Affen,


Der dressierte Esel. II


Der Lord auf Reisen. I.

Karikatur des Cirkusschulreiters, die man sich denken kann. Jeder Zoll an ihm ist seinem Vorbilde ähnlich, jeder Zoll aber auch verzerrt und verschoben, so daß man das Bild des Originals wie von einem jener Hohlspiegel zurückgeworfen sieht, von denen man eine ganze Sammlung in jedem Panoptikum findet. Und nun beginnt das Vorreiten der hohen Schule. Zwei Seelen birgt die Pferdemaske in den beiden Artisten, aber ihre Bewegungen sind von einem Gedanken geleitet. Wie die meisten Cirkuskunststücke erst durch die Exaktheit der Ausführung aus der Sphäre der rohen Kraftäußerung oder der Körpergewandtheit in das Gebiet der Kunst emporgehoben werden, so verbürgt auch diesem Clownscherz nur die Exaktheit der Ausführung seine Wirkung. In allen Gangarten produziert der Schulreiter sich und seinen zuerst willig allen Hilfen gehorchenden,

Katzen, Ratten und Mäusen herunter gibt es kaum eine ungefährliche Bestie, an der der Clown nicht seine Unterrichtsmethode erprobt hat. Aber diese Bethätigung des Clowns gehört in das Gebiet der Tierdressur, die seit zwei Jahrzehnten so ungeheure Fortschritte gemacht hat, daß sie wohl in einem besonderen Artikel behandelt zu werden verdient. Eine Specialität des Clowns dagegen ist es, den Cirkusreiter und das Cirkuspferd zu parodieren. Wer jemals die Gesellschaft Osrani diese „Nummer“ hat „arbeiten“ sehen, der wird diese Musterleistung der Komik in seinem Leben nicht wieder vergessen. Ein vorzüglich gearbeiteter Pferdekopf, dessen Augen, Ohren, Nüstern und Maul durch einen Zug an einer Schnur beweglich sind, deckt den Oberkörper des einen Artisten, der, in schwarzes Tricot gekleidet, das Vorderteil des Schulpferdes darzustellen hat, während ein zweiter das Hinterteil markiert. Beide tragen den gesattelten Rumpf, eine nicht unerhebliche Last, wenn der dritte, den Schulreiter darstellende Clown in den Sattel gestiegen ist. Dieser dritte, — ja das ist in seiner Maske, in seinem Kostüm, in jeder seiner Bewegungen die köstlichste

dann immer widerwilliger werdenden Gaul, bis sich der letztere als die störrischeste Bestie entpuppt, die jemals einen Sattel getragen hat. Mit gespitzten Ohren, rollenden Augen, feuerspeienden Nüstern und gefletschten Zähnen jagt das Schulpferd schließlich seinen Reiter in die Flucht, um sich — der Schlußakt der Tragikomödie, endlich in zwei Hälften zu teilen, von denen die eine nach rechts, die andere nach links ihren Abgang von der Scene nimmt. Die Dressur des gelehrigen Esels, das spanische Stiergefecht und die Vorführung dressierter Elephanten sind vielfach von Clowns zu einer Parodie nach dem gleichen Rezept benutzt, aber die Schulreiterparodie der Truppe Osrani ist an zwerchfellerschütternder Komik niemals übertroffen worden.

Die Vorführung derartiger Scenen, die aus dem Gebiet des Clownscherzes schon auf das Gebiet der Pantomime hinübergreifen, erfordert ein Zusammenarbeiten mehrerer Clowns, das sich in der für die Wirkung erforderlichen Exaktheit nicht in ein paar Tagen erreichen läßt wie etwa ein leidliches Ensemble im Theater. Denn diese Clownscherze sind immer mit Proben von Kraft und Gewandtheit durchsetzt, die

nur in jahrelanger gemeinschaftlicher Arbeit zu erreichen sind. Wer da nicht jede seiner eignen Bewegungen und jede Bewegung seines Partners bis auf den Bruchteil der Sekunde zu berechnen weiß, der gefährdet nicht nur das Gelingen des Kunststückes, sondern auch häufig sein und der anderen Leben und gesunde Knochen. Man findet daher ganze Familien von Clowns durch ein Jahrzehnt und länger bei einander, — vom zartesten Kindesbis zum besten Mannesalter durch alle Stadien der Entwicklung. Obwohl sie meist unter einem Familiennamen sich als Truppe



Der Lord auf Reisen. II.



Stuhlpyramide.

bezeichnen, sind die einzelnen Mitglieder doch selten genug durch Bande des Bluts miteinander verknüpft. Was sie zusammenführte, ist meist ein Zufall; was sie zusammenhält, ist die gemeinschaftliche Arbeit. Sie betreiben als Compagnons ein Geschäft, und Uneinigkeit ist unter ihnen ebenso selten, wie unter anderen Geschäftsleuten, die ein Geschäft in Compagnie und — mit Erfolg betreiben. Uneinigkeit im Geschäft wenigstens; sonst findet man es auch in den Clownfamilien, daß die einzelnen Mitglieder, die während der Arbeit ein Herz und eine Seele zu sein scheinen, vor und nach der Vorstellung nichts Gemeinsames mehr miteinander haben. Reißt der Tod oder die Invalidität eines Mitgliedes eine Lücke in die Truppe, so sucht man sie wohl zu ersetzen; findet sich kein Ersatz, mit dem man in altgewohnter Weise fortarbeiten kann, so paßt man die Arbeit den Überbliebenen an, müßte man auch ein ganz neues Genre wählen. So wurden aus den vier Gebrüdern Dianta, die von Kindesbeinen an beinahe die „fliegenden Hüte“ exerziert und es in der Kunst des Hütewerfens und Hütefangens bis zu einer Specialität allerersten Ranges

gebracht hatten, musikalische Clowns, nachdem der eine von den vieren gestorben, der zweite bei Nacht und Nebel einer Cirkusschönen über die russische Grenze nachgereist war und die beiden übriggebliebenen vergeblich gesucht hatten, einen Ersatzmann zu finden, der nach Erscheinung und Gewandtheit als dritter Bruder in das gestörte Ensemble hätte einspringen können.

Für mehrere gemeinschaftlich arbeitende Clowns bietet die Parodie das ergiebigste Feld. Sie beschränkt sich keineswegs nur auf Scenen und Typen, die dem Cirkus selbst entnommen sind oder ihm doch nahe stehen, wie die Vorführung des Schulpferdes in allen Gangarten, das Stiergefecht und den dressierten Esel. Je origineller eine solche Clowntruppe in der Erfindung ihrer Scene ist, um so größer ist ihr Erfolg und um so sicherer kann man darauf wetten, daß diese Scene dem Schicksal verfällt, von anderen Clowns nachgeahmt und zu einer Repertoirnummer jedes Cirkusdirektors zu werden. Eine der ältesten und daher bekanntesten Repertoirnummern dieser Art ist der reisende Engländer, „Der Lord auf Reisen," wie sie auf dem Programm gewöhnlich genannt wird. Die Mitwirkenden sind je nach der Größe des Cirkus und dem Aufwand, den man an die Scene wenden will, mehr oder minder zahlreich. Aber ob nun der Lord im eleganten Reisewagen, der von einem natürlich auch von Clowns dargestellten Pferde gezogen wird, mit Kutscher und Diener seinen Einzug in die Manege hält, in der ein Hoteleingang aufgebaut ist, vor dem ihn der Hotelbesitzer, Kellner und Hausknecht erwarten, oder ob er bescheiden zu Fuß eintritt, nur von seinem Diener gefolgt, und die Ausgestaltung der Scene der Phantasie des Zuschauers überlassen bleibt, — die gespreizte Vornehmheit und die blasierte Teilnahmlosigkeit des reisenden Engländers und die Schelmenstreiche seines Dieners, der ihm die Feldflasche hinter seinem Rücken leer trinkt und fortwährend zwischen devoter Ergebenheit und Unverschämtheit wechselt, erregen, so oft sie auch dargestellt worden sind, immer noch die Heiterkeit naiver Zuschauer. Andere solcher bekannteren Ensemblescenen sind der Angler und der Frosch, der letztere von einem Clown dargestellt, der gewöhnlich „Schlangenmensch" gelernt und das Fach gewechselt hat, seitdem das Publikum an den ungewöhnlichsten Verrenkungen des menschlichen Körpers nicht mehr rechtes Gefallen finden mag, oder die Vorführung einer Damenkapelle, eine Scene, die das erste Auftreten der Wiener Damenkapellen parodierte und als Parodie im Cirkus noch heute ihre Anziehungskraft ausübt, während die Wiener Damenkapellen selbst längst keine „Attraktion" mehr sind oder als solche höchstens noch in den Cafés und Tingl-Tangln von Osteuropa und des Orients gelten. Schon das Eintreten der von einem Manager im Stile Barnums angekündigten Clowns in ihren möglichst auffallenden Damentoiletten wirkt überwältigend komisch. Die Musik, die diese Kapelle dann macht, ist in den meisten Fällen gar nicht übel, denn man findet unter dem fahrenden Volk und zumal



Stiergefecht. I

unter den Clowns nicht selten musikalisch außerordentlich beanlagte Naturen. Im Cirkus Renz vereinigte sich seinerzeit in dieser Scene ein Sextett von Clowns, bei denen mit Recht nicht nur die Komik des Auftretens, sondern auch ganz ernsthaft der musikalische Vortrag applaudiert werden mußte. In um so wirksamerem Kontrast zu dem Ernst dieses Vortrages steht der ausgelassene Schluß der Scene, wenn die sechs Clowns in ihren Konzerttoiletten ihre Instrumente bei Seite legen, und nach den Klängen der Cirkuskapelle einen Kankan tanzen, der an Verve sicher auch in den „berühmtesten" Pariser Tanzlokalen nicht seinesgleichen findet.

Ein wenig musikalisch beanlagt ist beinahe jeder Artist, und er verwendet diese Beanlagung gern als Schlußeffekt für seine Produktionen. Man braucht kein berühmter Geiger zu sein und kann doch mit seinem Geigenspiel einen kolossalen Effekt erzielen, wenn man während des Spiels auf dem Kopf balanciert oder als Halt für seine Füße nur einen straffgespannten Telegraphendraht hat. Und wenn man das Posthorn auch nicht besser bläst als die meisten Postillone, so ist man doch der Bewunderung der Zuhörer sicher, wenn man während des Blasens nicht auf dem Kutschbock sitzt, sondern auf der obersten Sprosse einer fünf Meter hohen freistehenden Leiter balanciert. Es ist daher erklärlich, daß auch die Clowns nicht nur gern ein wenig Musik machen, sondern daß sich eine vollkommene Specialität von musikalischen Clowns herausgebildet hat. Einige von ihnen suchen den Effekt darin, daß sie die Kunststücke des Akrobaten machen, während sie gleichzeitig eine einfache Melodie auf einem althergebrachten Instrument — Geige, Flöte, Mund- oder Handharmonika — spielen. Andere haben für diese Instrumente neue und zum mindesten sonderbare, wenn auch die komische Wirkung, die sich der Clown von ihnen versprach, manchmal versagende Formen erdacht oder auch ganz neue Instrumente erfunden. Blasinstrumente in Form von Flaschen, Gießkannen und allerhand Küchengeräten, Streichinstrumente in Form von Besen sind auf diese Weise entstanden, und Knalleffekte von Feuerwerkskörpern und plötzlich hervorbrechenden Flammen werden nicht selten zur Steigerung der Wirkung verwandt. Daß diese, wie gesagt, häufig genug dennoch ausbleibt, liegt wohl daran, daß der Trick, eine Trompete mit der Form einer Flasche zu umhüllen oder eine Violinensaite auf einen Besenstiel zu spannen, nicht von übermäßig origineller Erfindungsgabe zeugt und daß das ganze Genre ungebührlich ausgebeutet worden ist, von der Mittelmäßigkeit der auf diese Weise hervorgebrachten Musik in den meisten Fällen nicht zu reden. Unter den „neuerfundenen" Instrumenten der Clowns sind die harmonisch abgestimmten Schlittenschellen von nicht übler Wirkung; in der Behandlung anderer, längst bekannter und aus der



Stiergefecht. II

Vergessenheit wieder aufgetauchter, wie des Xylophons, abgestimmter Gläser und anderer haben es Clowns zur höchsten Vollendung gebracht, die sich bei dieser primitiven Tonerzeugung überhaupt erreichen läßt.

Daß auch der Clown, wie die ganze Cirkuskunst, eine überstarke Neigung zeigt, an Traditionen länger festzuhalten, als gerade unbedingt nötig wäre, läßt sich nicht leugnen. Er ist weniger originell in der Erfindung, als geschickt im Wenden und Neuherrichten eines alten Stoffes. Wenn man weiß, wie wenig Anregungen Cirkuskunst und Cirkuskünstler im Allgemeinen von außen empfangen, wie ganz die letzteren im Verkehr auf ihren eigenen Kreis angewiesen sind, wie tief das Bildungsniveau derselben gewöhnlich steht, darf man sich darüber nicht wundern. Die meisten von ihnen sind viel herumgekommen, aber sie haben trotzdem wenig gesehen, denn der Tag vergeht ihnen bei der Probe, der Abend bei der Arbeit. Selbst wenn sie einen Abend nicht arbeiten müssen, sind sie doch im Cirkus, — in ihrem Cirkus, um der Arbeit der Kollegen zuzusehen. Ein Mann wie der alte Renz, der auf seinem Gebiet Ungeheures geleistet hat, hätte es für eine Zeitvergeudung gehalten, wenn man ihm zugemutet hätte, einen Abend im Theater zuzubringen. Der Erfolg hat ihm sein ganzes langes Leben hindurch Recht gegeben, — vielleicht war er gerade in dieser Einseitigkeit begründet. Aus Büchern lernen Cirkuskünstler vollends nichts, auch die Clowns nicht, trotzdem man hin und wieder einen unter ihnen finden soll, der einen gelehrten Beruf verfehlt hat. Wenn das wirklich der Fall ist, muß seine Begabung zum Clown eben sehr viel stärker gewesen sein als die für einen gelehrten Beruf, denn ein Clown ist ohne sehr starke natürliche Begabung oder ohne die Dressur von Kindesbeinen auf nicht denkbar.



Englischer Clown als Negerminstrel.

Die einmal aufgenommenen Anregungen müssen daher lange vorhalten und nicht selten tauchen alte längst vergessen geglaubte Scherze plötzlich wieder auf. So sah man vor vierzig Jahren vor allen kleineren Schaubuden als Lockfiguren riesige Köpfe aus Papiermaché, die von einem der Mitglieder der Bude auf einem hohen bekleideten Gerüst getragen wurden, so daß sie wie Riesen erschienen. Jetzt ist diese Riesennummer, mit vervollkommneter Technik allerdings und ins rein Komische umgestaltet, als eine beliebte Tanznummer des Clownpaars Paul und Williams wieder aufgetaucht und hat Erfolg gehabt, also auch zahlreiche Nachahmer gefunden. Ebenso gehört der sich als Ballettänzerin produzierende Clown, der Clown als Pepita, zu dem eisernen Bestand des Clownrepertoires. Von der gröbsten Karikatur, wie auf unseren beiden die Pepitanummer darstellenden Bildern, bis zur drolligsten, aber mit Grazie durchgeführten und mit allem Toilettenraffinement in Scene gesetzten, dabei eine scharfe Grenze nicht überschreitenden Übertreibung ist diese Nummer hundertfach von Clowns, ihrer Individualität entsprechend, variiert worden. Anregungen und neue Ideen sind den Clowns in neuerer

Zeit vielfach aus Nordamerika zugeflossen, trotzdem der Clown im großen amerikanischen Cirkus — es gibt deren einige, die nicht weit hinter dem Barnumschen Riesenunternehmen zurückbleiben — bei weitem nicht die hervorragende Rolle spielt wie im europäischen. Ein großer amerikanischer Cirkuszeltbau ist für die fünffache Zahl von Zuschauern berechnet wie unsere Cirkusbauten, und er enthält nicht nur eine, sondern zwei, drei und vier Manegen nebeneinander, in denen gleichzeitig gearbeitet wird. Wie in allen Stücken, sucht auch in diesem der Amerikaner durch die Masse und durch Übertreibung zu wirken. Aber in diesem vielen Nebeneinander kommt der einzelne Artist natürlich wenig zur Geltung, und am wenigsten gelingt es dem Clown, die Aufmerksamkeit auf sich zu konzentrieren. Er flüchtete sich daher in Amerika aus dem Cirkus auf die Bühne, auf die Specialitätenbühne sowohl wie auf die ernste. Man konnte während der Ausstellung in Chicago auf einem und demselben Podium und in



Fächerspiel.



Applaudierender Clown.

direkter Reihenfolge von dem sogenannten Bülowochester — der Name Hans von Bülows wurde natürlich nur als Reklame benutzt, aber das Orchester war ein gutes deutsches Orchester — Beethovens neunte Symphonie spielen hören und die allerburleskeste Scene aus dem Leben der Tramps, der nordamerikanischen Landstreicher, von Clowns dargestellt sehen. Aber der Realismus der amerikanischen Pantomimendarsteller, die durch keine künstlerischen Traditionen beengt werden, sondern lediglich nach der Wirklichkeit zeichnen, hat doch auf die europäischen Clowns befruchtend gewirkt und die von ihnen dargestellten Figuren auf dem Wege über England um manchen Typus bereichert. Zu diesen Typen gehört vor allem der Negerminstrel, eine in Amerika fast überall gerngesehene, wenn auch wenig geachtete Persönlichkeit. Die Neigung,

nicht zu arbeiten, angeborenes Nachahmungstalent, das zu komischer Übertreibung neigt, und eine, wenn auch bescheidene, musikalische Begabung prädestinieren den Neger zum „Künstler“. Der Erfolg, den er als solcher hatte, veranlaßte weiße Konkurrenten, seine Maske anzulegen, und heute sieht man in Amerika Künstlertruppen aus Weißen und Farbigen gemischt, bei denen es schwer halten würde, während der Arbeit die ersteren von den letzteren zu unterscheiden. Aber nicht nur der Niggerclown, — das heißt der künstlich schwarzgefärbte, denn in den allerseltensten Fällen ist er bei uns echt — ist aus Amerika zu uns ge-



Französische Clowns.



Gentleman-Clowns.

kommen, sondern auch sein direktes Widerspiel, der Gentlemanclown. Sucht jener durch die niedrigste Komik, durch das zusammengeflickteste Kostüm zu wirken, so will dieser durch die Eleganz seiner Toilette und seines Auftretens in Erstaunen setzen. In tadellosester Balltoilette, die Tuberose im Knopfloch des Fracks, setzt er seinen Stolz darein, daß sich seine Krawatte während der schwierigsten Arbeit auch nicht um einen Centimeter verrückt. Selten sieht man das weibliche Geschlecht in einer Clowntruppe vertreten; wo Frauenrollen in einer pantomimischen Scene darzustellen sind, werden sie in den meisten Fällen von Männern gegeben.

Durch die Pflege, die der großen Ausstattungspantomime seit zwei Jahrzehnten im Cirkus zu teil wird, ist dem Clown ein ganz neues Gebiet erschlossen worden. Denn naturgemäß fallen ihm, dem schauspielerisch meistbegabten unter den Cirkusartisten, in der Pantomime die ersten Rollen zu. Da entwickelt er nicht nur derbe Komik, sondern repräsentiert mit Würde, spielt den feuerigen und den schüchternen Liebhaber, und überrascht häufig durch Züge seiner Charakteristik, um die ihn Bühnenkünstler beneiden könnten. Der Sturm der Entrüstung, der sich unter den Künstlern der Wiener Hofoper erhob, als der Clown Godlewsky plötzlich aus der Manege des Cirkus auf die Bretter der Wiener Hofoper sprang, hat sich schnell gelegt, seitdem die Künstler eingesehen haben, daß auch ein Clown ein Künstler sein kann.

Ein Sommerabend.

(Betty Paoli.)

Woldemar Sacks.

Molto Allegro e grazioso.

Gesang.

Piano.

Legato e dolcissimo

pp

sempre pp

Ped. e sord.

pp p

Der Vö - gel sü - sse Lie - der flu-ten aus

pp p pp *poco accel.*

blühn - der Bäu - me Wip - fel-kranz, die Ro - sen schei - nen

sempre pp *poco accel.*

a tempo

pp mp *mezza voce* pp *un poco rit.*

zu ver-blu - ten, die Lilien streu-en duft'gen Glanz.

a tempo *m. s.* *rit.* a tempo

f

Ped. *Ped.*

a tempo
cresc.

Ringsum von Won - ne, Schönheit und Won - ne, ein un - er - gründ - lich

a tempo

poco ritard. — rubato — Andante.

tie - fes, tie - fes Meer. Am

con affectione — ben marcato

Abendhimmel weilt die Son - ne, als fie - le ihr das Scheiden schwer; noch

einen letzten, letzten Schimmer sprühend, ringt sie sich ban - ge zö - gernd

molto cresc.

Ped.

Andante maestoso.

f *poco a poco dimin.* *rit.* *mf*

los, und sinkt in tiefrem Roth er- glühend, in ihres Wolkengrabes

Andante maestoso. *rit.*

mf *poco a poco dimin.* *p*

Allegretto rubato quasi Andante e poco a poco rallentando.

p *p*

Schooss. Doch wie Er - inn'rung, die mil - de, treu

Allegretto rubato quasi Andante e poco a poco rallentando.

rall. *f* *pp* *pp*

Ped.

p *p*

aus harrt bei ver - sunknem Glück, bleibt lang noch

Andante. *rall.*

pp *mp* *pp* *mp* *pp*

auf dem Nachtgefilde ein stiller Dämmerschein zu - rück.

Andante. *rall.*

pp *pp* *p*



Der gestrandete Holländer.

Marine-Humoreske

von

Johannes Wilda.

Mit 12 Illustrationen von Alexander Marcks.

Es war eine ungewöhnliche Zeit, nämlich der Krieg von Anno 70. Und eine ungewöhnliche Zeit erfordert ungewöhnliche Männer; Krieger, Helden, Triumphatoren, — kurz ganze Seekadetten nach dem Herzen Sr. Majestät des Königs. Darüber waren die Seekadetten Hans und Heinrich, genannt Heia, sich völlig einig.

Leider hatte ihnen bisher zur Erreichung dieses glorreichen Zieles nur ein Gegenstand gefehlt, der schlechterdings mit dazu gehört: der Feind.

O, Hans und Heia würden mit Wonne auf alles verzichtet haben, was ihnen lieb und teuer war — und das war gar nicht wenig — wenn sie nur ein, ein einziges Mal ein hübsches französisches Panzerschiff hätten in die Luft sprengen können, um damit die entscheidende Wendung in einer schwankenden Seeschlacht herbeizuführen.

Der Himmel aber schien ihr Opfer nicht annehmen zu wollen, und darüber waren Hans und Heia tiefbetrübt.

So war der sogenannte Sommer auf der gelbbraunen Jade verstrichen. Der Feind war gekommen und gegangen, aber immer artig in nebelgrauer Ferne bleibend. Und nun schwirrte das Gerücht, die französische Flotte wolle noch einmal versuchen, die ramponierte Gloire der Armee durch einen Siegestropfen aufzupolieren, und nach Rückkehr aus der Ostsee Wilhelmshaven forcieren.

Ehe sich dieses Gerücht der Gemüter des arg zusammengeschmolzenen Häufleins der Sanguiniker bemächtigt hatte, waren für Hans und Heia besonders kummervolle Tage verflossen.

Zum erstenmal in ihrem Bordleben schliefen sie nicht Hängematte an Hängematte; zum erstenmal lagen Meilen von See und Düne trennend zwischen ihnen. Damit war so manches, was ihnen das Dasein noch versüßte, erstickt worden, nur eins nicht: ihr Sanguinismus! Sie waren die Paladine jenes Häufleins.

Heias Schmerzen hatten freilich durch ein berauschendes Glück ein Gegenmittel erhalten: Heia war „Kommandant" geworden.

Du liebe Zeit, wo bleibt so ein armer Schlucker von heutigen Seekadetten gegenüber den Schwindel erregenden Ehrenstellen, zu denen ein Seekadett von Anno 70 gelangen konnte.

Also Heia war auf sechs Wochen Kommandant, ja, geradezu „Gouverneur" einer wirklichen Insel, und der geneigte Leser

wird hoffentlich nicht daran zweifeln, daß dieses glückliche Eiland einen der wichtigsten strategischen Punkte des Nordseegebietes darstellte, sozusagen den Schlüssel zu unserem ersten Kriegshafen.

Von dieser Insel aus, auf der ein damals gelöschter, dicker, alter Leuchtturm steht, beschützte Heia, unterstützt von dem Bootsmannsmaaten Süßmilch und sechs Matrosen, die deutsche Küste, indem er gleichzeitig über ein Dutzend Weiber, eine mit Ehrfurcht erfüllte Kinderschar und einige hustende, alte Männer — Hunde, Schafe und Hühner noch gar nicht mitgerechnet — regierte. Die jüngeren männlichen Insulaner waren als unsichere Kantonisten „verschickt" worden.

Und dies alles lag in der Hand Heias, der zwar ein hoch aufgeschossener Bursche war, aber doch noch die kurze Jacke trug.

Der Herr „Kommandant" verblieb dabei im Verbande seines Schiffes, der Panzerfregatte — nennen wir sie „Albrecht Achilles", da wir ihren Namen aus Diskretionsgründen nicht mitteilen dürfen.

Der kleine Hans aber war derweilen als ordinärer Wachkadett an Bord des nämlichen Schiffes zurückgeblieben, und der „Albrecht Achilles" ankerte nebst den übrigen Geschwaderfahrzeugen zur Zeit drinnen auf der Binnenrede.

Wenn es nicht sein Busenfreund Heia gewesen wäre, der kleine Hans würde vermutlich aus Neid geplatzt sein, als die ehrenvolle „Ernennung" für jenen eintraf; so aber hatte sein besseres Ich ihn vor dem Platzen behütet, und nur eine grenzenlose Sehnsucht nach dem Kameraden peinigte ihn, deren Offenkundigkeit ihm in der Messe den Namen „Strohwitwe" eintrug.

So! So weit wären wir nun mit der Vorgeschichte, und nun geht die eigentliche Geschichte erst los:

Es ist heute — unglaublich, aber wahr — blauer Himmel; auch die gelbe Jade kokettiert in einem vergänglichen Blau. Da fliegen ein paar schwarze Punkte zum Vortopp des Admiralschiffes empor, die sich unmittelbar darauf als bunte Flaggen entfalten.

Signal an den „Albrecht Achilles!"

„Kontresignal vor!" krähte der kleine Hans, der mit einem riesigen Kieker unter dem Arm die Wache geht. Aufgeregt dreht er an den beiden winzigen Haardörnchen, die rechts und links an seinen Mundwinkeln starren.

„‚Albrecht Achilles' zehn Uhr Anker aufgehen; dann nach eigenem Ermessen handeln," lautete die Sprache der Flaggen.

Hurra! Durch das ganze Schiff ging es wie ein elektrischer Schlag; wenigstens durch die ganze Seekadettenmesse und vor allem durch den ganzen kleinen Hans. Was konnte dieser Befehl anders bedeuten, als daß der „Albrecht Achilles" ausersehen sei, eine kühne Rekognoszierung, wohl gar einen kleinen Handstreich gegen die Franzosen auszuführen!

Die Offiziere, die es wissen konnten, was im Werke war, hüllten sich in geheimnisvolles Schweigen.

Punkt zehn Uhr ließ der mächtige





Rotationsschlag der Schraubenwelle den Panzerkoloß erzittern; die Schraubenflügel warfen den Schaum auf und, fürchterlich qualmend, schleuderte der „Albrecht Achilles" im Vorwärtsgleiten alles Wasser, was ihm vor den Bug kam, rücksichtslos zur Seite.

Der Himmel schien die gewagte Aktion unter seinen besonderen Schutz nehmen zu wollen. So angenehm das schöne Wetter an sich war, unter den veränderten Verhältnissen mußte es als durchaus unpassend bezeichnet werden. Diese strategische Erwägung war es jedenfalls, die den Himmel veranlaßte, sich mit einem urplötzlich hereinbrechenden Seenebel zu verfinstern und den „Albrecht Achilles", nachdem dieser kaum eine halbe Meile gedampft hatte, in einen undurchdringlichen Schleier einzuhüllen.

Der kleine Hans bereitete sich auf den Tod vor. Hauptsächlich, indem er sich mittags noch einmal gründlich satt aß. Es gab Pflaumen und Klöße, gerade das Gericht, das er sich extra für eine Henkersmahlzeit bestellt haben würde.

Während dieser hochherzigen Vorbereitung passierte etwas sehr Unangenehmes.

Plötzlich schien die Schraubenwelle müde zu werden! sie that noch einige schwerfällige Schläge, um dann ganz still zu stehen. Nun ein Gepolter, ein Rasseln, einige Rucke — der Anker war gefallen!

Der kleine Hans, der von der Wache abgelöst in der Messe verweilte, stieß einen bedauerlich kernigen Fluch aus. Auch die anderen unten befindlichen Kameraden äußerten ihre Unzufriedenheit in bedauerlich starken Ausdrücken.

Natürlich, so ging es ja immer den ganzen Sommer hindurch! Erst „klar zum Gefecht", und dann „klar beim Anker"!

„Sie haben keinen Mumm da oben!" knirschte der kleine Hans, indem er mit dem Daumen nach einem imaginären Punkte menschlicher Höhe wies.

„Himmelsakrament! Wenn **wir** doch schon so weit wären!" rief ein anderer und schlug mit der Faust auf die Backskiste. *)

„Ja, und dabei soll man sich das eiserne Kreuz verdienen!" klagte ein dritter.

Da steckte ein von Deck kommender Kamerad, der für einen widerwärtigen Skeptiker galt, seine Nase durch den Spalt der seitwärts geschobenen Thür und schrie in die Messe **) hinein:

„Herrschaften, wer wettet gegen? Mit den Franzosen war es wieder Mumpitz! Wir sollen bloß — Scheiben zu Schießübungen ausfahren!"

„Raus!!" brüllte der kleine Hans und feuerte sein zusammengerolltes Peajackett, das er soeben behufs eines Mittagsschläfchens unter sein edles Haupt legen wollte, in die Richtung, in welcher die höhnische Miene des Skeptikers sich zeigte.

Dieser verschwand; die Thür flog zu. Der kleine Hans aber holte sich knurrend sein Peajackett wieder und drehte sich auf seiner Backskiste gegen die Bordwand, um von der elenden Gegenwart nichts mehr zu sehen und zu hören.

Nachmittags hatte der Nebel sich nur wenig gelichtet. Man sah die Möwen kaum, die kreischend das Heck †) umflatterten, gelegentlich auf treibende Abfälle stoßend. Trübielig gluckerte der gelbgraue Strom um die schwarzen Eisenwände.

*) Wandbank mit Kisten.
**) Wohnraum.
***) Überzieher.
†) Hintere Abschluß des Schiffes.

Da erkor die Vorsehung den kleinen Hans zu einer ehrenvollen Mission.

Dieser lag noch in Form eines Fragezeichens höchst künstlich „aufgeschossen" auf dem harten Holze, als er durch ein unsanftes Rütteln an der Schulter gepurrt*) wurde.

„Heiliges Gewitter noch 'n Mal, was soll das — — —"

„Sie sollen sich klar machen, eine Depesche nach der Telegraphenstation an Land zu fahren!"

Der kleine Hans fuhr empor, und da er in dem Purrenden den Skeptiker erkannte, faßte er die ihm verborgenen guten Absichten des Himmels zunächst sehr oppositionell auf.

Allmählich aber schnallte er sich seinen Dolch um; zog, da es empfindlich kalt war, sein Peajackett über und meldete sich dann beim wachhabenden Offizier stramm zur Stelle.

„Die Dampfbarkaß und die Kutter sind fort; Sie müssen mit der ersten Pinnaß fahren. Nehmen Sie einen Kompaß ins Boot und steuern recht West-Süd-West. Jetzt läuft noch Flut; mit dem Ebbestrom können Sie in drei Stunden wieder hier sein. Ich danke!"

Der kleine Hans barg die Depesche in seinen Busen, ihr einen bedeutsamen strategischen Inhalt beimessend, und sprang dann mit der Miene eines Seehelden in seine Pinnaß, ein unglaublich schweres Boot.

„Los vorn! fallen Riemen!**) Ruder an überall!"

Die zehn Pinnaßgäste legten sich ins Zeug, und das Boot verlor sich ruderknarrend im Nebel.

Es stand fast gar keine See; es war überhaupt kein bißchen Gefahr vorhanden; kurz es war ausgesprochen langweilig.

Der kleine Hans hatte keinen Bootssteuerer mitbekommen und mußte selbst die Steuerpinne regieren. Er machte einige gnädige Witze mit dem durch seine Intelligenz wenig berühmten Matrosen Schiephenne, die im ganzen Boote bereitwilligste ehrerbietige Heiterkeit erregten; gestattete ebenso gnädig das Rauchen und klemmte sich dann selbst sein Shagpfeifchen zwischen die weißen Zähne.

*) Geweckt. **) Ruder.

Den Blick auf die leichtschwankende Nadel des Kompasses gerichtet, versank er darauf in berückende Phantasieen.

Er sieht plötzlich ein spionierendes französisches Boot aus dem Nebel auftauchen. Die Franzosen wollen ihn gefangen nehmen. Seine Ehre, die Depesche, das Vaterland — alles steht auf dem Spiel! — Was thun? — Man ist auf solchen Fall nicht vorbereitet gewesen. — „Kameraden!" ruft er seinen Pinnaßgästen zu, „zeigen wir, daß wir Preußen sind! Klar zum Rammen! Volle Kraft voraus!"

Und während ein Kugelhagel aus den französischen Gewehren die wackeren Leute überschüttet, saust die Pinnaß vorwärts und — wunderbar geschickt gesteuert — direkt in die Breitseite des leichten französischen Bootes hinein. Die Wirkung ist eine großartige. Der Franzose sinkt binnen wenigen Sekunden mit Mann und Maus weg!

Hans ist (leicht natürlich) verwundet worden. Die schwimmende Trikolore nebst einer schwimmenden Brieftasche mit sehr wichtigen Papieren fischt er auf. Belobigung vor der Front, eisernes Kreuz 2. Klasse, Beförderung zum Unterleutnant — sind die Konsequenzen. Der kleine Hans ist mit einem Schlage die geehrteste Person in der ganzen Marine geworden!

Schweigend ruderten die Matrosen gegen den bereits „gekenterten" Strom; d. h. Hochwasser war vorüber, es lief schon Ebbe. Das Festland mit der Telegraphenstation konnte nicht mehr fern sein.

Die Riemen knarrten im langen Takte in den Dollen;*) taktmäßig klatschten sie in die trübe Flut; am Buge rauschte es, und der Nebel rieselte durch die Kleider.

Hans, Hans! Das Boot liegt ja erheblich westlicher an, als West-Süd-West! Und der Strom findet eine tückische Freude darin, es heimlicherweise noch weiter aus dem Kurs zu bringen! Laß dich warnen, armer kleiner Hans!

Dieser aber spann seine Phantasieen fort. Auf Befehl des Königs ist ihm das Kommando über einen Kaper gegeben worden, welcher der Schrecken der französischen Küste wird. Es regnet Prisengelder.

*) Bordeinschnitte für die Riemen.

Hans avanciert in rascher Folge zum Leutnant zur See und Kapitänleutnant und kehrt schließlich als Korvettenkapitän, mit dem eisernen Kreuze I. Klasse, frisch und munter aus dem beendeten Kriege zurück. — — In edler Bescheidenheit wandelt der blutjunge Stabsoffizier dann zwischen den stolz um sich blickenden Eltern durch die Gassen der Heimatsstadt. — Ha, wer lugt dort, von Purpur übergossen, hinter einer Fenstergardine hervor? Ist das nicht — — —

„Schrumm, da sitzen wir!" rief hier der Mann am Schlagriemen, Matrose Brettfoot.

Willig sprangen die Pinnaßgäste in das um diese Jahreszeit schon eisig kalte Wasser und stemmten sich gegen das Boot. Hans an der Spitze. „Zu—gleich! Zu—gleich!" sangen die Leute aus, indem sie schoben.

Und es ging auch; aber nur eine Weile, dann saß das schauderhaft schwere Fahrzeug wieder im Sande.

Bombenelement, man steckte augenscheinlich mitten auf einem weit ausgedehnten, hochgelegenen Schlickfelde,*) über das man ahnungslos hinkutschiert war!

Ach Gott, und die nun unbestellbare wichtige Depesche!

Dem kleinen Hans ward es kreuzelend



zu Mut. Traurig schüttelte er den Kopf. „Armer Hans," dachte er, „mit deiner Karriere bist du fertig!"

Und dieser Nebel! Ja, wenn man noch etwas hätte sehen können! Allein, in zehn bis zwanzig Schritten brütete ein undurchdringliches Grau in der Runde. Bald würde auch der Abend hereinbrechen. Es war so gut wie sicher, daß, falls man nicht von zur Suche ausgeschickten Booten gefunden würde, man bis zum nächsten höchsten Wasserstande, also die ganze bitterkalte Nacht hindurch, im offenen Boote zubringen mußte!

Ohne Zweifel, man saß; und zwar mit einer Vehemenz, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

O je, war das eine öde Versetzung in die Gegenwart!

„Streich überall!"*) schrie Hans. — Jawohl streichen! Die Pinnaß schien zu denken: wenn schon, denn schon, und setzte allem Zurückrudern einen halsstarrigen Widerstand entgegen.

Hans erfaßte die Situation. Er ließ die Wassertiefe sondieren. Überall war es flach.

„Stiefel und Strümpfe aus; Hosen 'rauf und den Kahn 'runterschieben!" kommandierte Hans.

*) Schlick ist der von der Wasserbewegung fein zerriebene, mit organischen Bestandteilen durchsetzte Sand.

*) Die Ruder zurückbewegen.



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Trotzköpfchen. Nach dem Gemälde von H. Bachmann.



Von den Knieen der watenden Männer sank das Wasser bis zu den Knöcheln, und bald standen sie alle auf dem entblößten Schlick — Indem sie nun ringsum nach dem tiefen Wasser einer etwa zwischen den Watten*) sich hinziehenden Fahrrinne suchten, stieß Schiephenne mit einem Mal einen Schrei des Schreckens aus und deutete mit gestrecktem Finger geradeaus.

Die ganze Gesellschaft blickte, den Schritt hemmend, in die bezeichnete Richtung.

Der Schein der untergehenden Sonne schimmerte schwach durch den Wasserbläschenschleier hindurch, und hinter diesem Schleier ragte in undeutlich gespenstischen Umrissen ein gigantisches Schiff mit einem Riesenmaste empor.

„Nanu!“ rief der kleine Hans konsterniert. Zunächst dachte er an ein gewaltiges französisches Panzerschiff; aber dieses Fahrzeug glich in seinen Dimensionen und seiner Verzerrung eher dem fliegenden Holländer.

Doch wie alle noch, Augen und Mund aufgerissen, breitbeinig dastanden, löste Brettfoot, als erfahrener Matrose erster Klasse, alle bangen Zweifel.

„Das is man eine festgekommene Kuff,**) Herr Kadett; die sieht man bloß bei den Nebel und die Sonne so bannig groß aus!“

Der kleine Hans aber reckte sich, ungeachtet dieser scheinbar beruhigenden Auskunft zu seiner vollen Höhe auf.

„Brettfoot,“ befahl er, „ziehen Sie die Pinnaßgäste hier zusammen, nachdem Sie sich alle mit Riemen, Bootshaken u. s. w. bewaffnet haben!“

„Aber Herr Kadett, so'ne Kuff hat doch man anderthalb Mann, und die thun uns nix!“

„Mensch, Brettfoot, begreifen Sie denn nicht, daß etwas nicht in Ordnung ist? Die Kuff durfte als Civilfahrzeug hier ja gar nicht fahren! Wenn sie das trotz des Verbotes und trotz der ausgelegten Torpedos gethan hat, so muß die Sache doch ihren Hintergrund haben?“

Brettfoot kratzte sich hinterm Ohr.

„Wissen Sie nicht, daß es Spione in der Welt gibt, die sich unter friedlicher Maske anschleichen? Wissen Sie nicht, daß die Franzosen besondere Heimtücker sind?“ fuhr Hans fort.

Brettfoot nickte.

„Na also!“ rief der kluge Hans. „Und jetzt, marsch! Ich“ — er atmete tief auf — „rekognosziere zunächst allein. Sowie ich ‚Brettfoot!‘ rufe, bin ich gefährdet, und

*) Die mit Schlick bedeckten Sandbänke.
**) Einmastiges Küstenfahrzeug.

Sie kommen mir sofort zur Hilfe. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Kadett!"

Der kleine Hans atmete noch einmal auf, faßte den Dolchgriff mit der Rechten und ging langsam, aber unerschütterlich gegen das gespenstische Fahrzeug vor.

Wahrhaftig, in der Nähe besehen war es eine ganz gewöhnliche Kuff; nur strömte sie einen unbeschreiblichen Geruch aus.

Vorsichtig — vorsichtig — fliegenden Atems wagte sich Hans dem halb auf der Breitseite liegenden Schiffe näher.

Kein Laut unterbrach die unheimliche Stille.

Hans umschlich die Wasserlache, die sich unter dem eingesunkenen, schweren Schiffsrumpfe gebildet hatte. Leise knirschte der nasse Sand unter seinen Tritten.

Siehe da! Der Name des Fahrzeugs am Heck war augenscheinlich übermalt; ein äußerst belastendes Moment!

Nichts rührte sich an Bord.

Da schwang sich der Verwegene in das Tauwerk des Bugspriets und kletterte geräuschlos hinan. Den Kopf über die Bordwand vorgestreckt, spähte er auf das Deck. — — Absolute Leere! — Schon wollte er sich anschicken, die Regeling*) zu übersteigen, da — fuhr urplötzlich ein Etwas vor ihm auf, — wie der Teufel aus dem Kasten — und geradewegs in sein Gesicht.

*) Bordwand.



„Brettsoot!" schrie er unwillkürlich, vom Schreck überrumpelt.

Und mit „Marsch, marsch, Hurra!" kamen die Wackeren unter furchtbarem Schlachtgebrüll dahergestürmt.

Im Umsehen befand sich das feindliche Schiff in ihrer Hand.

Hans hatte sich mittlerweile ermannt und stand nun mit gezücktem Dolche vor einem leichenblassen Decksjungen, in dessen zitternden Händen sich der Gegenstand drehte, der durch sein unerwartetes Emporfahren den kleinen Hans so aus der Contenance gebracht hatte: eine holländische Zipfelmütze.

Die Situation wäre für unseren Helden einigermaßen peinlich gewesen, wenn nicht glücklicherweise jetzt aus der hinteren Luke zwei drohende, robuste Gestalten aufgetaucht wären, von denen die eine eine rostige alte Flinte, die andere ein Küchenbeil schwang. Damit war die Gefahr, in welche sich der tapfere Hans gestürzt gehabt hatte, glänzend erwiesen.

Beim Anblicke der vielen Uniformierten senkten die auf der Bildfläche erschienenen Verteidiger aber schleunigst ihre Waffen. Es waren der ‚Schiffer und siene Fru', die vermutlich gedacht hatten, Strandräubern in die Hände gefallen zu sein.

Hans befahl, das Schiff zu durchsuchen und etwa versteckte ‚Feinde' zu entwaffnen, worauf Brettsoot melden konnte, daß außer einer bedeutenden Käseladung nichts Verdächtiges zu finden sei.

Daraufhin steckte der kleine Hans seinen Dolch wieder ein und stellte ein hochnotpeinliches Verhör an.

Der alte Schiffer, ein Holländer, sprach etwas plattdeutsch, die Frau nur holländisch und der Junge gar nichts.

Nach und nach bekam Hans heraus, daß er den Schiffseigentümer Pieter Goritzen nebst Familie vor sich habe, die mit ihrer Kuff ‚Antje von Groningen' eine Ladung Käse für eine Bremer Firma auf verbotenem Wege durchschmuggeln wollten, wobei die ‚Antje

von Groningen‘ wegen mangelnder Seezeichen, gleich der Pinnaß, auf den Sand geraten war.

„Mann,“ sagte der kleine Hans strenge, „Sie mußten doch wissen, daß hier jetzt kein Civilist fahren darf!“

„Nee,“ erwiderte der alte Goritzen und schüttelte sein ehrwürdiges weißes Haupt, in dem seine wässerigen, blauen Äuglein listig glänzten, „gehört hatte ich wohl davon, aber wissen that ich es nicht.“

„Und die Torpedos!“ sagte Hans mit emporgezogenen Augenbrauen. „Ist Ihre verflixte Käsefuhre alle diese Gefahren wert?“

Goritzen lächelte überlegen.

„Und jetzt,“ beharrte Hans noch strengeren Tones, „muß ich Sie ersuchen, mir sofort an Bord meines Schiffes zu folgen, damit Sie sich — —“

Er stockte. Zum Henker! Im Hochgefühle des Richteramtes hatte er ja seine eigene Patsche vergessen!

„Soll es gleich sein?“ erkundigte sich der Holländer scheinbar demütig.

Hans wurde rot. „Nein, später! Mein Boot — sitzt nämlich auch.“

„Ist's die Möglichkeit! Dann müssen wir ja noch warten,“ meinte Goritzen bedauernd. „Aber wissen Sie was? Die Nacht im Boot zu lauern, das ist kein Spaß, Herr! Da bleiben Sie man lieber bei mir an Bord. Einen Schluck Genever hab' ich wohl auch noch.“

Hans merkte die Bestechungsabsicht. Allein, was war zu thun? Man mußte dem lieben Gott innig dankbar sein, daß er die ‚Antje von Groningen‘ so gnädig zum Nachtquartier hatte stranden lassen.

Der Nebel hatte sich inzwischen etwas zerteilt; in der Dämmerung sah man, etwa hundert Schritt über die Kuff hinaus, das Fahrwasser blinken; trotz erneuerter Versuche erwies es sich als unmöglich, die Pinnaß bis dorthin zu schleppen. Hans ließ sie entsprechend lang verankern, und dann nistete sich die ganze Besatzung auf der ‚Antje von Groningen‘ ein.

Mutter Goritzen braute aus dem Genever einen steifen Grog, der den durch das lange Stehen im kalten Wasser fröstelnden jungen Leuten außerordentlich wohl that. Bei Laternenschein lagen sie im Raum, malerisch um den Geneverkessel



gruppiert, oben auf den Käsen und amüsierten sich wie die Schneekönige über ihr Abenteuer.

Hans nahm Quartier in der winzigen, molligen Kajüte, die sich einer echt holländischen Sauberkeit erfreute. Der penetrante Duft der Ladung genierte ihn nicht mehr, jedoch es war ihm sehr wehmütig zu Sinn. Mit den Franzosen war es nichts gewesen, und mit seiner Heldenhaftigkeit — eh, Schwamm drüber! — Und die Depesche wieder! Käseprise gegen Depesche — würde sich das einander ausgleichen? Kaum! — Die Unterhaltung mit Goritzen war auch nur so, so. Dieser genoß ein Glas seines ausgezeichneten Grogs nach dem anderen, und der kleine Hans that in seiner Wehmut desgleichen. Ein ungeheueres Verlangen nach seinem Heia erfaßte ihn. Sie hatten sich immer gegenseitig aus ihren Klemmen herausgeholfen; so würde es auch dieses Mal gewesen sein!

Je mehr Grog der kleine Hans trank, desto wehmütiger ward ihm. Er kletterte immer seltener nach oben, um pflichtschuldigst den Posten zu revidieren und zu sehen, ob die Topplaterne brenne, die nach völlig rein gewordener Nachtluft vom „Albrecht Achilles“ aus gesehen werden konnte.



ebenfalls nach einem wärmeren Plätzchen unter Deck.

Die Luft war in den oberen Regionen sichtiger geworden; zwischen den Wolken schimmerten einzelne Sterne. Sonst lag tiefe Dunkelheit über dem einsamen Watt und dem einsamen, stillen Schiff. Todestraurig klagte der Wind durch das Takelwerk.

Gar nicht weit von der Kuff entfernt aber zeichneten sich ungewisse, düstere Umrisse am Horizont ab, wie von Dünen und einem turmartigen Gemäuer.

Trotz Kälte, Nacht und Graus stapsten zwei von Thatendrang erfüllte, ernste Männer durch den tiefen Dünensand auf den alten Turm zu.

„Halt werda!" rief der Posten.

„Eulalia von Portugal!" schallte die Antwort.

Mit tiefster Befriedigung gab Heia diese von ihm selbst erfundene zarte Parole und erklomm dann, begleitet von dem Bootsmannsmaaten Süßmilch, die engen, ausgetretenen Stufen.

Als sie auf die Galerie hinaustraten, vom Nachtwind umbraust, deutete Süßmilch eifrig auf das düstere Meer hinaus, in dem ein noch dunklerer Gegenstand sichtbar war.

„Da liegt det verdächtige Fahrzeug, Herr Kadett! Der Matrose Bauer IV hat deutlich ein jroßes Kriegsschiffboot dabei jesehn. Dat sie vorhin mit Lichtern signalisiert haben, daruff lasse ick mir den Kopp abhauen! — Da hätten wir also endlich den sogenannten casus belli, Herr Kadett!"

Heia starrte durch das Nachtglas, während seine Shawlenden flatterten.

Die Sache war sonderbar, höchst sonderbar! Eine ehrliche Kuff hatte hier vor seiner Insel schlechterdings nichts zu suchen, und — beim Himmel, dort war wirklich das feindliche Boot erkennbar! Die Bootsbesatzung konnte nur an Bord der Kuff gegangen sein, wo sie wahrscheinlich die Zunahme der Flut erwartete, um dann

Er mußte ja seine Schuldigkeit gethan haben, damit er eventuell gefunden werden konnte.

Schließlich blieb er mit schweren Augenlidern ganz auf seiner Bank sitzen.

Der enge Raum war von einem schier undurchdringlichen Tabaksqualm erfüllt, zu dem Pieter Goritzen und Hans um die Wette das Ihrige beigesteuert hatten. Die Kuckucksuhr tickte und stieß bei den vollen Stunden ihren, in dieser Umgebung sehr merkwürdig berührenden Frühlingsruf aus. — Mutter Goritzen hatte sich mit Sack und Pack in das eine Kojenbett zurückgezogen; Vater Goritzen folgte ihr nach erlangter Bettschwere, gestiefelt und gespornt, in das andere, das Hans in einem Reste spartanischen Pflichtbewußtseins ablehnte.

Endlich ward es mausestill in der Kajüte; auch das muntere Treiben in dem Käseraum war verstummt.

Über das Deck schlich der junge Goritzen. Er stieß mit dem Fuß an den Posten, den Matrosen Schiephenne, worauf er vorsichtig das Topplicht auslöschte. Man hatte Unkosten genug, wozu noch unnütz das Öl verbrennen? Nach geschehener That legte er sich in seinem Bugverschlage aufs Ohr.

Bald darauf erhob Schiephenne sich. „De ohl Kuff steelt uns doch keen Minsch hier weg!" murmelte der Brave und wankte

ihren Schlechtigkeiten gegen sein Eiland freien Lauf zu lassen.

He, hatte er, Heia, es nicht immer gesagt, daß man zur Verteidigung einer Insel eine Kanone haben müsse? Und sie hatten ihm keine gegeben, die weisen Herrn da oben! Die ganze Kuff hätte er jetzt wegblasen können! — Aber, — — — wenn es schließlich gar keine Franzosen wären? — Hm, hm, hm!

„Süßmilch, sind Sie auch bombensicher, daß es keins von unseren Booten sein kann?"

„So sicher, als dat ick einstmals zu Stralau das Licht der Welt erblickt habe, Herr Kadett! Es is ein jroßes Boot, wie von einem Panzer, und unsere Panzer sind doch alle uff die Binnenreede!"

„Freilich, aber bei dieser Kartoffelsuppe in der Luft — —'—."

Süßmilch räusperte sich. „Der Bootsmannsmaat Süßmilch hatte die Wache, mit Respekt zu sagen, Herr Kadett! Und wo der die Wache hat, da jeht keen Regenwurm unbemerkt durch die Lappen!"

Bei diesen Worten hatte der würdige Unteroffizier sich straff aufgerichtet und — wahrscheinlich aus innerer Hochachtung vor sich selber — die Hand salutierend an die Mütze gelegt.

„Außerdem," fuhr er milder fort, „haben die Wattfischers ja die Nachricht mitjebracht, dat der Franzmann wieder in die Nordsee spuckt, Herr Kadett."

„Das hätte uns doch eigentlich schon offiziell notifiziert werden müssen, Süßmilch."

„I wo, Herr Kadett! Notafizieren! Det jeht nich immer so fix! Wat so die richtigen Wattfischers sind, die wissen so wat ooch allemal vierundzwanzig Stunden früher, als die Herrn Admirale."

In Anbetracht, daß das gute Einvernehmen mit Süßmilch die Basis seines Regimes bildete, ließ Heia diese subalterne Kritik hoher Vorgesetzter schweigend durchgehen und — was der Mensch wünscht, das glaubt er! So war es dem alten Unteroffizier ergangen, so erging es dem jungen Kadetten. Kampf, Beförderung, Ruhm, diese Bilder vereinigten sich zu einer herrlichen Sonne, die Heia blendend durch die Nacht entgegenstrahlte.

Nun ward ein Schlachtplan entworfen, und bald darauf entwickelte sich am dunkelen Strande ein aufgeregtes, aber fast geräuschloses Treiben.

„Wenn es nur noch eine Weile so hübsch finster bleiben wollte!" dachte Heia.

Die Hand auf dem im Gurt steckenden Revolver, stand er dabei, wie die mit Büchse und Entermesser bewehrte Besatzung





So, nun war alles fertig, und alle schwangen sich in das Boot.

Wie das Wasser an dem dahinhuschenden Boot rauschte, wie der Nachtwind klagte, und wie hörbar der Atem der Männer durch die Stille drang! — Horch, da plätscherte es! — Wohl nur ein Seehund. — Weiter, weiter!

Heia verbannte alle sentimentalen Gedanken an die Vergangenheit und Zukunft und bohrte den Feldherrnblick in die Gegenwart. Eines nur hätte er sich jetzt gewünscht: seinen kleinen Hans bei sich zu haben, um mit ihm den Lorbeer zu teilen oder Seite an Seite mit ihm zu sterben!

Bald war der schmale Wasserarm durchschnitten; feierlich, todesbang reckte sich die schwarze Masse der Kuff dicht vor ihnen in den Nachthimmel.

„Riemen ein!" befahl Heia, und gleich danach stieß das Boot gegen das Watt.

Bei dem Eifer der herausspringenden Leute klirrten die Waffen.

„Ruhig, ruhig!" mahnte Heia.

„Olle Kameele!" zischte Süßmilch.

Die Tapferen verteilten sich und schoben sich auf dem Bauch durch den Schlick vorwärts. So wurde die Kuff umzingelt, ohne daß der Feind das Geringste von dem furchtbaren Verhängnis, das sich ihm nahte, zu merken schien.

„Halt!" tönte es dann leise.

— es war ja just ein halbes Dutzend — das „Stationsboot" durch den abwärts fallenden Schlick ins Fahrwasser transportierte. Die Leute waren wie aus der Tüte. Keine Spur von Angst vor der voraussichtlich zu erwartenden Übermacht. Die lang zurückgedrängte Kampfbegier brannte ihnen in allen Adern. Vergnügt ließ Süßmilch den martialischen Kinnbart durch die Finger gleiten, während er die Hurtigen noch immer mehr anfeuerte.

Heia benahm sich, wie ein Führer in solcher Lage sich benehmen muß. Er war äußerlich ganz Ruhe, ein Fels im brandenden Meer der Erregung. Innerlich freilich pochte das junge, unerfahrene Herz heftig gegen die Rippen.

Damit die Riemen kein Geräusch machten, hatte er sie fürsorglich mit Segeltuch umwickeln lassen.

Süßmilch kroch zu Heia und machte den Vorschlag, erst das abseits befindliche große Boot anzubohren, damit der Franzmann jeden Fluchtmittels beraubt sei.

Aber Heias guter Genius ließ ihn erwidern: „Ist nicht nötig, das liegt ja noch ein Riesenende ab, und jetzt ist jede Sekunde kostbar! — Vorwärts!“

Alle hatten die Kuff erreicht, richteten sich empor und standen nun mit schußfertig übergehängten Büchsen und gelockerten Entermessern da und — — schnüffelten.

Ja, schnüffeln thaten sie alle ohne Ausnahme.

„Donnerwetter, man merkt doch gleich, dat det keen deutsches Schiff is!“ brummte Süßmilch in den Bart.

Heia gab das Zeichen zum Entern.

Katzenartig glitten die wackeren Burschen an den Bordwänden empor.

Heia war der erste auf dem gänzlich verödeten Deck.

Ha, die Überrumpelung war glänzend gelungen!

Und man hatte sich nicht getäuscht! Ein teils sägenartiges, teils gurgelndes, teils dumpf orkanartiges Geräusch quoll aus dem Bauche des Schiffes; es wimmelte jedenfalls darin von Feinden, die, wahrscheinlich von Strapazen erschöpft, noch fest schliefen.

„Herrgott von Bensheim, det sind keene schlechten Äste, die die Kerls absägen!“ flüsterte Süßmilch. „So weit hätten wir ihr ja nu, aber wat nu weiter, Herr Kadett?“

Heia durchzuckte das frohe Gefühl, daß er sein großes Ziel vielleicht ohne Blutvergießen erreichen könne. „Alle Luken vorsichtig zuschieben, und dann schwere Gegenstände darauf!“ ordnete er an.

Schnell war dies geschehen. Famos! Jetzt saßen die Franzosen rettungslos in der Falle!

Allein, man hatte diesen schneidigen Handstreich doch nicht ausgeführt, um bis zum Morgen den gesunden Schlaf des Feindes zu bewachen. Schlechterdings mußte seine fatale Situation ihm bekannt gegeben werden.

Heia begab sich mit gespanntem Revolver an die kleine Luke, die zur Kajüte hinabführte, wo vermutlich die Herren Vorgesetzten schlummerten.

„Messieurs, vous êtes captifs! Rendez-vous!“ schallte es fest hinunter.

Keine Antwort.

„Vous êtes captifs, Messieurs!“

Schweigen nach wie vor.

„Kommen Sie, Süßmilch, wir müssen hinunter!“ sagte der kühne Heia.

„Aber so janz ins Duster?“ fragte Süßmilch etwas zögernd.

„Ich habe Streichhölzer bei mir. En avant!“

Unten strich er ein Hölzchen an. Bei der aufflackernden Flamme sah er vor sich auf der Bank einen Menschen in Marineuniform liegen. Der mutige Heia war nun schon ganz im Französischen drin. „Parbleu, Monsieur, rendez-vous!“ rief er mit starker Stimme und griff nach dem Kragen des Liegenden, wobei das Streichholz erlosch.

Im nämlichen Moment fühlte er sich an die Kehle gepackt und an die Wand geworfen. Der Revolver entfiel ihm, sich krachend entladend. Er wollte den Dolch ziehen, aber dieser hatte bereits zu lose gesessen und war aus der Scheide gerutscht.

Süßmilch hörte nur das wilde Ringen und Ächzen und wagte nicht, aus Furcht, seinen Anführer zu treffen, von seiner Schußwaffe Gebrauch zu machen. Wie er noch eine Sekunde so schwankte, in welcher Weise er dem bedrängten Heia am besten beispringen könne, ward er plötzlich selbst niedergerissen. Es war ihm, als ob ein paar schwere Säcke über ihn herstürzten, und dann traf ihn ein Hagel von wuchtigen Hieben, so daß er nahe daran war, die Besinnung zu verlieren, und weder Zeit noch Gelegenheit fand, sich anders als mit seinen Händen zu wehren.

Die Matrosen oben hatten den Schuß und den tollen Spektakel aus dem engen Loche vernommen. Glücklicherweise war inzwischen die Topplaterne gefunden und entzündet worden. Mit dieser drangen sie jetzt hinunter.

Ein überwältigender Anblick bot sich ihnen:

Auf dem Boden wälzten sich vier Menschen. Zwei, wie ein paar verbissener Kater, dann der eine oben, dann der andere; und in der Ecke daneben einer unten, und zwei, ein Mann und eine Frau, über ihm, die unbarmherzig auf den unten Liegenden losdroschen.



Franzosen zu thun zu haben. „Warte, ick werd' euch Franktireurbande lehren, einen preuß'schen Unteroffizier zu vertobacken!" schrie er grimmig und wollte sich just mit dem Reste seiner Kräfte gebührend an dem Ehepaar Goritzen revanchieren, als — eine hohe Gestalt die vor den Kajüteneingang sich stauenden Matrosen beiseite stieß und eine, der ganzen bewaffneten Macht wohlbekannte, gewaltige Stimme in den engen Raum hineindonnerte:

„Zum Teufel, was geht denn hier vor!"

Tiefes Schweigen, wie nach einem vorübergerasten Tornado folgte.

Starr standen die Matrosen noch da, als die beiden ersten voneinander abließen und sich, von den sanften Strahlen der Laterne beleuchtet, ins Auge stierten.

Ein Doppelruf ertönte.

„Hei . . . Hei . . . Heia!!" — —

„Hans . . . Du!!"

Sie setzten sich halb auf wie zwei Känguruhs und stierten sich noch immer fassungslos an, die Haare zerzaust, das Zeug aufgerissen, Kragen und Krawatte teils herunterhängend, teils fort, während das Blut aus der zerschundenen Haut und den zerhämmerten Nasen floß.

„Donnerwetter noch 'nmal, das ist 'ne schöne Geschichte! Ich dachte, du wärst ein Franzose, Hans!"

„Ja Donnerwetter noch 'nmal, wo kommst du denn her, Heia? Ich dachte, du wärst auch einer!"

Und dann erfolgte die Aufklärung. —

Weniger harmonisch als diese Auseinandersetzung schloß die in der anderen Ecke.

Dort stand Süßmilch bei Beleuchtung des Schauplatzes im Begriff, Oberwasser zu erhalten. In blinder Kampfeshitze befand er sich noch immer im Wahn, es mit

Hans und Heia standen wie die Kerzen. Süßmilchs erhobene Faust sank unverrichteter Dinge nieder, worauf der ‚Schiffer und siene Frau' ihn schleunigst abschüttelten.

„Melde gehorsamst, Herr Kapitän, daß ich diese im verbotenen Fahrwasser betroffene holländische Kuff ‚Antje von Groningen' mit Beschlag belegt habe."

Darauf trat auch Heia einen Schritt vor und schlug die Hacken zusammen.

„Melde gehorsamst, daß ich das verdächtige Schiff ebenfalls wahrnahm und die Beschlagnahme thatkräftig unterstützen zu müssen glaubte."

„Wobei es ja allerdings sehr ‚thatkräftig' hergegangen zu sein scheint," ergänzte der Kommandant Sr. Majestät Panzerfregatte „Albrecht Achilles," indem er seine erfolgreichen Aspiranten von oben bis unten musterte.

Hans und Heia schauten sich verstohlen an und senkten die Köpfe.

„Wie kamen Sie denn zu diesem Streich?" fuhr der Gestrenge, sich speciell an den kleinen Hans wendend, fort: „Die halbe Nacht haben wir mit allen Booten nach Ihnen das Fahrwasser abgesucht. Haben Sie die Depesche besorgt?"

„Zu Befehl, nein, Herr Kapitän! Ich bin bereits bei der Hinfahrt im Nebel festgekommen."

„Dachte mir's schon! Natürlich Allotria im Kopf gehabt, nicht auf den Kurs gepaßt! he? — Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß die Depesche inzwischen gegenstandslos geworden ist!"

Darauf hielt Pieter Goritzen es für geeignet, das Wort zu ergreifen.

Aber der Kapitän ließ ihn gar nicht erst anfangen. „Warten Sie, bis Sie gefragt sind, Mann!" herrschte er ihn an. „Ich werde Sie lehren, hier Ihren Käse spazieren zu fahren und der Staatsgewalt Widerstand entgegenzusetzen!"

Pieter Goritzen knickte vor dieser Löwenstimme und diesen rollenden Augen wortlos zusammen.

„Na, und Sie!" kehrte der Kapitän sich nun zu Heia. „Es ist merkwürdig, wie Sie beiden edlen Seelen sich immer finden! — Übrigens — haben Sie beide Ihre Pflicht gethan. Soll anerkannt werden. Nur das Herumbalgen mit dem renitenten Schiffer hätten Sie zwei und der Süßmilch wohl den Matrosen überlassen können! Unbesonnene Schneidigkeit das! Jetzt aber rücken Sie ab!"

Unsere Helden drückten einander erleichtert die Hände, und dann sah Hans sich nach seinen Leuten um. O, herrlicher Genever! Da lagen sie noch alle wohl eingesperrt, schnarchend auf der Käseladung und hatten keine Ahnung davon, daß sie als Franzosen gefangen genommen gewesen waren! — Hans brachte sie energisch auf die Beine. —

Als die flott gewordene Pinnaß endlich wieder heimwärts schwamm, fragte der kleine Hans, wie beiläufig: „Brettfoot, haben Sie etwa gedacht, daß ich wirklich gedacht hätte, daß die olle Kuff Franzosen an Bord gehabt hätte?"

„I bewahre, Herr Kadett!" sagte Brettfoot treuherzig.

„Sie sind ein verständiger Mann, Brettfoot," entgegnete der kleine Hans. „Lassen Sie sich auf mein Konto vom Kadettensteward eine Flasche Rotspohn geben." —

„Herr Kadett," meinte Süßmilch, wie er sich anschickte, die „Antje von Groningen" im Morgengrauen nach Wilhelmshaven zu eskortieren, „es wird wohl besser sint, wenn wir die ganze Franzosengeschichte für uns behalten; unsern Kerls will ick den Mund schon stoppen, wenn Herr Kadett ein übriges thun wollen."

Dieser Vorschlag kam Heias Intentionen wunderbar entgegen; als guter Geschäftsmann warf er jedoch hin: „Hm, und auch von der Keile, die Sie . . . ."

„Die bleibt natürlich ooch unter uns, Herr Kadett!" — —

Fünfundzwanzig Jahre sind verstrichen, seitdem die vorstehende, wahrheitsgetreu berichtete Geschichte passiert ist. Hier kommt sie zum erstenmale an die Öffentlichkeit und zwar — wie wir die Ehre haben, hinzuzufügen — unter ausdrücklicher Zustimmung von Kapitän Hans und Kapitän Heia.





Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wie jedermann weiß, passieren an kleinen Fürstenhöfen — und auch an großen — merkwürdige Geschichten. Aber die merkwürdigste, von der ich je gehört habe, ist doch diejenige, die Friedrich Spielhagen unter dem Titel „Susi“ erzählt (Verlag von J. Engelhorn). Merkwürdig nicht gerade in dem, was geschieht; auch nicht merkwürdig durch die Personen, die darin eine hervorragende Rolle spielen. Es würde gar keine Schwierigkeiten machen, die Hofgeschichte, die einem in der Darstellung Friedrich Spielhagens merkwürdig vorkommt, so zu erzählen, daß sie gar nicht mehr merkwürdig erschiene, sondern jeder Zuhörer glauben müßte, sie schon häufiger gelesen zu haben. Im Mittelpunkte steht natürlich der Herzog, — liebenswürdig, leichtsinnig, gewissenlos. Dieser Herzog hat das Glück, das Fürsten im Leben selten, in Romanen häufig haben, — er hat einen Freund, einen wirklichen Freund. Daneben hat er natürlich auch noch einen gefälligen Diener, dem er den Titel „Kammerherr“ verliehen hat. Selbstverständlich, daß der Freund des Fürsten ganz selbstlos, ganz uneigennützig und daneben auch von etwas tölpelhafter Kurzsichtigkeit ist, — der gefällige Diener ist in allem aber sein vollkommenes Gegenspiel. Auch einen Pavillon im Schloßpark hat der Herzog, wie sich's gebührt. Und da er ihn nun einmal hat, läßt er ihn auch nicht leer stehen. Zwar ist er verheiratet oder vielmehr vermählt, wie man das bei Fürsten nennt. Aber die Herzogin ist fromm, wohlthätig und natürlich auch langweilig; außerdem hat sie bisher versäumt, ihrem Gemahl einen männlichen Erben zu schenken. So wohnt denn vorläufig in dem Pavillon im Schloßpark die Primadonna der herzoglichen Hofoper. Sie war nicht die erste, sie wird nicht die letzte sein, die den Pavillon im Schloßpark bewohnt. Wer aber wird nach ihr die nächste Bewohnerin sein? Wenn ich dem Leser verrate, daß der Freund des Fürsten, Astolf Baron Bachta, gleichfalls verheiratet, daß seine Frau jung und schön ist, und daß der Herzog sie auch amüsant findet, dann ist der Leser sicher über diesen Punkt orientiert. Und doch nicht orientiert. Denn die Sängerin wird zwar in der That aus der herzoglichen Villa im Schloßpark exmittiert und muß in eine Stadtwohnung übersiedeln. Aber die Baronin Susi Bachta kommt nicht dazu, die Parkvilla zu beziehen. Trotzdem der Herzog sie eigens hat lüften und neu einrichten lassen. Baronin Susi betritt die Villa nur zweimal. Das erste Mal hat sie dort ein ungestörtes Stelldichein mit dem Herzog; das zweite Mal findet sie statt des Herzogs den schuftigen Kammerherren, der sich sehr bereit zeigt, des Herzogs Stelle zu vertreten. Bei dem unberechenbaren Charakter der Baronin Bachta erscheint dieses Beginnen gar nicht so aussichtslos, als Susis Gatte, Baron Bachta, dazwischen tritt. Gänzlich unangemeldet natürlich, trotzdem die Hausthür verschlossen war. Dieses gänzlich unvermutete Dazwischentreten ist ganz außerordentlich wahrscheinlich gemacht. Man weiß, wie rachsüchtig Primadonnen sind. Wer wird sich also darüber wundern, daß des Herzogs abgedankte Favoritin den Hausschlüssel mitnimmt, als sie aus der Parkvilla in eine Mietwohnung übersiedeln muß? Wer wird sich ferner darüber wundern, daß die abgedankte Favoritin sofort weiß, wer ihre Nachfolgerin geworden ist, und daß sie diese Nachfolgerin überwachen läßt? Durch einen herzoglichen Gärtnerburschen natürlich, dem sie, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, seine Dienste mit ihrer Liebe lohnt. Ihr kann der mitgenommene Hausschlüssel nichts mehr nützen. Also verschleiert sie sich tief und benutzt die Dunkelheit, um ihn unter noch dunkleren Andeutungen auf der Straße dem Baron Bachta in die Hand zu drücken. Der weiß zwar nicht, was die Verschleierte von ihm will, aber er steckt den Schlüssel in die Tasche seines Paletots. Dann fährt er — Tage darauf — nach Berlin. Vielmehr, er möchte fahren, aber er versäumt den Zug. Seine Gattin Susi hat ihm Migräne angesagt, als er nach dem Bahnhof fuhr. Also nach Hause zurück kann er nicht, — er würde die über alles Geliebte ja stören. Während der paar Stunden, die er auf den Abgang des nächsten Zuges warten muß, vertritt er sich daher die Füße im Schloßpark. Der Zufall führt den gänzlich Ahnungslosen in die Nähe der Parkvilla und dort stößt er auf den spionierenden Gärtnerburschen. Natürlich fragt ihn Baron Bachta: „Was treiben Sie da?“ Und Bernhard Müller — er ist ja nur ein Gärtnerbursche und heißt folglich Müller — antwortet endlich wahrheitsgemäß: „Ich warte auf die Baronin Bachta.“

Kaum ist ihm dies Geständnis entflohen, da erscheint sie auch und schlüpft eilfertig in die Parkvilla. Ein Irrtum ist ausgeschlossen, sie hat den Schleier zurückgeschlagen, der Mond scheint hell und Baron Bachta erkennt ganz deutlich sie, seine Susi, die er zu Hause von Migräne geplagt glaubt, und die sich hier, offenbar gänzlich migränefrei, in das anrüchige Haus zu einem Stelldichein begibt. Und nun weiß auch Baron Bacha, wozu ihm von der Unbekannten damals der Hausschlüssel in die Hand gedrückt worden ist. Zufällig hat er — zum erstenmal seit damals — den Pelz wieder an, in dessen Tasche sich der Schlüssel noch befindet. Also frisch die Villa aufgeschlossen und seiner Susi nachgestürmt — niemals ist ein betrogener Gatte auf komplizierterem Wege in den Stand gesetzt worden, ein Rendezvous seiner Gattin zu stören. Daß der Kurzsichtige unversöhnlich ist, als ihm endlich die Augen geöffnet sind, ist erklärlich. Er beschließt sogar, den Herzog zu töten. Auf einer Hofjagd, zu der er befohlen ist, bietet sich ihm die beste Gelegenheit dazu. Aber als Baron Astolf in dem Zwiegespräch, das einem ordentlichen Strafgericht voraufgehen muß, gerade so weit gelangt ist, mit gezücktem Hirschfänger dem blassen Herzog zuzurufen: „Wehre dich, Memme, oder, beim Himmel, ich“ — wird er durch einen angeschossenen Eber unterbrochen, der geradeswegs auf den Herzog zurast. Angeschossene Eber sind bekanntlich gefährlich; der Fürst ist ein verlorener Mann, was er freilich auch schon zu sein schien, als Baron Bachta mit gezücktem Hirschfänger auf ihn eindrang. Aber der Richter wird zum Retter; Baron Bachta wirft sich — aus einem Gefühl heraus, über dessen Ursprung uns Spielhagen im unklaren läßt — zwischen die Bestie und den Fürsten. Und die Bestie, die kein Unterscheidungsvermögen dafür besitzt, wer hier der Gerechte, wer der Ungerechte ist, reißt Susis Gatten die halbe Brust heraus und verschwindet dann im Stangenholz, — nach wenigen Minuten stirbt er in den Armen des Fürsten. Die unbegreifliche Susi aber eröffnet den Lesern die Aussicht, daß sie nach einem Jahr den unwürdigsten ihrer Verehrer, den Kammerherrn von Brenken, trotzdem sie seine ganze Unwürdigkeit kennt und ihn niemals geliebt hat, mit ihrer Hand beglücken wird.

Ich will nichts weiter über die Handlung dieser Spielhagenschen Hofgeschichte sagen, denn eine Romanhandlung mag mit noch so viel Zufälligkeiten und Unwahrscheinlichkeiten gespickt sein, — sie wird doch noch von den Wunderlichkeiten des Lebens übertroffen. Aber wo der berühmte Romancier die Menschen hergenommen hat, die er schildert, möchte ich wohl wissen. Oder da ich's weiß, will ich's auch gerade heraus sagen: Emilia Galotti und Kabale und Liebe haben offenbar den Dichter begeistert, was gewiß sehr lobenswert ist, wenn diese Begeisterung bei Spielhagen auch einen späten Sommer bedeutet. Er hat die Hofluft des vorigen Jahrhunderts aus Büchern geatmet und die Menschen sich angelesen. Da sind denn schreckliche Schablonenfiguren daraus geworden. Das ist noch nicht das Schlimmste; es hätte immer noch ein ganz hübscher, spannender Durchschnittsroman daraus werden können, der vielleicht Spielhagens alten Lorbeer nicht neu hätte ergrünen lassen, aber doch lesbar gewesen wäre. Unglücklicherweise aber haben auch moderne Einflüsse auf Spielhagen eingewirkt, und zwar bewußter noch als die zuerst genannten. Einen Ibsenschen komplizierten modernen Frauencharakter zu schildern, das war die Aufgabe, die sich Spielhagen gestellt hat. Das ist ihm sehr mißglückt, denn seine Susi ist weder kompliziert, noch modern, sondern einfach unbegreiflich.

Die Baronin Bachta liebt weder ihren Mann, noch den Herzog, noch den Kammerherrn von Brenken, sie ist auch durchaus keine leidenschaftliche Natur. Trotzdem betrügt sie ihren Mann mit dem Herzog und macht nach ihres Mannes Tode dem Kammerherrn von Brenken die besten Aussichten. Sie thut das, trotzdem sie Mutter eines einjährigen Knaben ist, trotzdem ihr Gatte sie anbetet und ihr jeden Wunsch erfüllt. Aus einem ostpreußischen Grafenhause stammend, sehr reich, hat sie den Baron Bachta geheiratet, der zwar keine offizielle Stellung einnimmt, aber gerade deshalb nach dem Herzog der vornehmste Mann des Herzogtums ist. Sie hat die angesehenste Stellung, ist die intime Freundin der Herzogin, und ihr, gerade bei kühlen Frauennaturen gewiß nicht seltener Wunsch, sich von Männern umschwärmt zu sehen, flößt ihrem, ihrem Temperament außerordentlich bequemen Gatten keinerlei Argwohn ein. Außerdem ist sie eine kluge Frau. Warum also betrügt diese Frau, die alles hat, was ihr Herz begehren kann, ihren Gatten? Warum begnügt sie sich nicht damit, nur rund um sich her zu kokettieren? Spielhagen behauptet, aus Ehrgeiz. Will man ihm glauben, so hat sich in dem klugen Kopf dieser kühlen Baronin Susi die Idee festgesetzt, die Gemahlin zur linken Hand des Herzogs zu werden. Nicht nur ihr Gatte, sondern auch die Herzogin steht zwischen dieser Idee und der Möglichkeit ihrer Erfüllung, und schon das läßt den Leser an dem gesunden Verstande der Baronin Susi zweifeln. Außerdem und wichtiger noch, — was gewinnt die Baronin Bachta, wenn ihr Plan wirklich gelingen sollte? Für einen Gatten, den sie nicht liebt, der ihr aber sehr bequem ist, tauscht sie einen Gatten ein, den sie auch nicht liebt, der ihr aber aller Wahrscheinlichkeit nach höchst unbequem werden wird. Für ihre feste und sichere Position in der Gesellschaft tauscht sie eine höchst unsichere, nach dem unvermeidlich voraufgegangenen Skandal beinahe unmögliche Position ein. Die Baronin Bachta hat doch nicht nur Kabale und Liebe und Emilia Galotti gelesen, sondern sie ist in Hofluft und in der Gesellschaft groß geworden, — sie kann sich doch also nicht einbilden, daß der Herzog — einer der kleinsten noch dazu in deutschen Landen — ihr etwas anderes zu bieten hat als eine schiefe Stellung. Spielhagen muß selbst gefühlt haben, daß er hier dem Leser zu viel zumutet. Aber geradezu komisch wirkt eines der Gewaltmittel, mit dem er das nicht tragfähige Fundament seines Romans wieder zurechtrücken möchte. Baron Bachta ist allerdings erst durch seine Frau in glänzende Verhältnisse gekommen, aber auch

nach der Richtung rein materiellen Wohlbehagens würde der verschuldete Herzog seiner Gattin zur linken Hand nicht viel mehr bieten können, als Susi hat, — ein schönes Schloß, in der Nähe der Residenz romantisch gelegen, ein wohleingerichtetes Stadthaus in der Residenz selbst, dazu allen für diese Verhältnisse erforderlichen Komfort, der uns bei Gelegenheit des Diners, mit dem der Roman auf dem Bachtaschen Schloß einsetzt, breit geschildert wird. Am Schluß desselben wird auch Susis Söhnchen eingeführt, auf den Armen einer Altenburger Amme, eskortiert von einer würdevollen Kinderfrau. Der Junge ist offenbar in guten Händen, auch wenn seine Mutter sich nicht viel um ihn kümmern mag. Nun ist Baronin Bachta acht Tage Gast der Herzogin in der Residenz gewesen und kommt unvermutet auf ihr Schloß, um nach dem dort unter Obhut von Kinderfrau und Amme, zwei Dienern und sonst noch etlichem Dienstpersonal zurückgelassenen Jungen zu sehen. Und da erzählt Spielhagen: „Ihr Aufenthalt in der Kinderstube hatte nicht lange gedauert: der säuerliche Geruch, der da herrschte, war ihrem Geruchssinn, ein bißchen Kinderwäsche, das an dem eisernen Ofen gewärmt wurde, ihren Augen ein Greuel. Und von Babies sieht eines aus wie das andere, schreit eines wie das andere. Sich Nasen, Augen und Ohren beleidigen zu lassen, wenn man so schon übler Laune ist, kann man von keinem vernünftigen Menschen verlangen." Wenn die Baronin Susi durch diese ihre Nase und ihre Augen beleidigenden Wahrnehmungen dazu veranlaßt würde, die Kinderfrau — mit Ammen wechselt man ja wohl nicht gerne, wenn ich recht unterrichtet bin — aus dem Hause zu jagen und es mit einer neuen Kinderfrau zu versuchen, so würde ich an diesem Ausflug Spielhagens in die ergiebigen Jagdgründe realistischer Schilderung keinen Anstoß nehmen. Aber warum diese Wahrnehmungen Susi veranlassen sollen, sich in ihrem Entschluß zu bestärken, es bis zur linker Hand angetrauten Gemahlin des Herzogs zu bringen, ist mir nicht erklärlich. Spielhagen scheint säuerlichen Geruch, eisernen Ofen und daran zum Trocknen aufgehängte Kinderwäsche für eine Notwendigkeit in Kinderzimmern zu halten. Dann würde Susi indessen vielleicht auch als Gemahlin des Herzogs dem Schicksal nicht entgehen, sich Nase und Auge beleidigen lassen zu müssen, denn selbst zur Erbfolge berechtigte Herzogskinder haben ganz dieselben Bedürfnisse wie andere auch. Ist aber Spielhagen gleich mir der Ansicht, daß sich diese Unannehmlichkeiten eines Kinderzimmers vermeiden lassen, wenn man in seinen Wohnräumen nicht beschränkt ist, wenn man dem Kinde sorgfältige Pflege angedeihen lassen kann, dann ist doch die Baronin Bachta mit Schloß und Dienerschaft in der Lage dazu, ohne daß sie so extravagante Pläne schmiedet. Nicht minder komisch wie dieser Spielhagensche deplacierte Realismus wirkt die Spielhagensche Romantik. Ein Herzog, der seinen Pavillon im Park niemals hat leer stehen lassen, und der dann plötzlich aus Liebe kindisch wird — so kindisch, daß er auf einer geheimen Treppe vor einer geheimen Thüre des Schlafzimmers der Geliebten die Nächte durchwacht, bis seine Wangen blaß und seine Augen rot werden, der, endlich erhört, „Thränen der Wonne in ihren Armen weint," das ist nicht einmal der Herzog irgend eines blauen Ländchens, das nur in der Phantasie des Dichters existiert, sondern er ist überhaupt keine lebensfähige Figur. „Modern" zu sein, das ist trotzdem der Wunsch des Autors, den man aus jeder Zeile der „Susi" herausliest. Aber es ist Spielhagen nicht geglückt, auch nur in den Äußerlichkeiten diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Kurios erscheint die Sprache, deren sich seine Hofmenschen bedienen, und in dem Bestreben, modern zu sein, sich gewählt auszudrücken, ist das Deutsch, das Spielhagen selbst schreibt, unerträglich geworden. „Odo griff in die Brusttasche seines Frackes und produzierte ein Visitenkartentäschchen, dessen Silberstift er der Dame reichte." — Ich gehöre nicht zu den Sprachreinigern, die jedes aus einer fremden Sprache stammende Wort verfemen: wenn man mir zumutet, die Sauce Tunke zu nennen, so mache ich den Scherz einfach nicht mit. Denn Sauce ist etwas durchaus anderes wie Tunke. Zur Zeit der Tunke kamen zwei Näpfe auf den Tisch, einer mit Fleisch und einer mit Tunke. Und man aß ohne Teller und ohne Gabel aus den gemeinschaftlichen Schüsseln, indem man aus der Fleischschüssel ein Stück Fleisch auf sein Messer spießte und es in die zweite Schüssel „tunkte," ehe man es zum Munde führte. Deshalb hat der Württemberger noch heute recht, wenn er beim Baden seinen Sohn fragt: „Hascht a dei Köpfle natunkt?" und die Sprachreiniger haben unrecht, wenn sie die Sauce wieder Tunke nennen wollen. Aber wenn man ein Fremdwort braucht, soll man's richtig brauchen. Ein Gymnasiast, der die erste Visitenkartentasche geschenkt bekommen hat und mit ihr renommieren will, den kann man *vielleicht* diese Tasche „produzieren" lassen, aber ein Kammerherr nimmt sie einfach aus der Tasche, selbst wenn — Gipfel des Luxus! — sich ein Silberstift darin befinden sollte. Über viele andere Ausdrücke scheint sich Spielhagen in gleicher Unklarheit zu befinden, denn er braucht sie nicht etwa flüchtig, sondern absichtlich. So wird z. B. am Hofe des Herzogs immer von einem „Kankan" gesprochen, wenn eine besonders lebhafte oder überraschende Scene bezeichnet werden soll. Ich müßte mich sehr irren, wenn in diesen Kreisen das Wort jemals anders gebraucht würde als in seiner ursprünglichen Bedeutung, zur Bezeichnung des Tanzes der Pariser Halbwelt, bei dem es ja allerdings sehr stark drüber und drunter zu gehen pflegt.

Ernst Eckstein nennt seine neueste Novelle „Nora" (Leipzig, Verlag von Carl Reißner). Diese Nora lebt nicht in Norwegen, sondern in Neapel, ist die Gattin des Grafen Sanselice, den sie schwärmerisch liebt, und hat das Unglück, zu erleben, daß das Herz ihres Gatten sich von ihr wendet und von einer übermächtigen Leidenschaft für eine Cousine ergriffen wird. Um ihn sich wieder zu erobern, läßt sie sich — abergläubisch wie die Neapolitanerinnen sind — einen Liebestrank brauen. Aber die Rache einer dritten, von ihrem Gatten verschmähten Frau spielt ihr statt des Liebestrankes ein langsam, aber sicher wir-

kendes Gift in die Hände. Als sie erkennt, was sie angerichtet hat, stößt sich Nora einen Dolch in die Brust. Ihr Gatte wartet ihren letzten Seufzer ab und folgt ihrem Beispiel. Die Novelle spielt in der Gegenwart. Daran läßt Eckstein gar keinen Zweifel, denn Dampfschiffe vermitteln den Verkehr zwischen Neapel und Syrakus. Aber ich glaube, es würde nur geringe Arbeit gekostet haben, die Novelle um zweitausend Jahre zurückzuverlegen, und diese Arbeit würde sich gelohnt haben. Ernst Eckstein scheint mir ganz unter dem Bann seiner Romane aus der altrömischen Zeit gestanden zu haben, als er diese neuneapolitanische Novelle schrieb. Und das ist der Novelle nicht zum Vorteil gewesen, — man glaubt an diese modernen Menschen der neapolitanischen Gesellschaft nicht, die, ob sie nun unter sich sind oder mit ihrer Dienerschaft reden, sich immer gleich klassisch ausdrücken. Des Grafen Cousine, die unglückliche Störerin der Ruhe Noras, wird gewöhnlich „die Syrakusanerin“ genannt, trotzdem ihr Name Maria de Bartoli kein Geheimnis ist. In einem Zwiegespräch zwischen Nora und der Verschmähten über diese Maria de Bartoli und über das beste Mittel, die Ruhestörerin fortzuschaffen, heißt es: „Aber begreife doch!“ stammelte Nora. „Was gewänne ich auch! Liebt er sie wirklich, so ist alles verloren, auch ohne dies! Das Hindernis, das ich der unglückseligen Neigung bereite, würde die Glut nur noch mehr entfachen. Hier jedoch, wenn sie mit eigenen Augen gewahrt, was sie zerstört, — hier erschrickt sie vielleicht vor der unermeßlichen Schuld; sie bereut und bezwingt sich . . .“ Darauf antwortet die tückische Ginevra: „Ich beklage dich, Nora — mehr noch um deiner Schwäche willen, als wegen des Unheils, das dir bevorsteht. Höre mich an! Wenn dir die Kraft fehlt, deine Rechte geltend zu machen, wie ich, wie jede andere dies thun würde, so gönn' ihm wenigstens nicht den Triumph, dich gedemütigt und entehrt zu sehen. In demselben Augenblick, da die Buhlerin über die Schwelle tritt, verlaß du mit deinen Kindern das Haus! Mein Bruder und ich werden dir gern eine Stätte gewähren, wo du rasten kannst, bis du die Mittel gefunden hast, die Zerstörerin deines Glückes aus dem Wege zu räumen.“ Das sind Erwägungen, die zwei Damen der Gegenwart an den Besuch einer, dem Gatten der einen verwandten dritten jungen Dame knüpfen, die sie beide noch gar nicht kennen, von der sie nur durch den „Malteser“, Kutscher und Steuermann der Dampfjacht des Grafen Sanfelice zugleich, gehört haben. Es wird einem schwer, daran zu glauben. Und wenn einem der Glaube so schwer gemacht wird, erschüttert einem auch die graulichste Geschichte nicht. Zu diesen gehört Ecksteins Nora: es ist viel Aufwand darin getrieben mit Schiffbruch, bösem Blick, Gift und Dolch, — aber der Leser bleibt trotz alledem gelassen wie Graf Sanfelice selbst, der auf seiner kleinen Dampfjacht während eines wütenden Orkans ruhig das Porträt der Gräfin Nora anschaut und Betrachtungen über das Normannenblut anstellt, das in seinen Adern fließt.

Mit einem englischen Autor von kräftiger Originalität macht uns Dr. Robert König bekannt, der den Roman „Der Sündenbock“ von Hall Caine übersetzt hat und ihn mit einem interessanten Essay über den Autor einleitet. Hall Caine stammt von der Insel Man, die ihre einheimische Regierung und ihre eigne uralte Verfassung noch heute wie vor tausend Jahren hat. Ein Lieutenant-Governor repräsentiert auf der Insel die englische Krone. Die Bewohner der Insel, die sogenannten Manxleute, sind loyale Unterthanen der Königin, senden aber keine Vertreter in das englische Parlament. Ein interessanter Beweis dafür, daß ein großes Reich auch ohne ein rigoros durchgeführtes Centralisierungsprincip bestehen kann. Hall Caine ist stolz auf diese Selbständigkeit seiner Geburtsinsel, die gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, seinen eignen selbständigen litterarischen Charakter zu entwickeln. „Der Sündenbock“ ist weder ein historischer, noch ein Kriminal- oder ein Familienroman, wie sie in England zu Hunderten in weitschweifiger Breite geschrieben und zu ebensoviel Hunderten übersetzt und in Deutschland gelesen werden. Hall Caine geht nicht in die Breite, sondern in die Tiefe. Israel ben Oliel, der Held des Romans, ist der Sohn eines jüdischen Bankiers in Tanger, seine Mutter die Tochter eines jüdischen Bankiers in London, die sich in ihrer nur durch Geschäftsrücksichten geschlossenen Ehe bald sehr unglücklich fühlt. Als ihr Gatte nach der Sitte marokkanischer Juden eine zweite Frau nimmt, flieht sie nach England und nimmt ihren Sohn Israel mit. Dort wächst er auf, von den mütterlichen Verwandten mit scheelen Augen angesehen; als sein Vater auf dem Sterbebett den jungen Israel ruft, folgt er diesem Rufe nicht ungern, froh, den drückenden Verhältnissen in London den Rücken kehren zu können. Er findet den Vater tot, sein Erbe haben Fremde, jüdische Stammesgenossen, an sich gerissen. Da erwacht in ihm die Zähigkeit seiner Rasse; er nimmt den Kampf mit der gesamten Judenschaft Tangers auf. Gelingt es ihm auch nicht, sein Erbe zurückzuerlangen, — die Juden Tangers halten wie ein Rattenkönig selbst gegen den Glaubensgenossen zusammen, der gekommen ist, ihnen ungerecht erworbenes Gut zu entreißen, so gelingt es ihm doch, vorwärts zu kommen. Sein Finanzgenie macht den Kadi von Tanger auf ihn aufmerksam, er wird Steuereinschätzer und Steuereintreiber, und mit der Macht des Kadi hinter sich, legt er denen, die ihn betrogen und ihm geflucht haben, Daumschrauben an. Aber die Juden rächen sich, — Israel ben Oliel, zu Ehre, Macht und Reichtum gekommen, bleibt ein Ausgestoßener in seinem Volke, weil er auch seinem Volke sich als ein gerechter Einschätzer zeigt. Mit seiner Gattin, die aus Liebe die seine geworden ist, lebt er in seinem fürstlichen Hause einsam, — denn die Mohammedaner verachten ihn als Juden, die Juden hassen ihn und halten sich von ihm fern wie von einem Pestkranken. Trotzdem hält Israel ben Oliel fest an dem Gott, den das Judentum lehrt, — an dem Jehovah des alten Bundes, dem die Juden das auserwählte Volk sind und dem er selbst sich als ein Auserwählter erscheint, und er handelt nach seinem Gebot der Rache — Auge um Auge, Zahn um Zahn. Eine Tochter wird ihm geboren, ein liebliches Kind, um das er seinen Gott lange vergeblich angefleht hat. Er

sieht in ihr ein Zeichen der besonderen Gnade seines Gottes, und seine Hartherzigkeit und sein Hochmut kennen keine Grenzen mehr. Aber als dieses Kind älter wird, stellt sich heraus, daß es blind, taub und stumm geboren ist. Die Juden Tangers triumphieren, Israel ben Oliel fühlt sich zerschmettert. Es würde zu weit führen, wollte ich von Station zu Station den Weg verfolgen, auf dem Israel ben Oliel gedemütigt und schließlich wieder erhöht wird, auf dem er den Gott findet, dessen Gnade sich nicht darin zeigt, daß er diejenigen, die zu ihm beten, mit irdischen Reichtümern überhäuft, den Gott, dessen erstes Gebot die Liebe ist. Wie die psychologische Entwickelung sein, ist der Boden, auf dem sich der Roman abspielt, interessant. Es dürfte keine gleich fesselnde und wahrscheinlich auch gleich treue Schilderung der gegenwärtigen Zustände Marokkos geben, wie dieser Roman sie bietet. Und die Juden Marokkos! Die deutschen Juden werden es mir wahrscheinlich sehr übel nehmen, wenn ich gestehe, daß sich mir fort und fort Vergleiche aufgedrängt haben. Im wesentlichen natürlich nur, nicht im unwesentlichen; im letzteren sind die deutschen Juden den marokkanischen weit voraus. In zwei Punkten aber stehen sie mit ihnen auf einer Stufe: das ist das Hasten nach materiellem Besitz und ihre Intoleranz. Denn die von den deutschen Juden öffentlich gepredigte Toleranz ist seit lange nur ein Köder, für Dumme ausgeworfen.

Dieses Streben nach materiellem Besitz und Intoleranz gegen alle, denen dieses alleinige Streben verwerflich erscheint, sind die augenblicklich führenden Mächte im Judentum. Sie sind es nicht immer gewesen. In den letzten Jahrzehnten des vorigen und in den ersten dieses Jahrhunderts z. B. schien es, als ob lauterere Geister darin die Übermacht gewinnen könnten. Eine unverhältnismäßig große Anzahl von hervorragenden Männern und Frauen dieser Zeit, nicht nur hervorragend an Geist, Wissen und Talent, sondern auch an edlen Eigenschaften des Herzens, entstammen jüdischen Familien. Wenn uns heute die Juden keine Mendelssohn und Herz, keine Neander, Stahl, Herschel u. s. w. mehr bescheren — niemand wird die modernen „Berühmtheiten“ jüdischer Rasse, die heute wie Pilze aus der Erde wachsen und von der Reklame in die Höhe getrieben werden — mit ihnen vergleichen wollen, so ist das der beste Beweis, daß sich innerhalb des Judentums eine Wandlung zum Schlimmeren vollzogen hat, daß die Emanzipation und das Wohlergehen im Gefolge derselben den Juden nicht bekömmlich gewesen sind. Wenn es eines solchen Beweises, den die Geschichte des Judentums bis zu den Erzvätern hinauf vielfach liefert, noch bedurft hätte! Ist jener tiefe und stille, kräftige und auf Höheres als auf äußeren Erfolg gerichtete Geist jener Zeit unter den Juden noch heute lebendig, so wagt er sich nicht an die Öffentlichkeit. Eine der letzten aus jenem Geist Geborenen ist im vorigen Jahr in Wien fast achtzigjährig gestorben — die Dichterin Betty Paoli, mit ihrem eigentlichen Namen Glück geheißen und, wenn ich recht unterrichtet bin, einer jüdischen Familie entstammend. Die Wiener haben sie — einer schönen Wiener Sitte folgend, die auch anderwärts Nachahmung verdiente — in einem Ehrengrabe neben den anderen „Unsterblichen“, die in der österreichischen Hauptstadt begraben liegen, zur letzten Ruhe gebettet. Ihre Freunde ehrten ihr Andenken durch eine schöne Ausgabe ihrer Gedichte (Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger), die Dr. Anton Bettelheim mit einem kurzen Vorwort, Marie von Ebner-Eschenbach, die Betty Paoli viele Jahre hindurch nahe gestanden hat, mit einer wundervollen Charakteristik der Dahingeschiedenen einleitet. „Der Umgang mit ihr war verwöhnend genußreich,“ so schildert Marie von Ebner-Eschenbach Betty Paolis Persönlichkeit. „Die Wahrheit des Goetheschen Wortes, das sie zu citieren liebte: ‚Höchstes Glück der Menschenkinder ist nur die Persönlichkeit‘ hat sie an sich selbst erfahren. Noch in den letzten Jahren, physisch gebrochen, von einem schweren Nervenleiden heimgesucht, verstand sie zu bezaubern, jedem nicht unrettbar Stumpfen durch die Macht ihrer Erscheinung zu imponieren und durch die unvergleichliche Meisterschaft ihrer Rede hinzureißen. Eine angeborene Meisterschaft, wenn man so sagen darf, die natürliche Kundgebung ihres im hohen Greisenalter noch frisch und unverwelklich blühenden Geistes und der Ausfluß einer tiefen Bildung, die nicht die Spur von Angelerntem hatte, sondern verschmolzen war mit ihrem ureigensten Wesen. Sie dozierte nie, ihre Worte flossen, und ihre Gedanken sprühten. Mit einem einzigen Ausdrucke charakterisierte sie einen Menschen, und nichts Köstlicheres für einen geistigen Feinschmecker als der selten zu Tage tretende feine, trockene Humor, der schlagende Witz dieser düster veranlagten Frau.“ — Düster und leidenschaftlich, möchte ich aus den Gedichten von Betty Paoli schließen. Dazu viele Jahre, die Hälfte ihres Lebens in abhängiger, von Sorgen gedrückter Stellung, glücklos, — aber wie ringt sich diese bewundernswerte Frau durch zu innerer Klarheit, wie stählt sich ihre Leidenschaft zu männlicher Kraft, wie bewahrt sie sich in allen Kämpfen mit sich selbst und mit einem widrigen Schicksal den Zauber der Weiblichkeit! Welch weiter Weg ist von dem Schrei der Verzweiflung, den die junge, verwaiste und von aller Welt verlassene Dichterin in den „Dunkle Einsamkeit“ überschriebenen Versen ausstößt, bis zu der Antwort, die die gereifte und auf ihr Leben zurückschauende Frau den Utilitariern giebt. Dort heißt es:

„Als meine Mutter krank und nah der letzten Reise,
Da ward verändert viel auf mannigfache Weise.

Zuerst befahl der Arzt, die Blumen wegzutragen,
Die gerne sie gepflegt in frühern bessern Tagen.

Dann ward dem Tageslicht der Eingang auch verwehrt —
Es hieß, damit die Ruh der Kranken ungestört.

Und als der Priester kam, die Hostie ihr zu reichen,
Da mußte selbst ihr Kind aus ihrem Zimmer weichen.

So, losgerissen längst, und längst schon im Entschweben,
Verhauchte sie zuletzt nur einen Schein von Leben.

Auch mir ward nach und nach Duft, Licht und Lieb genommen.
Ich lieg' in stiller Nacht — wird wohl der Tod bald kommen?"

Den „Utilitariern" aber hält sie entgegen:

„Was schmäht ihr uns, die wir der Welt nicht achten,
Und unberührt von ihrem Thun und Trachten
In unsrem Herzen unsre Welt erbau'n?
Was soll der Hohn, die feindliche Gebärde?
Wir überlassen neidlos euch die Erde —
O laßt uns nach dem Himmel schau'n!

Ihr müht euch ab im drangvollen Geschäfte, —
An Kampf und Arbeit übt ihr eure Kräfte,
Uns ward ein andrer schönerer Beruf!
Euch winkt als Lohn nur Gold in finstern Schachten,
Indessen Gott für unsrer Seele Schmachten
Die Sterne und die Blumen schuf.

Nein! Glaubt nicht, daß ihr sie gleich uns genießet!
Denn für den stillen Träumer nur erschließet
Sich ihres Reizes Zauberfülle ganz.
Er, dessen Hand verteilt die Menschenlose,
Gab euch die reife Frucht und uns die Rose,
Die Ernte euch und uns den Kranz!

Gestaltet denn nach eurem Sinn das Leben!
Wir wollen uns der Herrschaft gern begeben,
Solang' uns Licht umglänzt und Duft umhaucht.
Wogt ruhlos fort im eiligen Gewimmel,
Allein vergeßt nicht: Herzen braucht der Himmel,
Sowie die Erde Hände braucht!

An diesem einen mögt ihr es erkennen:
Als er, den wir der Liebe Meister nennen,
Im Hause seines Freundes Lazarus
Zu kurzer Rast die Schritte angehalten,
Da galt ihm Marthas eifrig, rührig Walten
Geringer als Marias Seelengruß!"

Neben Perlen der Lyrik — eine derselben finden die Leser in diesem Hefte in einer Komposition von Woldemar Sacks — enthält der Band „Gedichte" von Betty Paoli eine Fülle von Weisheit in Form von kurzen Gedenksprüchen, die alle ein Zeugnis für den starken Charakter, die in sich gefestigte Persönlichkeit der Dichterin ablegen:

„Ich kann nicht!" rufst du aus? Das heißt bequem verzagt!
Sprich! Hast du denn auch schon einmal „ich will!" gesagt?

Das ist vielleicht Betty Paolis Merkspruch für ihr ganzes Leben gewesen, ihr selbst zum Segen. Und ihre Gedichte werden anderen noch lange ein Segen sein!



Dem künstlerischen Schaffen Professor Franz Skarbinas, des Künstlers, dessen Skizzenmappen dieses Heft seinen hauptsächlichsten Bilderschmuck verdankt, ist ein besonderes Essay gewidmet worden. Vielleicht erübrigt es noch, den äußeren Lebensgang Franz Skarbinas hier kurz zu schildern. In Berlin als Sohn eines aus Agram stammenden Künstlers, der durch die Heirat einer Berlinerin in der Reichshauptstadt heimisch wurde, geboren, besuchte Franz Skarbina nur kurze Zeit die Berliner Akademie. Schon mit zwanzig Jahren bezog er ein eignes Atelier, dem Drange folgend, sich aus sich selbst heraus zu entwickeln. 1881 wurde er der Leiter der Anatomieklasse an der Berliner Akademie, einige Jahre später zum Professor ernannt. Die Maßregelung des norwegischen Malers Munch veranlaßte ihn, seine Lehrerstelle an der Akademie niederzulegen. Daß er sich zu diesem Schritt in Gemeinschaft mit den Professoren A. von Heyden und Hugo Vogel entschloß, zwei Künstlern, die der künstlerischen Richtung Skarbinas ganz fern stehen, ist der beste Beweis dafür, daß er keineswegs damit eine Überschätzung oder auch nur Billigung der Munchschen Bilder auszusprechen beabsichtigte. Es lag ihm nur daran, gegen eine akademische Censur zu protestieren. Seitdem lebt Skarbina nur dem freien künstlerischen Schaffen in seiner Geburtsstadt Berlin. — Joseph von Brandts Bild: „Ein Siegerlied," dient, wie so viele Bilder des in München lebenden polnischen Malers, der Verherrlichung der glor-

reichen Vergangenheit seines Vaterlandes, jener Zeit, in der die Polen sich wie ein Wall dem weiteren Vordringen der Türken in Europa entgegenstemmten. Die Türkenschlacht ist geschlagen, die Polen sind Sieger geblieben. Mit Beute beladen, zahlreiche Gefangene mit sich führend, zieht der polnische Heerhaufe über die Steppe, der Heimat zu. Hell schallt der Siegesgesang über die Ebene, Freudenschüsse donnern durch die Luft, die Fahne flattert im Winde, und stolz trägt der eine der Krieger die eroberte Trophäe, den Halbmond mit den beiden Roßschweifen. Scharf heben sich die Silhouetten der einzelnen Figuren und Gruppen gegen den blauen Horizont ab. Jedes Figürchen ist minutiös charakterisiert, das Ganze ist ein Zeitgemälde von überzeugender Wahrheit, mit dem hellen Siegesjubel darin, der auch den Beschauer enthusiasmiert. — F. A. von Kaulbach, der Maler des jungen Mädchens, das übereifrig in einen Roman vertieft ist — vielleicht in Hauffs soeben unter dem Autornamen Claurens erschienenen „Mann im Monde,“ mit dessen Erscheinen das von dem Künstler gewählte kleidsame Kostüm ungefähr zusammenfallen dürfte — ein Sohn des Porträtmalers Friedrich Kaulbach, wurde nach dem Tode Pilotys Direktor der Münchener Akademie. Ein Meister der Technik, ist seinen Genrebildern und Porträts ein gemeinsamer Zug eigen, eine Verbindung von vornehmer Auffassung und liebenswürdiger Anmut. — H. Bachmann führt uns in seinem Bilde „Trotzköpfchen“ in die bayerischen Berge und vor eine Scene, die man im Salon der Großstadt ebensogut beobachten kann wie vor der Bauernhütte. Denn die Kinder in einem gewissen Alter haben alle eine gewisse Ähnlichkeit miteinander, und die Erwachsenen haben sie in ihren Anforderungen an diese Kinder auch. Kaum sieht sich so ein kleines Mädchen oder ein kleiner Junge einem Erwachsenen gegenüber, dann hört es die Worte: „Sag' guten Tag,“ „Gib ein Händchen“ oder auch wohl gar „Gib ein Küßchen,“ je nach den Ansprüchen, die gemacht werden. Und wenn der oder die Kleine sich beharrlich weigert, gegen jeden Fremden zärtlich und liebenswürdig zu sein, weil es noch glaubt, zu Zärtlichkeiten müßte man von innen heraus gedrängt werden, und noch nicht weiß, daß sie häufig nur vom Kodex der Höflichkeiten geboten werden, dann werden die Erwachsenen böse und nennen den kleinen Menschen mit seinem noch nicht verschnürten Charakter einen Trotzkopf. — Die Statuette einer mittelalterlichen Patrizierin von Friedrich Kühn stammt aus dem Kaufhaus für Kunstgewerbe und Kleinkunst von C. M. Rosipal in München. Die anmutige junge Frau ist gerade auf dem Gange zur Kirche begriffen, Rosenkranz und Gebetbuch in der einen, das Beutelchen mit den auch einer Dame jener Zeit allzeit unentbehrlichen Siebensachen in der anderen Hand. Eine Anzahl kleiner Münze, bestimmt, den Bettlern am Portal des Domes ausgeteilt zu werden oder in den Opferstock zu wandern, wird nicht darin fehlen. — Die Psychegruppe von Fr. Reusch reiht sich würdig den klassischen Psychedarstellungen von Canova und Thorwaldsen an. Der Künstler zeigt uns Psyche, auf einer ihrer ruhelosen Wanderungen begriffen, um den entschwundenen Amor zu suchen. Die beleidigte Venus hat ihr unerfüllbar scheinende Aufgaben auferlegt; unter anderem soll sie ihr eine Büchse mit Schönheitssalbe aus der Unterwelt bringen. Ermüdet und an ihrer Aufgabe verzweifelnd ist Psyche auf dem pfadlosen Felsgebirge zusammengesunken. Da erscheint ein Adler des Jupiter und bringt ihr das Büchschen, nach dem Venus verlangt. — Wilhelm Räuber, dem wir die Studie zu einem Fanfarenbläser verdanken, besuchte zuerst die Königsberger Akademie und ging dann nach München, wo Wilhelm Diez sein Lehrer wurde. Sein bekanntestes Bild ist wohl der Tod Gustav Adolfs bei Lützen. Der gleichen Zeit hat der Künstler eine große Anzahl von historischen und genrehaften Motiven entnommen, die durch ihre Lebendigkeit und ihre trefflichen malerischen Eigenschaften vielen Beifall gefunden haben. — Der Tiroler Bauer aus Mittenwald von F. Prölß ist eine Studie nach der Natur; man würde daran gar nicht zweifeln, auch wenn der Name des Abkonterfeiten, Georg Zanderer, nicht darunter stände, so stark ist die individuelle Charakteristik der mit flüchtigem Stift festgehaltenen Gesichtszüge. — Die Frauengestalt aus Karl Gehrts Skizzenbuch hat dem Maler sicher zu einem dekorativen Vorwurf gesessen. O. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Die Schelde bei Antwerpen. Nach dem Aquarell von R. Fehdmer.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.
X. Jahrgang 1895/96. Heft 2, Oktober 1895.

Adolph Menzel.

Von
H. Knackfuß.

Zum 80. Geburtstage des Künstlers. Mit 23 Illustrationen.

I.

Über mehr als zwei Drittel unseres Jahrhunderts erstreckt sich die künstlerische Thätigkeit von Adolph Menzel. Bis in das Jahr 1827 reichen seine frühesten Werke zurück. Und heute noch schafft er, an der Schwelle des einundachtzigsten Lebensjahres stehend, unermüdet und mit voller Kraft und Frische. Möge der hochverehrte Altmeister zu seinem achtzigsten Geburtstagsfeste mit den Glückwünschen ungezählter Bewunderer seiner Werke die folgenden Zeilen als ein schwaches Zeichen der Huldigung mit Wohlwollen und Nachsicht entgegennehmen!



Bildnis Adolph Menzels.
Nach einer Photographie von C. Brasch, Berlin.

Adolph Menzel wurde geboren zu Breslau am 8. Dezember 1815.

Im Jahre 1830 siedelte er mit seinem Vater, dem er schon als Knabe beim Anfertigen lithographischer Zeichnungen half, nach Berlin über. Als der Vater im Januar 1832 plötzlich starb, sah der eben sechzehnjährige Adolph sich ganz auf sich selbst angewiesen. Er zeichnete Flaschenetiketten, Entwürfe für Stubenmaler-Schablonen, Vignetten für Geschäftsempfehlungen und Preiskurante und was immer sonst sich ihm darbot als Mittel, seine Geschick-



Aus den Holzschnittbildern zur Geschichte Friedrichs des Großen (1839—1842): Friedrich der Große in seinem Arbeitszimmer im königlichen Schloß zu Potsdam.

lichkeit im Steinzeichnen und seine Erfindungsgabe zu verwerten. Dabei verwendete er auf jede dieser Arbeiten eine solche Gewissenhaftigkeit, daß keine derselben eine verlorene Zeit für ihn bedeutete. Einen größeren Auftrag bekam er 1833 von dem Buchhändler Sachse. Ein älteres lithographisches Werk, welches das Leben Luthers behandelte, sollte neu aufgelegt werden; und da die alten Platten nicht mehr brauchbar waren, wurde Menzel die Aufgabe zugewiesen, die Bilder von neuem auf Stein zu zeichnen. Dabei war es ihm unverwehrt, die gegebenen Vorbilder durch Hineinbringen von Leben und Charakter umzugestalten, so daß die neuen Zeichnungen in gewissem Sinne sein eigenes künstlerisches Werk wurden. Im Sommer des nämlichen Jahres trat er in die Gipsklasse der Akademie ein. Aber schon nach kurzer Zeit blieb er wieder von der Akademie weg, da er sich überzeugte, daß das, was damals dort gelehrt wurde, ihm nicht viel nützen konnte. Er führte nun für eben jenen Buchhändler Sachse ein Heft lithographischer Zeichnungen aus, mit denen er zuerst als selbständiger Künstler an die Öffentlichkeit trat. „Künstlers Erdenwallen. Componirt und lithographirt von A. Menzel," war der Titel des Heftes, das im Jahre 1834 erschien, das allgemeinen Beifall fand und dem sogar der alte Gottfried Schadow öffentlich Worte warmer Anerkennung widmete. Es enthält sechs Blätter, von denen die fünf ersten je zwei Bilder tragen, und eine Titelzeichnung auf dem Umschlag. Ein Leben voller Enttäuschungen und Mühen, dem erst die Nachwelt gerecht wird, ist darin geschildert.

Ein Zeichen der Anerkennung, die diese Blätter um der geistreichen Erfindung und der scharf kennzeichnenden Darstellung willen in den Kreisen der Künstlerschaft fanden, war die durch einstimmige Wahl erfolgte Aufnahme Menzels in den „Jüngeren Berliner Künstlerverein" gleich nach dem Erscheinen des Heftes. Nach der Vollendung von „Künstlers Erdenwallen" nahm Menzel sofort eine Bilderfolge von anderer Art in Arbeit, die er ebenfalls in Lithographie, aber nicht wie jenes erste Werk in leichter Federzeichnung, sondern mit Kreide in mehr malerischer Behandlung ausführte: „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte." Die Folge bestand aus einem Umschlagtitel und zwölf Bildern. Gegenstände derselben waren: die Predigt des Christentums bei den Wenden durch den heil. Vicelin, die Erstürmung der Feste Brennabor durch Markgraf Albrecht den Bären, die Belehnung Friedrichs von Hohen-

zollern mit der Mark Brandenburg, der Uebertritt des Kurfürsten Joachim II zum Luthertum, die Erbhuldigung der preußischen Landstände vor dem Großen Kurfürsten, die Schlacht bei Fehrbellin, die Weihung Kurfürst Friedrichs III zum König in Preußen, die Einwanderung der Salzburger Protestanten, die Schlacht bei Mollwitz, Friedrich der Große vor Leuthen, die Freiwilligen von 1813 und ein Schlußblatt „Victoria!“ Im Jahr 1836 war das Werk fertig. Heute mehr anerkannt, als zur Zeit seiner Erscheinung, bekundet dasselbe eine erstaunliche Unabhängigkeit des jungen Menzel von dem herrschenden Kunstgeschmack der Zeit. Während man sich sonst damals Geschichtsdarstellungen aus dem Mittelalter nicht anders als im Gewande der Romantik denken konnte und Begebenheiten aus nachmittelalterlicher Zeit im allgemeinen für überhaupt nicht recht darstellungswürdig hielt, ging Menzel gar nicht auf eine romantische Verklärung der Begebenheiten, sondern auf die möglichste geschichtliche Treue, auf glaubwürdige Veranschaulichung der Thatsachen aus, und gerade in den Bildern aus der jüngeren Zeit erreichte er hierin das Beste.

Während er an den Brandenburgischen Denkwürdigkeiten arbeitete, machte Menzel, ohne Unterweisung, seine ersten Übungen in der Ölmalerei.

Sein erstes Ölbild führte er im Jahre 1836 aus — „mehr knetend als malend“ nach seinem eignen Ausdruck —; dasselbe stellte eine Schachpartie vor. Darauf folgte ein Bild mit dem Titel „Auf zu den Waffen!“ — eine Schilderung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Erst das dritte Bild, „Konsultation beim Rechtsanwalt,“ 1837 gemalt, erregte beim Publikum Aufsehen. Im nächsten Jahre entstand ein Gemälde: „Der Familienrat,“ die Schilderung einer an sich ganz anspruchslosen Situation, in der Tracht der höheren Stände des XVII. Jahrhunderts. Das Bild war von der herrschenden gleichzeitigen Sittenmalerei ebenso verschieden, wie die Kompositionen der Brandenburgischen Denkwürdigkeiten von der damaligen Historienmalerei: nichts Anekdotisches, nichts von Sentimen-



Aus den Holzschnittbildern zur Geschichte Friedrichs des Großen (1839—1842):
Hauptmann von Möllendorf bei Leuthen.
Es ging auf einen versperrten Thorweg los. Man stieß und riß die Flügel auf; zehn Gewehre lagen im Anschlag; der Anführer, an der Spitze eines mutigen Haufens, stürzte sich darunter.“



Aus den Holzschnittbildern zur Geschichte Friedrichs des Großen (1839—1842):
Die Gefangennahme des Generals Fouqué durch österreichische Dragoner bei Landshut.

talität, aber schärfste Kennzeichnung lebenswahrer Charaktere und schlagende Natürlichkeit des Ausdrucks; dabei war es ein wirkliches Gemälde, von echtem malerischem Reiz, von reicher, aber ganz ungekünstelter, naturwahrer Wirkung. Im Jahre 1839 kam ein Gemälde von gemütsbewegendem Inhalt, betitelt „Ein Gerichtstag" zur Ausstellung.

Nebenher führte Menzel verschiedene lithographische Zeichnungen aus, in denen er figürliche Darstellungen mit Zierwerk durcheinander wob. So, unter vielen anderen, das Diplom der Zimmerleute von Berlin (1835), den Gesellenbrief der Maurer von Berlin (1838), das Diplom des Offizier-Schieß-Vereins (1839) und — das schönste Blatt von allen — eine Verbildlichung der Bitten des Vaterunsers. Unerschöpflichkeit der Phantasie, Geschmack der Anordnung, Geist und an geeigneter Stelle auch Witz und Laune machen diese Blätter zu modernen Seitenstücken von Dürers Randzeichnungen im Gebetbuch Kaiser Maximilians.

Im Jahre 1839 wurde Menzel eine Aufgabe gestellt, die ihn dazu führte, seinen Forscherfleiß einem bestimmten Zeitalter zuzuwenden und dasselbe so gründlich kennen zu lernen, daß es vor seinem geistigen Auge vollständig lebendig wurde, als ob es Gegenwart wäre. Das ist das Zeitalter Friedrichs des Großen, dessen Erscheinungsformen durch Menzel mit einer einzigartigen umfassenden Gründlichkeit der Nachwelt zu lebensgetreuer Anschauung gebracht worden sind.

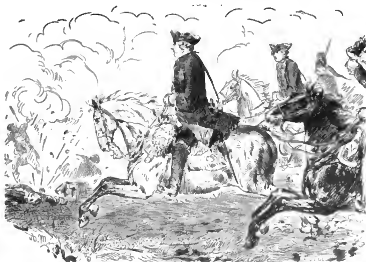
Der Buchhändler Weber in Leipzig hatte den Gedanken, eine illustrierte Geschichte Friedrichs des Großen herauszugeben. Für den Text gewann er den sonst besonders durch seine kunstgeschichtlichen Schriften bekannt gewordenen Franz Kugler, und dieser war es, der Adolph Menzel als die geeignetste Kraft, um die bildliche Ergänzung zu dem geschriebenen Wort zu schaffen, in Vorschlag brachte. Im März des genannten Jahres wurde der betreffende Vertrag abgeschlossen, den, da Menzel noch minderjährig war, dessen Vormund mitunterzeichnen mußte. Die Zahl der zu liefernden Abbildungen, die für den Buchdruck auf Holz gezeichnet werden sollten, wurde auf vierhundert bemessen.

Hatte Menzel schon bei Gelegenheit seiner Zeichnungen zur Brandenburgischen Geschichte Veranlassung gehabt, sich mit dem Großen König und seiner Umgebung

zu beschäftigen, so vervollständigte er jetzt seine hierauf bezüglichen Kenntnisse mit der denkbar größten Gewissenhaftigkeit. Er suchte jedes Bildnis Friedrichs II, Gemälde oder Kupferstich, auf und zeichnete dasselbe ab, bis er die Persönlichkeit seines Helden in allen Abschnitten seines Lebens, von der Kindheit bis zum Greisenalter, auswendig wußte. Und ebenso eignete er sich die Kenntnis vom Ansehen der dem König nahestehenden Personen an. Die Uniformen der Zeit, die ihm aus dem Berliner Montierungsdepot zur Verfügung gestellt wurden, zog er lebenden Modellen an und studierte sie bis in jede Einzelheit. Er zeichnete die Örtlichkeiten, die Möbel, die Kleider, jedes erhaltene Gebrauchsgerät, kurz alles, was einst zu Friedrich dem Großen in Beziehung gestanden hatte, von verschiedenen Seiten ab. Mit der gleichen Gewissenhaftigkeit verschaffte er sich die Kenntnis von den Gegnern des Preußenkönigs und ihren Truppen. Besonders in Dresden machte er im Jahre 1840 mehrere Wochen lang die eifrigsten Studien. Wohl niemals hat ein Künstler sich eine vergangene Zeit so ganz zum Eigentum gemacht.

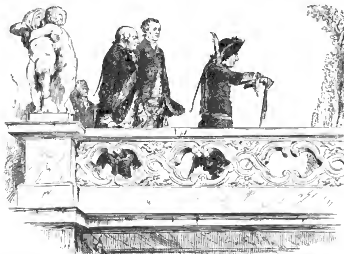
Menzel führte die Zeichnungen mit dem Bleistift oder der Feder auf dem Holzstock aus. Die ersten Versuche in der Holzzeichnung hatte er im Jahre 1838 gemacht.

Beim Durchblättern des Friedrichsbuches sieht man deutlich, wie der Zeichner im Verlauf der Arbeit immer mehr in die Technik hineingekommen ist, die seinen Gedanken entsprach, bis er zu jener glänzenden, sprechenden und wirkungsvollen Vortragsweise gelangte, die in ihrer Art ohne gleichen geblieben ist. Man sieht aber auch, wie die Formschneider sich immer mehr in des Zeichners Art und Weise hineingearbeitet haben. An die Holzschneidekunst, die ja ganz vor kurzem erst wieder zu neuem Leben erweckt war, waren in Deutschland auch nicht annähernd solche Ansprüche schon gestellt worden, wie es die Menzelschen Zeichnungen thaten. Indem die Holzschneider, denen die Aufgabe zufiel, vor allen Ludwig Unzelmann, ein Schüler von Gubitz, und die Brüder Albert und Otto Vogel, im Verfolg der Arbeit dahin gelangten, daß sie den sicheren, lebendigen und charaktervollen Strichen Menzels in Kraft und Feinheit mit vollkommener Treue folgen konnten, haben sie Meisterwerke des



Aus den Holzschnittbildern zur Geschichte Friedrichs des Großen (1839—1842):
Friedrich der Große bei der Belagerung von Schweidnitz.
„Friedrich ward endlich dieser erfolglosen Experimente überdrüssig. Er übernahm selbst die Leitung der Belagerungsarbeiten und brachte bald einen rascheren Gang der Dinge zuwege.“

Formschnitts zu stande gebracht. Menzels Zeichnungen begnügten sich nicht mit Umrissen und allgemeinen Schattenangaben, sondern sie steigerten die Lebendigkeit der Wirkung durch die kräftigste malerische Behandlung, die den Unterschieden der Farbentöne gerecht wurde und der Natur auch darin nachging, daß sie dasjenige, was sich dem Auge mit Deutlichkeit darbietet, scharf und klar, das unbestimmt und verschwommen Erscheinende aber mit dem Reiz des Ineinanderfließens wiedergab. Niemand in Deutschland — fast könnte man sagen in Europa — malte damals so malerisch, des kleinen Maßstabes, in staunenswürdiger Weise zum Ausdruck. Wir sehen die pikante Wirkung, welche das Bewegen dunkelgekleideter Gestalten in den lichten Rokokoräumen hervorbringt, und wir empfinden den Reiz der verschiedenartigen Stimmungen im Freien, von sonniger Morgenfrische wie von stichdunkler Nacht, in der beim Schein einer einsamen Laterne erst nach und nach die Gestalten erkennbar werden, von dumpfer Gewitterschwüle, wie von eintönigem endlosen Landregen oder von klarem Mondschein. Auch das flimmernde Kerzenlicht in Sälen mit spiegelnden Säulen wird



Aus den Holzschnittbildern zur Geschichte Friedrichs des Großen (1839—1842):
Der alte Fritz, von den Generalen Pfuhl und Rohdich begleitet, auf der Terrasse vor der Bildergalerie von Sanssouci.

wie Menzel zeichnete. Die kunstgeschichtliche Bedeutung dieser Buchillustrationen ist so groß wie ihr künstlerischer Reiz, und daneben erfreuen den Beschauer auch die geistreichen Einfälle des Zeichners, die in den Anfangsbuchstaben und Vignetten und in manchen, im Text nur Angedeutetes weiterführenden Abbildungen sich äußern. Die handelnden Persönlichkeiten, vor allen Friedrich selbst, werden vor unseren Augen in sprechender Kennzeichnung lebendig, die Charaktere, wie die feinsten Regungen der augenblicklichen Empfindungen kommen in Haltung und Mienen der Figuren, trotz uns anschaulich vorgeführt, sowie die festliche Lichtpracht von Illumination und von Fackelzug. Der Künstler weiß mit der gleichen Sicherheit uns auf das glatte Hofparkett und auf blutgetränkte Schlachtfelder zu führen. Ja, die Soldatenbilder, die möchte man eigentlich als das Wunderbarste in dem ganzen Buch bezeichnen. Die straffe Zucht in der geschlossenen Truppe, die Erwartung des Kampfes, das todesmutige Hineinstürmen in das feindliche Feuer, verzweifeltes Ringen und heldenhaftes Ausharren, fröhlicher Reitermut und rasendes Ungestüm, Begeisterung und Niedergeschlagen-



Heimkehrende Husarenpatrouille.
Getuschte Federzeichnung von 1844. Im Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

heit — das alles ist mit einer Wahrheit geschildert, als ob der Zeichner seine Studien mitten unter einschlagenden Kugeln und blitzenden Klingen gemacht hätte. Da offenbart sich ein künstlerisches Vorstellungsvermögen, das an das Unbegreifliche grenzt. Und dabei hat alles den bestimmten Ton der Zeit; es ist nicht das Soldatenleben im allgemeinen, was uns da vorgeführt wird, sondern es tritt uns gerade der Geist der Helden Friedrichs des Großen mit einer Deutlichkeit, wie sie keine schriftliche Schilderung zu erreichen vermöchte, entgegen.

Als die Geschichte Friedrichs des Großen im Jahre 1842 fertig war, ging Menzel in einem Wissensdrange, der kaum seinesgleichen in der Künstlergeschichte findet, daran, die Lücken, die er in seiner Kenntnis von der Armee Friedrichs des Großen noch empfunden hatte, auszufüllen. Er begann das ungeheuere Unternehmen, sich selbst ein durchaus genaues Bild von dieser Armee zu verschaffen, indem er für jede Truppengattung, jedes Regiment, jede Charge auf Grund nochmaliger eingehendster Studien, Zeichnungen und Messungen die Uniform, Ausrüstung u. s. w. bis in die letzten Einzelheiten und in die geringsten Unterschiede hinein erforschte und das Ergebnis der Forschungen in lebendig aufgefaßten Charakterfiguren, bei denen alles dasjenige, was in der gewählten Ansicht nicht erkennbar war, in besonderen Nebenzeichnungen gegeben wurde, unter Hinzufügung von kurzen, deutlichen Erläuterungen in Worten, bildlich zur Anschauung zu bringen. Es ist begreiflich, daß eine solche Arbeit sich nicht hintereinander erledigen ließ, daß der Künstler vielmehr nur mit Unterbrechungen sich dieser wissenschaftlichen Aufgabe hingeben konnte. Auf Zureden von Freunden entschloß er sich, das Werk der Öffentlichkeit zu übergeben. Als dasselbe im Jahre 1855 abgeschlossen war — mit allen Nachträgen und Ergänzungen umfaßt es 453 Tafeln —, erschien es unter dem Titel: „Die Armee Friedrichs des Großen“ in kolorierten Lithographieen in nur 30 Exemplaren, deren Herstellungskosten der Buchhändler Sachse übernommen hatte.

An der Spitze der mannigfaltigen künstlerischen Schöpfungen, welche Menzel in



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843—1849):
Begräbnis auf dem Schlachtfelde.
Gezeichnet zu Kapitel XIV der „Geschichte meiner Zeit.“ („Die Preußen hatten — nach der Schlacht bei Kesselsdorf — an Toten 41 Offiziere und 1621 Soldaten.“)

den vierzehn Jahren, die zwischen dem Beginn und dem Abschluß des Armeewerks liegen, entstehen ließ, steht wieder ein umfangreiches Holzschnittwerk. König Friedrich Wilhelm IV brachte bald nach seiner Thronbesteigung den Plan, zu dem schon vorher Vorbereitungen getroffen waren, zur Ausführung, von den Schriften Friedrichs des Großen eine neue kritische Ausgabe zu veranstalten. Von dieser Veröffentlichung sollte eine Prachtausgabe in größerem Format und mit der schmückenden Zuthat von Bildern für den persönlichen Gebrauch des Königs hergestellt werden. Für diesen Bilderschmuck war anfänglich die Ausführung in Radierung vorgesehen. Aber das Erscheinen der Kugler-Menzelschen Geschichte Friedrichs des Großen bewog die maßgebenden Persönlichkeiten, sich zu Holzschnitten zu entschließen und der nach der gegenständlichen Seite hin ebenso berufenen wie technisch bewährten Kraft Menzels die Aufgabe zu übertragen. Im Sommer 1843 wurde mit diesem die Abmachung getroffen, wonach er 200 Zeichnungen, ganz nach freier Wahl, zu den Werken Friedrichs des Großen anfertigen sollte. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts der Schriften des Großen Königs gab dem Zeichner Gelegenheit, seine Erfindungsgabe an den verschiedenartigsten Stoffen zu bethätigen. Aus den Worten des dreißig starke Bände umfassenden Textes und öfter noch zwischen den Zeilen las er Vorstellungen aller Art heraus, die in seinem Kopf zu Bildern wurden. Er selbst hat bei einer später gegebenen Übersicht die sämtlichen Abbildungen in fünf Gruppen eingeteilt: „Bildnisse,“ „Historisches und Militärisches,“ „Genre und Vermischtes,“ „Alter Geschichte Entnommenes, Allegorisches 2c. 2c.,“ „Burleskes.“ In jeder dieser Gattungen schuf er, mit dem Zeichen-

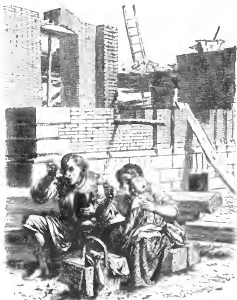
stift dichtend, Großartiges. — Gegen Weihnachten 1849 waren die 200 Zeichnungen zu den Werken Friedrichs des Großen fertig und in Holz geschnitten.

Die Schnittausführung wurde durch die an Menzels Zeichnungen zur Geschichte Friedrichs des Großen geschulten Hände von Otto Vogel, Albert Vogel und Unzelmann und durch Hermann Müller, einen Schüler des letzteren, bewirkt. Es läßt sich zum Preise der Geschicklichkeit dieser vortrefflichen Meister nichts Besseres sagen, als das von Menzel selbst ausgesprochene Wort, daß sie im Gehorsam gegen den Strich seiner Zeichnung das Höchste geleistet haben.

In das Jahr, in welchem Menzel die Reihe der Holzzeichnungen zu den Werken Friedrichs des Großen begann, fallen seine ersten Arbeiten mit der Radiernadel. 1844 erschien ein aus sieben, der Mehrzahl nach landschaftlichen Blättern bestehendes Heft: „Radierversuche von Adolf Menzel“ bei Sachse.

Das Jahr 1846 brachte wieder ein Ölbild, betitelt „Die Störung,“ — zwei junge Damen, die durch einen Besuch aus ihrem vertraulichen Geplauder aufgeschreckt werden; ferner eine Landschaft: „Einblick in den Garten des Prinzen Albrecht von Preußen zu Berlin.“ 1847 entwarf Menzel im Auftrage des Kunstvereins zu Cassel eine Komposition geschichtlichen Inhalts, die er in einer Zeichnung von lebensgroßem Maßstab ausarbeitete. Es handelte sich um eine bildliche Verherrlichung des Ereignisses, durch welches vor sechshundert Jahren Hessen zum selbständigen Fürstentum geworden war; das war der Einzug der Herzogin Sophia von Brabant, der Tochter der heiligen Elisabeth, und ihres Söhnchens Heinrich, des nachmaligen ersten Landgrafen von Hessen, in Marburg. Menzel zeichnete den Karton zu dem geplanten Gemälde in Cassel bei seinem Freunde, dem Tapetenfabrikanten Arnold. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß er die Besonderheiten des hessischen Volksschlages und die Örtlichkeit mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit studierte. Leider blieb es bei dem Karton; die Zeitverhältnisse brachten es mit sich, daß die Ausführung des Gemäldes aufgegeben werden mußte. Der sechs Meter breite und über drei Meter hohe Karton wurde in der ständischen Landesbibliothek zu Cassel aufbewahrt und wenig beachtet. Als Menzel ihn im Jahre 1866 dort wiedersah, kaufte er ihn zurück.

Er selbst hat es vielleicht nicht als ein Unglück empfunden, daß er auf die malerische Ausführung des mittelalterlichen Gegenstandes verzichten mußte. Er wendete sich jetzt der Schilderung des ihm so innig vertrauten Zeitalters Friedrichs des Großen in Gemälden zu. Den Anfang dieser Bilderreihe machte im Jahre 1849 ein Genrebild aus dem Leben des Großen Königs: „Die Bittschrift.“ Ein bäuerliches Ehepaar hat unter einem Baum am Wege Aufstel-



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843—1849):
Zeichnung zur „Epistel an meine Schwester von Bayreuth. Über die Anwendung des Vermögens.“
(Anknüpfend an die Worte des Gedichts: „Unser großes Gebäude ist die Gesellschaft; ein jeder Bürger trägt zu dessen Nützlichkeit bei.“)



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843—1849):
Der Philosoph Jean-Jacques Rousseau, „der Feind der Könige."
Gezeichnet zu dessen in den Jahren 1762 und 1766 an Friedrich den Großen gerichteten Briefen.

lung genommen und sieht mit klopfenden Herzen dem Augenblick entgegen, wo der heranreitende König, dessen Adlerauge sie schon gefaßt hat, vor ihnen halten wird; dem Mann scheint jetzt plötzlich der Mut zu schwinden, aber die Frau redet ihm mit raschen Worten herzhaft zu. — Darauf folgte das prächtige, jetzt in der Berliner Nationalgalerie befindliche, in größerem Maßstabe (beinahe halblebensgroß) ausgeführte Gemälde: „Friedrichs des Großen Tafelrunde zu Sanssouci 1750," das im Jahre 1850 zur Ausstellung kam. Wir blicken in den ovalen Speisesaal des Schlosses, wo an der länglichrunden Tafel eine auserlesene Gesellschaft um den König versammelt ist. Das Mittagsmahl ist beendet, die Flügelthür zur Terrasse ist geöffnet, und gleich wird man ins Freie treten. Aber noch perlt der schäumende Wein in den Gläsern und noch fließt heiter und geistreich die Unterhaltung; Friedrich selbst befindet sich in lebhaftem Wortgefecht mit Voltaire, der eben durch eine witzige Antwort die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Das alles lebt vor unseren Augen, als ob es nach der Natur gemalt wäre.

Während Menzel weitere Bilder aus dem Leben des Großen Königs vorbereitete, war er mit mancherlei anderen Arbeiten beschäftigt. Der Meister der Charakterdarstellung, welcher Personen, die er nur aus Bildern und Schilderungen des vorigen Jahrhunderts kannte, körperhaft lebendig zu machen wußte, malte prächtige Bildnisse seiner Bekannten in Wasserfarbe. Sich selbst hat er im Jahre 1850 abgebildet in einer merkwürdigen Lithographie, welche einen „Kunstsammler" darstellt, der ein aus dem alten Schrank, welcher seine Schätze beherbergt, herausgenommenes kleines Kunstwerk, ein Teufelchen, aufmerksam betrachtet. Diese Lithographie schließt sich ihrer Herstellungsart nach einer Anzahl von Blättern an, in denen er ein eigenartiges Verfahren erprobte, dessen erste Früchte er 1851 unter dem Titel „Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen" herausgab. Bei diesem Verfahren wird der lithographische Stein mit der chemischen Tusche überzogen und die Helligkeiten werden aus dem schwarzen Grunde herausgeschabt, in das Helle werden dann wieder die einzelnen kleinen Dunkelheiten mit dem Pinsel hineingesetzt. Menzel erreichte hierin die außerordentlichsten Erfolge malerischen Reizes.

Ein herrliches ornamentales Blatt, in Aquarellmalerei kostbar ausgeführt, schuf Menzel im Jahre 1850 in der Adresse an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welche diesem als Glückwunsch zu seiner Großjährigkeit von dem Magistrat und den Stadtverordneten Berlins dargebracht wurde. Ein mannigfaltiges Formenspiel von einer Feinheit der Arbeit, die mit den zierlichsten mittelalterlichen Miniaturen wetteifert, bildet am Kopf der Adresse die buntbewegte Einfassung von Figurengruppen und senkt sich an den Seiten in reichen Gehängen herab. Die Figurengruppen zeigen in der Mitte die huldigende Berolina vor dem Kronprinzen, der sich von den Kindheitsgespielen verabschiedet, während er mit den Ritterspornen und dem Fürsten-

mantel geschmückt wird; daneben einerseits die Borussia, welche Germania gegen den Revolutionsdämon schützt, und anderseits den Kronprinzen, wie er über die Handhabung der Waffen belehrt und wie er im Unterricht auf das Vorbild seiner großen Ahnen hingewiesen wird. Diese Ahnen sind verbildlicht durch die Standbilder des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I, Friedrichs II und Friedrich Wilhelms III, welche die drei Bildchen einschließen und voneinander scheiden. Unterhalb der Standbilder lagern die Flußgötter von Weichsel, Elbe, Oder und Rhein in silbernen Netzen, und oben schlingen flatternde Putten eine Purpurdraperie durch das Zierwerk, auf welche sie oben in der Mitte die Königskrone setzen. Die künstlerische Ornamentik erstreckt sich auch auf die Ausgestaltung der großen Buchstaben der Anrede im Text der Adresse.

Im Jahre 1852 wurde wieder ein Friedrichsbild fertig: das „Konzert in Sanssouci," das die „Tafelrunde," mit der es jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin vereinigt ist, womöglich noch überbietet. Im Konzertsaal zu Sanssouci, bei festlicher Kerzenbeleuchtung, deren vielfältiger Schimmer ein eigentümlich reizvolles Lichtspiel über das Ganze verstreut, sehen wir den Großen König sich an der Ausübung der Kunst erfreuen. Fünf Musiker, unter denen der Klavierspieler Philipp Emanuel Bach und der erste Geiger Franz Benda kenntlich sind, wirken mit ihm zusammen. Eben trägt der König ein Solo auf der Flöte vor, und die Aufmerksamkeit der Versammelten spannt sich aufs höchste. Mit welcher entzückenden Feinheit hat der Meister die verschiedenen Arten des Lauschens bei den verschiedenen Zuhörern, die wieder sämtlich bestimmte Persönlichkeiten sind, geschildert! Am innigsten von dem Zauber der Töne bewegt erscheint des Königs Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, die wir in der Tiefe des Saales auf dem Sofa sitzen sehen. Ein wunderbares Meisterwerk des Ausdruckes ist der rechts an der Wand lehnende Musiklehrer des Königs, Meister Quanz: wie trefflich ist hier auch in der ganzen Gestalt der derbere Knochenbau des Mannes von bäuerlicher Abstammung gegen-



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843—1849):
Äskulap versucht vergebens, der Parze Atropos die Schere zu entwinden.
Zeichnung zu dem Briefwechsel Friedrichs mit seiner Schwester Charlotte, Herzogin von Braunschweig. (Anknüpfend an die Worte eines von Friedrich dem Großen in seinem Todesjahre geschriebenen Briefe: „Die Wahrheit ist, daß er — der Arzt — mir nichts genützt hat; die alten müssen den jungen Menschen Platz machen.")

über den eleganten Rokokokavalieren gekennzeichnet!

Zwei kleinere Bildchen aus dem Jahre 1852 bewegen sich in entgegengesetzten Stimmungen. Das eine stellt eine Begegnung König Friedrichs, den der Major Chazot und der General Rothenburg begleiten, mit der Tänzerin Barbarina vor; das andere zeigt den König, wie er in rührender Weise sich bemüht, sich mit dem alten, tauben General Fouqué zu unterhalten.

In eben diesem Jahre vollendete Menzel des Großen" gewissermaßen als Ergänzung zu diesem Werk herausgab.

Daran reihte sich ein 1850 begonnenes und 1855 abgeschlossenes Holzschnittwerk, welches bei A. Duncker in Berlin erschien. Unter dem Titel „Aus König Friedrichs Zeit" sind hier zwölf Bildnisse von größerem Maßstab gegeben, welche den Großen König und seine gefeiertsten Helden in Halbfiguren zeigen. Die Gestalten dieser unter der Leitung von Eduard Kretzschmar in Leipzig vortrefflich im Schnitt ausgeführten Bilder



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843—1849):
Gruppe von Offizieren, denen durch ihren Kommandeur ein von hoher Stelle ausgegangener Tadel vorgehalten wird.
Gezeichnet zu den „Regeln über das, was von einem guten Bataillonsführer in Kriegszeiten zu verlangen ist."

ein Holzschnittwerk, welches dem Inhalte nach mit seinem großen Armeewerk in Zusammenhang stand, und zu dem er schon 1843 den Anfang gemacht hatte. Es waren 32 Darstellungen von Soldaten der Fridericianischen Armee, welche in lebendig bewegten Gruppen, nach den Besonderheiten der Waffengattungen-thätig, vorgeführt werden. Dieselben bilden als kolorierte Bilder den Schmuck eines Buches „Die Soldaten Friedrichs des Großen" (Text von Lange), welches der Verleger der „Geschichte Friedrichs treten uns mit so überzeugender Lebenskraft entgegen, daß sie das Urbild der Vorstellungen geworden sind, die wir uns von jenen Persönlichkeiten, neben Friedrich selbst besonders vom alten Dessauer, von Seydlitz und von Ziethen, machen.

Im Auftrag König Friedrich Wilhelms IV begann Menzel im Jahre 1853 eine Reihe sehr eigenartiger Aquarelle, welche im folgenden Jahre als ein kostbares Album der Kaiserin von Rußland, der Schwester des Königs, übersandt wurden. Dieses königliche



Einzug der Herzogin Sophia von Brabant und ihres Söhnchens Heinrich, des ersten Landgrafen von Hessen, in Marburg.
Mit Kohle und Kreide in lebensgroßem Maßstab gezeichneter Karton (1847—1848). Früher Eigentum des Kunstvereins zu Cassel, jetzt wieder im Besitz des Künstlers.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)



Glückwunschadresse des Magistrats von Berlin an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu dessen Großjährigkeit.
Wasserfarbenmalerei von 1850. Im Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

Geschenk sollte eine Erinnerung sein an ein glänzendes Fest, welches fünfundzwanzig Jahre früher bei Gelegenheit eines Besuchs der Kaiserin in der Heimat ihr zu Ehren veranstaltet worden war. Dieses Fest, „Der Zauber der Weißen Rose,“ sollte im Bilde wieder lebendig gemacht werden. Dabei war Menzel freilich auf mündliche Schilderungen und auf einen unzulänglichen schriftlichen und bildlichen Bericht angewiesen; aber sein Geist und sein lebhaftes Vorstellungsvermögen thaten das übrige. Er erweiterte den Inhalt des Albums durch Hinzufügen von Darstellungen ähnlicher



Die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci.
Ölgemälde von 1850. In der Nationalgalerie zu Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

Festlichkeiten aus früherer Zeit. Auf dem Titelbild verkörperte er die Sage als eine von Elfen umspielte, unter Waldblumen sitzende Spinnerin. Daran reihte er das Bild des von der Sage berichteten ersten Turniers zu Magdeburg unter Kaiser Heinrich I; dann die launige Schilderung eines Schönbartspiels, welches Kurfürst Johann Georg von Brandenburg im Jahre 1592 veranstaltete, mit Musikanten in Tiermasken an der Spitze des Aufzugs; darauf zwei Bilder von dem unter Friedrich dem Großen 1750 zu Ehren seiner Schwester Wilhelmine im Lustgarten zu Berlin aufgeführten Karussell: das Lanzenstechen und die Preisverteilung. Die zweite Hälfte des Albums bildete dann die Schilderung des in und vor dem Neuen Palais bei Potsdam 1829 gefeierten Festes der Weißen Rose in fünf Bildern: das Einreiten der



Konzert Friedrichs des Großen in Sanssouci. Ölgemälde von 1852. In der Nationalgalerie zu Berlin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Ritter zum Karussell, das Turnier, das Erscheinen eines Nebelbildes im Festtheater, der Ball im Gartensaal und die Krönung der Sieger. Die Bilder der Festlichkeiten aus alter Zeit sind von prächtig erdachten Rahmen im jedesmaligen Stil der Zeit umgeben. Bei den Bildern vom Zauber der Weißen Rose treibt in den Einfassungen ein Volk von Putten sein neckisches Spiel.

Eine monumentale Aufgabe brachte Menzel im Jahre 1854 der Auftrag, im Remter des Hochmeisterschlosses zu Marienburg zwei Figuren von Hochmeistern, Siegfried von Feuchtwangen und Ludger von Braunschweig, auf die Wand zu malen. In diesen Ordensrittern, die Menzel nach den Kartons, welche die Nationalgalerie bewahrt, im nächsten Jahre in Wasserglasmalerei ausführte, schuf er Heldengestalten, welche in ihrer wuchtigen Größe wie Dürersche Charakterfiguren anmuten.



Mummenschanz unter Kurfürst Johann Georg von Brandenburg.
Aus den Aquarellbildern des Festalbums für die Kaiserin von Rußland (1854).
Im Museum des Gatischen Hauses zu Zarskoje-Selo.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

„Friedrich der Große auf Reisen“ ist der Titel eines figurenreichen Gemäldes, das im Jahre 1854 fertig wurde. Der siebenjährige Krieg ist vorüber. Der König will sich persönlich von dem Erfolg der Anordnungen, die er zur Hebung der vom Krieg verursachten Schäden getroffen hat, überzeugen. Die Aufführung von Neubauten in einem zerstörten Dorf ist im Werke. Der König ist eben seinem Wagen entstiegen, und vom General von Lentulus begleitet, schreitet er auf den Geheimrat von Brenkenhoff zu, der die Baupläne, welche er dem König vorzulegen hat, sichtet. Die Dorfbewohner haben an der einen Seite des Weges Aufstellung genommen; unter ihnen der Pfarrer mit den Schulkindern und mehrere Invaliden. Auf der anderen Seite des Weges harrt die Gutsherrschaft in großer Galakleidung auf eine gnädige königliche Begrüßung. Aber der König, der in der einen Hand den Krückstock, in der anderen die Prise hält, schreitet so schnell vorüber, daß das herrschaftliche Töchterlein um das Anbringen der bereit gehaltenen Erfrischungen und der Gutsherr um seine wohlvorbereitete Anrede gekommen ist;



Friedrich der Große auf Reisen. Ölgemälde von 1854. In der Galerie Ravené zu Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

doch der gewandteren Dame gelingt es, den Rockschoß des Königs zu erfassen und mit tiefem Knix einen Kuß darauf zu drücken. Mit ungelenken Bewegungen versuchen gegenüber die Dorfgebieter diesem Beispiel zu Huldigung der schlesischen Stände zu Breslau im Jahre 1741, wo König Friedrich, da das Reichsschwert nicht zur Stelle war, seinen Degen zog, um die Huldigenden auf diesen den Treueid ablegen zu lassen.



Friedrich und die Seinen bei Hochkirch. Ölgemälde, vollendet 1856. Im Besitz Sr. Majestät des deutschen Kaisers. (Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

folgen. Zu der scharfen Menzelschen Charakterschilderung gesellt sich in diesem Bilde eine Fülle von Humor.

Im folgenden Jahre malte Menzel im Auftrag des schlesischen Kunstvereins die

1856 wurde die Krone von Menzels Friedrichsbildern fertig: „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch.“ Der Überfall der Österreicher ist über das Preußenheer hereingebrochen wie ein verheerendes Naturereignis.



Hofball in Rheinsberg 1739.
Aquarell- und Deckfarbengemälde von 1862. Im Privatbesitz in Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin)

Aber schon steht eine Schar von Musketieren und Füsilieren durcheinander, wie ein jeder kam, gleich einer ehernen Mauer an einem noch offen gebliebenen Weg. Die Ladestöcke rasseln, mit fieberhafter Hast werden die Schüsse gegen den in einer Linie von Feuer und Pulverdampf verborgenen Feind entsendet. Weitere Offiziere und Mannschaften kommen atemlos heran und erklimmen tappend eine lehmige Böschung, um die Gefechtslinie zu verlängern. Das Aufblitzen des Pulvers und der Brand der ersten Häuser des Orts geben die einzige Beleuchtung in der unheimlichen Finsternis, in die kaum die erste blaugraue Dämmerung hineinflimmert. Überall schlagen die feindlichen Kugeln ein; aber die Heldenschar hält stand. Wir fühlen, wie alle in diesem Augenblick gleichsam von einem Hoffnungsstrahl in der hoffnungslosen Lage durchzuckt werden: der König ist da! Seinem Gefolge voran eilend, reitet Friedrich die Reihe der Kämpfer entlang. Scharf hervorgehoben durch das grelle Aufleuchten der Feuerblitze kommt er uns entgegen, auf beängstigt schnaubendem, unsicher auftretendem Schimmel. In seiner nächsten Nähe reißen die Kugeln Mann und Pferd zu Boden. Er hastet vorwärts, er will überall sein; auf seinem Antlitz liegt Ruhe, aber eine fürchterliche Ruhe, eine Starre, die seine Züge versteinert. Wenn es die Seinen auch noch nicht glauben, er weiß es, daß das Unglück nicht mehr abzuwenden ist. Und auch im Unglück erscheint er als der Große König, als ein Held, dem Helden gehorchen. — Das lebensgroße Gemälde gehört zu den seltenen Kunstwerken, deren Betrachtung niemals ermüdet; je öfter man es ansieht, um so ergreifender kommt es zur Wirkung. Es prangt an der würdigsten Stelle, im Arbeitszimmer Seiner Majestät des Kaisers im Neuen Palais bei Potsdam.

Im Jahre 1857 lieferte Menzel an die Verbindung für historische Kunst ein in deren Auftrag gemaltes Bild ab: „Die Begegnung Friedrichs des Großen mit Kaiser Joseph II in Neiße." Mit diesem Werk, welches durch

die Verlosung der Verbindung für historische Kunst in den Besitz des Großherzogs von Weimar gelangt ist, schloß Menzel die Reihe der Gemälde, in denen er die Gestalt des Großen Königs verherrlichte. Zwei später begonnene große Bilder, das Zusammentreffen Friedrichs des Großen mit den österreichischen Offizieren in Lissa und die Ansprache an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen darstellend, blieben unvollendet in des Meisters Werkstatt stehen.

Als Nachklänge der vieljährigen Beschäftigung mit Friedrich dem Großen kann man vier kleine Bilder ansehen, welche ihren Inhalt der Zeit entnehmen, die Friedrich als Kronprinz in Rheinsberg verbrachte. Da ist zunächst eine hochpoetische Schöpfung welche den Kronprinzen zeigt, wie er sich in zierlichem Kahn auf dem See am Schlosse



Die Krönung König Wilhelms zu Königsberg am 18. Oktober 1861. Ölgemälde, vollendet 1865. Im königl. Schloß zu Berlin. (Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)



Hirschgehege im Zoologischen Garten.
Aquarell- und Deckfarbengemälde von 1863 (aus dem sogenannten Kinderalbum). In der Nationalgalerie zu Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

umherfahren läßt und sich dabei im Schatten eines dunkelfarbigen Sonnensegels in behaglicher Lage in ein Buch versenkt, dessen Inhalt seine Augen leuchten macht; es ist eine träumerisch-stille Stimmung, die Glut des Sommertages flimmert in den Bäumen des Ufers, und über der glatten Wasserfläche spielen die Schwalben. Dann der mit köstlicher Laune erdachte Hofball in Rheinsberg, wo die Herren und Damen der aus der Nachbarschaft des weltentlegenen Schlosses zusammengeladenen Gesellschaft die Bewegungen und Trachten des Rokoko, die Menzel sonst mit so liebenswürdigem feinen Reiz zu schildern weiß, von der komischen Seite zeigen. Das Gegenstück zu diesem Bilde erkünstelter Eleganz bildet ein Blick in die derbere Welt der Lakaien und Kammerhusaren im Vorsaal. Das vierte der Bildchen schildert einen Besuch des Kronprinzen Friedrich auf dem Gerüst, wo Antoine Pesne mit der Ausmalung einer Decke des Schlosses beschäftigt ist; von dem Maler ungesehen, beobachtet der Prinz diesen mit stillem Vergnügen bei dem Bemühen, einem ungelenken Modell die graziöse Stellung, die es einnehmen soll, deutlich zu machen. — Diese vier Bilder sind mit Wasserfarben gemalt, und zwar in einer Verbindung der eigentlichen Aquarellmalerei mit Deckfarbenmalerei. Sie bilden einen Teil einer Sammlung von verschiedenartigen Darstellungen kleinen Maßstabes, welche Menzel in dieser Technik, die er für sich erfunden und die ihm ganz besonders zusagte, für einen Berliner Kunstfreund ausführte.

Die Hauptarbeit des Meisters aber während des Jahres 1862, eine Arbeit, die ihn auch für die drei folgenden Jahre in Anspruch nahm, war eine große und erhabene Aufgabe. Nachdem er sich als den unvergleichlichen Schilderer preußischer Geschichte bewiesen hatte, wurde er als die berufenste Kraft dazu ausersehen, ein ge-

schichtliches Ereignis der Gegenwart für die Nachwelt festzuhalten. Am 12. Oktober 1861 erhielt Menzel ganz unvorbereitet die Mitteilung, er solle die feierliche Krönung König Wilhelms, die am 18. Oktober in Königsberg stattfinden sollte, malen. Nachdem er in fliegender Eile die ersten Vorstudien nach der Örtlichkeit der Schloßkirche zu Königsberg gemacht und sich über den geeignetsten Standpunkt klar geworden war, skizzierte er während der Krönungsfeier, auf einem Stuhle stehend, den Vorgang mit hastigen Strichen, und mehr, als er zeichnete, prägte er seinem Gedächtnis ein. Zur Ausführung des Gemäldes, das eine Breite von $4^1/_2$ und eine Höhe von $3^1/_2$ Metern bekam, wurde ihm ein Saal im königlichen Schloß zu Berlin eingeräumt. Auf dem Bild waren 132 Porträts anzubringen. Am 16. Dezember 1865 war die gewaltige Arbeit beendet. — Unter den vielfachen aus der Natur des Gegenstandes sich ergebenden Schwierigkeiten hat Menzel ein Werk geschaffen, das nicht nur eine bildliche Urkunde, sondern auch in seiner prächtigen Wirkung ein malerisches Kunstwerk ersten Ranges ist. — Der gewählte Augenblick ist derjenige, wo der König mit der vom Altar genommenen Krone auf dem Haupte sich der Versammlung zugekehrt hat und mit zum Himmel gewendetem Antlitz das Schwert emporhebt. Wie wunderbar ist dieses von der Heiligkeit der Handlung ergriffene Königsantlitz, das den Blick des Beschauers gefangen nimmt, wie es die Augen all der vielen im Bilde dargestellten Personen gefesselt hält, die alle, jeder in seiner Weise, die Erhabenheit des Augenblickes mitempfinden! So hat Menzel durch seine tiefinnerliche Auffassung den Vorwurf, aus dem unter anderen Händen ein kaltes, prunkhaftes Ceremonienbild hätte entstehen können, zu einer ergreifenden Schilderung eines von höchster Weihe erfüllten, zu dem Herzen sprechenden Vorgangs gestaltet.

In die Entstehungszeit des Krönungsbildes, in die Zeit von 1862 bis 1864, fällt der Anfang einer Reihe kostbarer Blätter, die Menzel zunächst nicht für die Öffentlichkeit, sondern als Festgabe im engsten Verwandtenkreise, als „Kinder-Album“ nach und nach — im Verlauf von zwanzig Jahren — malte. Menzel kennt



Badende Knaben an der Saale bei Kösen. Deckfarbenbild von 1865. Im Privatbesitz in Dresden.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

keinen Mißbrauch seines reichen Könnens zu oberflächlicher, flüchtiger Darstellung. So ist auch jedes Blatt dieses „Kinder-Albums“ ein vollendetes Kunstwerk, sorgfältig durchgearbeitet in jener ihm eigentümlichen Wasserfarbentechnik. Der Mehrzahl nach sind es Tierbilder, in denen Bewegung, Bau, Ausdruck, sowie die Oberfläche vom Fell oder Gefieder der in irgend einer bezeichnenden Situation dargestellten Tiere mit wunderbarer Charakteristik wiedergegeben sind. Einige Blätter haben sich zu reicheren Kompositionen gestaltet. So erscheint ein zahmes Rehkalb als die Hauptperson in einem Bilde, welches uns in den vielbesuchten Garten des Restaurants Moritzhof in Berlin versetzt. Auch andersartige Darstellungen reihen sich ein, wie die Ansicht einer ganz gewöhnlichen Straßenecke in Berlin mit dem malerischen Reiz des abendlichen Dunkelwerdens, wo man in dem Eckhause im obersten Stock durch die geöffnete Balkonthür in eine lichtüberstrahlte große Gesellschaft sieht, während darunter im Hauptgeschoß nichts weiter sichtbar ist als das Durchschimmern einer Lampe durch die halbgeschlossenen Fenstervorhänge, und ganz unten wieder ein Geschäftslokal in hellem Gaslicht glänzt; es ist, als ob man von jedem Stockwerk eine Geschichte erzählen hörte.

Das letztgenannte Blatt ist eines von vielen, in denen Menzel bekundet hat, daß die Poesie malerischen Reizes sich ihm auch in den Straßen der Großstadt erschloß. Menzels Künstleraugen arbeiteten eben immer und überall, daheim und auf seinen meistens nur kurzen Reisen. In dem bewegten Getriebe eines hauptstädtischen Biergartens, wie an der abgeschiedensten Stelle eines Landaufenthalts stellten sich ihm Bilder dar, die er wenigstens mit dem Stift oder der Zeichenfeder festzuhalten für der Mühe wert erachtete. Auch in bloßen Architekturbildern entdeckte er einen seiner Eigenart zusagenden malerischen Reiz. Unter den gemalten Reiseerinnerungen von mehr landschaftlichem Charakter glänzt das köstliche Sommeridyll (von 1865), das ein Stückchen der in dem Hügelland bei Kösen zwischen Gebüsch und Wiesen sich einherschlängelnden Saale mit badenden und an einem Floß sich belustigenden Knaben zeigt.

Im Jahre 1864 schuf Menzel wieder eines jener künstlerisch ausgestatteten Schriftblätter, wie er deren in seiner Jugend manche gezeichnet hatte, in dem „Diplom Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin als Ehrenmitglied des Offizier-Schießvereins des 1. Garde-Regiments zu Fuß.“ Aber während bei den früheren Blättern verwandter Art der künstlerische Schmuck sich auf die Einfassung des geschriebenen Textes beschränkt hatte, bemächtigt sich hier der Stift des Künstlers der Schrift selbst. Der Wortlaut der Urkunde ist scherzhaft gehalten, und Menzel begleitet diesen Text mit scherzhaften Einfällen, die denselben in der Gestaltung der Buchstaben oder in deren Ausschmückung fast Wort für Wort illustrieren.

Diese ganz neue Art von Zierkunst, die im Scherz geboren war, wendete Menzel bald darauf auch in einem ernsthaften Blatte in meisterhafter, unvergleichlich geistreicher Weise an. Das war die Adresse, welche König Wilhelm vom Magistrat von Berlin zur Erinnerung an den Siegeseinzug im Jahre 1866 überreicht wurde. Dieses in Wasserfarben mit Zuhilfenahme von Gold mit wunderbarer Feinheit ausgeführte Blatt verdunkelt im Hohenzollernmuseum des Schlosses Monbijou die sämtlichen künstlerisch ausgeführten Adressen, welche dort in so großer Zahl aufbewahrt werden.

(Schluß folgt.)

Skabiose.

Weder mit der Lilie noch der Rose
Wagst du dich an stolzer Schönheit messen,
Auf der Heide träumst du weltvergessen,
Fromme taubenfarb'ge Skabiose.
So gedeihst und welkst du ohne Harm,
Preisend deinen Schöpfer und Erhalter;
Wie das Kind auf weichem Mutterarm
Ruht auf dir der sommerfrohe Falter.

Paul Lang.



Im Mund der Leute.

Roman

von

T. Glaß.

(Fortsetzung.)

Rat Rothenbeck wurde nicht recht seßhaft, was Reynold am Gesamtbild beglückte, beunruhigte ihn: es roch trotz der zehn gutsitzenden Fräcke nach Genialität, wenn auch nur ganz leise, in homöopathischer Verdünnung; dieser Geruch war nicht völlig zu tilgen und er regte alle Geister des Mißtrauens in dem Rate auf. Besorgt gemacht durch der Kinder unverständliche Andeutungen vom Siebeneckzauber und Reimanns dunkle Reden vom Nutzen der Malstunden, hatte er bei dieser günstigen Gelegenheit zusehen wollen, ob es denn hier zugehe wie bei anständigen Menschen, konnte aber nun mit sich selbst nicht darüber ins reine kommen, wo eigentlich das Unstatthafte angehe.

Da war auch noch Brinkmann, Oberlehrer und Direktor am Johannisgymnasium; steil und erhaben saß er in der Runde, ein Bindeglied zwischen klassischer Herrlichkeit und der unruhig strebenden Gegenwart. „Urbanität" verhinderte ihn, dieses von der Schule gelaufene Festkind allzu sehr durch Würde der Bildung einzuschüchtern, außen blieb er allerdings geradlinig, doch innerlich gab er sich Mühe, Mensch mit Menschen zu sein, und lispelte so bescheiden stolz in Chrestensens Ohr, zog die Augenbrauen so herablassend vertraulich gegen die Nase, verdrehte seinen schmalen, faltigen Mund zu so sanften Grimassen, daß der Maler zu dem Urteil kam: der sieht nicht mal einer anderen Kreatur ähnlich, geschweige denn einem Menschen.

Reimann sah mit gleich offenen Augen die Tafelrunde entlang, lächelte vor sich hin, wenn Spottfunken unter Chrestensens Brauen hervorblitzten, hob das Glas zu stummem Gruß, wenn Befremden und Mißbehagen über die klare Stirn zogen. Jetzt, da sich Brinkmann eine lange, lehrhafte Rede gönnte, hob er das Glas wieder, trank und rief zu Reynold hinüber: „Singen Sie uns doch mal das Liedchen vom Salvator Rosa vor, Sie lebendes Bild aus schöneren Zeiten."

„Was? wie?"

„Nun, Sie wissen doch, aus dem Stradella: 's ist nicht so schlimm, als man wohl denkt!"

„Wie? was?" fragten nun auch noch andere, denn Reimanns kräftige Stimme dröhnte durch den Raum, als solle sie Schläfer wecken.

Auf die zweite Frage folgte, Reimann erquickend, des Hausherrn klangfrohes Lachen, das Rothenbeck freilich plebejisch und Raschke brutal fand.

„Wollen Sie unser Ehrenmitglied trösten?" fragte Selke mit brennender Neubegier, und der unterbrochene Brinkmann sprach erstaunt hinterdrein: „Was ist nicht so schlimm, als es scheint?"

„Das Wetter, meine Herren, das Wetter!" rief Reimann mit innigem Vergnügen und reckte die Hand nach der Thür, wo

eben jetzt ein unfreundlicher Wind Regenströme und klatschende Zweige gegen das Glas drückte, als dächten sie irgend einen grimmigen Zorn an den kunstverständigen Bieberfeldern auszulassen. Die weite Halle kroch in Regendämmerung in sich zusammen, die rote Ampel glimmte wie eine Zauberlampe, der nicht recht zu trauen, sackfahl stand draußen der Himmel über den mißhandelten Bäumen.

„Dies Wetter, werte Freunde, Mitbürger und Mitreisende nach den Höhen des Lebens! — Er kommt aus Italien, kommt aus Farbenpracht, Wärme und Sonne, aus großen Linien und weichen Lüften — hier grüßt's ihn zum Willkommen grau, bleich, grämlich, naßkalt und verkniffen, zeigt ihm nichts von unserer Lieblichkeit, von unserer innigen Schönheit, von unsern zur Schonung eingekapselten Idealen, die nur dem unermüdlichen Kenner nach und nach sich langsam erschließen, — auf daß ihm aus dem Humor unserer Winkel und den Charakterecken unserer Eichen die reine Schönheit emporwachse. Könnte dem Neuling da nicht bange werden? — Wär' er nicht unser Wetter von früher her gewöhnt, dann bliebe es hoffnungslos; wenn er sich aber auf alte Zeiten besinnt, so kennt er es ja, dies alte, liebe, närrische deutsche Wetter, das den Sommer so schwer aufkommen läßt, und an die schönsten Stunden gern noch eine kleine Dummheit anhängt, als ob sich's vor sich selber schäme, wenn mal was ins Große und Klare geht. Und daran soll ihn Freund Reynold mit dem Stradellaliedchen erinnern: ,'s ist nicht so schlimm, als man wohl denkt,' dies deutsche Wetter: morgen schon blüht's wieder draußen in heimlicher Schönheit, die Vögel singen und der Heuduft macht uns sommertrunken; deshalb laßt's stürmen, fatschen und klatschen — sonnenhaft Auge vermag durch die Wolken zu schauen — evviva il corraggio — auf Wetterglück und hellen Blick!"

„Hoch, hoch, hoch!" rief der Parnaß in stürmischer Eintracht dem guten Wetter zu; dann sprach Apollo Raschke mit Gefühl und Betonung: „Ja, die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns," und Chrestensen drückte Reimann mit dankbar schalkhaftem Lächeln die Hand.

VI.

Die Ehrenmitgliedsbowle war an einem Donnerstagmorgen getrunken worden, daß am Sonntag darauf Chrestensen feierlich in den Verein gegessen werden sollte, war ihm erst sehr spät klar geworden.

„Ja, Erne, denn helpt dat nich — wir müssen dran glauben."

Daß Frau Erne dabei sein konnte, gab der Geschichte wenigstens etwas Schmelz.

Arbeitssegen war noch nicht eingekehrt im Siebeneck. Chrestensen schob den Karton mit den ringenden Menschenleibern beiseite, untermalte die Tinni auf dem Seidenkissen und gab sich zunächst mit dieser „Faulenzerei" zufrieden.

Nicht zufrieden gab sich Ernst Rothenbeck. Er hatte an jenem Donnerstag den Vater fieberhafter Ungeduld, stürmischer Hoffnung voll, erwartet. Der Pünktliche kam zehn Minuten zu spät zum Essen heim und saß lange nachdenklich vor der Suppe, trotzdem Schwiegermutter, Tochter und Sohn gleichzeitig mit einem erwartungsvollen Nun? auf ihn eindrangen. Erst Großmamas sachlichen Fragen gab er Bescheid.

„Nein, Staub sah er nirgends liegen.

„Nein, anständig hatten sie sich betragen.

„Nein, abenteuerlich war keines angezogen gewesen.

„Nein, artig hatten sich die Kinder benommen.

„Aber" — und nun kam die Litanei hinter dem historischen Bericht drein: „Prunk, Ueppigkeit, Verschwendung; Kaviarbrote, Weinströme und Beleuchtung am Tage. Unpassend war's nicht gerade, aber auch die Wohlanständigkeit kam zu kurz — Staub fand sich nicht, aber seidne Behänge, wo anderen baumwollene zu schade sind und Daunen, wo ehrsamer Bürgersinn sich mit Waldwolle behilft. Gold an den Wänden und Gold auf der Tafel, auf den Fußböden Mosaiksteine zum Ausgleiten oder Teppiche und Felle zum Versinken. Glanz und Pracht in allen Ecken und ein Hauch — ein Hauch — er wollte nicht gerade sagen von Frivolität — aber doch von etwas Ähnlichem lag über dem ganzen Hausstand.

„Ein Hauch von Sonne und Schönheit," dachte Ernst.

Als der Vater schwieg, fuhr er plötz-

lich auf. „Und der Maler selbst?“ rief er. „Was hat er dir gesagt?“

„Mir gesagt? Dieser Maler? — Nichts. Wir haben doch nicht zusammen gesprochen! Ich habe ihn nicht gesucht, er mich auch nicht — das war am Ende ganz natürlich; ehrenfeste Tüchtigkeit nach Altväterweise schreckt den leichtlebigen Künstler zurück. Reimann gab es ihm einmal recht gut mit einem allegorischen Trinkspruch. Vom Wetter schien er zu reden, die Bedeutung aber war: Urteile nicht voreilig, dir landfremd gewordenem Umherstreicher liegt unser deutsches Wesen zu tief, das mußt du erst ergründen lernen! — er verstand es auch, er wurde für ein paar Minuten ernsthaft — hätte das dem Reimann kaum so fein zugetraut.“

Ernst biß die Zähne zusammen und wurde dunkelrot. Nicht gesprochen? Nicht? Bei dieser günstigsten Gelegenheit! — All sein Hoffen hatte er auf diesen Tag gestellt gehabt, diese Deputation, zu der den Vater unbezwingliche Neugier drängte, schien Schicksalswerk, bestimmt, ihm Erfüllung zu bringen und gab nun nicht mehr als die verrinnende Uferwelle — Schaum und Täuschung.

Ernst saß in Pein und Zorn bei Tisch, sprang auf, sobald der Vater den Mund wischte, raffte seine Bücher zusammen und war draußen vor dem Thor, ehe Helmchen ihm tröstend nacheilen konnte.

In rasendem Lauf rannte er um die Stadt, just mit dem Glockenschlag zwei atemlos, gedankenlos, heiß und rot vor dem Schulhaus ankommend, ein Ärgernis für den durch Bowlenstimmung aus den Fugen gebrachten Brinkmann.

Helmchen spann inzwischen daheim Pläne, wie dem Zwilling zu helfen sei.

Selbst mit dem Maler reden, das war das einzige; von solcher Zwiesprache versprach sich Helmchen, die seit dem Atelierbesuch sehr oft in den Spiegel schaute, alles mögliche. Aber natürlich mußte die Begegnung vom Zufall beschert werden — noch einmal hinübergehen — „sich wegwerfen“ — das ging natürlich nicht — dem Zufall zu Hilfe kommen, das konnte man schon eher. Es war sogar Pflicht gegen den geliebten Zwilling.

Kaum war sich Helmchen über den Zustand der Dinge so weit klar geworden, so unternahm sie heldenkühn, die Erlaubnis zum Besuch des Ehrestensenfestes zu erobern.

Helmchen hatte ihre Kräfte überschätzt. Sturm, Blitz und donnergrollende Reden über die Vergnügungssucht halberwachsener Kinder umtobten sie, und alle besänftigenden Worte der Großmama, die klug und des Listkriegs gewöhnt von Deputationspflicht, wünschenswerter Beurteilungsgelegenheit und zu erwartender Honoratiorenteilnahme girrte, hatten nur den Erfolg, daß der Rat selbst hinzugehen versprach, falls der Präsident „wirklich“ das Ehrestensenfest beehren werde.

Helmchen hatte die größte Lust zum Verzweifeln. Der Donnerstag ging trübe hin, Ernst hockte in seiner Dachstube und schob jeder Annährung das Bollwerk: „Zu thun“ entgegen; er mied Reimann, er mied die Schwester.

Am Freitag steigerte sich das allgemeine Mißbehagen. Rothenbeck kam mit der Nachricht nach Hause, daß der Präsident teilnehme, also auch er den „exorbitanten“ Preis für dies Eitelkeitsessen opfern müsse — um seiner Stellung willen. Großmama nickte Beifall, Helmchen bekam Festfieber — nicht mehr allein um Ernsts willen, Schmetterlinge wollen gaukeln.

Aber da war nichts zu erobern, Rat Rothenbeck bestrebte sich eine uneinnehmbare Festung zu sein.

Erst am Sonnabend zur Vesperzeit kam wieder ein kleiner Sonnenblick in Helmchens Leben. Als sie zum zwölftenmal an diesem Tage durch Vorüberwandern am Siebeneck dem Zufall zu Hilfe kommen wollte, begegnete sie Fritz Brennecke und blieb — nur um Ernsts willen — gerade vor der siebenten Ecke stehen, um seine Grußfrage: Wohl auf? ausführlich zu beantworten.

Natürlich teilte sie solch altem guten Bekannten ihr Festelend mit und fand lebhafte Teilnahme, um so mehr, als Brennecke wußte, daß nach dem Essen die heiratsfähige Kunstvereinsjugend zu ihrem statutenmäßigen Tanzrecht kommen sollte. Helmchen hatte an diesem Abend wenigstens das tröstliche Bewußtsein, daß ein anderer mit ihr ob des Vaters Hartherzigkeit trauerte.

Am Sonntagmorgen fand sie diesen

Trost kümmerlich, und als der Vater gemessen die Busennadel vor dem Spiegel „in eine solide Richtung“ steckte, wollte der Kummer sich eben zu Thränen verdichten, da ging die Thüre auf und Mama Brenneckes schmuckes Dienstmädchen trat knicksend ein.

„Einen schönen Gruß, und meine Frau ließe sich vielmals empfehlen und anfragen, ob Fräulein Rothenbeck nicht heute nach der Tafel ein bißchen mit in den Kunstverein käme. Es gingen da nachträglich eine Menge Damens hin, weil etwas aufgeführt werden solle und sie lasse schön bitten, denn sie ginge nicht gern allein.“

Helmchen schrie auf vor Entzücken, Großmama meinte bedächtig, das ginge wohl, und Vater wollte zwar eigentlich nicht, ließ sich aber, da die Zeit drängte und die Krawatte während eines Kampfs nicht in Ordnung kam, das Ja entreißen.

Helmchen rief Ernst die Freudenbotschaft in die Dachstube hinein, erhielt aber nur ein Knurren zur Antwort. Zeit, dies Knurren in Anteil zu verwandeln, hatte sie nicht, jetzt galt es sich schön machen und sie putzte sich mit leidenschaftlicher Andacht.

Als Ernst sich so weit zur Teilnahme aufgerafft hatte, um nach seinem Zwilling zu sehen, fand er Helmchen vor dem Wohnstubenspiegel, wie sie Granatblüten in die braunen Haare steckte, die tief im Nacken zum Knoten geschlungen waren. Helmchen entwickelte Geschmack, aber eben jetzt konnte Ernst keine Freude daran haben.

„Ich rede mit ihm, Ernst,“ sagte sie plötzlich. Er fuhr auf, erglühend, keinen Augenblick im Zweifel, mit wem sie reden wolle.

„Das thust du nicht! nicht wenn dir etwas an meiner Meinung liegt. Ich hasse dich, wenn du's thust — er hat mich vergessen oder verleugnet, — er hält mich für talentlos — ich kann mich ihm nicht noch einmal aufdrängen.“

„Aber ich,“ rief Helmchen eifrig, „wer weiß wie die Ehrenmitgliedgeschichte war; du kennst doch den Vater.“

„Nein, auch du nicht. Wenn dir irgend etwas an meiner Meinung liegt, nimmst du die Granatblüten fort — du hast sie des Bildes wegen genommen — jetzt weiß ichs — nimm sie fort! gleich! — auf der Stelle!“

Ernst stampfte mit dem Fuß auf, ihr die letzte der Blüten aus der Hand reißend.

Helmchen brach in Thränen aus und er wurde ruhiger, als die zerdrückte Blume zu Boden fiel.

„Vergieb,“ sagte er langsam und fuhr hastig fort, als sie nach den anderen im Haar griff — „halt! laß nur! Sie stehen dir gut, das ist ja Unsinn. Versprich mir nur, dich weder an Chrestensen heranzudrängen, noch etwas von Malstunden oder Schmetterling an ihn zu bringen.“

Sie versprach's mit ausklingendem Schluchzen und sterbender Hoffnung, und Ernst lief ungerührt wieder nach seinem Grollwinkel hinauf.

Sie erzählte sich eben, daß nun kein Funken von Freude mehr an diesem Fest sei, aber da trippelte Brenneckes Minna herein, unten hielt der Wagen, und sie mußte zu des Jugendfreundes netter Mama fahren — „Ach Gott, wie schwer war das Leben.“

Im Künstlerhause nahm unterdessen das Freudenfest seinen Gang. Zwischen Raschke und Wolfert, Erne an seiner Linken, saß das Ehrenmitglied; sein Stuhl war bekränzt, vor ihm erhob sich ein Prunkkuchen, sinnig gekrönt von Palette und Pinseln. Fahnen und Sinnbilder zierten die Wände des Saales, die Musik klang hinter Lorbeerbäumen hervor, die Pauken dröhnten, die Gläser klangen, die Zungen rauschten. Drei Reden wurden gehalten zwischen jedem Gange, alle diese Reden zielten nach dem Ehrenmitglied, selbst die auf Kaiser, König und Vaterland wußten noch den Mann des Tages zu feiern, und manch eine dieser Reden war gut.

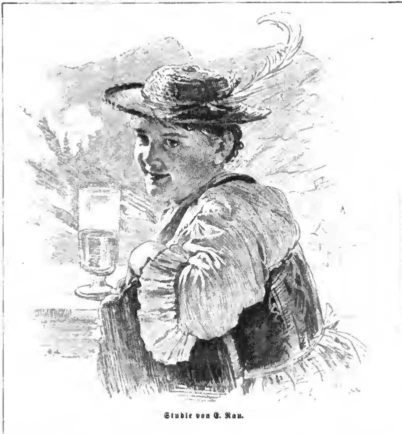
Reimann fühlte sich behaglich, trotzdem seine Frau mit dem schüchternen Lächeln sich wie ein verirrtes Seelchen in sich selbst zurückzog, was ihn sonst immer quälte und verstimmte; heute hatte er an Chrestensen seine Augenweide.

„Plag' dich nicht mit dem Reden, kleine Frau, iß ordentlich — ich thue desgleichen und seh' mir meine Leute an.“

Die Frauen waren in der Minderzahl, aber doch ihrer genug, um dem Feste Farbe zu geben und Chrestensen eine neue Formenfreude.

Einen Schatten jagte ihm Frau Reimann über die Augen — unwillkürlich maß

Aus unserer Studienmappe:



Studie von E. Rau.

er sie mit Erne: lieblich war jene auch, aber es fehlte an Stahl in ihrer Mischung, sie schnellte nicht aus eigner Kraft empor, wenn das Schicksal sie zusammenbog — ihm war das bessere Los gefallen. „Armer Reimann," dachte er und hob das Glas, um Erne zuzutrinken.

„Mein tapferer Kamerad."

Als er wieder aufsah, begegnete er Reimanns Augen, die sich bemühten, durch Blicken und Blinken des Malers Aufmerksamkeit auf Rothenbeck zu lenken. Der wohlabgemessene Herr sah etwas röter aus als sonst, hatte glänzende Äuglein und schwamm in Behagen, so tief ihm das möglich war. Jetzt freute er sich des guten Einfalls hier mit zu tafeln; dieser Ehrensessen wurde in der That sehr geehrt, der Präsident hatte die Einladung offenbar gern angenommen, er gab sich „äußerst huldvoll." Wirklich es war gut, daß man da war, war gut, daß die Wilhelmine kam — es war überhaupt heute alles gut bis herab aufs Essen und Trinken.

Er trank auf diese Erkenntnis noch einmal, als oben an der Tafel schon ein allgemeines Stühle rücken und gesegnete Mahlzeit wünschen anhob.

Nun mußten ja auch bald die huldigenden Jungfrauen kommen! Der Festwart sah eben nach einem passenden Platz für den Anzufeiernden aus. Dabei gelang

es Chrestensen dem Pflichteifrigen zu entwischen; großen Schrittes, Erne am Arm, eilte er auf Reimann los.

„So, jetzt mögen sich unsre Frauen ein wenig beäugeln; Sie aber kommen mit mir zu dem Alten; heute kann ich mir sicher die Kinder erobern, die Stimmung scheint rosig."

„Auch ich hoffe, wir kommen heute ins reine," antwortete Reimann bedächtig, „zumal mir Ernst seit der Diplombowle ausweicht, als hätt' ich ihm ein Unrecht gethan."

„Haben Sie auch, denn Sie hielten mich letzthin zurück, sind also schuld, daß der Junge eine Woche verlor."

„Oder die ganze Erlaubnis einbüßte," sprach Reimann trocken, „ich kenne die Lederseele; heute scheint sie allerdings feuchtfröhlich und das macht etwas geschmeidig."

Sie gingen zu Rothenbeck, der so tief im Festnebel stak, daß er wünschte, auf einem Postament zu stehen, um von Präsident, Kommerzienrat und Oberbehörden beneidet zu werden: Man kam zu ihm! Das war der Erfolg spröden Zurückhaltens, — so belohnte sich stolze Bescheidenheit.

Wie dann Chrestensen seine beiden Bitten aussprach, wurde es ihm allerdings seltsam unsicher zu Mute, als gehe irgend etwas mit ihm durch, ziehe ihm einen schönen Grundsatz nach dem andern aus der Tasche und werfe sie wie Schnitzel in den Wind; aber dem Augenblick war nicht zu widerstehen, sein Herz schwoll in Befriedigung über seine Wichtigkeit, und die Bitten wurden gewährt. Ernst sollte allsonnabendlich ins Siebeneck kommen und dort bleiben, solange Lehrer und Schüler für wünschenswert erachteten. Mit Helmchen war Näheres nachher zu besprechen.

Wilhelmine von einem großen Künstler gemalt — ihr Köpfchen dem Papa über den Schreibtisch versprochen — Rat Rotenbeck ging auf Wolken. Seine Grundsätze flogen immer noch irgendwo im neckischen Festtagswind umher, als an der Saalthür ein Drängen und Schieben entstand. Weiße Mädchengestalten, Blumenkränze im offenen Haar, traten herein, ein Herold ging ihnen voran, und eilig ward der Ehrengast nach einem im Nebensaal auf erhöhtem Tritt errichteten Throne geleitet.

Die Mädchen kamen heran, zwanzig an der Zahl. „Die Schönsten von Bieberfeld," sagten Bürgermeister und Museumsdirektor. „Die Töchter ihrer Väter," urteilten die, die selber gern unter den Schönsten gewesen wären. Reimanns Malli schritt voran, ein Rosenkränzchen im Haar, ein Rosenkränzchen in der Hand, die anderen trugen Lorbeerzweige. So kamen sie, so stellten sie sich vor dem Gefeierten auf.

Reimann hatte den Einfall am Mittwoch durchs Klubzimmer fliegen lassen, Raschke und Brinkmann hatten ihn eingefangen und in Verse gebracht. Sie hatten sich darüber verfeindet, aber fertig waren sie geworden, und Mallis weiche Stimme schmeichelte die Worte allen ins Herz. Von der Schönheit sprach sie und dem Glück der Rosenblüte, vom Sturmwind und der unbarmherzigen Hand der Zeit, die Rose und Schönheit entblättern.

Vom Lorbeer sprach darauf Fräulein Brinkmann, von seiner Kraft und Dauer, seinem lockenden Duft, seiner bittersüßen Schöne. Vom Maler sprach Malli wieder und seinem Zauberstab, der die Schönheit festhalte für ewige Zeiten, weshalb die Mädchen vor allen ihm danken sollten, der ihre Jugend unverletzlich mache gegen des Alters Runenschrift, der Krankheit Rosenfeindschaft und des Kummers ätzenden Griffel.

Schließlich bekam er eine Palette mit dem Sonnenzeichen des Kunstvereins, die sie unter dem Lorbeer verborgen gehalten hatten, Frau Erne aber erhielt den Rosenkranz und mußte sich ihn von den Mädchen aufs Haupt setzen lassen. „Sie sei noch lange nicht aus der Rosenzeit."

Inzwischen wurde Helmchen, die gerade zur Aufführung zurecht gekommen war, vom Vater entdeckt und mit dem Neuesten überschüttet.

„Euch wird eine große Ehre zu teil, benehmt euch danach," schloß Rat Rothenbeck, der trotz einiger einsamer Minuten noch immer im Festwirbel schwamm. Schilderte doch eben jetzt, dicht neben ihm der allverehrte Herr Präsident in einer größeren Gruppe die Bedeutung der Kunst als Blüte aller Aristokratie und Feindin jeglicher Gleichmacherei. Und war der Rat auch zäh und eigensinnig in der Grundstimmung seiner Seele, so wechselten doch seine jeweiligen Ansichten über die einzelnen Vorkommnisse des Lebens nach der letzten

Äußerung des letzten Hochgestellten, der gesprochen hatte: selbständig einheitliches Verknüpfen kam ihm allermeist zu waghalsig vor.

Helmchen aber schwebte auf Wolken und schwebte geradeswegs in die Tanzmusik hinein, in die schließlich die Festtafel ausklang. Fritz Brennecke half ihr dabei.

„Es war höchste Zeit, daß Sie endlich ‚alt genug‘ wurden," sagte er vergnügt, „ich glaube seit zehn Jahren haben wir nicht mehr zusammen getanzt."

„Weil Sie vom Thore wegzogen! zum letztenmal wars auf dem Oberboden, wo ich mir an dem greulichen Kistennagel eine Sieben ins Geburtstagskleid riß."

„Die meine Mutter zugenäht hat, weil klein Helmchen so gräßlich heulte."

„Oh!"

„Weinte; natürlich haben Sie stets höchstens geweint, sonst hätten sich ja die Augen nicht so übermütig gehalten."

Die übermütigen Augen suchten auf eine halbe Minute den Parkettboden, als aber Brennecke halblaut fragte: „Sie waren nicht mehr im Veilchengraben?" sah sie schnell auf und antwortete altklug: „O, Sie reisen so viel in der Welt herum, solchen Leuten ist nicht zu trauen."

Er lachte herzlich.

„Ist die Welt so bös, daß sie abfärbt?"

„Jedenfalls nicht so gut wie unsere Stadt, Papa sagt das auch, Papa weiß es ganz genau und Papa ist gar nicht voller Vorurteile; gar nicht! Er erlaubt, daß Ernst Malstunden bei dem Genie nimmt."

Malli Reimann hatte der Maler nach dem Vortrag an seine Seite geholt, in ihrem Anblick verklärte sich das Bild der schüchternen Baurätin und Reimanns Schicksal schien ihm nicht mehr so trübe.

Später brachte Reimann beglückten Gesichts auch seine Älteste, die nicht unter dem Aufzug der Schönen gewesen war.

„Der tausend, Mädel, ich glaube gar Sie haben Ihre Augen zum Sehen!" rief Chrestensen, der sie rasch in ihrer Art und Besonderheit gefaßt hatte.

„Wozu sollte ich die Augen denn sonst haben?" fragte Meta heiter.

„Nun, nun, wozu haben denn die Mädel ihre Gucklichter, Fräulein Malli? Zum Unheilanrichten, zum Schmachten, zum Aeugeln, oder —"

„Zum Strümpfestopfen," sagte Malli ernsthaft, nur in den Grübchen zuckte der Schalk.

„Geht, geht; ihr seid beide eures Vaters Kinder."

Dabei entging Chrestensen aber nicht, um wie viel wärmer dieses Vaters Blick auf seiner reizlosen Tochter ruhte. Als der junge Wolfert kam, um sich zum beginnenden Tanz die Schöne los zu bitten, mußte Meta den Platz an seiner Seite einnehmen, und er fand, daß sich mit ihr reden lasse. Nur als eine halbe Stunde später Birnhagen in die Thür trat, wurde sie zerstreut.

Birnhagen hatte einen Schatten auf der Stirn, seinem eigenwilligen Haar wurde es schwer, den Ballschwung festzuhalten. Endlich traf sein Blick Meta, hakte sich bei ihr fest und bat.

Unwillkürlich, als gehorche sie einem Befehl, stand sie auf, stotterte „ich glaube" — errötete, lächelte dann und sagte ehrlich: „Ich will einmal sehen, was unserem Hausgenossen widerfahren ist, er sieht nicht festfröhlich aus; geben Sie mir Urlaub."

„Also auch diese Augen," dachte Chrestensen, während Meta geraden Wegs auf Birnhagen zuging.

„Endlich," sagte der, „dieser neue Stern läßt auch Sie alte Freunde vergessen. Kann ich die Ehre haben?"

Sie tanzten zusammen. Meta tanzte, wie sie aussah: „es ging gerade noch;" aber sie war zufrieden, als sie nach gethaner Pflicht in einer Fensternische sitzen und Birnhagen ins Gesicht sehen durfte.

„Sie sind verstimmt."

Er zuckte die Achseln. Ja, er war verstimmt, bis vor kurzem hatte er sich darüber zu täuschen versucht, jetzt machte ihm Metas Frage die Wahrheit deutlich, nur das Warum blieb verschwommen. War es, weil Chrestensen alles überstrahlte, weil er ringsum in aller Augen die Wiederholung des Selkeschen Ausspruchs vom Halbkünstler zu lesen meinte, war es, weil ihm noch immer kein fruchtbarer Gedanke zum Rathausplan gekommen und er sich deshalb im Festtrubel unter all den hellen, heiteren Menschen als Bettler unter Reichen fühlte?

Die Neigung, klar zu werden, fehlte, aber ihm that wohl, wie Meta an ihm herumtröstete, mit Frauentakt immer neue

Dinge zur Sprache brachte, die ihn erfreuen mußten, die sich weich und lind um seine wunde Seele schmiegten.

Er verließ die freundliche Gefährtin nicht wieder, er wurde liebenswürdig, und Metas Gesicht verklärte ein Glücksschein.

„Sie ist halt auch ein Frauenzimmer," schloß Chrestensen lächelnd seine Beobachtung ab.

Er saß im Kreise der Alten und bekam allerlei zu hören, was ihm Bieberfeld wieder aus den Erinnerungsstücken einer achtlosen Jugendzeit zu einem festgegliederten, lebendigen Gesamtwesen aufbaute. Es wurde spät, die Tanzweisen klangen immer leiser durch der Männer Gespräch, denn das Zechen löste allgemach alle Zungen.

Ohne die mahnenden Blicke und Worte der Frauen hätte die deutsche Seßhaftigkeit noch lange kein Ende gefunden, auch so war Mitternacht vorüber, als Frau Erne ihren schlummernden Kindern den Gutenachtkuß auf die Stirn drückte.

Helmar Chrestensen stand lächelnd daneben.

„Nun?" fragte er, als sie wieder zu ihm aufsah.

„O," antwortete sie, „etwas müde, aber du?"

Er lachte hell und lustig auf, so daß sie erschrocken nach den schlummernden Kindern sah. — „Sei nicht undankbar," sagte sie leise.

„Nein, — natürlich dankbar, meine alte Erne — dankbar, dankbar. — Hätten sie mir vor fünfundzwanzig Jahren etwas davon gegeben — oder — das Heute prophezeit — oder — mir geholfen — nicht doch, es war ja besser so — aber meinst du, ich verstehe sie nicht? Sie gaben mir nichts, als ich darbte, jetzt bin ich ihnen ein Schmuckstein im Wappenschild ihrer guten Stadt und je mehr ich strahle, desto willkommener bin ich ihnen; sogar Neid und Philisterbedenken schweigen vor diesem Lokalpatriotismus."

Erne schwieg mit bedrücktem Ausdruck; als er das merkte, fuhr er wärmer fort: „Ja doch, sie meinen's sogar gut, deshalb laß uns dankbar sein, liebe Erne, dadurch, daß wir bleiben, was wir sind, und das Wachsen nicht verlernen. Aber just nu zu bleiben, was ich bin, muß ich sie mit Königshumor betrachten, der da lächelt über den anspruchsvollen Empfang der kleinen Leute von Liliput."

VII.

Die Sonne schien über Bieberfeld, die verregneten Rosen suchten nachzuholen, was versäumt worden war, und Herr Reynold wandelte den Bürgersteig der Thorgasse entlang, vor sich hinsummend: „'s ist nicht so schlimm, als man wohl denkt."

Unwillkürlich liebäugelte er mit den Siebeneckfenstern, denn ihm reimte nicht Dunst auf Kunst, sondern Gunst.

Das Siebeneck war das einzige Haus der Altstadt, das sich hinter einem breiten Vorgarten zurückzog. Fabrikant Reynold hatte Glück; gerade als er die Rosen bewundern wollte, die ihm zu des alten Anton Zeiten keines Blickes wert gewesen waren, kamen Frau Erne und die Großmama Arm in Arm durch diesen Vorgarten auf das Gitterthor zugeschritten. Höflichkeitsbeflissen stürmte er über die Straße, riß das Thor auf und wärmte sich an Gruß und Lächeln.

Dann stand er und sah mit gezogenem Hut hinter den Damen drein, bis ein Bekannter herantrat mit der Frage: „Waren sie das?"

„Natürlich, die junge Frau und die Großmama."

„Großmama? Unsinn; wie sollen die Chrestensens zu einer Großmama kommen? Fehlte ihnen doch dazumal schon an allen leiblichen Verwandten. Wird ein Gast sein."

„Nein, gehört dazu, ist eine Art Hauptperson, und die Kinder nennen sie Großmutter."

„So? Sehr wunderbar." —

Auch anderwärts standen die älteren Leute, sahen den beiden nach, schüttelten die Köpfe und fragten: „Wen haben die Chrestensens denn da aufgegabelt?"

Inzwischen gingen die Frauen zusammen zum Thore hinaus, bogen in den Heckenweg ein, den Helmchen und Fritz Brennecke zu durchwandern liebten und kamen zu jenem Rasenhang, von wo aus der Indianerstreifzug der Zwillinge begonnen wurde.

„Da ist der Veilchengraben," sagte Erne und blieb stehen.



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Übermut. Nach dem Gemä[lde]



älde von Gaëtano Chierici.

Großmama lächelte: „Da also! Hübsch genug habt ihr euch den Platz ausgesucht. Hier ist ja auch ein Bänkchen, komm, laß uns sitzen.“

„Das hat mir der alte Anton gezimmert, und dort unten an der Ecke unseres Gartens waren lose Zweige in der Hecke, die ich zurückbiegen konnte zum Aus- und Einschlüpfen.“

Großmama schaute sich um, schaute ins Land hinaus. Über ihnen röteten sich Kirschen in den Zweigen, im Grunde buschten sich Fliederlaub und Schwarzdorn an einem schüchternen Gerinsel hin, das nur in Frühlingszeiten bis herauf zu hören oder zu schauen war; dreiste Vögel flatterten ab und auf, und drüber hinaus schweifte der Blick ins weite über Feld und Wiesen, über bleichendes Korn und fetten Hafer nach dem Fluß hinunter, dessen Wasser in der Sonne blitzten, nach den weichen Höhen, die am Horizont duftig ineinander flossen.

Großmama saß in behaglichem Schauen, endlich sagte sie: „Du bist so still, Erne?“

„Es wird alles lebendig,“ antwortete die junge Frau leise. „Alles! — Wie oft habe ich mich in der Fremde nach dem alten Platz gesehnt und nun bangte mir fast vor dem Wiedersehen. Es war doch eine schwere Zeit.“

Die Alte lächelte.

„Eine schwere Zeit? Das heißt, ihr hattet euch lieb von Kindesbeinen an, die Liebe wuchs mit euch empor und dann gab's Trennungsjammer: Schuljahre, Examennöte und den herzbeklemmenden Krieg — ja, mein Töchterchen, solch schwere Zeiten gibt's in jedem Menschenleben.“

Erne schüttelte leise den Kopf.

„Mich drückte doch noch die bittere Last der Einsamkeit. Onkel war wunderlich, die Leute mieden ihn: er sprach zu wenig, wenn er sprach, war's nichts, was sie gerne hörten. Auch Susel und Anton hatten seine Weise zu der ihren gemacht, ich lebte nur durch Helmar. Als er nach dem Schulschloß mußte, blieb ich ganz allein zurück. Jedes Hoffen ging auf ein Wiedersehen mit ihm, jedes Sehnen auf künftige Tage ohne Trennung. Wenn es eine karge Freude gab, verschmachtete sie in der drückenden Einsamkeit, — war's ein Wunder, daß ich mich des Abends durch die Hecke stahl, und hier auf dem Bänkchen saß, hoffend und wartend, bis ich dort den Wiesenweg entlang ihn kommen sah — siehst du dort, wo der Pfad aus dem Buschwerk heraustritt?“

„Arme, einsame Erne.“

„Und doch war die Einsamkeit noch nicht das größte Übel, das schlimmere war der Zwiespalt zwischen dem Onkel und Helmar. Jurist sollte er werden, die Praxis erben und das Siebeneck, und womöglich Onkels Schrullen und Seltsamkeiten dazu. Ein wohleingerichtetes Wohnhaus wurde ihm die Zukunft vorgeführt, aber just er fühlte Freude am ungebundenen Schweifen, just er wollte sein Leben selber bauen. Er besaß ein kleines Vermögen, darauf steifte er sich. Bin ich mündig, so geh' ich nach Italien, werde ein großer Maler und hole dich nach, sagte er mir immer wieder. Da brach der Krieg aus. Lieb Großmütterchen, ich dachte, das klopfende Herz ersticke mich, wie ich ihm hier Lebewohl sagte. Er hatte es dem Oheim abgezwungen: wenn du mich nicht gutwillig gehen läßt, so lauf' ich davon, lauf' nebenher, verbummle und verlumpe und du trägst die Schuld.“

Onkel war ein Preußenhasser, aber den Franzosen haßte er doch mehr. Er gab sich, Helmar reiste jubelnd ab: endlich ein Mann! kam auch noch ins Feld, war bei allerlei Schlachten und kehrte mit dem eisernen Kreuz zurück. Der Tag! — daß man leben bleibt über solche Tage hinaus! daß man's aushält, daß nicht alle Kraft im Sehnen und Hoffen und Fürchten schon vorher aufgezehrt ist — daß man nicht aufschwebt bis ins Unendliche, sondern bleischwer am Erdengrund haftet und gleich wieder ans Essen und Trinken denkt! O, Großmama, was ist der Mensch! — Diesmal hatte es auch den Onkel gefaßt. Das eiserne Kreuz — das einige Deutschland — der wiedererstandene Kaiser — all das wob einen Strahlenkranz um „den Taugenichts.“

Wie Bieberfeld sich schmückte, dem heute alle die Söhne heimkehren sollten, die am Leben geblieben waren, so schmückte sich auch das Siebeneck. „Aufgeputzt wie zur Hochzeit,“ sagte Susel, und wir Menschen schmückten uns mit. Als der Zug der Soldaten zum Westerthor hereinmarschierte, läuteten alle Glocken, unsere Michaelskirche voran; Onkel schwenkte den Vorüberziehenden selbst die Fahne entgegen, und wir an-

deren schütteten Rosen auf sie herab; dann eilte ich davon: Im Veilchengraben hatt' ich ihm Lebewohl gesagt, hier hatte ich seiner Heimkehr zu warten versprochen, dahinaus lief ich.

„All die lange Zeit war ich nicht draußen gewesen, die Zweige hatten sich verwachsen, mühselig war das Durchschlüpfen, das weiße Festkleid bekam einen Riß. Wie ich aber noch so stehe und ihn zusammenzustecken suche, da springt's den Hang her auf und wir liegen uns in den Armen — Großchen — er war ganz braun und hatte einen dicken Bart, ich konnte tief hinein fassen in die lockigen Haare, und einen roten Schimmer hatten sie auch von Luft und Wetter.

Großmama lächelte. „Nun hattet ihr euch ja wieder."

„O Großchen — nun ging doch das Elend erst an. Zuerst schien alles gut; wir schlüpften zusammen durch den Zaun zum Festmahl. Onkel leuchtete in Stolz und Zufriedenheit, Helmar stak voller Kriegsgeschichten; aber es war ein Trugfrieden. Nach acht ferienfrohen Tagen prallten die verschiedenen Zukunftspläne wieder aufeinander. Onkel, bestochen vom eisernen Kreuz, sprach, er habe eingesehen, daß Helmar nicht zum Stubenhocker und Bücherwurm geschaffen sei, er gebe seinen Segen zum Soldatenhandwerk, — er wolle einen ordentlichen Zuschuß zum Leutnantssold geben, und das Siebeneck mit dem drum und dran könne ja das Mädel erben, das gäbe 'ne hübsche Kaution. Helmar war anderer Meinung und sprach das rücksichtslos aus: Vom Friedenssoldaten möge er nichts wissen, im Feld sei er Mann geworden und habe sich das Selbstbestimmungsrecht erkämpft — nichts anderes werde er als ein Maler und zwar gehe er nach Berlin, denn das Preußentum habe es ihm angethan. Damit war alles aus. Die Preußenliebe, ein Ausspruch, daß nur Künstler Menschen seien, das wurde nicht wieder vergessen. Sturm, wildes Wetter, böse Worte — Helmar setzte sich durch. Schon nach vierzehn Tagen zahlte ihm der Onkel sein Erbteil aus und verwies ihn zugleich des Hauses. ‚Nun sollst du auch die Erne nicht haben — Künstler sind Zigeuner oder Narren, die Frauenzimmer aber allesamt Philister und haltens nicht mit derlei Leuten aus.' — Wie oft mußt ich das damals hören und nachmals und wie hab' ich mir's immer und allezeit wiederholt, später, wenn bange Stunden, Zweifel und Mißverständnisse kamen: ‚Hüte dich, sei kein Philister.'

„Damals aber?" — lockte die Großmutter weiter, als Erne schwieg.

„Damals mußten wir uns Lebewohl sagen in Onkels Gegenwart; er verbot Helmar das Wiederkommen, das Schreiben, das an mich Denken. — Helmar stand vor uns in sicherem Zukunftsglauben — ich solle mich nicht grämen, ich solle seiner warten in Zuversicht — zweimal werde er mir alljährlich schreiben: Weihnachten und an meinem Geburtstag und das müsse Onkel dulden, sonst werde er den Verkehr statt offen und ehrlich mit Heimlichkeit erzwingen. Onkel lachte bloß ein spöttisch verletzendes Lachen, wenn Helmar von Hochzeit sprach — ach, ich verstand's, denn ich wußte, daß ich keinen Heller mein eigen nannte, und er hatte mir schon beizeiten gesagt, daß arme Mädchen für jeden Mann ein Hemmschuh seien im Leben. Daran mußt' ich immer aufs neue denken, als ich nun wieder allein war; nur wenn ich im Veilchengraben saß, wenn ich dort der jubelnden Heimkehr dachte, verblaßten alle Sorgen und Zweifel vor dem Glauben an seine Liebe und seine Kraft. Die beiden versprochenen Briefe kamen pünktlich jedes Jahr, zärtliche, ausführliche Briefe; dann kam einmal einer, der kürzer war und der folgende Geburtstag verging, ohne daß der Postbote sich im Siebeneck sehen ließ. Pein des Wartens quälte mich durch endlos lange Tage — auch den Onkel hatte sie gefaßt. Wir suchten es uns zu verbergen und hatten doch beide die Angst im Herzen sitzen. Das ging so wochenlang — ich sah Helmar blutend in der Hasenheide liegen, ich sah ihn zermalmt unter gewaltigen Rädern, ich sah ihn krank und fiebernd im Hospital; ich hörte des Nachts seine Stimme und sah des Tags seinen Schatten. Ich wurde blaß und müde und gleichgültig.

‚Wir wollen reisen,' sagte Onkel Waldmüller im Herbst. ‚Italien würde dir gut thun, meint der Doktor. Vorher habe ich noch ein paar Geschäfte in Hamburg und Berlin.' Mir fuhr ein Feuerstrom ins Herz, schwindelnde Hoffnung. Als in Berlin das Brausen der großen Stadt auf mich ein-

drang, faßte ich mir ein Herz und flüsterte: Wirst du zu Helmar gehen? Unwirsch schüttelte er den Kopf: ‚Wer weiß wo der steckt — kann höchstens nach ihm fragen!‘ und fort ging's zur Familie eines Kollegen, die sich mit freundlichem Eifer bemühte, mir ihr liebes Berlin zu zeigen. — Ich war ein undankbarer Gast: allzeit im Traum, jeden Augenblick hoffend — fürchtend — er könne an mir vorübergehen. Der Onkel wurde von Tag zu Tag grämlicher, ich wagte nicht, wieder nach Helmar zu fragen — ich schwieg und hoffte. Unvermutet aber hieß er mich eines Morgens packen, als ich eben erst angekommen zu sein meinte, auf mein schüchternes: ‚Und Helmar?‘ knurrte er undeutlich, daß ich's zur Hälfte erraten mußte: ‚Locker gelebt, heidi in die Welt, alte Bekannte vergessen.‘ — Und dann reisten wir in toller Jagd: München, Genf, Florenz, Neapel, Rom — eine atemlose, qual volle Reise. — Er meinte es wohl gut, aber ich war nahe daran ihn zu hassen — die Pein der Reisejagd war unbeschreiblich, und für eine Erlösung hielt ich's, als wir mit den Veilchen wieder hierher zurückkamen. Ach das Siebeneck, der Veilchengraben, die Linden, sein kleiner Stall, sein Spielzeug auf dem Boden — alles begrüßte ich mit Thränen und Entzücken. Onkel Waldmüller zog sich von den Geschäften zurück, ich mußte viel bei ihm sein, er war freundlich auf seine karge Art. Ich mußte auch mit den anderen jungen Mädchen nach dem Kasino gehen, das damals noch nicht vom Kunstverein überwachsen war: er wünschte mich zu verheiraten. Da er das ausgesprochen hatte, fanden sich auch zwei, die es mit mir versuchen wollten, trotz meiner abweisenden Blicke, aber ich konnte die Entscheidung doch immer von mir schieben, ohne den Alten allzu sehr zu kränken, denn keiner der Bewerber war Jurist. Und als die Veilchen zum andernmal blühten, starb der Onkel ganz plötzlich. Am Morgen hatte er sich noch über die heimkehrenden Stare gefreut, am Abend lag er starr in der Oberstube. — Nun war ich ganz verwaist. — Ein Testament fand sich, nicht aus der letzten Zeit, kurz nach dem Kriege entworfen. Susel war im Spital eingekauft, Anton hatte das Haus geerbt, durfte es aber nicht verkaufen, sondern sollte drin wohnen bis an sein Ende. Alles übrige, wie es stand und lag, war mir zugeschrieben. — Zuerst fühlte ich mich betäubt und ließ die Tage laufen, wie sie mußten. Als das Testament vollstreckt war, stand ich einem Zimmer voll Briefschaften gegenüber, vor denen mir graute und die ich doch nicht unbesehen zu vernichten wagte, es hätte können eine Erinnerung an meine Eltern, an Helmar darunter sein. Endlich entschloß ich mich zu sichten und zu verbrennen, — aber dann? — Ja, was dann?

Ich hatte schon ein paar Tage lang gleichgültige Briefe, Zeitschriften und Akten gesondert, da traf ich auf ein Blatt, dessen Handschrift mir das Herz stocken machte. War das jener ausgebliebene Geburtstagsbrief? Die Jahreszahl stimmte, zitternd zog ich ihn aus den Umschlag, ich konnte nicht auseinander falten, nicht lesen, nicht denken. Endlich faßte ich mich, nein, das war kein Geburtstagsbrief. Er trug ein Datum, das ungefähr mit unserer Berliner Reise zusammentreffen mußte; ein Telegramm, das mit in dem Umschlag stak, war am selben Tag abgeschickt und meldete den Brief an: Helmar bat dringend um einige tausend Mark. Darunter hatte der Onkel mit seinen unwirschsten Buchstaben geschrieben: ‚Er ist ein Lump, soll sie nicht unglücklich machen. Erne wird vernünftig sein.‘ Es war wohl für mich dahin geschrieben — ach liebes Großchen — er mich unglücklich machen! — bin ich nicht allzu glücklich für unsere unvollkommene Erde. Viel zu glücklich.“ —

Großmama hatte ab und zu über Ernes Hand gestrichen, jetzt sagte sie freundlich: „Nun Töchterchen, ihr habt eben euer Fegefeuer vorher durchgelitten. Was aber thatest du damals? Was stand in dem Brief?“

„In dem Brief stand, er sei leichtsinnig gewesen und das Geld müsse er einem Malgenossen ersetzen, der es nicht entbehren könne. Wenn alles in Ordnung sei, wolle er selbst kommen zu Dank, Erläuterung und Wiedererstattung. Es war ein männlich ehrlicher Brief, ein Brief, um den ich ihn noch zärtlicher liebte — ich — nein Großchen, das war ja nicht möglich!“ —

„Und dann?“

„Zwei Tage schwankte ich — zwei Tage lang konnte ich das thörichte Bangen um die Schicklichkeit nicht überwinden, dann

packte ich ein Handköfferchen, steckte Geld ein und reiste nach Berlin. Er wohnte noch in dem Quartier, das auf dem alten Briefe angegeben war; irgendwo draußen, wo man das Licht aus erster Hand hatte. Mir klopfte das Herz; hätte ich nicht an dies Plätzchen denken können, wo wäre mein Mut geblieben? Ich stieg hinauf zu ihm mit schwankenden Knieen, ich stand lange und starrte die vergilbte Visitenkarte an der Thür an, ich erschrak vor dem scharfen Ton, den die Klingel gab, als ich endlich öffnete, aber als ich ihn sah, Großchen, da war alles gut. — Er stand im Atelier, staubig der Raum, trübe das Fenster, kahl die getünchte Wand; finster und blaß sah er aus, um Jahre gealtert, älter als heut; er hielt deinen Karton vor sich hin, und starrte doch darüber hinaus ins Leere. — Wie ich ihn aber anrief, wie seine Sinne mich erfaßten als lebendigen Menschen, da war mir alle Bangigkeit, jeglich Bedenken verflogen: Ein Licht ging auf in seinem finsteren Gesicht, Kummer und Bitterkeit waren ausgelöscht aus seinen Zügen — er stürzte auf mich zu, sank vor mir nieder, umfaßte meine Kniee mit heftig glücklichen Gebärden, nannte mich Entsündigung, Vergebung, Beseligung — Und ich glaubte ihm — jener gesegnete erste Augenblick hat mir für damals, heut und alle Zeiten die Sicherheit gegeben, daß ich sein Glück bin, wie er das meine; wenn er auch nach dem ersten Freudensturm von mir gehen wollte: er sei meiner nicht wert, ich solle mir einen besseren, helleren Lebensgefährten suchen. In Gedanken an jenen Augenblick hab ich mir den Gatten seinem eignen Kleinmut abgerungen und davon, daß ich jenes Telegramm gefunden, davon sprach ich ihm nie."

Die alte Frau hatte ihre Hände gefaltet und sah hinaus in die blauen Hügel — sie dachte an den Karton, der oben in ihrem Stübchen hing, ein seltsamer Zimmerschmuck. Leise nickte sie vor sich hin. „Ihr hattet lange warten müssen auf euer Glück, dann aber war es auch so groß, daß noch Glanz und Wärme genug abfiel, um mein einsames Alter zu schmücken. Ach, Töchterchen, wie verschieden fallen die Lose der Menschen! Auch mein Sohn hatte keinen anderen Gedanken als Stift und Pinsel von klein auf, ihm aber ward jeder Weg geebnet; was irgend ihn fördern konnte, ward ihm gegeben, nur eben das Geld, das reichte am Ende auch nicht völlig aus für die lustige Berliner Zeit — aber sie genossen sie beide — sie lebten beide mitten drin im bunten Zigeunergemenge der Weltstadt, und während dein Helmar dort aufwuchs gleich einer jungen Eiche, raffte es meinen armen Buben hin: er war fertig mit Kraft und Leben, just da euer Glück begann. Als ihr damals zu mir kamt in den stillen, schlesischen Winkel, wo ich mich mit meinem Gram einzuspinnen dachte, da wehrte sich alles in mir gegen deine jungfrische Seligkeit und deine Bitte mit euch nach Rom zu gehen. Ich wollte euch nicht kränken, ich zwang mich unter Pein und heimlichen Thränen, weil Helmars ehrliche Teilnahme, die mir kurz zuvor den Abschiedsgruß des Sohnes überbracht hatte, meine Dankbarkeit verdiente. Und ich zwang mich zu meinem Glück, durch euch bin ich wieder zum Leben gekommen, Chrestensen schenkte mir einen zweiten Sohn — du bist mir Tochter — die Kinder sind mir Quellwasser der Freude — wenn ich alles bedenke — es ist ein liebliches Liebeswunder."

„Da sitzen sie! o da sitzen sie, und Papa steht in der Halle und wundert sich und sagt Tinni, ihr wäret nach dem Mond gefahren und hättet den Anschluß auf der Mondbahn versäumt, und nun könnten wir erst zum nächsten Vollmond den Kirschflammri essen."

So rief Otto über den Zaun und stürmte dann nach dem Hause zurück, um die Gefundenen anzukündigen.

„Ja, wenn man über die alten Zeiten kommt, da gibt's nicht Maß noch Ziel," sagte Großmama lächelnd, stand auf, neigte sich zu Erne, die noch immer in Erinnerungsgedanken still saß, und küßte sie auf die Stirn.

VIII.

Bei Tisch erzählte Chrestensen, er habe gehört Reimann sei krank, und wolle am Nachmittag drüben vorsprechen. Das bekümmerte Erne; wenn er Tagesstunden opferte, dann klappte es zumeist nicht recht mit dem Arbeiten. Er malte an Helmchens Bild, Tinni war beinahe fertig, aber das waren eben doch alles nur Aushilfsarbeiten.

Reimann fühlte sich ernstlich krank; ohne

Anmeldung, ohne Vorläufer war plötzlich eine unüberwindliche Schwäche in den Beinen aufgetreten. Zunächst hatte er sie, um Birnhagen sein Versprechen zu halten, bis zum äußersten bekämpft, schließlich war er eines Morgens auf dem Bauplatz umgestürzt.

Man erzählte von einem Schlaganfall, es war aber nichts dergleichen; Arme, Sprache und Geist blieben in bester Ordnung, nur die Beine versagten den Dienst.

„Sie hätten vor vier Wochen ruhen müssen, dann wäre das nicht gekommen,“ schalt der befreundete Arzt. Reimann ließ sich den Zufall nicht verdrießen; verwöhnt und gepflegt saß er in seinem Lehnstuhl, das Reißbrett auf den Knieen, und deuchte sich recht begnadigt, daß ihm diese Ferienzeit für den Rathausplan so gerade zurecht kam. Daß dies Arbeiten gegen des Doktors Gebot einer vollständigen Ruhe verstoße, kam ihm nicht in den Sinn — was sollte das den müden Beinen schaden?

Der Quell seiner Heiterkeit war Birnhagens Verzweiflung — nun lag die ganze Last der vielverzweigten, städtischen Arbeiten auf ihm, und seine Hoffnungen mochten nur zum Teufel fahren; daß der alte Herr durch eine Eingabe an Wolfert, mit der Hindeutung auf des jungen Mannes Rathausplan, ihm einen Hilfsarbeiter eintrug, nannte er nicht Güte und Freundlichkeit, sondern Pflicht, die wohl noch mehr hätte thun können. Die Pein des Schaffenwollens, des Ringens mit versagenden Kräften, zerstörte alle Harmonie seiner Natur. Metas teilnahmsvoll gespannte Fragen erhöhten die Qual; Nervosität verdrängte die freundliche Heiterkeit, die ihm sonst die allgemeine Neigung gewonnen hatte.

„Er ist völlig verwandelt,“ sagte Meta kopfschüttelnd, als er nach kurzem Bericht über den Lauf der städtischen Arbeiten aus dem Zimmer stürmte. Malli, des Vaters Kaffeetischchen zierlich ordnend, blickte schnell auf. „Ich glaube, dies ist seine eigentliche Natur.“

„Ei, sieh mal?“ Der Vater lächelte und schlug Malli leise auf die schlanken Finger. „Warum denn, mein kleiner Psycholog?“

Malli wurde verlegen; Gefühlsgründe für ihre Meinung hatte sie so viel, wie Grashalme im Veilchengraben sproßten, aber einen Grund mit Beinen zum Stehen, Körper, den die anderen Leute zu fassen vermochten, oder gar einem Kopf, sich selbst zu verteidigen, den vermochte sie nicht vorzubringen.

„Ich weiß nicht, — mir ist so zu Mute — ich fühle das nur, Papa —“

Der Vater lachte herzlich. „Ja, wenn ihr Weiber ins Fühlen und Meinen kommt, da zerschmilzt Männerwert und Männertugend wie Schnee in der Sonne. — Ich will euch sagen, was es jetzt mit dem Ludwig ist: Schaffensfieber hat er — er ringt mit seinen Geistern und dabei verrenkt man sich manchmal die Hüfte. Laßt ihn sein gewähren, plagt ihn nicht mit Empfindlichkeit und Fragen, aber freut euch am Ende dessen, was aus dem Kampfe emporwächst.“

„Du aber, Vater?“ fragte Malli schelmisch. „Dich habe ich nie in solcher Unrast gesehen und doch oft im Schaffen.“

„Ei, du Kiekindiewelt! Hast du mich jung gesehen? Vor der ersten Schlacht gesehen? — Jetzt freilich, jetzt ist das Schaffen Genuß, jetzt fühl' ich Flugsicherheit — mögen auch vielleicht die ausgefahrenen Geleise machen — die ausgefahrenen Geleise.“

Er war ernst geworden und wiederholte wehmütig die letzten Worte; Meta aber rief heftig: „Nicht doch, Vater — das macht die gefestigte Kraft, das bewußte Können, was dir jetzt jene schmerzlichen Stürme erspart, nicht daß du verbraucht wärest oder müde: Kraft ist's, was Ruhe gibt.“

„Und so fehlte eurem Günstling eben die Kraft,“ rief Malli von der Schwelle zurück und schlüpfte hinaus.

Meta war betroffen, nach kurzem Besinnen aber sagte sie: „Du hast recht, Vater, unversuchter Kraft fehlt das Sicherheitsgefühl — Flugsicherheit, das ist's, was der ältere vor dem jungen Adler voraus hat.“

Sie rückte ihm noch einmal das Kissen und ging dann hinaus, denn Reimann verlangte jetzt viel allein zu sein. — „Euer Umherraschelu macht mich elend, wenn ich selber festsitzen muß,“ erklärte er heuchlerisch. Sowie er allein war, klappte er sein Pult auf, in dem mancherlei neugeschaffene Zeichnungen, Ornamententwürfe und Grundrisse lagen, und nahm ein Blatt heraus zur Prüfung und Bearbeitung. Neben ihm

lehnte eine abgenutzte grüne Mappe mit allerlei liegen gebliebenen Jugendideen — Betrugsmittel nannte er sie lächelnd, nur für Metas spürende Blicke nötig — von den anderen hatte er keine Entdeckung zu fürchten.

Er zeichnete eine Stunde lang mit zähem Fleiß, dann störte ihn die Flurklingel — er schob das Blatt ins Pult, lehnte das leere Reißbrett zur Seite und strich sich über die Stirn: aufwecken für die Gegenwart.

Noch halb in der anderen Welt saß er da, als Chrestensen eintrat. „Verletzt? Schulkrank? Tretmühlmüde? Oder was?" rief er dem Baumeister entgegen mit einer Stimme, aus der so viel Leben und Kraft sprach, daß sie Reimann sofort in die unmittelbare, sommerhelle Gegenwart zurückrief.

Heute schien der Baumeister nicht krank zu sein; war ihm schon vorher ein guter Tag beschieden gewesen, so verklärte er sich ihm jetzt zum Festtag, entzückt lauschte die Kaffee bringende Meta, wie im launigen Hin und Wieder ihr Vater zu einer Jugendfrische aufblühte, die sie selbst nie an ihm gekannt; all jene leichteren Gaben für das Spiel des Lebens, die der nüchterne Kreislauf des Alltags zu Boden gedrückt hatte, erwachten wieder. Die beiden Männer fanden von Wechselrede zu Wechselrede mehr Freude aneinander, kamen von plänkelnden Versuchen zum Kern der Dinge, sprachen von ihrem Guten und Schönen und brachen Frucht und Blüte zugleich von der guten Stunde.

Sie streiften auch das geplante Rathaus, das auf der Höhe des Marktplatzes, wo im vorigen Jahre das alte Zollgebäude niedergebrannt war, einen trefflichen Stand haben würde. „Etwas Schildbürger sind wir freilich allzumal," sagte Reimann und griff zum Stift. „Das müßte der Baumeister bedenken — aber es gibt auch Gutes und Kernhaftes anzudeuten."

Ohne Besinnen, als handle sich's um geläufige Formen, zeichnete er ein Gebäude auf das leere Blatt des Reißbrettes, stellte es schräg, so daß man Front- und Seitenansicht übersah, schmückte es schalkhaft mit porträtähnlichen Narren und Trollfigürchen, gab ihm spöttische Sinnbilder, brachte Chrestensen damit in Übermut und Gelächter, Meta aber in leidenschaftliches Entzücken. Denn dies gab endlich, endlich einen Beweis: der Rathausplan war in Arbeit und dies wohlgegliederte, harmonische Narrenhaus verriet sich als des ernsthaften Planes Abbild.

Sie wußte das Blatt, das im weiteren Gespräch bald vergessen wurde, zu entführen und trug's sorglich wie ein geraubtes Heiligtum in ihre Kammer.

Gewiß, sie wollte den Vater nicht um Vertrauen quälen, wollte nicht mehr lauschen und spähen, sondern ihm das geheimnisvolle Arbeiten erleichtern, damit die Krankheit ihn nicht an der Vollendung hindere. Hatte sie doch nun ihre beglückende Gewißheit, mochte er die Freude an der Überraschung haben.

Chrestensen blieb lange bei Reimann sitzen, die Mädchen gingen ab und zu, Malli für Erquickung, Meta für des Vaters Bequemlichkeit sorgend.

Als der Maler endlich aufstand, waren die Männer allein.

„Geben Sie mir das Reißbrett wieder. So, danke; da hat ja die Meta schon frisches Papier aufgespannt — recht — ich bin ganz schaffenslustig geworden — der Stift muß Fläche haben." Dann drückten sie sich die Hand: Auf Wiedersehen.

Nachdenklich schritt Chrestensen die Treppe des dunkeln Hauses hinab, Helmchens Gesang drang im ersten Stockwerk wie Vogelgezwitscher auf ihn ein, das Glöckchen belferte unten, klapperndes Pflaster empfing ihn auf der Straße, er schüttelte den Kopf und hatte das Gefühl, als taste er sich noch immer durchs Dunkel dem Lichte entgegen, obwohl die Sonnenstrahlen einen breiten, goldenen Streifen durch das Westerthor in die schattige Straße hereinschickten. Nachdenklich ging er diesem Streifen nach, zum Thore hinaus, bog in den Heckenweg ein und schlenderte zum Veilchengraben.

„Altes, wunderliches, dauerhaftes Deutschland," gingen seine Gedanken, „karg bedacht mit klassischer Schönheit, begabt mit einem Boden, der sich abringen läßt, was anderen Völkern in den Schoß geworfen wird — und doch lieblich und reich und innig, himmelaufstrebend und tiefwurzelnd — die alte, trauliche, unveränderte Heimat."

Chrestensen war zu Mute, als habe er immer hier und mit Erne vor Anker gelegen; was dazwischen an Sturm und Wetter-

drang sein Schifflein umbranst hatte, entschwand seinem Gedächtnis, was ihm sonst bei Rückblicken als unvergeßliches Erbteil wilder Tage peinigen mochte, kam nicht zu Worte vor den freundlichen Stimmen aus schuldloser Kinderzeit.

Er stand und sah nach dem schrullenhaften Siebeneck hinüber, in dem sich trotz seiner ungehörigen Eckenzahl so gut wohnen ließ, sah über die regellosen Giebel, die vielstöckigen Dächer, die spitzen Türme, die übereinander geschobenen Häuser der alten Stadt, die sich in all ihrer Unregelmäßigkeit zum freundlichen Bild abrundete, wandte sich um und sah hinaus ins Land — mit zwiefältigem Blick. Der eine sah dasselbe, was jedem Spaziergänger die offenen Augen bescherten: Busch, Wiese, Wald und Höhen — der andere sah den Knaben und Jüngling hier spielen, tollen und sich freuen, leiden, stürmen, wachsen und festwerden. Wie anders hatte damals der Lauf des Jahres gesprochen, mit Schneemännern und lustiger Ballschlacht, mit Erne her und hin, durch oder über den Zaun; wie anders hatte da das Frühjahr Kränze gebunden, der Sommer Kirschen gereift und der Herbst unten auf dem Anger das Oktoberfest gefeiert!

Bild um Bild vergangener Zeiten stieg ihm auf und versank; lange Vergessenes wurde lebendig, gute Tage, spendefrohe Stunden stiegen aus dem Schutt der „versäumten“ Jugend empor. Er sah sich mit Erne unter Blumen, unter Früchten, im Gedränge des Festes. Das bunte Fest — Lächeln verwischte das Nachdenken von seiner Stirn; jenes erste Mal, da sie allein dort hinüber zum Oktoberfest gelaufen waren, stand eben bis ins kleinste deutlich vor ihm. Ernes ängstliche Scheu vor den drängenden, feilschenden Leuten, sein Stolzgefühl, ihr Schützer zu sein, und dann sein Kauf: das Ringlein, das Erne noch heute an einem goldenen Kettchen um den Hals trug — der Alte, der's ihm verhandelt mit pfiffigem Lächeln, die Äpfelfrau daneben unter dem schmutzigweißen Schirmdach — er hatte nie wieder an sie gedacht, und jetzt standen sie vor ihm zum Greifen, zum Malen. — „Natürlich, das muß ich malen, daß mir das nie früher eingefallen ist! Just dies kleine Volk mit dem warmen Herzen und den blanken Blechidealen, das von dem Schlaukopf übervorteilt und von der wohlweisen Behäbigkeit belächelt wird — dazu diese Gestalten — diese Farben!“

Er sprang vom Bänkchen auf und eilte nach Hause — gleich jetzt galt es festhalten; wer wußte, ob's ihm in allen Teilen so deutlich blieb.

Geradewegs eilte er nach dem Atelier und begann zu zeichnen.

Er vernahm nicht, wie Erne, die seinen Schritt gehört hatte, heraufkam und über die Schwelle trat, erst bei ihrem Näherkommen sah er ungeduldig auf. „Später, Kind, später!“

Als er mit der unerbittlichen Dämmerung in den Garten kam, hing sie sich an seinen Arm und lenkte seine Schritte von den anderen fort.

„Helmar, Liebster, sag' mir die Wahrheit! Meine nicht, mir sei dies Siebeneck zum Glück nötig — ich kann mich noch heute von ihm trennen, wenn dich mein thörichtes Heimweh in Unbehagen und Verstimmung gebracht hat.“

Er blieb stehen und sah sie heiter an. „Nicht doch, Erne, im Gegenteil, die Schaffenslust regt sich; wo mir die kommt, da ist gut sein.“

IX.

Im Siebeneck lebten sie mit allen Kräften; die Vormittage gehörten dem neuen Entwurf, der schon bis zu einer Farbenskizze gediehen war, die Erne lachend und weinend zu ihrem unveräußerlichen Eigentum erhob. Nun war eine große Leinwand aufgezogen, Chrestensen erklärte, dieser wichtige Knotenpunkt ihrer Liebe und seiner Entwickelungsgeschichte verlange heroischen Umfang, und schon sah die Zeichnung in roten Umrißlinien aus der Fläche heraus, Ernst, der zum erstenmal „werden“ sah, mit Entzücken füllend.

Dem Schmetterling wurden die Nachmittage gegönnt und für Reimann hatte Chrestensen nur noch die Abende übrig, diese aber wurden ihm regelmäßig geschenkt.

Anfänglich hatten sich des Kranken Kräfte schnell gebessert; nach acht Tagen bewegte er sich schon wieder mit dem Stock durchs Zimmer, saß viel am Zeichentisch, war heiter und angeregt — als habe er reichlich guten Wein getrunken, meinte der

Arzt. Dann kam ein Rückschlag, die Füße kündigten aufs neue den Dienst, die Arme wurden in Mitleidenschaft gezogen, er bedurfte viel Schlaf und fing an, sich für ein Buch zu halten, in dem das letzte Kapitel angefangen war.

Chrestensen schüttelte den Kopf dazu und widersprach mit lebhafter Sicherheit, — als er aber aus dem Bereich der lebendigen Augen war, kam ihm doch so mancherlei Veränderung in den Sinn, die sich in den wenigen Monaten fast unmerklich vollzogen hatte. Er ging zum Arzt und fragte um dessen Meinung.

„Der Baurat wird wohl recht haben — ob das Kapitel lang oder kurz ist, bleibt freilich schwer zu sagen. Ich halte sein Leiden für eine Nervenverzehrung, wenn ich nicht wüßte, daß er jetzt seit Wochen ruht, würde ich sagen: Der Mann arbeitet sich zu Tode."

„Nun, er arbeitet schon, —"

„Jawohl, gerade genug, um bei Humor zu bleiben — dies tägliche, wozu er weder Hirn noch Nerven braucht — oder eine kleine Zeichnenspielerei, wie er sie sein Lebtag als Verschwender unter die Leute geworfen hat, meine Wände da sind Beispiel — nein, das bringt den Mann nicht um. Ich meine eine Arbeit, bei der das Herz schneller geht und alle Fibern gespannt sind, bei der man mehr Kraft verzehrt, als der Körper sofort zu ersetzen vermag. Bei solcher Arbeit würde ich diesen rapiden Verfall nach dem ersten günstigen Erfolg begreifen — so erlebe ich wieder mal eins jener Rätsel, wo eine Krankheit gegen alle Erfahrung und Regel verläuft." —

Acht Tage später wurde Helmchens Bild fertig. Rat Rothenbeck betrat zum zweitenmal den unheimlichen Kunstboden, die Schwiegermama am Arm, bereit zu kaltem Mißfallen und kältestem Dank. Sein Vaterherz fühlte sich aber doch allzu geschmeichelt, er schmolz, und Großmamas Neugier lobte sich durch das ganze Siebeneck hindurch. Es war anstrengend und aufregend, aber sehr genußreich.

Chrestensen hatte Reimann versprochen, seinen Bieberfelder Erstling im Kunstverein auszustellen; auf dem Wege aber mußte der Träger zu dem Kranken hinauf, und das schelmisch-sinnige Mädchengesicht lachte Reimann in einen besonders grauen, unerfreulichen Tag hinein. Von früh an hatte er sich matt und kraftlos gefühlt, dies Bild endlich frischte ihn auf. Im weißen Kleid, mit bunten Gazeflügeln, die ein blaues, kreuzweis über die Brust laufendes Band an den Schultern festhielt, die Haare lockig Stirn und Nacken begrenzend, so stand Helmchen in Gras und Blumen.

(Fortsetzung folgt.)

Der wahre Dichter.

Von Alice Freiin von Gaudy.

O, lehr' mich, goldner Sonnenschein,
Den Zauber deiner Lichter:
Du bist in weiter Welt allein
Der einzig wahre Dichter!

Was leuchtend streift dein warmer Blick,
Es schimmert glanzumwoben,
Wie durch ein freundliches Geschick
Geadelt und erhoben.

Was du berührst, wird licht und rein,
Wird klar und schön auf Erden:
O, lehr' mich, goldner Sonnenschein,
Wie du ein Dichter werden!



Erwartungsvoll. Nach dem Gemälde von W. Menzler.

„All Heil!“

Eine radsportliche Plauderei vom Flatterer.

Mit achtzehn Illustrationen von Paul Frey.

(Abdruck verboten.)

All Heil!“

Wer es noch nicht wissen sollte, dem sei es kund gethan: „All Heil!“ ist der Bundesruf der Radfahrer. Mit dem jubelnden „All Heil!“ wird der Sieger auf der Rennbahn begrüßt. „All Heil“ jauchzt die Menge dem Distanzradler am Start zu, wenn er seinen vielleicht Hunderte von Kilometern weiten Weg antritt, ein „All Heil“ heißt ihn am Ziel willkommen. Und wenn zwei Radfahrer auf der Landstraße an einander vorübersausen, dann klingt sicher von einem Stahlroß zum anderen hinüber der frohe Zuruf: „All Heil!“

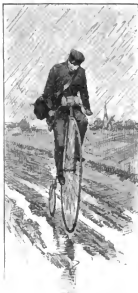
Es ist, soweit mir bekannt, nie festgestellt worden, wer das „All Heil“ erfand. Ich würde sonst vorschlagen, dem Manne ein Denkmal zu setzen, er hat's verdient. Die zwei kurzen Worte drücken ein gut Teil von all dem in knappster Form aus, was man, wohl etwas überschwänglich, als die ethische Seite des Radfahrens bezeichnet hat. Nicht daß das windsbrautschnelle Stahlrad ein All-Heil-Mittel wäre, es kann dies wenigstens nicht mehr und nicht weniger sein, als andere All-Heil-Mittel auch. Wohl aber unterliegt es gar keiner Frage, daß der vernünftig betriebene Radsport nach den verschiedensten Seiten hin wohlthätig auf die geistige und körperliche Gesundheit unseres Volkes einwirken kann, auf das Wohl der jetzt lebenden und mehr vielleicht noch der kommenden Generationen. Der Radsport darf als ein Gegengewicht angesehen werden gegenüber der hastenden Berufsarbeit unserer Zeit, er soll die Liebe zur Natur wieder erwecken, er soll und wird gerade bei den Angehörigen der Kreise, die durch die drängenden Aufgaben des täglichen Lebens allzu viel zu einer sitzenden Lebensweise gezwungen sind, Nerven und Muskeln stählen, die richtige Wertschätzung persönlicher Kraft und Gewandtheit beleben und fördern!

Vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren hätte man solch einen Ausspruch als eine Phrase verlacht, wie man damals über den unglücklichen Velocipedisten lächelte, der im Schweiße seines Angesichts das schwerfällige Dreirad oder, wenn es hoch kam, sein bedenklich gefährlich ausschauendes Bicycle mit dem himmelhohen Vorderrade tummelte. Heute ist das schnelle Stahlrad zu einem überall anerkannten Erholungsmittel für Hunderttausende geworden, und die Zahl seiner begeisterten Anhänger wächst von Tag zu Tag, ohne daß man — und dieser Umstand verdient besondere Beachtung — von ehemaligen Freunden des Radsports hört: wer sich einmal in den Sattel geschwungen, bleibt seinem Rade auch treu!



Der Sieger.

Es gab freilich schon einmal eine Zeit, in der sich das Velociped, wie man damals sagte, bei uns einzubürgern schien, und sie ging schnell vorüber. Es war das vor ungefähr einem Vierteljahrhundert, als die ersten französischen und englischen Räder zu uns kamen, schwere massige Maschinen, die zu regieren außergewöhnliche Anstrengung kostete, und



Radfahren auf dem Lande.
Der Briefträger.

bei denen selbst der gewandte Fahrer alle Augenblicke einem lebensgefährlichen „Cropper," dem Sturz vornüber, ausgesetzt war. Wenn schon die ausländischen Räder in jenen Tagen der Kindheit des Radfahrens noch wenig brauchbar waren, so hatte man allen Grund, denen, welche findige Schlosser im Inland damals bauten, auf respektvollste Entfernung aus dem Wege zu gehen. Ich denke noch mit Schaudern an meinen ersten Versuch, den ich in der guten Stadt Torgau mit solch' einem Ungeheuer unternahm, und der selbstverständlich damit endete, daß wir beide, Rad und Fahrer, nach fünf Minuten arg mitgenommen im Chausseegraben lagen.

Damals war soeben erst die rohe Grundform des Zweirades erfunden worden, und zwar von dem Pariser Michaux — es ist aber auch eben nur die Grundform, welche unsere heutigen Räder mit den Velocipeden jener Zeit gemeinsam haben.

Wenn ich sagte, der Franzose Michaux habe das Zweirad erfunden, so spreche ich das in demselben Sinne aus, in dem wir James Watt als den Erfinder der Dampfmaschine oder Stephenson als den Erfinder der Lokomotive bezeichnen, obwohl die Kraft des Dampfes schon lange vor ersterem zum Treiben von Maschinen benutzt wurde, und obschon bereits Jahrzehnte, ehe Stephenson seine Rocket auf die Eisenschiene stellte, auf den Bergwerksbahnen von Wales schwerfällige Dampfwagen Lasten bewegten.

Ich will hier keine Geschichte des Fahrrades schreiben und nicht untersuchen, ob wirklich die Nürnberger Hans Hautsch und Stephan Farsler schon im XVII. Jahrhundert mit ihren „Kunstwagen" Vorläufer des Velocipeds geschaffen haben, ob die „Laufmaschine" des vielgenannten Herrn von Drais — ein Radgestell, das der Fahrer im Sattel sitzend mit den Fußspitzen auf dem Erdboden vorwärts stieß — oder der Tretwagen des Engländers John Bevers — der übrigens in dem, mit so viel Reklame in Scene gesetzten Vehikel des Luftschifferfinders Gaswindt wieder aufzuleben scheint — ob diese und ähnliche Erfindungen eine bedeutendere Rolle in der Entwickelungsgeschichte des Fahrrades vorstellten. Michaux, dem die dankbaren Pariser Velocipedisten jüngst ein stattliches Denkmal errichteten, scheint jedenfalls der erste gewesen zu sein, der an dem Vorderrad Tretkurbeln in einer Form anbrachte, die eine praktische Brauchbarkeit der ganzen Vorrichtung gestattete. Das Michauxsche Rad machte denn auch auf der Pariser Weltausstellung von 1867 nicht geringes Aufsehen, obwohl es eigentlich noch immer ein recht primitives Ding mit Holzrädern und eisernen Reifen vorstellte, auf dem zu fahren gerade kein besonderer Genuß war. „Boneshakers" — „Knochenschüttler" nannten die Engländer damals und noch geraume Zeit später diese und ähnliche Maschinen.

Nachdem aber einmal die Grundform gegeben war, begannen sofort Hunderte von Erfindern an ihrer Ausgestaltung zu arbeiten, die Neuerungen — gute und schlechte — schossen wie die Pilze aus der Erde. Namentlich in Nordamerika und in England, dem gelobten Lande des Sports und zugleich der Technik, wurden schnell hintereinander zahlreiche wirkliche Verbesserungen erzielt, die das Rad leichter, handlicher, schneller machten. Dahin gehört zunächst die Erfindung der Radspeichen aus Stahldraht, die, von Madison angeregt, sich seit 1869 einbürgerte; dann wurden die sogenannten Kugellager erfunden, welche die

Reibung wesentlich verminderten; der Amerikaner Bradford kam auf den glücklichen Gedanken, das Radkrenz mit einem Gummireifen zu umgeben, um die Erschütterung beim Fahren zu verringern, und schließlich ging man dazu über, die ganzen Fahrräder anstatt wie bisher aus Holz und Eisen aus dünnem, aber ungemein zähem Hohlstahl — aus Stahlröhren — zu bauen. Das letztere war von besonderer Wichtigkeit, denn jetzt sank das Gewicht der ganzen Maschine, ohne daß diese an Haltbarkeit verlor, mit einem Schlage um weit mehr als die Hälfte. Baut man heute doch Maschinen, wohl verstanden: Rennmaschinen! — welche nicht mehr als acht Kilogramm wiegen!

Als die Fabrikationstechnik so weit fortgeschritten war, tauchte das Hochrad auf, in dem man damals das Ideal des Fahrrades überhaupt gefunden zu haben glaubte, weil auf ihm angeblich die günstigste Kraftwirkung erzielt wurde. Der Sitz des Fahrers lag bei diesen Rädern fast genau über dem großen Vorderrad, dessen Höhe nicht selten anderthalb Meter betrug, und wenn die Sache auch gruseliger aussah, als sie in der That war, so gehörte doch immerhin eine mehr als gewöhnliche Gewandtheit und — Entschlossenheit dazu, sich auf dem hohen Zweirad wohl zu fühlen.

Übermäßig lange hat die Alleinherrschaft des hohen Rades aber nicht gewährt, es ist vielmehr recht schnell wieder von dem Niederrad verdrängt worden. Freilich war dies nur möglich, weil inzwischen für eben dies Niederrad andere Konstruktionsbedingungen maßgebend geworden waren.

Bisher — die Leser mögen mir diese unentbehrlichen technischen Vorbemerkungen verzeihen — war stets das Vorderrad das Triebrad gewesen; seine Achse hatte die Tretvorrichtung getragen, die Kraft des Fahrers war auf das Vorderrad unmittelbar zur Geltung gekommen. Jetzt — bei dem Sicherheitsniederrad (dem Rover-Safety-Bicycle) — wurde zwischen Vorder- und Hinterrad eine besondere Tretvorrichtung eingeschaltet, von der aus mittels Kettenübertragung die Wirkung der Drehung der Pedale auf das Hinterrad übertragen wird. Wenn dies der eine große technische Fortschritt war, so wurde ein nicht minder großer dadurch erzielt, daß die Räder anstatt der bisherigen einfachen Gummiummantelungen jetzt sogenannte Pneumatiks erhielten: es sind das von einem Mantel umgebene Gummischläuche, in denen unter etwa zwei Atmosphären Druck Luft eingepreßt ist. Anfangs waren die Pneumatiks ungemein leicht verletzlich, die Gummifabriken stellen jetzt aber Schläuche her, die von verhältnismäßig erstaunlicher Haltbarkeit sind, und bei denen es möglich ist, etwa vorkommende kleinere Beschädigungen in kurzer Zeit, während der Tour selbst, zu reparieren.

Das Niederzweirad, der Rover, ist daher, wie wohl allgemein anerkannt ist, jetzt nicht nur die verbreitetste, sondern auch diejenige Form des Zweirades, der die Zukunft gehört.

Damit soll über das Dreirad keineswegs unbedingt der Stab gebrochen sein. Man hat es wohl etwas spöttisch als Altersversorgungsinstitut bezeichnet, das heißt aber doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Gut gebaute Zweiräder können zwar auch von älteren Herren ohne Besorgnis benutzt werden, sah ich vor kurzem doch einen Siebzigjährigen nebst seiner nicht viel jüngeren Gattin in Berlin die Kunst des Zweiradfahrens mit Erfolg erlernen. Eins aber schickt sich trotzdem nicht für alle. Die größere Bequemlichkeit des



In der Fahrschule.

Erlernens des Dreiradfahrens ist nicht zu leugnen, und daß es im allgemeinen größere Sicherheit gewährt, kann auch nicht in Abrede gestellt werden; endlich kann man auf dem Dreirad etwas mehr Gepäck mitführen, ein Umstand, der bisweilen — z. B. für Ärzte auf dem Lande — wesentlich ins Gewicht fällt. Immerhin ist aber das eine unbedingt festzuhalten, daß das Zweirad von der Beschaffenheit der Straßen wesentlich unabhängiger ist, daß es weniger Raum beansprucht, als das Dreirad, und daß es in der Unterhaltung bedeutend weniger difficil ist! Die Unterhaltung, die Pflege seiner Maschine aber macht dem Radfahrer meist auf die Dauer mehr Schwierigkeiten, als ihm das Erlernen bereitete, das thatsächlich weit schwieriger ausschaut, als es ist!

Ein modernes Rad ist nämlich wirklich ein kleines Kunstwerk der Technik. Man muß selbst einmal eine große Fahrradfabrik besucht haben, um dies recht zu erkennen. Das Bedürfnis, größtmögliche Leichtigkeit und Beweglichkeit mit großer Dauerhaftigkeit zu verbinden, hat zu geradezu raffinierten Konstruktionen geführt. Nur der allerbeste Stahl kann Verwendung finden; alle Abmessungen müssen sorgfältigst abgewogen werden; die Kugellager und Kettenübersetzungen unterliegen der eingehendsten Prüfung. Dazu kommt, daß man heute auch an das Äußere der Maschinen mit Recht sehr hohe Ansprüche stellt, denn jeder Fahrer, der etwas auf sich hält, will, daß sein Stahlroß sich schmuck repräsentiert.


Auf der Rennbahn.

Lange Zeit galten die englischen Maschinen als die besten: ein Fahrer von Ruf scheute es fast sich auf einem deutschen Rade zu zeigen. Das ist jetzt ein überwundener Standpunkt. Wohl gibt es noch immer ganz ausgezeichnete englische Räder — die Humber-Maschinen z. B. haben ihr altes Renommee zu bewahren gewußt — aber es kommt auch viel, sehr viel Mittelware und recht viel Schund über den Kanal zu uns. Dagegen hat sich die deutsche Fahrradindustrie selbst in erstaunlicher Weise entwickelt und zwar erfreulicherweise nicht nur in Bezug auf den Umfang ihrer Betriebe, sondern gerade auch in Bezug auf die Güte ihrer Fabrikate. Ohne daß etwa in der Reihenfolge der Aufzählung ein Urteil über Leistungen abgegeben werden soll, nenne ich hier als einige der bewährtesten deutschen Fabriken Seidel und Naumann in Dresden, Kleyer in Frankfurt a. M., Dürrkopp und Komp. in Bielefeld, Opel in Rüsselheim, die Brennabor Fabrik in Brandenburg a. H. Es dürfte

meine Leser zum Teil überraschen, wenn ich hinzufüge, daß jede dieser Fabriken in den letzten Jahren Tausende von Rädern — Zweiräder, Dreiräder, doppelsitzige Maschinen, sogenannte Tandems rc. — angefertigt hat. Das Absatzgebiet ist eben in fortwährender Erweiterung begriffen, die Zahl der Radfahrer wächst unausgesetzt, und alles das, trotzdem ein gutes Rad ein immerhin nicht ganz billiges Ding ist. Ein moderner Straßenrover in tadelloser Ausführung kostet z. B. gegenwärtig zwischen 3—400 Mark.

Aber was leisten diese Räder auch! Oder richtiger, in welch erstaunlichem Maße hat sich die Leistungsfähigkeit von Maschinen und Fahrern in den letzten Jahren gesteigert! Strecke bereits in 12 Minuten und 13³/₅ Sekunden gefahren wurde!

Weiter: der beste deutsche Record auf 100 Kilometer, in der Bahn gefahren, stellt sich heute auf 2 Stunden 45 Minuten 45³/₅ Sekunden; der beste Weltrecord für die gleiche Strecke auf 2:15:51³/₅! Verständlicher für den Nichtsportkundigen sind vielleicht noch die folgenden Zahlen: die beste Leistung in einer Stunde auf deutscher Bahn betrug 42 340 Meter (Weltrecord 45 700 Meter); der Weltrecord für sechs Stunden beträgt augenblicklich 444 Kilometer 50 Meter, und die staunenswerteste Leistung vollführte ganz kürzlich, am 16. Juni dieses Jahres, der Franzose Rivierre, als er



Hindernisrennen.

Die Rennbahn wird für die Leistungsfähigkeit beider Faktoren, von Fahrer und Maschine, stets den besten Prüfstein abgeben. Es ist daher nur recht und billig, daß wir uns zunächst einmal dem Rennsport zuwenden.

Zur Zeit der Hochräder galt es schon als eine recht gute Leistung, wenn ein Fahrer auf der Bahn eine Strecke von 10 Kilometern in einem Zeitraum unter 20 Minuten zurücklegte; heute ist der deutsche Record für die gleiche Strecke 13:45²/₅, der Weltrecord gar 12:13³/₅! Mit anderen Worten: als beste Leistung auf einer deutschen Bahn wurden 10 000 Meter in 13 Minuten und 57²/₅ Sekunden zurückgelegt, während auf den Bahnen der ganzen Welt augenblicklich dieselbe auf der Bahn in Bordeaux in 24 Stunden 842 Kilometer und 613 Meter fuhr! Kundige prophezeien, daß noch vor Ende des Jahrhunderts der 24-Stundenrecord auf 1000 Kilometer gestiegen sein wird, und es erscheint diese Behauptung nicht so ganz unglaublich, wenn man weiß, daß vor drei Jahren derselbe Record auf 582 Kilometer stand und noch vor einem Jahre, von Huret auf dem Buffalo-Velodrom in Paris ausgefochten, 736,₉₄₆ Kilometer betrug.

Wahrscheinlich hat nur ein Bruchteil meiner Leser einmal selbst einem Velocipedrennen auf der Bahn beigewohnt, und ich vermute fast, die Mehrzahl macht sich von solch einem Rennen eine ganz falsche Vorstellung, die Vorstellung nämlich von einem

recht unästhetisch wirkenden „strampelnden“ Abhasten der Fahrer. Und doch bin ich ebenso überzeugt, daß der Besuch einer Rennbahn — wir haben gegenwärtig in Deutschland gegen 60 Bahnen, von denen die in Berlin, Leipzig, Breslau, Hamburg, Köln, Frankfurt a. M., Hannover und München die erste Stelle einnehmen —, daß der Besuch solch einer Rennbahn jene Zweifler sehr schnell bekehren würde.

Freilich — ohne „Strampeln“ geht es nun einmal nicht. Daß aber der Anblick eines auf seinem Vollblüter hängenden Jokeys unmittelbar vor dem Ziel ästhetischer wirken sollte, als der eines guten Fahrers auf dem schmucken Stahlroß, bezweifele ich entschieden. Und welche Fülle von körperlicher Gewandtheit und wohlgeschulter Kraft kommt dabei zur Erscheinung! Wie sorgsam muß ein Fahrer, der nur einigermaßen Erfolge ernten will, seinen Körper vor der Rennzeit trainiert haben, wie scharf muß er während des Rennens jede Chanee erspähen, hier mit seiner Kraft haushalten, dort sie bis zum letzten einsetzen! Wie interessant ist es, die Leistungsfähigkeit der einzelnen Konkurrenten miteinander zu vergleichen — von dem einen zu wissen, daß er zu den „Sprinters“ zählt — ohne englische Ausdrücke kommt man ja nun einmal bei allen Sportübungen vorläufig noch nicht aus — zu den Sprinters, die große Geschwindigkeit auf kurze Strecken entwickeln, der andere zu „Stayers,“ deren Leistungsfähigkeit hauptsächlich auf großen Strecken zur Geltung kommt. Und endlich — wie kennt das Publikum seine Lieblinge! Sydow auf der Wellgunde kann nicht begeisterter empfangen werden, als etwa der gefeierte Meisterschaftsfahrer August Lehr, als einer der beiden Gebrüder Opel, Hans Hofmann, M. Herty, P. Präsent, O. Stumpf, um nur einige der bekanntesten deutschen Rennfahrer zu nennen! Wehe aber, wenn einmal bei einem Fahren „gebummelt“ wird, wenn die Konkurrenten nicht ihr Bestes hergeben! Das Stammpublikum der Rennplätze versteht sich auf das Metier, und es kann sehr ungnädig werden, wenn es um den „guten Sport,“ den es verlangt, durch die Bequemlichkeit des einen oder anderen gebracht wird.

Trotz aller Fortschritte, welche der Rennsport bei uns in Deutschland in den letzten zehn Jahren gemacht hat, — Fortschritte, die auch durch einige trübe Zwischenfälle und Streitigkeiten, besonders über den Begriff der Herren- und der berufsmäßigen Fahrer, nicht dauernd aufgehalten wurden, steckt der „gute Sport“ bei uns doch noch etwas in den Kinderschuhen, wenigstens wenn man ihn mit dem des Auslandes vergleicht. Frankreich, England und Nordamerika sind uns immer noch weit über-



Ankunft des Distanzfahrers am Ziel.


Reparatur unterwegs.

legen, die Zahl der Rennplätze und der abgehaltenen Rennen, aber auch die Zahl der hervorragenden Fahrer ist dort weit größer als bei uns. Es seien darum hier einige der berühmtesten, zum Teil weltberühmten ausländischen Fahrer genannt: unter den Franzosen gelten Jaquelin, Muringer, Huret, Rivierre, Morin, Fournier, Dubois, Bouhours als die besten Fahrer; aus der gewaltigen Zahl der englischen Matadore seien Watson, Platt-Betts, Harris, Edwards, Bidlake, Hunt, Carlisle, Shorland, aus den Belgiern Protin, Houben, Lüyten, unter den Holländern Eden, Rademaker, Cordang, unter den Amerikanern A. A. Zimmermann, Banker, Johnson, Sanger, Titus, Ziegler, aus den Italienern Pasta und Ponteechi herausgegriffen. Die hervorragendsten österreichischen Rennfahrer endlich, die sich vielfach auch auf reichsdeutschen Bahnen ausgezeichnet haben, sind Lurion, Riedl und Beyschlag.

In Deutschland hat vielleicht der Tourensport noch mehr Anklang gefunden, als der Sport auf der Rennbahn, er hat jedenfalls die allgemeine Aufmerksamkeit in ganz besonderem Maße auf das Rad und seine staunenswerte Leistungsfähigkeit gelenkt. Ich möchte hier zunächst an den Distanzritt Wien-Berlin erinnern, der vor zwei Jahren zwischen deutschen und österreichischen Offizieren stattfand. Der Sieger in diesem bedeutungsvollen, zum großen Teil mit dem edelsten Pferdematerial unternommenen Wettstreit war bekanntlich Graf Starhemberg, der die 615 Kilometer lange Strecke in 71 Stunden zurücklegte, während die Mehrzahl der Herren bedeutend längerer Zeit bedurfte. Die Radfahrer hatten diese Konkurrenz von vornherein als eine ausnahmsweise günstige Gelegenheit ins Auge gefaßt, die Überlegenheit des Stahlrosses gegenüber dem Quadrupeden zu zeigen. Es kamen denn auch 38 Fahrer am Ziel an, von denen drei infolge kleiner Havarien ihre Maschinen unterwegs hatten wechseln müssen: von jenen 38 aber hatte der letzte nur 51 Stunden 17 Minuten 40 Sekunden gebraucht, während der erste, der zu allem während der Fahrt seine unbrauchbar gewordene englische Maschine mit einer solchen deutschen Fabrikats vertauscht und dadurch einen kleinen Aufenthalt erlitten hatte, nach 31 Stunden 22½ Sekunden anlangte! Ich habe damals am Steuerhause auf dem Tempelhofer Felde am Ziel gestanden und eine ganze Zahl der österreichischen Herren und auch der Radfahrer ankommen sehen: jene, Roß und Reiter, aufs äußerste erschöpft, die Pferde zum Teil dem Verenden nahe, die Radler durchaus frisch und munter; der Sieger sprang ganz leicht vom Rade und lehnte, als man ihm einen Stuhl anbot, diesen lachend ab: „Ich habe grad' genug gesessen!" Damit war in der That — leidliches Wetter und leidliche Straßen vorausgesetzt — die Überlegenheit des modernen Zweirades dem Pferde gegenüber in einer Weise dargethan, die jede Widerlegung ausschloß. Es war nicht nur bewiesen, daß der Radfahrer größere Schnelligkeit entwickeln kann, sondern auch, daß diese mit geringerer Kraftanstrengung verbunden ist, als sie derartige große Touren von Roß und Reiter erfordern; es war aber zugleich — für die Liebhaber des Radsports freilich damals schon nichts Neues



Rast unterwegs.

— bewiesen, daß ein gut gebautes Tourenrad eine Strecke von einigen hundert Kilometern meist ohne Beschädigung zurücklegt, daß anderseits kleine vorkommende Reparaturen ohne sonderlichen Zeitverlust zu bewirken sind!

Seitdem sind nun die damals erzielten Leistungen weit überholt worden, und zwar sowohl was die Länge der Strecken, wie was die Schnelligkeit anbetrifft. Joseph Fischer, der Sieger in der Distanzfahrt Berlin-Wien, legte 1894 die 590 Kilometer lange Strecke Mailand-München, auf der die lange und starke Steigung über den Brennerpaß zu überwinden war, in 29 Stunden 32 Minuten zurück und blieb auch Sieger in den Distanzfahrten Triest-Wien 1895. O. Grüttner fuhr 10 000 Kilometer in fünfzig aufeinander folgenden Tagen. Dsevotschko siegte trotz der aller Beschreibung spottenden Wege in der Distanzfahrt Petersburg-Moskau, Fritz Opel auf der Strecke Cleve-Basel, Gerger aus Graz schlug die französischen Mitbewerber auf der Fahrt von Paris nach Bordeaux. Als



Ausfahrt des Klub „Veloctias".

weitere ausgezeichnete deutsche Tourenfahrer müssen Gutknecht, P. Mündner, Reheis, Johow genannt werden. Auch hier ist der Record in fortwährender Steigerung begriffen: augenblicklich beträgt der beste „Straßenrecord" in Deutschland 177 Kilometer in sechs und 330 Kilometer in zwölf Stunden!

Zum richtigen Verständnis dieser großen Touren muß ich jedoch eins einschränkend erwähnen: meist, wohl stets, lassen sich die Wettbewerber je von einem Freunde oder von zweien auf dem Tandem begleiten, den sogenannten Schrittmachern, die ihnen die kleinen Hindernisse auf der Strecke möglichst aus dem Wege räumen, ihnen beispringen, wo es erforderlich scheint, sie also gewissermaßen entlasten. Es ist meist auch der Wechsel der Maschine gestattet, und es ist häufig vorgekommen, daß ein Fahrer sich nicht einmal die Zeit genommen hat, die Pneumatiks seines Rades wieder aufzupumpen, wenn sie nur im geringsten Luft gelassen hatten, daß er vielmehr in solcher Lage einfach seine Maschine mit der des Schrittmachers tauschte.

Ich habe schon oben betont, in welch ausgezeichneter „Kondition" die Fahrer bei der Distanzfahrt Berlin-Wien ankamen. Mag aber immerhin zugegeben werden, daß derartige Leistungen eine besondere Stählung des Körpers verlangen, so muß auf der anderen Seite auch betont werden, daß mittlere Leistungen keineswegs besondere Schulung, keinen durchgreifenden Training, ja selbst keine übergroße Gewandtheit erfordern. Premierleutnant Freiherr von Puttkamer, der ein ungemein lesenswertes Büchelchen über die militärische Brauchbarkeit des Rades geschrieben hat, erzählt in demselben, wie er auf einer 240 Kilometer langen Tour von Magdeburg nach Potsdam und zurück, die an einem Tage gefahren wurde, von einem guten Fahrer begleitet worden sei, der wegen allgemeiner Körperschwäche als dienstunbrauchbar befunden worden war; er meint auf Grund seiner reichen Erfahrungen im übrigen, daß jeder Mann, der ein gesundes Herz, gesunde Lungen und gute Augen habe, dahin zu bringen sei, daß er, leidlich guten Weg und leidliches Wetter vorausgesetzt, zweihundert Kilometer an einem Tage zurücklegen könne; bei gutem Wetter und günstigem Wind erhöhe sich diese mittlere Leistungsfähigkeit bis auf vierhundert Kilometer und noch mehr. Und das nach einer nur sechswöchentlichen Übungszeit!

Es hat verhältnismäßig recht lange gedauert, ehe die militärische Brauchbarkeit des Fahrrades anerkannt wurde. Man kam ihm in fast allen Armeen mit einem gewissen Mißtrauen entgegen, das hauptsächlich darauf fußte, daß das Rad nur auf Straßen, nicht aber querfeldein, nicht bei jedem Wetter zu benutzen sei, und daß es für den Kriegsgebrauch ein zu zerbrechliches Instrument wäre. Das traf früher in der That zu, und es trifft unleugbar zum kleineren Teil heute auch noch zu. Zum kleineren Teil, denn die Fabrikationstechnik hat neuerdings so große Fortschritte gemacht, daß ein gut gebautes Rad auf jeder Straße und im Notfall kürzere Strecken auch einmal querfeldein fahren kann; ein absolutes Hindernis bietet eigentlich nur noch tiefer Schnee auf ganz ungebahnten Wegen. Auch die Haltbarkeit der Räder hat sich derart gesteigert, daß, wie z. B. Leutnant von Puttkamer meint, selbst eine Maschine mit Pneumatiks bei einigermaßen sorgsamer Behandlung 6000 bis 7000 Kilometer ohne eingreifende Reparatur zurückzulegen imstande sein muß.


Tandemfahrer.

Jedenfalls hat sich die Stellungnahme der maßgebenden Kreise in allen europäi-

schen Heeren nunmehr zu Gunsten des Fahrrades geändert. In der deutschen Armee, in der das Radfahren Offizieren und Mannschaften in und außer Dienst übrigens schon seit dem Herbst 1892 gestattet ist, findet neuerdings das Rad im Felddienst eine ausgedehnte Verwendung und entlastet damit die Reiterei recht bedeutend. Ähnlich haben sich die Verhältnisse in den übrigen Armeen gestaltet, freilich hat man andererseits bisher noch überall von der Bildung geschlossener Radfahrtruppenteile abgesehen. Ich glaube aber, daß es früher oder später doch zu derartigen Formationen kommen wird, denn durch sie würde eine Frage gelöst werden können, welche die militärischen Kreise seit langer Zeit beschäftigt: die Beigabe einiger Radfahrkompanieen zu den Kavalleriedivisionen würde diese wesentlich selbständiger machen; eine bessere „fahrende Infanterie" als solche Radlerabteilungen läßt sich gar nicht denken! Vielleicht findet sich auch noch eine Konstruktion des Tandems, welche für militärische Zwecke geeignet ist. Augenblicklich freilich sind diese Maschinen, die eine ungemeine Schnelligkeit zu entwickeln gestatten, noch zu zerbrechlich, zu schwierig zu behandeln, um mit ihnen für den Kriegsfall zu rechnen.

Aber genug mit dieser Abschweifung auf ein ferner liegendes Gebiet.

Ich habe die wesentlichsten Erscheinungen des Fahrsports — den Begriff Sport im engeren Sinne aufgefaßt — oben kurz berührt. Ich müßte mich nun eigentlich mit dem Reigenfahren — der beliebtesten Winterbeschäftigung passionierter Radler — und mit dem Kunstfahren beschäftigen. Aber der Raum versagt, und zudem ist das sogenannte Kunstfahren heute ausschließlich, oder doch fast ausschließlich, Sache der Berufsfahrer, im Gegensatz zu den Amateuren, geworden. Keine größere Specialitätenbühne, auf der nicht im Winter auch eine Kunstfahrertruppe erscheint — keine Saison, in der von den Radartisten nicht neue „Tricks" erfunden und vorgeführt werden. Für sie ist das Rad zu einem höchst kompliziertem Apparat geworden, das sie sich — fast ein jeder auf besondere Bestellung, nach eigenen Angaben — in den Fabriken bauen lassen. Solch eine Artistenmaschine muß z. B. auf der Bühne, vor den Augen des Publikums vollständig auseinanderzunehmen sein, denn eins der beliebtesten Kunststückchen besteht darin, daß der Fahrer schließlich nur noch die Bruchstücke seines Rades benutzt, auf dem Rad-



Militärischer Radfahrer.



Im Varietétheater. Artistenfahrer.

reifen, auf der Radnabe herumwirbelt. Übrigens habe ich gefunden, daß sich bei den Kunstfahrern zwar die Gewandtheit und der Wagemut von Jahr zu Jahr steigert, daß die Grazie der Vorführungen aber leider in der Abnahme begriffen ist.

Ungleich wichtiger als eine Besprechung dieser Excentricitäten, wichtiger sogar als jede Erörterung über die Berufsfahrer, die zudem häufig im Interesse bestimmter Fahrradfabriken thätig sind, erscheint mir an dieser Stelle die Beschäftigung mit dem Radfahrsport im weiteren Sinne. Den wenigen hundert wirklichen Renn- und Distanzfahrern gegenüber haben wir in Deutschland ja über 600000 Radfahrer, die das Stahlroß nicht zur Erzielung außergewöhnlicher Leistungen, sondern zur Übung gesunder Bewegung, zur Stählung von Kraft und Mut — aber auch als ein Mittel zu rein praktischen Zwecken betrachten.

Wer hätte das noch vor einem Jahrzehnt für möglich gehalten, daß in Deutschland weit über eine halbe Million Radfahrer sich tummeln würde! Und doch stehen wir sicher erst im Anfang der großen Bewegung. Das Beispiel anderer Länder beweist dies mit unbedingter Zuverlässigkeit. In London allein gibt es heute mindestens halb so viele Radler, als in ganz Deutschland, die Zahl der täglich in den Straßen von Paris sich zeigenden Fahrer wird auf mindestens 100000 geschätzt, in Kopenhagen sind 25000 Maschinen im Gange. Es liegt kein Grund vor, daß das Stahlroß bei uns nicht eine gleiche oder doch eine annähernd gleiche Verbreitung gewinnen sollte. Eins freilich ist dafür Voraus-


Bergauf und bergab.

an Bedeutung mit den großen ausländischen Vereinen, etwa der National Cyclist Union oder dem Cyclist Touring Club in England, der Union vélocipédique in Frankreich, in die Schranken treten können, so umfaßt doch der Deutsche Radfahrerbund, zu dessen Gebiet auch Österreich zählt, heute die stattliche Zahl von 23 000 Mitgliedern gegenüber 2537 bei seiner Gründung im Jahre 1884. Seinen vierzig Gauen gehören die meisten größeren und kleineren Vereine an; der Sitz seiner Centralleitung, der bis 1893 in Magdeburg sich befand, ist jetzt auf Königsberg in Preußen übergegangen. Daneben zählt die selbständige Radfahrerunion, mit dem Sitz in Fürth, gegen 10 000 Mitglieder, der sächsische Radfahrerbund etwa 1800 Mitglieder.

Die Vereine haben sich unleugbar bedeutende Verdienste um das ganze Radfahrwesen erworben, wenn auch häufig bedauerliche Reibereien leider ein gemeinsames Zusammengehen in Fragen von allgemeinem Interesse unmöglich machten. Ihr bisher wesentlichstes Verdienst beruht meiner Meinung nach in der Förderung des Rennsports, vor allem aber der Wanderfahrten, der gemeinsamen Fahrten zu befreundeten Vereinen, Bundestagen u. s. w. So fanden zum Beispiel in diesem Jahre große Vereinsfahrten zu dem Bundestage nach Graz von Stendal, Dresden und München aus statt. Auch die Radfahrpresse findet an den Vereinen einen kräftigen Rückhalt; wir besitzen in Deutschland eine ganz stattliche Zahl von Wochenschriften, die lediglich den Interessen des Radfahrsports dienen, aber auch seit dem April dieses Jahres eine tägliche Zeitung, „die Radwelt“, welche in Berlin unter der trefflichen Redaktion von Fr. Merck in einer Auflage von 33 000 Exemplaren erscheint. Und da ich einmal von der Radfahrlitteratur spreche, so möchte ich an dieser Stelle auch der für jeden Fahrer fast unentbehrlichen Tourenbücher des Radfahrerbundes, sowie der einzelnen Gaue und der

setzung, daß nämlich den Radfahrern nicht Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, die vielleicht berechtigt sein mochten, als das Rad noch ein ganz ungefüges oder arg gefährliches Ding war, deren Berechtigung aber heute durchaus nicht mehr zuzugestehen ist.

Jeder Radfahrer wird wissen, worauf ich hinaus will: ich meine die Fahrbeschränkungen in den größeren Städten, welch letzteren es übrigens auch so manche kleineren Orte nachthun! Nicht, daß ich für die unbedingte Freigabe der Straße für jeden beliebigen Burschen wäre, der sich auf eine Maschine klemmt, ohne auch nur die Grundzüge der Radfahrkunst zu kennen. Aber man wird gewiß ohne jedes Bedenken, wie in Wien, Lizenzkarten für solche Fahrer ausgeben dürfen, welche irgendwie nachgewiesen haben, daß sie wirklich fahren können. Wir haben z. B. in ganz Berlin gegenwärtig höchstens 4000 Radfahrer — es ist tausend gegen eins zu wetten, daß diese Zahl sich in kaum einem Jahre verzehnfacht, nein! verzwanzigfacht, sobald dem Zweirad die lang erstrebte Benutzung der Straßenzüge in der inneren Stadt freigegeben wird.

Damit würde gewiß auch das Vereinswesen in Deutschland einen neuen Aufschwung nehmen. Es hat sich freilich auch bisher schon, wenigstens nach der Anzahl der Mitglieder, nicht ungünstig entwickelt. Wenn unsere deutschen Verbände auch nicht

zahlreichen, meist sehr sorgfältig bearbeiteten Tourenkarten Erwähnung thun, aus denen nicht nur die Entfernungen, sondern auch die Steigungen der Wegstrecken zu ersehen sind. Diese Steigungen spielen nämlich für den Radler häufig eine wichtige Rolle.

Der Laie stellt sich das Fahren bergan meist zwar schwieriger vor, als es in Wirklichkeit ist, immerhin bedarf es aber besonderer Übung, ein guter Bergfahrer zu werden. Für diesen sind jedoch auch lange und ziemlich starke Steigungen kein Hindernis mehr, er überholt auf solchen nicht nur Fußgänger, sondern auch die meisten Wagen ohne besondere Anstrengung. Und wie prächtig geht es dann bergab; der Fahrer braucht nicht zu treten, er setzt die Füße ausruhend auf die sogenannten Fußrasten, die Maschine läuft von selbst, und seine ganze Aufmerksamkeit richtet sich allein darauf, daß ihre Geschwindigkeit nicht allzu groß wird, daß sein Rad ihm nicht „durchgeht“. Das kann freilich bedenklich werden, es wurde das zumal früher auf den Hochrädern, bei denen es in solchen Fällen leicht einmal einen gefährlichen Kopfsturz gab. Die modernen Maschinen aber sind mit so vorzüglich wirkenden Bremsen ausgerüstet, daß auch diese Gefahr bei einiger Gewandtheit und — Aufmerksamkeit ausgeschlossen ist. Die ungeheure Mehrzahl all' der, übrigens sehr seltenen, schweren und der leichteren Unfälle ist überhaupt auf nichts anderes als auf mangelnde Aufmerksamkeit zurückzuführen.

Wer „radelt“ heute nicht! Vor wenigen Jahren noch galt der Radsport als der Sport der besser gestellten Mittelklasse, und einer seiner Vorkämpfer, Wilhelm Wolf, meinte noch in seinem 1890 erschienenen Werkchen „Fahrrad und Radfahrer“ ausdrücklich, daß er betreffs der weiteren Verbreitung des Radfahrwesens auf diesen Mittelstand seine ganze Hoffnung setze. Wie vollständig ist dieser Ausspruch von den Thatsachen überholt worden, seit das schnelle und bequeme Niederrad sich eingebürgert hat. Heute benutzen alle Schichten der Bevölkerung die Stahlmaschine. Der Arbeiter, dem damit die Möglichkeit des Wohnens in einer billigen Vorstadt, auf dem Lande gegeben ist, sucht sich die Mittel zu einem Rade zusammenzusparen, und wenn es auch zunächst nur das ausrangirte eines verwöhnteren Fahrers ist; der Briefträger erledigt seine Tour auf dem Rade, der Soldat radelt zur Felddienstübung hinaus, der Schüler vom Lande nach dem Gymnasium in der Stadt; der Arzt besucht seine Patienten, der Agitator macht seine politischen Wandertouren auf dem Rade, ja holt im Notfall in letzter Stunde saumselige Wähler auf ihm zur Urne heran; der Maler durchstreift zu Studienzwecken



Ein Unfall.

mit dem Stahlroß die Gegend, der Lehrer, der Geschäftsmann, der Schriftsteller, der Offizier nutzt seine Ferien, seinen Urlaub, zu einem Ausflug auf der immer dienstbereiten Maschine. Ich kenne zwei junge Leutnants, die während ihres Sommerurlaubs ganz Holland, Belgien, Südengland und Schottland durchstreiften, ohne ein anderes Beförderungsmittel, als ihre Rover und das Dampfschiff zu benutzen. Und ich kenne einen anderen Offizier, der einer der besten Herrenreiter der deutschen Armee ist, also gewiß auch die Vorzüge des edlen Rosses genügend zu würdigen weiß, und der doch jüngst in Berlin zu seinem Vergnügen das Radfahren erlernte.

niedere Zweirad nicht erfunden war. Wer aber heute noch meint, das Radfahren schicke sich nicht für die Frau, wer es für unpassend oder undezent hält, der hat sicher noch nie eine gute Fahrerin auf einem modernen Zweirad zu sehen das Glück gehabt — oder er muß grundsätzlich jede körperliche Übung der Frau, die den Augen der Öffentlichkeit ausgesetzt ist, verurteilen, also auch z. B. das Reiten.

Es ist thatsächlich nur das Neue, Ungewohnte, das uns die Sache bedenklich erscheinen läßt. Wir haben in Berlin jetzt eine ganze Anzahl recht guter Fahrerinnen; vor Jahresfrist, ja vor wenigen Monaten noch konnten sich diese Damen nicht auf



Heimkehr.

den Alleen des Tiergartens zeigen, ohne daß die Vorübergehenden stehen blieben, den Radlerinnen nachblickten, sie förmlich Spießruten laufen ließen. Das ist heute bereits ebenso vorüber, wie es in Paris, in London, in Wien oder München nicht mehr vorkommt; man blickt auch in Berlin einer Dame auf dem Fahrrad höchstens dann bescheiden nach, wenn sie ganz besonders hübsch und graziös ist. Und in diesem Fall pflegen die Damen meist nicht zu zürnen.

Verhältnismäßig sehr spät haben sich in Deutschland die Damen entschlossen, es auch ihrerseits mit dem Fahrrad zu versuchen. In England und in Frankreich huldigen sie schon seit einem Jahrzehnt eifrigst dem neuen Sport, in Paris zumal kann man täglich bei gutem Wetter Tausende von Frauen und Mädchen aus allen Gesellschaftsschichten im Bois de Boulogne bewundern; aus Amerika berichtete neulich ein Blatt in spöttisch-übertreibendem Ton, daß in der Union erfreulicherweise die Klavierseuche fast ganz verschwunden sei, da sich die jungen Mädchen nur noch mit ihren Bicycles beschäftigten.

Ich muß gestehen, die Zurückhaltung der deutschen Frauenwelt hatte meiner Ansicht nach ihre volle Berechtigung, solange das

Die Wahl eines richtigen, schicklichen Kostüms als selbstverständlich vorausgesetzt und unter der ferneren ebenso selbstverständlichen Voraussetzung, daß die Fahrerin alles irgendwie Auffallende in ihrem ganzen Auftreten vermeidet, erscheint mir das Rad-

fahren der Damen als etwas durchaus Zulässiges, als durchaus ladylike. Diese Überzeugung bricht sich auch überall Bahn. Ich will nicht als Beweis dafür anführen, sondern nur beiläufig erwähnen, daß die Prinzessin Lätitia in Turin eine leidenschaftliche Velocipedistin ist, und daß die Tochter des Präsidenten der französischen Republik fast täglich an der Seite des Herrn Papas spazieren fährt; als einigermaßen beweiskräftig aber darf ich vielleicht anführen, daß auch die Töchter des Prinzen von Wales, die Prinzessinnen Maud und Viktoria, sowie die Prinzessin Clementine von Belgien treffliche Radfahrerinnen sind, daß endlich eine größere Zahl der jüngeren Damen der Berliner Hofgesellschaft im Frühjahr dieses Jahres sich dem Radsport zu widmen begonnen hat; der große Garten des Reichskanzlerpalais war der vorläufige Tummelplatz der anmutigen Radlerinnen, von denen hier Prinzessin Elisabet Ratibor, Gräfin von Holnstein, Freifrau von Reischach, Prinzessin Hohenlohe und die Baronin Ritter, die Nichte des Reichskanzlers, genannt sein mögen.



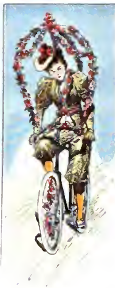
Morgenfahrt auf dem Dreirad.

Eine eigenartige Wirkung hat die Ausbreitung des Radsports übrigens gezeitigt. Mit dem immer weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes begannen unsere Landstraßen mehr und mehr zu veröden, man konnte in einzelnen Teilen Deutschlands stundenlang auf der Chaussee dahinwandern, ohne einem Wagen, ohne jemand anderem zu begegnen, als dem leidigen Vagabunden, der sich von einer Verpflegungsstation zur nächsten durchbettelt. Darin ist wie mit einem Schlage Wandel eingetreten. Wohin man in der guten Jahreszeit die Schritte



Spazierfahrt im Tiergarten.

auch lenken mag, überall trifft man auf den Landstraßen die munteren Gesellen auf den flinken schmucken Stahlrossen, hier den einzelnen Fahrer, dort einen ganzen Trupp fröhlicher Ausflügler! Die verachtete Landstraße kommt wieder zu Ehren. Schon ist es nichts Seltenes mehr, daß ein tüchtiger Radler, so wie einst Seume zu Fuß nach Italien pilgerte, zu seinem Vergnügen eine Fahrt über die Alpen unternimmt, und ich sehe die Stunde kommen, in der unsere leitenden Eisenbahnfachleute die wohlweisen Häupter schütteln werden ob einer deutlich erkennbaren Minderung der Einnahmen aus dem Personenverkehr — und das trotz der Nichteinführung des Zonentarifs!


Vom Blumenkorso.

Mögen sie die Köpfe schütteln! Dem Allgemeinwohl ist am meisten damit gedient, wenn unsere Jugend sich Geist und Körper stärkt bei der gesunden Bewegung, wenn unsere Männer sich frisch erhalten an Leib und Seele, indem sie sich auf froher Radfahrt von der anstrengenden Berufsarbeit in der freien schönen Gottesnatur erholen.

All Heil! darum allen Radfahrern.



In Harmonie.

Ich hab' ein kleines Lied gehört,
Das ich noch nie vernommen;
Das hat mir Herz und Sinn bethört,
Weiß nicht, wie es gekommen.

So ungesucht und schlicht das Wort,
Die Weise auch, die süße —
Doch klang's in meinem Herzen fort,
Als ob ein Freund mich grüße.

Mir schien, es wäre aufgewacht,
Was längst verträumt, entschwunden —
— Der einst das kleine Lied erdacht,
Hat auch wie ich empfunden.

Hedwig Gräfin Rittberg.



Rehe am See. Nach den



Gemälde von Georg Koch.



Bertram Vogelweid.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Wann bereisen wir meine Besitzungen, lieber Hugo?“ fragte Bertram.

„Morgen mit dem frühesten, natürlich.“

„Warum nicht gar schon nachts, wenn die Hähne krähen?“ „Was halten Sie von Mörike?“ interpellierte Frau von Weißenberg.

„Ich habe den größten Respekt vor ihm.“

Da fiel Hagen ein: „Respekt! Du wirst just Respekt haben vor so einem verschimmelten Vater. Überlasse die Heuchelei den Frauen, denen sie unabgeleistete Natur ist.“

„Unabgeleistete Natur?“ wiederholte Bertram. „Oho! du studierst Nietzsche?“

„Ich bet' ihn an. Ich habe einen Gott gesucht und ihn in Nietzsche gefunden.“

„Hast du? Wenn ich nur wüßte der wievielte du bist, von dem ich das höre.“

„Und wenn ich der zweite oder der tausendste bin — seine Jünger sind wir alle. Das ist euch unheimlich, ihr Alten; das treibt euch alle Haare, die ihr noch habt, zu Berge.“

„Aber Hagen! aber Hagen!“ hatte Weißenberg einmal ums andere, beängstigt und flehend gesagt und sich dabei nicht an den Sohn, sondern an den Instruktor gewendet. Der zuckte die Achseln:

„Es ist heute nichts mit ihm anzufangen, man muß ihn gehen lassen. Er produziert sich, nicht bloß wie gewöhnlich vor dem Fräulein von Weißenberg, sondern auch vor Herrn Vogel.“

„Daneben geschossen, mein Lieber!“ erwiderte sein Zögling. „Sich produzieren! vor dir, Cousine! Als ob man das dürfte, in seiner Gegenwart! Der girrende Ziska — eine neue Ziskaspecies, die girrende — brennt vor Eifersucht wie eine Pechfackel. Nicht wahr, Cousine?“

Gertrud hatte während dieses Intermezzos nicht mit einer Wimper gezuckt, nicht das geringste Zeichen von Ungeduld über das Jüngelchen gegeben, die mordbrennerischen Blicke, die Meisenmann ihr verstohlen zuwarf, ruhig ausgehalten. Und bei dem ehrfurchtsvoll auf sie gerichteten Blicke Bertrams wechselte sie wieder die Farbe und geriet in Bestürzung. Wie sollte er sich das erklären? Was machte sie so verlegen vor ihm, sie, die den andern gegenüber wie eingefroren blieb in majestätische Gelassenheit?

VII.

Das Mittagsessen war vorbei, die Tafel wurde aufgehoben. Herr Meisenmann machte eine rasche, aggressive Verbeugung, die ganz unverkennbar den Wunsch ausdrückte: Hol euch alle der Teufel! und schoß davon. Mit anmutigem Neigen des Hauptes verließ auch Gertrud den Speisesaal. Geschah das freiwillig oder auf Befehl? Nahm sie im Hause nicht die Stellung eines Familienmitglieds, sondern die einer Erzieherin ein, und durfte sie den geheiligten Raum des Rauchzimmers, in das man sich jetzt begab, nicht betreten?

Bertram führte die Baronin zu ihrem Platze. Das war ein rechtwinkliges kleines

Kanapee mit dünnen Beinen und so steifen Lehnen aus politierten Stäbchen, daß es im Bereiche der Sitzmöbel schwerlich etwas Steiferes gibt. Es stand vor einem Tische, auf dem der schwarze Kaffee und verschiedene Liqueurs serviert waren. Hugo bot dem Freunde Cigarren an, die er aus einer verschlossenen Lade geholt hatte.

„Vor dem da," sagte er auf seinen Sohn deutend, „muß ich sie einsperren, er raucht mich sonst arm. Es sind meine Feiertagscigarren. „Nimm, so nimm doch," nötigte er.

Bertram dankte: „Ich rauche nicht."

„Rauchst nicht?"

„Nicht mehr."

„Trinkst nicht, rauchst nicht," sprach Weißenberg betrübt, „was thust du denn?"

„Ich spare, wie du weißt."

Hagen, der schon eine schwere Cigarre angebrannt hatte, tippte mit dem Finger auf die kahle Stelle auf Bertrams Scheitel: „Trinkst nicht, rauchst nicht, eine Tonsur hast dir auch schon angeschafft, fehlt nur noch die Kutte."

Sein Vater schob ihn etwas unsanft weg und entschuldigte sich bei seinem Gaste: „Wir gehen jetzt die Hunde füttern, sind gleich wieder da. Kommst du, Sieglinderl?"

Das Töchterchen hatte die Arme um die Taille ihrer Mutter geschlungen und fragte im Tone eines fünfjährigen Kindes: „Mama, darf ich Schifferl fahren?"

„Nicht unmittelbar nach dem Essen, mein Herzchen. Begleite jetzt den guten Papa, und sieh zu, wie die Hündchen speisen. Dann kannst du Gertrud holen. Ich lasse ihr sagen, daß sie mit dir zum Fischerhause gehen und achtgeben soll, daß du nicht ins Wasser fällst. Du wirst ihr meinen Auftrag bestellen, ich weiß, mein Herzchen ist gewissenhaft."

Mutter und Tochter umarmten einander, nahmen Abschied, wie wenn ihnen eine jahrelange Trennung bevorstände, und das Herzchen trampelte dem Vater nach.

Hagen hatte sein Mißfallen über die sentimentale Scene zwischen Mutter und Tochter in gewohnter Art durch ein mürrisches Gemurmel kund gegeben: „Kriegt man heute Kaffee oder nicht?" stieß er jetzt verdrießlich hervor.

Seine Mutter beeilte sich, ihm eine Tasse starken, aromatischen Mokkas einzuschänken, und er titulierte das köstliche Getränk, das reichlich aus der Kanne floß, mit dem beleidigenden Namen „Zwetschkenwasser." Dann zog er sich mit seinen Vorräten an Kaffee, Liqueur und Cigarren in die Ecke des Zimmers zurück, nahm dort Platz in einem großen Fauteuil und vertiefte sich in einen Band der Fliegenden Blätter. Sein Gemurmel hörte auch jetzt noch nicht auf: „Fliegende, sauberes Fliegen, sollten die kriechenden heißen. So dumm, zu dumm!" Plötzlich schwieg er, die Cigarre war ausgegangen, das Buch glitt von seinen Knieen zur Erde. Er schlief.

Seine Mutter hatte ihn voll Besorgnis beobachtet. Dieses „foudroyante Einschlafen," wie sie sich ausdrückte, machte ihr unbeschreiblich bange. Es kam öfters über ihn, am Tage heißt das; bei Nacht hingegen, „floh der Schlaf seine Augen." „O, es ist schwer!" Die Baronin seufzte, und das Kanapee, auf das sie sich setzte, seufzte auch.

Draußen erscholl lautes Hundegebell; die Tiere wurden nach der Abfütterung in den Garten hinaus gelassen. Bewegt und leise sprach die Baronin: „Mein guter Mann kommt zurück, und ich hätte Ihnen so gern . . . ich muß Sie sprechen." Ihre mächtige Persönlichkeit bekam etwas gretchenhaft Hinschmelzendes: „Ich muß Sie sprechen, lieber Vogelweid, im Vertrauen sprechen."

„Nun, gnädige Frau, ich bitte, thun Sie es doch."

„Jetzt? nicht jetzt, später."

„Warum erst später?"

Sie schwieg, aber ihre flehenden Augen fragten: Verstehst du mich denn gar nicht? „Kein Wort davon, vor meinem guten Manne," begann sie nach einer peinlichen Pause wieder, „ich beschwöre Sie!"

Weißenberg trat ein, und Bertha bemühte sich ihn anzulächeln; der Versuch mißlang kläglich, und die der Verstellung ungewohnte Frau war auf dem Punkte, in Thränen auszubrechen. Ein Schatten überflog das runde, freundliche Gesicht Hugos. Er trat voll Teilnahme heran und keilte sich höchst liebreich, aber mit schwerer Mühe zwischen seine Gemahlin und die Seitenlehne des Kanapees ein.

Placiert wären sie, dachte Bertram,

wie sie aber wieder aufstehen sollen, das weiß Gott.

„Mein Bertherl hat schon mit dir gesprochen, seh' ich, von unserem Kummer;“ und wies mit einer Kopfbewegung nach seinem laut schnarchenden Sohne hin. „Ach, der gibt uns was aufzulösen, der!“

„Ja,“ bestätigte die Baronin, „und wir haben auf Sie gewartet und gehofft, Sie werden uns raten und helfen, ja, auch darin.“

„Du hast neulich,“ sprach Weißenberg, „ein Buch über Erziehung total in den Grund gebohrt und seinem Autor, einem großen Professor, famos heimgeleuchtet. Meine Bertha und ich, wir haben gleich gesagt: Wer so versteht, daß der andere nichts versteht, der versteht selbst sehr viel.“ Er ließ sich durch das betroffene: „O, Nemesis!“ das Bertram ausstieß, nicht beirren: „Ja, du verstehst 's, hast recht, unsere Schulen taugen nichts. Wie ausgetauscht ist mein Bub, seitdem er in die Schule geht. Du mußt dich noch erinnern, was für ein lieber Kerl er vor vier Jahren war.“

„Gewiß. Etwas verzogen zwar schon damals, aber ein liebes Kind, und voll Talent.“

„Talent! was das betrifft“ — die Eltern überboten einander an Versicherungen, wie talentvoll, wie phänomenal talentvoll ihr Sohn sei, das wüßten sie wohl. „Aber,“ meinte Weißenberg, „ein so starker Geist in einem noch unentwickelten Körper, das stimmt nicht. Die Mißstimmung ruft Nervosität hervor, und diese eine Menge kurioser Erscheinungen. Zum Beispiel heute sein Benehmen bei Tische. Deine Anwesenheit hat ihn aufgeregt, er wollte sich, wie Meisenmann ganz richtig sagte, vor dir produzieren; du dürftest ihn für lümmelhaft gehalten haben, er war aber nur nervös.“

Die Baronin kam auf den Geist ihres Hagens zurück, den starken Geist, der Glück und Unglück in sich schließt, und verglich ihren Sohn mit einer Kerze, die einen Scheffel durchbrennt und dabei flackert und züngelt.

Bertram sagte, daß er den Scheffel nicht sehe, dem Gatten jedoch gefiel das Bild und er preßte seinen linken Arm, der auf der Lehne des Kanapees ausgestreckt lag, sehr innig an den Rücken seiner Gemahlin. Ihr war furchtbar heiß, und ihr ästhetisches Gefühl litt unter dem Bewußtsein des unschönen Eindrucks, den die Einpferchung zweier dicker Personen in ein Sitzmöbel, das höchstens für zwei Elfengestalten berechnet war, hervorbringen mußte. So ließ sie denn die schüchterne Frage fallen, ob man nicht in den Garten gehen solle.

Weißenberg war dagegen: „Wir müssen ihm, bei dem wir Rat und Hilfe suchen, alles sagen, wir dürfen kein Geheimnis vor ihm haben, und so sollst du wissen, Freund, daß wir's vor zwei Jahren in den Ferien mit Strenge versucht haben bei dem Burschen. Das war schrecklich, da hat sich die Nervosität bis zu Wutanfällen gesteigert. Einmal lasse ich mich hinreißen und hau' ihn, und er, auf mich losgegangen — ja! mit Augen wie rauchende Zündhölzeln, und dann plötzlich niedergestürzt, geschäumt und gezappelt. Wir, nach allen Richtungen um Aerzte ausgeschickt. Drei kommen. Zuerst zwei junge; die sehen ihn an und verordnen ein Gramm Bromnatrium drei Tage nacheinander vor dem Schlafengehen. Zuletzt kommt der Alte, der Kreisphysikus, schaut den Buben auch an und erklärt sich einverstanden mit der Verordnung der Kollegen. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, denken wir, und wie die zwei jungen fort sind, sagen wir: ‚Wirklich, Herr Kreisphysikus, hätten Sie dem Patienten auch nichts anderes gegeben als Brom?‘ Er — so scheint es uns wenigstens — verbeißt ein Lachen: ‚Vielleicht doch,‘ sagt er, ‚wenn ich statt in ein Schloß in eine Hütte gerufen worden wäre. Aber hier würde das Medikament, das ich ordinieren müßte, kaum verabreicht werden.‘ Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Verstehst du den Orakelspruch?“

„Ich glaube fast.“

„Nun denn, leg' ihn aus und handle danach.“

„Ich?“ fragte Bertram erschrocken, „das kommt mir nicht zu.“

„Wir geben dir unumschränkte Vollmacht. Nimm dich unseres Buben an, er ist unser Glück, der Stolz des Hauses.“

„Seien Sie für ihn ein Arzt der Seele! Sie haben doch auch eine große Vorliebe für dieses schöne Buch?“ sagte die Baronin

gepreßt, nicht nur im bildlichen Sinne, denn ihr Gemahl rückte jetzt mit äußerster Anstrengung auf seinem Sitze vor und legte die mühsam frei gemachte Rechte auf Bertrams Knie:

„Hilf uns, du kannst, du verstehst alles, man sieht 's aus deinen Kritiken. Welche Vielseitigkeit! sagen wir immer, meine Frau und ich."

„Im Tadeln," erwiderte Bertram. „Die Kunst alles zu tadeln, erlernt man in meinem Metier. Aber die Kunst, es besser zu machen, natürlich nicht. So habe ich denn auch von Kinderzucht keinen Dunst, ausgemacht ist mir nur, daß die deine, lieber Alter, und die Ihre, gnädige Frau, nichts taugt."

„Dieser Meinung sind wir selbst," sprach Weißenberg kleinmütig, „unsere Kinderzucht hat Mängel. Gib sie an, sag' etwas Positives."

„Etwas Positives . . . Nun, wenn ich aufrichtig sein darf — diesen Mängeln abzuhelfen, scheint mir Hagens Lehrer nicht der rechte Mann."

„Dich geniert der Czech und der Antisemit. Ja, Verehrtester, finde du mir heutzutage einen Lehrer, der nicht etwas ist, was er besser nicht wäre. Wir haben traurige Erfahrungen gemacht. Meisenmann hat Unarten, aber doch auch Qualitäten. Unterrichtet vorzüglich, ist famos in seinem Fache — Geschichte. Im Herbst wird er Professor am Gymnasium, und mit der Zeit ganz gewiß Direktor."

„So? so? so! . . ." Bertram flammte: „Das ist das Holz aus dem . . ." Ein neuer empörender Gedanke durchkreuzte sein Hirn, eh' noch der frühere ganz ausgesprochen war, und machte sich Luft in den Worten: „Und in deine Nichte ist er verliebt, der Mensch!"

Die Baronin lächelte sanft, Weißenberg massierte sein Kinn und war heiter. „Ja, der Professor ist tüchtig verbrannt. Ob hoffnungslos? Jetzt hat's freilich den Anschein. Doch wer weiß, was noch geschieht, wenn er sich nicht zu früh abschrecken läßt."

„Und du würdest, und Sie, gnädige Baronin, würden zugeben, daß sie ihn nimmt?"

„Warum nicht? vorausgesetzt, daß er sie anständig versorgen kann," sagte Hugo, und seine Gattin seufzte:

„Große Ansprüche darf sie nicht machen, die Arme."

Schrecklich! Entsetzlich! Dieser Schwärmer sollte doch nur versuchen, sich um Euer Trampelgundchen zu bewerben; er käme schön an. O gute Menschen, wo bleibt Eure Güte, wenn's abwägen gilt zwischen einer armen Verwandten und Eurer Brut! dachte Bertram und rief: „Ich fasse dich, ich fasse Sie nicht, Frau Baronin. Dieses Mädchen würden Sie wegwerfen an einen bornierten, giftgeschwollenen Taboriten!"

„Gib acht!" warnte Weißenberg mit einem besorgten Blick auf seinen Sohn. Es war zu spät. Hagen regte sich:

„Unsinn. Ich habe nicht geschlafen, ich habe nur die Augen zugemacht, ich habe jedes Wort gehört, das ihr geredet habt."

„Was hast du gehört? sag' es, wenn du nicht als Großsprecher dastehen willst," sprach Bertram mit unterdrücktem Zorne.

„Du hast meinen Korrepetitor beschimpft, hast ihn einen giftgeschwollenen Taboriten genannt." Der Stolz des Hauses erhob sich: „Das sag' ich ihm!"

„Thu's, gönn dir die Freude."

„O, lieber Vogelweid, wo denken Sie hin? Es fällt ihm nicht ein. Er liebt es nur, sich selbst zu verleumden. Auch eine seiner Eigenheiten," versicherte die Baronin. „Aber," fragte sie in plötzlich verändertem Tone: „Wollen wir nicht in den Garten gehen?"

Ihr Gatte erklärte sich einverstanden, beide erhoben sich rasch und zu gleicher Zeit, und das kleine Kanapee folgte demselben Impulse. Der kurzen Verlegenheitspause, die dadurch entstand, machte Bertram ein Ende, indem er hinzusprang, die Hände auf die Lehne des wanderlustig gewordenen Sitzmöbels drückte und es zwang, seinen gewohnten Platz wieder einzunehmen.

VIII.

Die Pflege seines Gartens, das war die Erholung Weißenbergs, seine Liebhaberei. Er betrieb sie mit Kunst, mit Wissenschaft und mit Berücksichtigung der Mode, wenn sie nicht gegen ein Schönheitsgesetz verstieß: „Denn das gibt's! ich glaube dran," sagte er. „Ich lasse mich auslachen von meinem Buben und glaube an ewige Schönheitsgesetze."

Er machte Bertram auf jede der Neuerungen aufmerksam, die er in den letzten Jahren vorgenommen hatte. Keine flachen Wiesen mehr, alle künstlich gewellt, wie sie vielleicht von Natur aus gewesen waren, bevor man sie, um den Garten anzulegen, „planiert“ hatte. Anmutige Hebungen und Senkungen, Hügel und Mulden, bewachsen mit dichtem, feinem Grase. Die Baumgruppen, nach den verschiedenen Farben des Laubes mit gutem Bedacht gepflanzt, sahen aus wie malerisch angeordnete Riesenbouquets.

„Erinnerst du dich des Perückenstrauches, der bei den Pyramideneichen gestanden hat. Das war fad. Wir haben Blutbuchen hingestellt, kommen prächtig, machen sich besser — was meinst du?“ Weißenberg mußte sich umwenden, wenn er mit Bertram sprechen wollte, und der mußte ihm die Antwort zuschreien, denn Hagen hielt ihn fortwährend zurück und brummte:

„Laß die Alten vorausgehen. Ich hab' dir etwas zu sagen.“

Auch du mein Sohn? Nun, wenn der Bursche mir sein Vertrauen schenkt, ist die Gelegenheit da „auf ihn einzuwirken,“ wie seine Eltern wünschen, dachte Bertram, und als Hugo sich wieder umsah, machte er ihm ein Zeichen. Der Freund verstand ihn sogleich, winkte freudig zustimmend und rief:

„Schau dir den Garten nur recht gemächlich an. Wir treffen uns dann bei der Fischerhütte.“

Der Vater und die Mutter schlugen einen Sturmschritt ein, um den Liebling so geschwind als möglich von ihrer unerwünschten Gegenwart zu befreien.

„Was die schlau sind, wie fein sie alles machen!“ spöttelte Hagen. „Davon merk' ich nichts, meinen sie, daß du auf mich dressiert worden bist und jetzt losgehen und mir ins Gewissen reden sollst. Für einen solchen Esel halten sie mich. Ich sag' dir aber gleich: Spar' deine Mühe. Ich bin kein Moraltrottel, ich bin ein überzeugter Nietzscheaner, stehe jenseits von Gut und Böse, und wer mir ins Gewissen spricht, spricht zu etwas, das nicht existiert.“

Bertram lachte: „O Nietzsche! großer Krankheitserreger! Welch ein Bacillengezücht hast du in diesem Jünglingsgemüte ins Leben gerufen!“

Er sah den Burschen von der Seite an, der neben ihm dahinschritt, mit verdrießlich aufgeworfenen Lippen, die Nase in die Höhe gehoben, die Augenbrauen zusammengezogen, die Hände in den Taschen seiner Jacke vergraben. Ein Jüngling ohne Jugend, mürrischer Hochmut die Krankheit, die an ihm zehrte, und den beständig Verletzten in beständiger Aufregung erhielt.

„Auf dem Gewissen kannst du also nichts haben,“ sagte Bertram, „aber du hast etwas auf dem Herzen. Sprich dich aus, ich höre.“

„Auf dem Herzen ist auch wieder zu viel,“ erwiderte Hagen nachlässig. „Ich will dir einfach anzeigen, daß ich eine Novelle geschrieben habe.“

„Novelle? Geschrieben?“ Bertrams Ton wurde plötzlich dräuend.

„Du wirst das Manuskript auf deinem Zimmer finden. Du kannst es lesen. Du kannst es drucken lassen.“

Bertram schnaubte ihn an: „Ich werde von deiner Erlaubnis keinen Gebrauch machen; ich bin nicht hierher gekommen um zu lesen, sondern um vom Lesen auszuruhen. Wie oft werde ich das noch wiederholen müssen! — Daß du schreibst,“ er maß den Jüngling von oben bis unten, „hätte ich mir denken können. In Eurem Städtlein erscheint ein Blättchen, war einmal ehrsam, ist jetzt ein Schandblättchen, das von frechen Bübchen herausgegeben wird. Da mußt du ja Mitarbeiter sein.“

Beide waren stehen geblieben. Auf Hagens wutverzerrtem Gesicht bildeten sich grünliche Schatten; seine Augen schwammen in unheimlich phosphorescierendem Lichte: „Bübchen! Bübchen . . . Satisfaktion!“ keuchte er, seine Glieder zuckten konvulsivisch, er wankte und schien im Begriffe niederzustürzen. Bertram sah schon eine Wiederholung des Auftritts voraus, den Weißenberg ihm eben geschildert hatte; er empfand einen großen Ekel vor dieser Ohnmacht, die es nicht einmal zu einem tüchtigen Zornesausbruch bringen konnte, und zugleich bereute er, den Rangen so schwer gereizt zu haben.

„Beruhige dich, Hagen,“ sagte er. „Ich bin ein nervöser Mensch, den gewisse Worte, zum Beispiel: ‚Novelle,‘ ‚Manuskript,‘ ‚drucken lassen,‘ außer Rand und Band bringen. Nun hab' ich mich wieder im Zaum. Mache mir's nach, Selbstbeherrschung, mein Lieber!

Wenn ich dir sage, ich bedaure, dich geärgert zu haben, ist dir das Satisfaktion genug?"

Hagen hatte sich leidlich gesammelt. Ohne den Kopf nach Bertram zu wenden, hartnäckig und steif in die Ferne blickend, brummte er: „Lies meine Novelle, dann reden wir weiter. Die Katz im Sack brauchst du nicht zu kaufen. Aber schweige, das bitte ich mir aus. Für meine Alten schreibe ich nicht. Wirst du meine Novelle lesen?"

Ein schreckliches Wesen, der Junge, aber der Sohn des Mannes, dem Bertram so viel verdankt — es sei!

„Ich werde sie lesen — in Gottes Namen. ‚Zu Gottes Namen, sprach sie dann, und weinend hielt er sie umfangen,'" deklamierte er und setzte bärbeißig hinzu: „Das hast du von mir nicht zu befürchten, Miseräbelchen!"

„Miseräbelchen?"

„Ich citiere! Ich citiere! Kennst du das schöne Gedicht vom Miseräbelchen nicht?"

„Nein," erwiderte Hagen wegwerfend. „Ich lese keine Gedichte."

„Ich aber soll deine Novelle lesen? Na, ich hab's gesagt und — ‚wenn was auf Erden heilig ist'" ... Er schüttelte sich.

Wäre er jetzt zu Hause gewesen, in seiner Bratröhre, am Schreibtisch unter der Gasflamme, die trübseligste Entmutigung würde ihn ergriffen haben als Rückschlag seines Entschlusses. Aber er war auf dem Lande, in einem reizenden, von Wiesen, Hainen und Wäldern umgebenen Garten. In der Ferne vor ihm bauten sich schön bekuppte Bergketten auf, im Westen, wo das grüne Land mit dem Horizont zu verschwimmen schien, war die Sonne untergegangen und sandte der Erde ihre leuchtenden Abschiedsgrüße zu, lohende Lichtstrahlen, die ein „Auge Gottes" bildend, fächerartig ausgebreitet, hoch hinaufstiegen bis ans Himmelsgewölbe.

„Atmen ist Glück!" rief Bertram plötzlich aus und jauchzte in jähem Stimmungswechsel. „Herrlicher Sonnenuntergang, dem bald, o Wonne, eine göttliche Sternennacht folgen wird, und morgen wieder ein freier Tag im Freien!"

Er lief mehr als er ging der Fischerhütte zu, bewunderte überströmenden Herzens den Teich, der vergrößert worden war, und eine unregelmäßige Form bekommen hatte, geriet in Entzücken über den Springbrunnen, den „musikalisch niederplätschernden," wie die Baronin sagte, und war höchlich einverstanden, als die Hausfrau vorschlug nach dem Schlosse zurückzukehren und den Thee auf der Terrasse „einzunehmen."

Nur gegen das letzte Wort erlaubte er sich zu protestieren: „Trinken, Hochverehrte! nicht einnehmen. Einnehmen mahnt an die Apotheke und wir sind frisch und gesund."

Seine Fröhlichkeit weckte in jedem einzelnen der Gesellschaft ein mehr oder minder lautes Echo. Die Baronin führte munter eine so lange Reihe von Büchertiteln und Autoren an, daß in Bertram der Verdacht aufstieg, sie habe, um ihm ein Fest zu bereiten, einen Leihbibliothekskatalog auswendig gelernt. Er machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung, als alle die Namen ihn umtanzten wie ein unsichtbarer Fliegenschwarm, und sagte mit forcierter Höflichkeit:

„Ein neuer Vorzug, gnädige Baronin, Ihr Interesse für Litteratur. Ich bin erstaunt ..."

„Sie haben keine Ursache! Sie nicht! ... Sie, der Urheber dieses Interesses. O, lieber Vogelweid, Ihre Romane und Ihre ‚Überblicke!' Stumpf müßte man sein, um nicht von ihnen gepackt und hingerissen zu werden; mitten hinein in den Strom des geistigen Lebens unserer Zeit ..."

Sie spricht gut, meine Frau, dachte Weißenberg einmal wieder, und rieb sich vergnügt die Kniee.

„Meine ‚Überblicke,'" sagte Bertram schmerzlich, „das Seichteste, das es gibt. — Ist's möglich?" ... Über die selbstgeflochtenen Ruten!"

Die Baronin wußte nicht recht, was er damit meinte und bat ihn dann aufs Geratewohl, nicht so bescheiden zu sein.

Ihr Gatte wurde immer heiterer, fing an, Jugenderinnerungen aufzuwärmen, und sang ein lustiges Studentenlied: „Ipse fecit! Und der Text ist von dir, Mann des Tages. Das waren Zeiten! Einige Neidhammel behaupteten freilich, Ähnlichkeiten zwischen unserm Meisterwerk und schon Dagewesenem zu entdecken ..."

„Ein czechischer Kollege machte sogar Vaterrechte auf das Kind unserer Talente geltend. Halb und halbe Rechte, die wir

ihm ganz zugestanden. Hören Sie, Herr Meisenmann, so nachgiebig sind wir von jeher gewesen."

Die rötlichen Bärte des Angeredeten schimmerten siegreich, er zuckte wieder mit den Achseln: „Ja, selbst die Deutschen geben nach, wenn sie nicht anders können," erwiderte er.

Zwischen der Baronin und Sieglinde fand eine leise, aber eifrige Debatte statt: „Mir zuliebe, Lindchen," — „Ach, Mama, nein — ich bitte dich!" wurde hin und her geflüstert. Endlich durfte Mama der Versammlung ankündigen, daß Lindchen ein Gedicht vortragen werde. „Es ist nur, um ihr das Verlegensein abzugewöhnen," hauchte sie Bertram im Vertrauen zu.

Sieglinde sprach unter schweren Atembeklemmungen den Wanderer von Friederike Kempner und bereitete damit dem Auditorium ein wahres Vergnügen. Sogar Hagen ließ sich zu einem gnädigen: „Nicht übel!" herbei.

Die Kirchenmaus blieb zwar stumm, aber etwas weniger bedrückt, um einen Schein zuversichtlicher als am Nachmittage war sie doch. Es kam sogar einmal vor, daß sie Bertram, der eben sehr lebhaft sprach, ansah, sie ihn — o des lieblichen Wunders! — ganz kurz, aber recht aufmerksam. Und er studierte — o des wonnigen Studiums! — jeden Zug ihres holden Gesichtes, jedes kaum merkliche Stirnrunzeln, jedes Lächeln, das um ihren jungen, klugen, ausdrucksvollen Mund erschimmerte. Es zeigte sich in dem Augenblick, in dem sie ihn ansah und verriet eine angenehme Ueberraschung: Schau, schau, du bist nicht so arg, wie ich mir eingebildet hatte, sprach's ganz deutlich für den, der sich auf solche Sprache versteht.

IX.

Mit dem Schlage zehn Uhr wünschte Hugo allerseits eine gute Nacht und forderte den Freund auf, auch zu Bette zu gehen: „Morgen in aller Gottesfrüh reiten wir. Nimm dir Zeit, auszuschlafen."

Bertram stand rasch auf. Sich Zeit nehmen können, ausschlafen können — das war ihm all die Tage als Inbegriff der Seligkeit erschienen. Er empfahl sich und folgte dem Hausherrn nach, der ihn an der Thür erwartete. Sie traten in den hell erleuchteten Gang hinaus:

„Du gehst rechts, ich gehe links," sagte Weißenberg. „Begleite dich nicht, will dir gestehen, ich dusele schon. Morgen also pünktlich ... Aber," unterbrach er sich, „was hast du denn? Bist rot geworden wie mein Sieglinderl."

„Gute Nacht, du Guter," erwiderte Bertram, und der Freiherr gab sich mit der Antwort zufrieden und segelte schlaftrunken seinen Gemächern zu.

Was hast du? hatte er den armen Bertram gefragt. Daß er sich reif fühlte, aus dem Hause geworfen zu werden, oder sich selbst hinauswerfen zu müssen, das hatte er. Als er eben auf die Baronin zugegangen, um ihr die Hand zu küssen, war sie aufgestanden, ihm entgegengeschritten und hatte ihm zugeraunt:

„Ich muß Sie sprechen, Sie wissen."

Und sie war dabei unaussprechlich bewegt gewesen. Wie durfte sie sich erlauben, bewegt zu sein? „Donner und Doria!" war's nicht genug, daß seine elenden „Überblicke" ihr Interesse für Litteratur erweckt hatten, sollten seine verdammten Romane einen noch viel ärgeren Schaden angerichtet haben? Schwärmereien für Künstler, für Schriftsteller, auf ein Bildwerk, ein Buch hin, kommen vor bei den edelsten Frauen, ja sogar nur bei denen. Geburten der Phantasie, nichts anderes; aber so eine sechsunddreißigjährige Phantasie ist zäh, giebt ihre Geburten nicht leicht wieder her ... Wenn es wäre, wenn er unschuldig schuldig, ahnungslos zum Verräter am Freunde geworden wäre, dann bleibt ihm nichts übrig, als sein Ränzel packen und — entfliehen. Dann ist ihm der Boden unter den Füßen weggerissen, sein eigner Grund und Boden, bevor er ihn noch betreten hat.

Von den schmerzlichsten Gedanken gequält, ging er weiter. Sein Weg führte an der Thür des Kammerjungferzimmers vorbei, sie war nur angelehnt, er hörte dahinter kichern und wispern, fast schien es, als ob ihm dort aufgelauert würde. Wenn er in Palermo wäre, könnte er an einige von Hugo gemietete Banditen denken. Plötzlich stürzte jemand aus dem Zimmer, aber es war kein hagerer Bandit, sondern eine kleine, dicke Person (in diesem Hause wurden die meisten dick), und wie mit tollkühnem Ent-

schluß auf Bertram zu. Ebenso plötzlich gurgelte sie ein seltsames Gemisch von Angstgeschrei und Gelächter hervor und rannte wieder in das Zimmer zurück, wo das Gekicher und Gewisper sich in verstärktem Maße erneuerte.

Die hat sicher gemeint, ihren Liebhaber kommen zu hören und ist jetzt enttäuscht, nur mich getroffen zu haben, sagte sich Bertram, bog um die Ecke des Ganges und betrat seine Wohnung.

O Behaglichkeit, was für eine schöne Sache bist du! Wie wohl ist einem da zu Mute, wo du herrschest! In diesen hohen, geräumigen Stuben genießt man dich, man atmet dich ein. Beide Flügel der Schlafzimmerthür sind geöffnet, das große, herrliche Bett ist zur Nachtruhe sorglich hergerichtet, die schneeweißen Polster, die seidene Decke verbreiten einen zarten Lavendel- und Veilchenduft und schimmern im matten Scheine zweier, mit einem Lichtschirme bedeckten Kerzen. Im Wohnzimmer aber, auf dem runden Tische, brennt eine stolze Bronzelampe, so hell, wie Lampen nur in ganz gut geführten Häusern brennen. Unter der Lampe liegt ein unheimliches Ding, ein Manuskript in Folio, mit zahlreichen Tinten- und Fettflecken, mit umgebogenen, abgestoßenen Ecken — Hagens Novelle. Bertram gruselte es, er wandte sich rasch um und stand vor Simon, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Der Alte wollte sich dem Herrn Doktor durchaus nützlich machen beim Auskleiden und war trotz alles Protestierens nicht wegzubringen. Bertram täuschte sich nicht über den Grund des hartnäckigen Diensteifers.

„Sie wollen etwas von mir, ich weiß ja," sagte er ärgerlich, „kommen Sie nur heraus mit der Sprache."

So aufgemuntert trug Simon sein Anliegen, das der sämtlichen Dienerschaft und auch der Beamten, vor. Die Sache war die. In acht Tagen feiert der Herr Verwalter seine silberne Hochzeit. Der Herr Verwalter hat zwei Töchter, von denen jede „etwas aufsagen" soll. Die eine etwas Böhmisches, und daran lernt sie schon auswendig, der Herr Meisenmann hat's gemacht. Aber die Bevölkerung von Obořitz besteht auch aus deutschen Gemeinden, und der Herr Baron und der Herr Verwalter sind für Gleichberechtigung der Nationalitäten. So braucht man denn für die zweite Tochter eine deutsche Ansprache. Herr Meisenmann hat auch die machen wollen, aber alle Leute haben gesagt: Gott bewahre! Wenn der Herr Doktor da sind, wird man doch von niemand anderem ein Gedicht machen lassen, das wäre ja eine Beleidigung.

„Beleidigung?" Bertram donnerte den Alten an, daß er vor ihm zurückwich. „Glauben Sie, daß ich hierher gekommen bin, um Gedichte zu silbernen Hochzeiten zu machen? Sie sind nicht gescheit, Simon."

„Jekerle, bitte," sprach Simon kleinlaut, „die Frauenzimmer haben mich anstiftet, ich soll dem Herrn Doktor sagen. Die Frauenzimmer haben dem Herrn Doktor selbst sagen wollen, aber nicht können, haben nicht herausbracht. Die Köchin, die ist die Schwester der Frau Verwalterin, und die Kammerjungfer, die eine Cousine der Köchin ist ..."

„Könnten Sie mir die Verwandtschaften nicht aufschreiben?" fragte Bertram grimmig.

Simon, einmal im Zuge, ließ sich nicht irre machen. Die Köchin, die das beste Mundstück hat, erzählte er weiter, hat dem Herrn Doktor aufgepaßt bei der Kammerjungfer, und wie er vorübergeht, ist sie herausgeschossen und auf ihn zu. Wie sie ihm aber in die Nähe kommt, verliert sie die Courage und ist wieder hineingeschossen. Sie fürchtet sogar — mit Geschrei. Und jetzt schämt sie sich und hat schon geweint und schwört bei allen Heiligen, daß sie sich lieber die Zunge abbeißen, als den Herrn Doktor je wieder ansprechen wird.

Bertram erklärte schon sehr aufgeregt: „Einen gescheiteren Entschluß hätte sie nicht fassen können."

Das kränkte den Alten, und er fragte mit großer Bitterkeit, wie es jetzt aussehen werde mit der Gleichberechtigung? Die Landsleute des Herrn Doktors hätten ihm eine Ehre erweisen wollen und nicht erwartet, daß er sie zum Dank dafür ganz und gar von der Gnade des Herrn Meisenmann abhängig machen werde.

Bertram erwiderte: „Meine Landsleute sind die Mährer ebenso gut wie die Deutschen. Ich bin ein Österreicher, ich habe ein Vater- und ein Mutterland, und wenn Sie glauben, daß ich hierher gekommen bin, um Öl ins Feuer der ehelichen Zwistigkeiten meiner Elternländer zu gießen, sind Sie auf dem Holzwege." Er wurde heftig, er verstieg sich derart ins Maßlose, daß er sich vorkam



Porträt eines jungen Mädchens. Nach einer Handzeichnung von Louise Elisabeth Vigée-Lebrun im Louvre zu Paris.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

wie eine Feuerwerksrakete, die mit lächerlichem Spektakel in die Höhe fährt, um dort oben gar nichts auszurichten. Das sind die Nerven, dachte er und war auch schon voll Reue, und Simon that ihm leid, der völlig geknickt, kein Wort von allen, die Bertram hervorsprudelte, verstand, sich aber von jedem im Innersten und Heiligsten beleidigt fühlte. Er nahm sich vor, es genau so zu machen wie die Köchin und den Herrn Doktor nie, nie, nie mehr anzusprechen. Mit diesem Entschlusse wollte er das Zimmer verlassen.

Aber der stille Kampf Bertrams war ausgekämpft und er holte Simon zurück: „Sie unbarmherziger Mensch, verfallen Sie nicht in Stummheit, das ist mir schrecklich. Ich gebe nach, ich will den Kelch leeren, den ihr Giftmischer mir zum Willkommsgruß — na! Ich mache euch das Gedicht. Schon gut," lehnte er die Dankesbezeugungen ab, in die Simon ausbrechen wollte. „Aber Daten brauche ich," rief er, „geben Sie mir ein paar Daten."

„Wie meinen?"

„Ich meine, daß ich etwas wissen muß von Ihrem Herrn Verwalter, wenn ich ihn ansingen soll. Also goldene Hochzeit, sagen Sie?"

„Silberne, bitte, Herr Doktor."

„Ganz recht, ich habe mich nur versprochen. Und allgemein beliebt ist er?"

„O und wie, bei alle braven Leut'! Schlechte gibt freilich auch."

„Für die schlechten dichten wir nicht, Simon. Also" — er gähnte. Wie ein Gewappneter kam der Schlaf über ihn; er begann seine Kleider abzulegen und ließ sich dabei Simons Dienste gefallen: „Und sagen Sie mir noch — ist er verheiratet?"

„Jekerle, Herr Doktor, wenn er silberne Hochzeit hat!"

„Und Kinder hat er auch?"

„Aber bitte, ja, die zwei Töchter, bitte, die aufsagen sollen."

Sie waren während dieses Zwiegespräches aus dem Wohn- ins Schlafzimmer und bis ans Bett gelangt. Simon betreute den Gast wie eine Mutter ihre Tochter, die morgen debütieren soll, zog, als er sich auf dem köstlichen Lager ausstreckte, die Decke über ihn und löschte die Lichter. Bertram sah ihn noch die Lampe vom Tisch nehmen und hörte ihn die Thür schließen. Dann war alles dunkel und still.

Nach einer Weile lag er aber nicht mehr im Bette, sondern stand auf der Wiese, hatte grüne Arme, einen blauen Helm auf dem Kopf, einen Apfel in der Hand und war ein Rittersporn und zugleich Paris und sollte den Preis der Schönheit erteilen. Eine Theerose, eine dicke Gretl in der Staude, und eine Wunderblume, dergleichen er nie erschaut hatte, bewarben sich darum. Er wußte wohl: die Theerose ist die Dame aus dem Coupé, und die Gretl in der Staude seine zu gnädige Hausfrau. Wer aber ist die Wunderblume? Und ist sie schön? Das wußte er nicht, er konnte sie nicht einmal deutlich sehen, so nahe sie ihm auch stand. Dennoch trat er auf sie zu und reichte ihr den Preis. Der war aber kein Apfel mehr, sondern eine Goldfeder von Morton in New York und schrieb mit silbernen Lettern ein Hochzeitscarmen.

X.

Am nächsten Morgen war Bertram fast so früh auf wie die Sonne und mit dem Ankleiden fertig, als Simon kam, um ihm dabei behilflich zu sein.

„Sind schon lang wach, Herr Doktor, haben vielleicht nicht schlafen können?" fragte der Alte und warf suchende Blicke umher, die den leicht gereizten Bertram sofort ungeduldig machten.

„Sie suchen umsonst," sagte er. „Das Gedicht liegt weder da, noch da, noch dort," — er deutete auf das Bett, den Nachttisch und die Badewanne. — „Das Gedicht ist noch nicht gemacht. Sie müssen die Güte haben, zu warten, bis ich nach Hause komme. Jetzt reit' ich fort."

Simon erwiderte zugleich beschwichtigend und ermunternd: Eine ganze halbe Stunde habe der Herr Doktor vor sich und müsse doch frühstücken. Aufgetragen sei schon. Wirklich hatte ein Diener den Tisch im Wohnzimmer gedeckt und mit so guten Sachen besetzt, daß ihr bloßer Anblick jeden gesunden Menschen erheitert hätte. Aber einer, der zum Dichten gepreßt wird, den erheitert nichts, dem gefällt und schmeckt nichts. Bertram trank eine Tasse vorzüglichen Thees und dachte dabei recht mit Fleiß all des Bösen, das „V. Vischer" diesem edlen Ge-

tränk nachgesagt hat. Es rächte sich, wie's dem Edlen geziemt, es erfüllte seinen Ankläger mit wohligem Behagen, klärte ihm den verträumten Geist und erweckte ihm die erlösende Erinnerung an eine, ihrerzeit vielgerühmte Elegie auf den Tod eines Professors, die er als Student gemacht hatte. Sie ließ sich für die jetzige Gelegenheit adaptieren. Der Enthusiasmus, mit dem darin die Beliebtheit, die Tugend und das Eheglück des Professors besungen wurden, sollte nun den silbernen Hochzeitern zu Ehren noch einmal verwertet werden. Man brauchte nur jedes „deine" in ein „eure," jedes „du warst" in ein „ihr seid" zu verwandeln, den Kindersegen bedeutend zu vermindern und das ganze Opus aus der wehmütigen Moll- in eine freudige Cis-Durtonart zu transponieren. Na, das geht! — Bertram wollte eben an die Arbeit gehen, als ihm gemeldet wurde, die Pferde seien vorgeführt. Da nahm er seinen Hut und eilte so rasch hinab, als ob er gefürchtet hätte, daß sie wieder davonlaufen könnten.

Der Freund trat mit ihm zugleich vors Haus. Er kam aus dem Garten, wo er seit einer Stunde schon Gebüsche ausgeschnitten und Gras geschoren hatte. Sein Diener brachte eine Reitpeitsche, an der längst der Smiß fehlte, ein paar große, uralte Handschuhe und Gamaschen, die aus der Haut eines vorsintflutlichen Tieres gemacht schienen. An den Füßen trug der Baron ein Paar starke, sehr abgenützte Schuhe, sein breiter Oberkörper war in ein kurzes, grünes Röcklein eingepreßt, und auf dem Kopf saß ihm ein braunes, zerquetschtes Hütlein mit schmaler Krempe, unter dem rückwärts die Glatze hervorguckte.

Im Nu war er im Sattel; für Bertram hatte das Aufsteigen einige Schwierigkeit, und als die glücklich besiegt war und sein Pferd sich, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, in Trab setzte, befiel ihn ein Schwindel, er wurde blaß und machte die kläglichste Figur.

„Was, Teufel, was hast?" fragte Hugo. „Sitz' grad', halt' dich nicht am Zügel, Courage! Das Pferd ist ja gar kein Pferd, ist ja eine Kuh!"

Bertram hatte aber vier Jahre lang nicht einmal auf einer Kuh gesessen. Er hatte zwei heiße Wünsche: bald ankommen, und nicht vom Pferde fallen. Die Freunde ritten im gemütlichen Zotteltrab quer über die Wiese. Rechts von ihnen lag schmuck und wohlgepflegt ein Musterwäldchen, links stieg der Boden sachte auf, und die kleinen Anhöhen, hinter denen die Lepiden blauten, waren von den schneeweiß getünchten Stationen eines Kalvarienberges gekrönt. Vor den Reitern blinkte es manchmal wie Funken auf am hellen Horizonte. Die vergoldeten Kreuze auf den Kirchen und Kirchtürmen der erzbischöflichen Stadt erglänzten im Morgensonnenschein. Jenseits des Wassers erhoben sie sich, des klaren Gebirgsstromes, der seine Umgebung verschönerte, befruchtete oder auch — verheerte.

Bis zum Meierhof, dem der Freiherr und Bertram entgegenritten, war er aber noch nie gedrungen. In respektvoller Entfernung von ihm aufgebaut, genoß die stattliche Besitzung die Segnungen seiner Nachbarschaft, ohne von ihren Gefahren bedroht zu werden.

Der Weg wurde schmaler, er führte jetzt durch eine Allee von Obstbäumen. Hugo sah sich nach allen Seiten um, sah auch alles, kümmerte sich um alles, nur nicht um sein Pferd. Mit dem war er wie verwachsen, der reine Centaur, der dicke, alte Herr. Er ritt, wie ein anderer zu Fuß geht, lief mit vier Beinen statt mit zweien, das war der ganze Unterschied.

„Schau," sagte er und deutete auf einen frischen, tiefen Hieb, der einem jungen Apfelbaume offenbar mit der Axt beigebracht worden war. „Und schau, da und da!" Eine ganze Reihe von Bäumen war so bis aufs Mark zerhauen.

„Dumme Verwüstung," rief Bertram, „wer thut das? Und warum geschieht's?"

„Sagen wir aus Übermut," erwiderte Hugo achselzuckend, und der Freund bewunderte seine Gelassenheit, sein geistiges, moralisches, und in diesem Augenblick ganz besonders, und mit entschiedenem Neide, sein physisches Gleichgewicht.

In der Nähe des Meierhofes befand sich eine kleine Ansiedlung. Eine Gruppe von zehn Häusern. Jedes Haus hatte ein Gärtchen, und in jedem Gärtchen standen Bäume, und alles war nett und sauber gehalten und machte den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit.

Der Baron stellte sich auf in den

Bügeln, richtete die Spitze seiner Reitpeitsche auf ein graues Schieferdach, das zwischen dem Meierhofe und dem letzten der kleinen Häuser sichtbar wurde, und sprach: „Da guckt's schon heraus, dein Palais.“

Bertram riß den Hut vom Kopfe, schwenkte ihn in der Luft und jauchzte: „Hoch Palais Vogelweid! Nein, nicht Palais, nicht Vogelweid, Haus! Vogelhaus!“

„Gib acht!“ schrie Hugo. Hinter ihnen kam ein Reiter im Galopp einhergesaust. Es war Hagen, der sie einholte und vorüberjagte, ohne Notiz von ihnen und dem Schrecken ihrer Pferde zu nehmen. Der Braune des Freiherrn machte eine Lançade, die den Reiter aber kaum im Sattel hob. Mit einer Mischung von Ärger und Stolz blickte er dem Sohne nach:

„Da reitet er wieder die Fohlenstute, was ihm streng verboten ist. Ich hab's in meiner Jugend auch weit gebracht im Ungehorsam, aber so weit wie der lange nicht. Und wie er oben sitzt, wie ein Schneider!“ Bei diesen Worten wendete er sich nach dem Freunde um, vermißte ihn aber auf seinem früheren Platze. Der Sattel der Kuh war leer, sie begann eben gemütlich zu grasen, und jenseits von ihr auf der weichen Wiese, die beiden flachen Hände auf den Boden gestemmt, saß Bertram und schien äußerst erstaunt.

Weißenberg hielt sein Pferd an und sagte: „O jeh!“

„Ja wohl,“ erwiderte Bertram. „Wie Hagen so vorbeigewettert ist, da muß sie erschrocken sein, die Kuh, und da hat sie sich geschüttelt.“

„Und hat dich heruntergeschüttelt. Macht nichts, steig' nur wieder auf.“

„Um keinen Preis. Zu Fuß will ich mein zukünftiges Daheim betreten, ehrerbietig wie Washington auf der Rückkehr von seinen Siegen sein Mutterhaus betreten hat.“ Er hing die Zügel seines Rosses über den Arm und ging wohlgemut neben Weißenberg, der sein Pferd in Schritt gesetzt hatte, einher. „Das Glück trägt mich, was soll ich mich von einem Pferde tragen lassen!“

Der kleine Besitz, den der Freiherr für Bertram gekauft hatte, bestand aus sechzig Hektaren fast durchweg besten Bodens und zwar aus vier Hektaren Wald, zehn Wiesen, vier Weideland, der Rest Felder. Das Haus, von Grund auf neu gebaut, hatte fünf Fenster Front im ersten Geschoß, vier im erhöhten Halbstock, je zwei neben dem Hausthor. Das war aus massivem Eichenholz, fest und kunstvoll gefügt und mit einem so gediegenen Schlosse und Klopfer und so schön gezeichneten Beschlägen aus blankem Schmiedeeisen versehen, daß sein Anblick ein Genuß gewesen wäre, auch wenn es nicht den Eingang zum Vogelhaus gebildet hätte. Steinerne Stufen führten zu ihm hinauf, die kanellierten Säulchen, die den Abschluß des Geländes bildeten, trugen Blumenvasen aus Thon, in denen großblätteriger Ephen wuchs und gedieh. Das Haus stand dicht vor dem Wäldchen und mitten in dem kleinen Garten, in dem schon allerlei Nutzpflanzen grünten, aber auch Blumen blühten und dufteten. Hinter dem Drahtgitter, das den Garten umfriedete, hoben junge Fichtenbäumchen die frischen, hellgrünen Köpfe aus der Erde und waren bestimmt, in einigen Jahren einen üppigen, lebenden Zaun zu bilden.

Je mehr die Freunde sich dem Vogelhause näherten, desto stiller war Bertram geworden. Am Gitterpförtchen trat ihnen ein ältlicher, hagerer Mann in abgetragener Kleidung entgegen. Sein echt slavisches Gesicht hatte einen ernsten Ausdruck, seine breiten Hände schienen eben eine Tüncherarbeit verrichtet zu haben, denn sie waren inwendig ganz weiß.

Der Freiherr stellte ihn vor: „Joseph Waniek, ein Prachtmensch. Man darf das vor ihm sagen, es schmeichelt ihm nicht, er weiß, was er wert ist. Er wird deine Wirtschaft führen, solange du willst: er ist alles: Ökonom, Gärtner, Maurer, Schlosser, Zimmermann.“

„Ich werde zu Ihnen in die Schule gehen, Herr Waniek,“ sagte Bertram und reichte ihm die Hand.

Waniek verbeugte sich höflich deprecierend, ergriff die Zügel der Pferde und führte sie fort:

„Wohin? wohin geht er mit ihnen?“

„Nun — in den Stall.“

Der neue Grundbesitzer brach in Entzücken aus: „Ich hab' einen Stall!“ schrie er. „Wo?“ Er wollte davonstürzen, besann sich aber, wandte sich und stürzte

dem Freund an die Brust: „Wie soll ich dir danken?“

Der Baron wurde auf einmal kalt und ablehnend:

„Keinen Unsinn. Wofür? Daß ich dein Geld zweckmäßig (so hoff' ich wenigstens) verwendet habe? Es hat mir Spaß gemacht. Du aber besinn' dich, was du einst für mich gethan hast. Auf deinen Schultern durch die Schulen getragen hast du mich, du, der viel Jüngere, mich, den ewigen Repetenten. Himmel, Himmel, waren das Zeiten! Mein guter, alter Vater, der selbst nichts gelernt hatte und das Lernen deshalb für eine so leichte Sache hielt. ‚Ich kränk' mich zu Tod', wenn du nicht lernst.‘ Und ich, der ihn liebte, es ihm beweisen wollte und nicht konnte mit meinem Dickschädel, der so empfänglich war für Gelehrsamkeit wie eine Rübe für Magnetismus.“

„Thu' dir nicht unrecht, Hugo,“ versetzte Bertram und brach plötzlich in Schluchzen aus. Bei dem Anblick kamen auch dem Baron die Thränen in die Augen, er zog sein Taschentuch hervor und schneuzte sich kräftig: „So, fertig,“ sprach er. „Jetzt wollen wir deinen Grundbesitz in Augenschein nehmen.“ Sie traten ins Haus, durchwanderten seine wohnlichen, aber noch spärlich eingerichteten Räume, begaben sich dann in den Stall, in dem vier stattliche Kühe und zwei tüchtige Gäule standen. In einem kleineren Nebenstalle waren einige Schafe untergebracht, und im Schweinekoben hörte man's vergnüglich grunzen.

„Borstenvieh hab' ich auch!“ jubelte Bertram. Dem Freiherrn wurde bange um ihn. Während er sein Grundeigentum beschritt, wechselten seine Stimmungen mit unheimlicher Schnelligkeit. Aus überwallender Freude verfiel er in tiefste Mutlosigkeit und rief händeringend:

„Ich bin Moses! ich sehe das Land der Verheißung! aber in Besitz nehmen werde ich es nicht. Erleb's nicht. Ein solches Glück erlebt man nicht. Des Lebens ungemischte Freude ...“

„Nur vor der keine Angst,“ unterbrach ihn Hugo. „Die Mischung findet sich. Für die Sorgen des Landwirts ist gesorgt.“

Sie kamen zu einem Weizenfelde, wo eben geschnitten wurde; sechs Schnitter waren dabei beschäftigt, das heißt, zwei mähten, zwei schliffen ihre Sensen und schnupften dazwischen mit großer Umständlichkeit, zwei tranken Branntwein.

„Schau dir den Weizen gut an,“ sagte der Freiherr. „Für den rechne ich auf den ersten Preis bei der landwirtschaftlichen Ausstellung.“

Er nahm eine Hand voll Ähren, zerrieb sie in den Händen, blies die Spreu hinweg, und hielt Bertram die schweren, goldgelben Körnlein hin: „Das ist eine Pracht.“

„Wenn ich nur davon etwas verstände! Ich verstehe aber nichts, ich sehe auch nichts, mit mir dreht sich alles im Kreise. Ich kann nicht mit dir fort, kann mich von Vogelhaus noch nicht trennen. Gehe du deinen Geschäften nach und laß mich da. Ich will arbeiten, mich physisch ermüden, meinen Grund und Boden mit meinem Schweiße düngen. Sage diesen guten Leuten, einer von ihnen möge mir seine Sense überlassen. Sage ihnen, daß ich Mühe und Plage und auch ihr Mittagessen mit ihnen teilen werde, gegen Bezahlung natürlich.“

„Da kriegst du in Branntwein aufgeweichtes Brot und Hutzeln mit Gries gekocht. Und was die Bezahlung betrifft — bei Sacher ist's billiger. Aber wie du willst.“

Er trat an die Schnitter heran und teilte ihnen, selbstverständlich in slavischer Sprache, mit, daß Herr Vogel, ihr Arbeitgeber, beabsichtige, beim Mähen mitzuhelfen. Einige lachten, die anderen trugen eine hochmütige Teilnahmlosigkeit zur Schau. Ein einziger, ein alter, großer, schöner Mann, nahm den Hut ab, und begrüßte Bertram mit einem deutschen: „Küß' die Hand.“

„Ihr zwei könnt euch zur Not verständigen,“ sprach Weißenberg, ermahnte den Freund, ja nicht zu spät zum Souper zu kommen, und verabschiedete sich.

Bertram hatte den Rock abgelegt, die Sense ergriffen und war bald in voller Thätigkeit. Er wollte den Leuten, die ihre Arbeit mit erstaunlicher Schläfrigkeit verrichteten, zeigen, wie ganz anders ein gebildeter Mensch die Sache angreift. Aber nur zu bald mußte er in seinem Eifer nachlassen und sah ein, in dem Tempo, das er angeschlagen hatte, könne es nicht lange weitergehen.

Seine Sense war stumpf geworden, er ersuchte in der Zeichensprache seinen Nebenmann um den Schleifstein, wetzte und wetzte, die Sense wollte nicht scharf werden. Schleifen konnte er nicht. Bisher hatten die Arbeiter ihn ganz unbeachtet gelassen, jetzt wurden sie alle auf einmal auf ihn aufmerksam und hatten ihre helle Freude an seiner Ungeschicklichkeit. Der Nachbar nahm Bertram endlich das Werkzeug aus der Hand, war mit dem Schärfen gleich fertig, streckte aber auch sofort die Rechte aus und sprach höflich: „Trinkgeld.“ Dieses deutsche Wort schien ihm geläufig. Großes Gelächter erhob sich, Bertram stimmte ein und spendete dem Taglöhner für den geringen Dienst, den er ihm erwiesen hatte, einen blanken Silbergulden. Der Beschenkte steckte ihn hastig in eine Tasche seines zerrissenen Rockes und zog aus der anderen ein Fläschchen heraus. Es war in ein schmutziges Tuch gewickelt und mit einer trüben, dicklichen Flüssigkeit gefüllt. Der Arbeiter entkorkte es und hielt es Bertram hin. Dem graute, aber um keinen Preis hätte er das kameradschaftliche Anerbieten zurückgewiesen. Er dachte an Neshdanow in Turgeniews Neuland und wollte stärker sein als der russische Held. Heroisch setzte er die Flasche an und that einen kräftigen Schluck. Es war gräßlich. Der Hals brannte, ein fast unüberwindlicher Ekel ergriff ihn. Er machte sich rasch wieder an die Arbeit und kehrte den Leuten den Rücken zu. Sie sollten sein Gesicht nicht sehen, oder vielmehr die Gesichter, die er unwillkürlich schnitt. Aber bald drohte die Müdigkeit ihn zu überwältigen, seine Arme schmerzten, in kleinen Bächlein floß der Schweiß ihm über den Leib, und jetzt mußte er wieder an Tolstois Ljoisin denken und ärgerte sich, daß er sogar beim Taglöhnern nicht herauskam aus der Litteratur. Nur noch ehrenhalber führte er die Sense und nahm sich vor, ein nächstes Mal die Arbeit mit geringerem Feuereifer zu beginnen, um länger bei ihr aushalten zu können. Gemächlich muß arbeiten, wer den ganzen Tag arbeiten soll. Bertram war zufrieden, als der alte Schnitter auf ihn zuschritt, und ihm lächelnd seine Sense aus der Hand nahm. Nun sah er zu und es war ein völlig grandioser Anblick, wie der Greis im gleichmäßigen, weitausholenden Schwung, einen großen Halbkreis mit seinem Werkzeug beschrieb und jedesmal einen Armvoll Halme vom Boden wegrasierte, daß sie hinsanken, so bereitwillig, als ob es ihnen ein wahres Vergnügen wäre. Ihre goldenen, bärtigen Köpfchen, die eben noch zum strahlenden Blau des Himmels hinaufgeschaut hatten, ruhten jetzt wohlig und sanft an der Brust der alten Mutter Erde.

XI.

Plötzlich hielt der Alte in seiner Arbeit inne, streckte den Hals und rief: „Ferd! Ferd!“ Die Fohlenstute raste einher — ledig. Die Steigbügel peitschten ihre Flanken, die zerrissenen Zügel ihren Kopf. Wild gemacht durch die überflüssigen Hülsen, tollte sie wie rasend querfeldein ihrem Wohnorte zu. In weiter Entfernung von ihr folgte ihr Erreiter; übel zugerichtet, wie sich's immer deutlicher zeigte, je näher er kam. Bertram lief ihm entgegen und ein förmliches Ringen entspann sich zwischen ihnen. Bertram wollte ihn zwingen, dazubleiben, der Junge wollte durchaus weiter rennen. Das Blut floß ihm aus der Nase in den Mund, er spuckte wie eine böse Katze, nieste, machte alle möglichen Anstrengungen, um zu sprechen, und konnte nicht. Mit Gewalt führte ihn Bertram ins Haus und zwang ihn sich pflegen zu lassen. Im Zimmer neben der Küche stand eine mit Stroh gefüllte Bettlade, Waniek breitete einen Kotzen darüber, den er aus dem Stalle gebracht hatte, und trug, ohne einen Befehl abzuwarten und ohne ein Wort zu verlieren, einen Krug mit frischem Wasser herbei. Der Verwundete mußte sich auf dem Lager ausstrecken. Sein und Bertrams Taschentuch wurden einstweilen abwechselnd zu Umschlägen verwendet. Der alte Arbeiter kam mit dem Rocke, den der fleißige Stadtherr auf dem Felde liegen gelassen hatte, und wurde beauftragt, ins Schloß zu gehen, um Wäsche zu holen und der Baronin eine Karte, auf die Vogel eilends einige Worte schrieb, zu überbringen.

„Wozu? wozu das? Was schreibst du ihr?“ rief der Patient und wollte aufspringen. Wieder hatte Bertram ihn zu beschwichtigen. „Wenn deine Mutter erfährt, daß dein Pferd ohne Reiter nach Hause gekommen ist, erschrickt sie tötlich.

Ich habe sie über dein Befinden beruhigt. Wär' ich's nur selbst. Dein Auge sieht entsetzlich aus und muß dir infam weh thun."

„Mir thut nichts weh, nichts," polterte Hagen, „und wenn du sagst, daß ich vom Pferde gestürzt bin, bist du mein Feind. Ich bin nicht gestürzt, ich bin abgestiegen, habe das Vieh an einen Baum gebunden, da hat sich's losgerissen."

„Und dein geschwollenes, zerschlagenes Gesicht, und dein Auge, Hagen. Dein Auge sieht aus wie ein einziger, großer Blutstropfen. Wie kommst du dazu?"

„Eine Fliege hat mich gestochen."

„Junge! Junge, du bist verdreht. Zugeben: Ich habe mich auf ein Pferd gesetzt, das ich nicht reiten kann — welche Schande! Aber lügen wie ein Schulbub, der sich ausreden will, das geht dir nicht an die Ehre."

Der Kranke wandte ihm den Rücken zu und blieb eine Weile regungslos. Bertram beugte sich über ihn und sah ihn voll Besorgnis an. Da öffnete Hagen das gesunde Auge und sprach langsam:

„Ich habe stürzen wollen. Ich habe sterben wollen. Es ist mißlungen."

Zuerst glaubte Bertram, das sei Geflunker. Aber nein. Aus der Miene des Jünglings, aus seiner plötzlichen, ungewohnten Ruhe sprach wahrhaftige Verzweiflung.

„Um Gotteswillen, du phantasierst. Ich hoffe, du phantasierst!" Er griff hastig nach Hagens Pulse.

„Ich phantasiere nicht; ich bin ganz kalt."

Deine neueste Pose, dachte Bertram. Er schwankte zwischen Entrüstung und Schrecken: „Du hast dich töten wollen. Herrgott im Himmel! Und deine Eltern — hast du nicht an deine Eltern gedacht?"

„Nein, nur an sie, an der ich mich rächen will, der ich einen Stachel ins Herz bohren will ... Sie hat mich verschmäht — wenn du wüßtest, wie? Ich biete ihr meine Liebe — und sie demütigt mich — mich, den Sohn ihrer Wohlthäter ... beleidigt mich, ich kann es nie sagen, wie sie gewagt hat mich zu beleidigen. — O, Nietzsche, du hast recht, du allein — die Peitsche für die stumpfsinnigen, imbecilen Weiber!"

Er wand sich, er biß in den Rock, den Bertram als Decke über ihn gebreitet hatte.

„Erstens bitte ich dich," sagte der, „laß meinen Rock in Ruh! Er ist neu und kostet ein Heiden-, ein sauer verdientes Geld. Zweitens: von wem sprichst du? doch nicht von Fräulein Gertrud? Oder ja? — Ja so! Du willst deine Cousine heiraten?" Seine Mundwinkel umspielte etwas, das Hagen zu dem Ausruf berechtigte:

„Darüber lachst du selbst. Ans Heiraten werd' ich denken, wenn ich einmal fünfzig bin. Meine Liebe habe ich ihr angetragen, meine Leidenschaft, mich habe ich ihr angetragen, mich! und mich verschmäht die Närrin, die prüde, eingetrocknete, versauerte, alte Jungfer, die mir die Hände küssen sollte ..."

„Warum nicht gar. Schweige! Du bist beunruhigend. Ich weiß wirklich nicht was bei mir überwiegt, das Mitleid mit dir oder die Empörung über dich. Schweig!" wetterte er ihn an. „Ich befehle es dir. Du kommst um dein Auge," fuhr er sanfter fort. „Du mußt ja fühlen, wie's um dein Auge steht. Leg' dich hinüber, sprich nicht, denk' auch nicht, verlaß dich d'rauf, was du jetzt sprichst und denkst ist Unsinn. Ich bin hier Herr, bin gesund, und du bist mein Gast und bist krank. Kranke müssen gehorchen." Er beugte sich wieder über ihn: „Hagen, mein Junge, ich beschwöre dich, sei ein standhafter Mann, der einen Puff aushält ohne gleich an feige Flucht aus dem Leben zu denken."

O Wunder, der Unbändige gehorchte, legte sich hin und blieb ganz still. — Das Wasser im Kruge war warm geworden, Bertram ging zum Brunnen frisches zu holen. Es freute ihn, das selbst zu besorgen, und er hatte dabei einen Anfall von Aberglauben. Daß er das erste Wasser aus seinem eigenen Brunnen zur Linderung fremder Leiden schöpfte — hatte gewiß etwas zu bedeuten, etwas Gutes, Schönes. Zur Linderung fremder Leiden? Nicht fremder, kein Mensch war ihm fremd, am wenigsten der vertrackte Junge, das verirrte Schaf, das er auf den rechten Weg führen wird.

Als er ins Zimmer zurückkam, war's darin mäuschenstill. Er erneuerte den Umschlag auf dem Auge des Patienten und

setzte sich auf einen Schemel neben das Bett. Daheim! Über seinem Kopfe wölbt sich sein eigenes Dach und jede Schiefertafel, die darauf liegt, hat er sich selbst verdient. Wie herrlich dieses Bewußtsein, wie wonnig die Ruhe in der kühlen Stube. Vor zwei Tagen erst hatte er sich krank und elend gefühlt und heute — eben erst sprach er zu seinem Gaste: Ich bin gesund. Ein Glücksgefühl ergriff ihn und er murmelte: „Dank, Dank!" Ach, ihm war wohl! Draußen brütete die Hitze des Sommertages millionenfaches Leben aus. Allerweckerin! Allernährerin! himmlische Sonne, du hast auch Bertrams Getreide zur Reife gebracht, und bleichst jetzt in den goldenen Hülsen das silberweiße Mehl. Man riecht's, es duftet so nahrhaft. Man hört die Arbeiter auf dem Felde sprechen, man hört auch Vögel zwitschern, und jeder Schall schlägt gleichsam wie gereinigt durch die ätherklare Luft, als Wohllaut ans Ohr. —

„Du!" sprach der Patient auf einmal mit unheimlich heiserer und gequälter Stimme.

„Was denn? mein Junge."

Die Antwort ließ auf sich warten, wurde aber endlich doch mühsam hervorgepreßt.

„Hast sie gelesen?"

„Was gelesen?"

„Zum Teufel, die Novelle."

„Ach ja — die deine. Noch nicht."

„Nicht?" knirschend kam es heraus dieses: Nicht. „So schick' sie zurück, zum Teufel, wenn du sie nicht lesen willst. Schick' sie zurück, augenblicklich."

„Ich lause schon," erwiderte Bertram ärgerlich, „ich warte nur noch den Besuch deiner Mutter ab." Er trat ans Fenster und sah hinaus. „Da kommt sie gefahren mit deiner Schwester und dem Doktor."

„So? Natürlich, der muß dabei sein; der Flohbißchirurg, die Wanze, der Zeck!"

Die Baronin hielt sich beim Anblick ihres verwundeten Sohnes wackerer, als Bertram es ihr zugetraut hätte. Sieglinde schwamm in Thränen. Der Doktor, ein ältliches, pfiffig dreinschauendes Männlein, war bald fertig mit der Untersuchung des Patienten.

„Ihnen fehlt nichts," sagte er ironisch. „Stehen Sie auf. Sie können nach Hause reiten, wenn Sie's freut. Schmerzen werden Sie ja nicht haben."

„Ich will nach Hause fahren," sagte Hagen.

„Thun Sie das," erwiderte der Doktor. „Weil wir aber ganz überflüssigerweise einen Kübel mit Eis mitgebracht haben, werde ich ihnen einen Umschlag machen und Sie verbinden."

Das geschah. Hagen stand sofort auf, wankte, nahm ziemlich gutwillig den Arm seiner Mutter und verließ das Zimmer, ohne ein Wort des Grußes an Bertram zu richten.

„Sind Sie besorgt?" fragte dieser den Arzt.

„Es wird hoffentlich alles gut, aber leiden muß er wie ein Hund."

Bertram blickte der auf Befehl des Doktors langsam fahrenden Equipage nach und dachte: Ein Gezücht, dieser Hagen, und kann doch ein tüchtiger Mensch werden. Hundemäßige Schmerzen heldenmäßig ertragen, das ist etwas. Er blieb bis gegen Abend in Vogelhaus; aß wirklich Hutzeln mit Gries, kam vor, während und nach der Mahlzeit wirklich so oft in Gelegenheit, Trinkgelder bezahlen zu müssen, daß er endlich mit leerem Portemonnaie sein Rößlein bestieg und in einem Schritt, der sich immer mehr verschärfte, je näher „die Kuh" dem Stalle kam, heimritt nach Obosiç.

XII.

Beim Souper auf der Veranda war's schön und gemütlich, trotz einiger kleiner Zwischenfälle, die das gute Einvernehmen vorübergehend störten.

Der Baron kam wehmütig ergriffen von einem Besuche bei seinem Sohne zurück, verriet aber seine Gemütsbewegung nicht. Er setzte sich mit Nachdruck nieder, steckte die Hände in die Hosentaschen und sprach mit rauher Stimme: „Recht ist ihm gescheh'n! ganz recht."

Seine Gattin entsetzte sich: „O, wie grausam du bist!" und er erwiderte kurz:

„So ist es und nicht anders." Er war stolz auf die Brutusgefühle, die er an den Tag gelegt hatte, und wenn er einmal in der Toga steckte, kam er nicht so bald wieder heraus.

„Der Meisenmann ist bei ihm geblieben," fuhr er fort. „Guter Kerl der Meisenmann."

„So?“ fragte Bertram — „der Fanatiker?“

„Weich wie Watte. Willst ihn weinen sehen?“

„Trage gar kein Verlangen danach.“

„Nun, ich meine nur. Wenn du vielleicht wolltest, dann sprich ihm nur von seinem alten Vater. — Ein sehr guter Mensch, der Meisenmann!“ (diese letzten Worte richtete der Baron direkt an Gertrud). Und was seinen Fanatismus betrifft — Naturerscheinung. Das kommt so über die Menschen, wie die Nonne über die Bäume und die Reblaus über die Weinstöcke. Der Weinstock ahnt auch nicht, daß die Reblaus ihn hat und aufspeist, er glaubt, er hat die Reblaus und soll sie verbreiten zum Wohl des Weinbergs. Und deshalb,“ schloß Weißenberg mit scharfer Logik und warf einen nicht minder scharfen Blick auf seine Nichte, ist Meisenmann „ein grundguter Mensch, der auch seine gesicherte Zukunft hat und jede Frau glücklich machen würde. Und du,“ wandte er sich an seine Tochter, die sofort vor Bestürzung in Atemnot geriet. „Was treibst du? ich muß mich wundern. Bin grad' auf dem Gang deiner Dobka begegnet. Sie hat etwas Versiegeltes aufs Zimmer unseres Freundes getragen. Was war das? Sie wollte ich nicht fragen, um dich nicht vielleicht zu beschämen vor deinem Stubenmädchen; ich frage dich selbst. Hast du sie und was hast du geschickt?“

Sieglinde rang die Hände unterm Tisch, sie litt Qualen, und die treue Mutter litt mit ihr, und Gertrud sah die beiden teilnehmend und dann Bertram an, und ihm schien, als spräche sich in ihrem Blick die Bitte aus: Kommen Sie ihnen zu Hilfe.

Da konnte er nicht widerstehen und sagte mit bittersüßem Lächeln: „Die Baronesse sammelt ohne Zweifel Autographen und hat mir ihr Album geschickt.“

„Ja — ich werde auch — aber“ . . . Sie kam nicht weiter, Thränen erstickten ihre Stimme. Sie stand auf und warf sich weinend in die Arme ihrer Mutter, die ebenfalls aufgestanden und ihr entgegengegangen war. Leise und unverständlich flüsterten sie miteinander. Weißenberg führte seine große Theetasse an den Mund und setzte sie erst wieder ab, als die Baronin und Sieglinde auf ihre Plätze zurückgekehrt waren.

„Lieber Vogelweid,“ nahm die Hausfrau das Wort, „meine Tochter wird Ihnen selbstverständlich ihr Album schicken, verzeihen Sie, daß es noch nicht geschah.“

„Verzeihen?“

Gertrud erhob den Kopf. Bertram hatte diese Frage mit so bösartiger Ironie gestellt, daß einem bange werden konnte vor ihm. Die Baronin schwebte wieder ein paar Meter hoch über den Parketten und merkte nichts.

„Sie sollten vorher wissen, lieber Freund,“ fuhr sie fort, „daß es eine kleine Kollegin ist, die um einige Zeilen von ihrer berühmten Hand bitten kommt. Sieglindchen dichtet.“

„Ob ich mir nicht so was gedacht hab',“ rief Weißenberg verdrießlich aus. „Sie spielt ja schon seit einiger Zeit alle Farben, wenn jemand sagt: Poet oder lyrisches Gedicht.“

„Bisher,“ setzte die Baronin hinzu, „haben nur die Augen der Mutter auf den jungen Geistes- und Gemütsblüten des Kindes geruht.“

„So? die eigenen hat das Kind dabei zugemacht, es wird ihr im Schlaf gekommen sein,“ brummte Hugo, sagte sich aber im stillen: sie spricht gut, meine Frau.

„Sieglindchen ist so bescheiden, so ängstlich. O Mutter, wenn ich nur Talent habe, klagt sie oft gar rührend. Ich weiß nicht, ob ich weiter dichten soll. Nach schweren Kämpfen hat sie sich entschlossen, ihnen die Entscheidung zu überlassen. Lesen Sie, prüfen Sie ernst und gewissenhaft, raten Sie, soll sie weiter dichten oder nicht.“

„Wenn sie nicht ein Riesentalent hat, nein!“ erklärte Weißenberg. „Dichten ist heutzutage Männersache. Ja, schau du nur!“ rief er Bertram triumphierend zu. „Wund're dich, daß ich das weiß. Du glaubst, man liest nicht bei uns. Sehr gefehlt. Das Interesse für Litteratur ist auch in Obositz erwacht.“

„Seit wann denn? fragte Vogel kleinlaut.

„Seitdem du berühmt geworden bist. Ich werde doch deine Überblicke lesen.“

Jetzt kommt auch er mit den Überblicken, dachte Bertram. Daß ich mir die Rute binden mußte!

Hugo stimmte bei: „Anregend. Jawohl, aber die Bücher, die du lobst, darf eine



Belisar. Von Luigi Nono.

anständige Frau nicht lesen." Er nahm keine Notiz von dem lauten Widerspruch aller: „Nicht lesen! Die Litteratur ist in einer großartigen Reform — der Rückkehr zur Männlichkeit aus weibischer Versumpfung, begriffen — sagt Vogelweid. Und ich sag: Bravo! Jetzt ist die Männerlitteratur dran. Will meine Tochter mitthun? will sie Bücher schreiben, die ihre Mutter nicht lesen darf?" fuhr er Sieglinde an.

Die und die Baronin blieben stumm vor Verwirrung über diesen heftigen Ausfall, nur Gertrud widersprach:

„Aber, lieber Onkel!"

Bertram horchte hoch auf, verneigte sich gegen sie und sagte: „O, wie recht haben Sie, mein verehrtes Fräulein!"

Da wurde sie gleich wieder verlegen: „Warum denn? ich habe ja nichts gesagt."

„Doch! Sie haben gesagt: Aber, lieber Onkel! Ich wiederhole: Aber, lieber Hugo!"

„Kann nicht helfen, Mulier taceat in ecclesia! Daß nach diesem Worte gethan wird, das erhält die Kirche groß. Wären die Frauen auch in der Litteratur nicht zu Wort gekommen, wäre auch die Litteratur groß geblieben."

„O lieber Freund, es ginge der Kirche schlecht, wenn sie auf die Frömmigkeit der Männer allein angewiesen wäre, und der Litteratur ging's schlecht, wenn ihr die Frauen ihr Interesse entziehen würden."

„Das sollen sie auch nicht. Nachbeten sollen sie, aber nicht vorbeten, nicht in ecclesia, nicht in litteris."

„Einige Vorbeterinnen möchte ich doch nicht missen," versetzte Bertram. Ihm schwoll die Galle, weil er nun doch in ein litterarisches Gespräch hineingeraten war, und als der Freund schlagfertig entgegnete:

„Ausnahmen bestätigen die Regel," sprach er gereizt:

„Stehende Redensart. Unsere Rede soll nicht stehen, sie soll wenigstens fließen, wenn sie nicht sprudeln kann." Er wirbelte an seinem Schnurrbart: „Sie schreiben also, Baronesse?"

„Ich schreibe nicht, ich dichte," verbesserte sie weinerlich.

„Sie dichten und wollen gedruckt werden. ‚Hat er es einmal aufgeschrieben, will er, die ganze Welt soll's lieben,' sagt Goethe. Das ist ein Unglück, wissen Sie; eine unselige, weitverbreitete Krankheit. Die Vielschreiberei ist epidemisch geworden. Das Skelett im Hause ist heutzutage — das Manuskript. Es fehlt nirgends, nicht in den Schreibtischen der Erlauchten, nicht in der Lade des Krämers, nicht im Pult des Studenten und des Schulmädchens, nicht im Arbeitskorb der Näherin. Alles schreibt, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind!"

„Das wußten wir in unserer unschuldigen Abgeschiedenheit freilich nicht. Sie setzen mich in schmerzliches Erstaunen, Vogelweid," sagte die Baronin offenbar verletzt. Sieglinde glühte wie eine Feuerlilie, und Gertrud, fast so rot wie sie, senkte den Kopf und beschäftigte sich eifrig mit einer Häkelarbeit, die sie aus ihrer Tasche gezogen hatte.

Bertram stieß einen schweren Seufzer aus: „Naturerscheinung, alles Naturerscheinung. Du hast recht, Hugo. Das schreibt und schreibt und will berühmt werden. Es ist die Zeit, in der jedes Individuum sich selbst vergöttert, nach Vergötterung lechzt. Es ist aber auch die Zeit, in der der Socialismus in breiten Kolonnen anrückt, sein ungeheures Prokrustesbett hinstellt und den Genius und den Trottel, den rastlosen Arbeiter und den Faulenzer, den Asketen und den Lüstling, nebeneinander einpfercht als Genossen und als gleichwertige Knechte der unumschränkten, unfehlbaren Tyrannin: die Gesellschaft. Dann wieder eine andere Strömung: Keine Gesellschaft! kein Staat! keine Gesetze. Jeder sein eigener Lykurg. Egoismus das einzige Menschenrecht, Nächstenliebe Fluch und Verderben. Und wie viele andere Strömungen noch! Und jede in den Augen ihrer Vertreter der alleinig zur Überschwemmung der Welt berufene, die Zukunft befruchtende Nil! Mit täglich wachsender Furie platzen sie aufeinander — bäumen sich zu Gischtsäulen empor ... Wartet nur, wartet, bis die rasenden Naturgewalten verheerend losbrechen. Die Stunde kommt. Wie es jetzt in der Welt aussieht, so hat es immer ausgesehen vor dem Untergang einer Civilisation!"

Während er diese Rede hielt, starrte er unverwandt vor sich hin in den Garten. Weil aber Sieglinde ihm gegenüber saß, schien sein Blick auf ihr zu ruhen. Der Ärmsten war, als ob sie mit heißen Nägeln an die Pfeiler der Veranda genagelt würde.

Weißenberg hatte dem Freunde fortwährend seine Zustimmung zu erkennen gegeben, jetzt sagte er, wie einer, der seiner Sache zwar nicht sehr sicher ist, den Kampf aber um keinen Preis aufgeben will, zu seiner Tochter:

„Siehst du, siehst du, das alles kommt von der Dichterei.“

„Oder die Dichterei von alledem, und sie ist krank und faul, wie wir selbst,“ versetzte Bertram.

Gertrud erhob den Kopf und lachte: „Sie scheinen zur Übertreibung geneigt, Herr Vogel.“

Sie hatte ihn angesprochen. Endlich! Er verneigte sich so freudig, als ob sie ihm die größte Schmeichelei gesagt hätte: „Ja, ganz gewiß! Ich übertreibe, ich bin übertrieben, im Treibhaus wird man übertrieben.“

Er wurde auf einmal ungeheuer vergnügt, faßte himmelhohe Hoffnungen und entwarf traumhaft schöne Zukunftspläne. Sein hitziger Ausfall von vorhin erschien ihm jetzt wie ein Bombenattentat auf die armen Damen. Er wollte ihn vergessen machen, wollte unterhalten, liebenswürdig sein, gefallen mit einem Wort. Es gelang ihm, er hatte davon eine bestimmte Empfindung und wurde immer heiterer und sprühte Geistesfunken, denen eine so zündende Kraft innewohnte, daß selbst Sieglinde, die seit dem heißen Guß, der über sie ergangen war, mehr einer gebadeten Maus als einer begeisterten Dichterin und stolzen Baronesse gleich gesehen hatte, sich zu einigen Witzchen und Späßchen aufraffte, die belacht wurden. Ihre Eltern waren selig. Einen solchen Abend hatte man in Obositz nie erlebt.

Beim Gutenachtwünschen war Bertram noch voll Begeisterung. Er drückte beide Hände Weißenbergs, nannte ihn zum hundertstenmale seinen Wohlthäter und dankte ihm mit überströmendem Gefühl, er küßte die Hand der Baronin und die Sieglindens und hätte gar zu gern auch die Gertruds geküßt; er ging auf sie zu. Aber sie erriet seine Absicht und wich ihm aus, und so küßte er denn noch einmal die Hand der Baronin.

„Sie sind groß, Vogelweid,“ sprach die edle Frau. „Nein, nein, deprezieren Sie nicht, Sie sind groß . . . Morgen um neun Uhr unter den Platanen. Dort erwarte ich Sie, Vogelweid,“ setzte sie rasch und mit leisem Flehen hinzu.

XIII.

Wenn das nicht ein Stelldichein war, dann hatte Bertram sein Lebtag keines gehabt. Was sie nur von ihm wollte, diese Frau? Wie sie ihm die Nerven angriff mit ihrem ewigen Gewisper: „Ich muß Sie sprechen, bleiben Sie bei mir.“ In welch ein Wespennest war er geraten! Blind hätte er sein müssen, um nicht zu sehen, daß die beiden jungen Damen, als er gegen die Vielschreiberei wetterte, Butter auf dem Kopfe gehabt hatten. So trug denn auch sie, der sein Herz zujauchzte, im geheimen blaue Strümpfe . . . Auch sie, wie merkwürdig! An ihr kam die „Naturerscheinung“ ihm nicht so widrig vor wie an anderen, er — konnte sich Gertrud mit der Feder in der Hand denken, ohne daß der alte Raubvogel sich in ihm regte. O wie liebte er sie schon! Liebte sie bis zum Verleugnen seines tiefst eingewurzelten Vorurteils!

In seinem Zimmer angelangt, setzte er sich an den Tisch. Zur Arbeit, zur verpönten! Er riß die schneeweiße Umhüllung von dem Buche, das Sieglinde ihm geschickt hatte. Ein prachtvoller Einband kam zum Vorschein, vergoldete Beschläge, Monogramm, Freiherrnkrone.

Auf der ersten Seite begrüßte den Leser das in moderner Steilschrift hingemalte Motto. Wo mochte Sieglinde die Verse aufgestöbert haben? Sie kamen Bertram nicht ganz unbekannt vor:

> Wenn einst durch ein centralisch Feuer
> Dieser große Planet zerspringt,
> Sitzt noch der Dichter mit der Leier
> Auf dem letzten Stein — und singt.

Mit ihm um die Wette sang die Dichterin von Obositz und besang ihren Gesang und schrieb gewissenhaft unter jedes ihrer Lieder, wann und wo es gesungen worden war. „Am Neujahrstage, in der Kaffeeküche,“ „Am 10. März, im Gemüsegarten,“ „Am 9. April, um sechs Uhr früh, im Bette;“ und an allen diesen Orten hatte Sieglinde zur Harfe gesungen. Aber Bertram wollte während seines Erdenwallens von Harfen nichts mehr hören; er blätterte weiter in dem schönen Buche und stieß auf eine Leier (o je — eine alte Bekannte!),

die gestimmt wurde. Auf Seite 7 zu einer hohen, himmlischen, auf Seite 8 zu einer ordinären, häuslichen Feier. Da hatte er genug. Ernstlich prüfen — diese Lyrik? Anker werfen in einem Lavoir! Warum nicht gar!

Er riß Hagens dickes und schmutziges Manuskript an sich. Die Schrift war fuselig und liederlich; Form und Inhalt waren genau so, wie Bertram sie erwartet hatte. Mit Widerwillen las er eine Weile und fluchte dabei halblaut: „Hysterischer Schweinigl!"

Auf einmal fuhr er zusammen. An der Thür hatte es geklopft. Wer ist's? — Ein Todesschrecken lief ihm durch die Glieder. Wär's denkbar? — Er hielt den Atem an, er hatte Lust, die Lampe auszulöschen. Es klopfte wieder, laut und kräftig.

„Ich schlafe schon," schrie er außer sich.

„Spaßvogel," antwortete eine wohlbekannte, o Wonne, o Glück! eine männliche Stimme. Er sprang auf, er öffnete die Thür vor dem Freunde.

„Warum sperrst du dich denn ein wie eine Comtesse?" fragte der. „Hast du denn kein Vertrauen zu unserm Burgfrieden?" Er hatte eine geheimnisvoll sieghafte Miene und trug ein großes, viereckiges Paket unter dem Arme. Damit schlug er auf den Tisch, daß es einen Knall gab, wie von einer schnalzenden Kinderklatsche.

„Um Gottes willen," sprach Bertram, „das ist Papier!"

„Ja," sagte Hugo und setzte sich. „Ich bin nicht zu Ende mit den Überraschungen, die größte stand dir noch ins Haus, da ist sie. Noch einmal wurde das Paket mit beiden Händen ergriffen und damit auf den Tisch geschlagen, daß es noch lauter knallte:

„Ich habe ein Lustspiel geschrieben."

„Du?"

„Ich und kein anderer! Dir zu Lieb' und Ehr'. Du schreist ja beständig nach einem Männerstück, einem Lustspiel nur für uns Männer. Da ist eins. Da hast du's. Zum Kuckuck, das wird dir stark genug sein."

Bertram brachte kein Wort hervor. Er saß da mit weit aufgerissenen Augen und betrachtete den Freund, wie er den alten, bis zur Decke reichenden Schrank dort an der Wand, mit seinen armdicken, gewundenen Säulen betrachtet haben würde, wenn der sich plötzlich auf die Kanten seiner plumpen Füße gestellt und angefangen hätte, zu tanzen und zu pirouettieren.

„Du wunderst dich," rief Weißenberg. „Das hättest du mir nicht zugetraut. Nun — ich mir selbst nicht. Jetzt schau nur, daß sie mir's aufführen am Burgtheater . . . Um den Erfolg ist mir nicht bange. Ich weiß nur nicht" — er fuhr mit der Hand etwas ratlos über seine Glatze, „ob ich mich entschließen werde, herauszukommen, wenn sie mich rufen."

„Wir haben jedenfalls noch Zeit, darüber nachzudenken."

„Die haben wir. Jetzt heißt's vor allem anderen: Schweigen. Schweigen wie das Grab. Du schwörst? — Gut. Begreifst ja, meine Frau, meine Kinder dürfen keine Ahnung haben, daß ich etwas so Starkes . . ." Er unterbrach sich und streichelte liebevoll sein Manuskript.

„‚Don Juan am Lande' heißt's."

„Am Lande. So?"

„König Lear, Hamlet, Romeo und Julia auf dem Dorfe haben wir. Jetzt kommt ein Don Juan dazu. Das ist ein Kerl!" Weißenberg schmunzelte schon beim Vorlesen des Personenverzeichnisses und schüttelte sich vor Lachen, als sein Held im ersten Auftritt drei betrogene Ehemänner durchprügelte.

Bertram bemühte sich, wenigstens die Karikatur eines Lächelns hervorzubringen und sagte: „Was du für lustige Einfälle hast — es ist zum Weinen." Und als der erste Aufzug schloß, ermannte er sich zu dem tiefsinnigen Ausspruch: „Das war also der erste Akt."

Weißenberg hatte eine kleine Anwandlung von Verlegenheit: „Gib acht, jetzt kommt der zweite."

Bertram bog sich zurück im Fauteuil, hielt die Lehnen fest und hob die Augen zur Decke, wie jemand, der entschlossen ist, eine Zahnoperation tapfer auszuhalten. Der „zweite" ging vorüber, und der Zuhörer wußte wieder nichts anderes zu sagen als:

„Das war also der zweite Akt."

Hugo war etwas zaghaft geworden: „Nun, wie findest du's?"

Der Kritiker kämpfte einen schweren Kampf. Sein feines, blasses Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck. Das nervöse Zucken, das seit der Abreise von Wien verschwunden war, stellte sich wieder ein.

„Wie findest du's?" fragte Weißenberg abermals, und Bertram ergriff beide Hände des Freundes, drückte sie unendlich liebevoll und sprach aus der Fülle der Ueberzeugung:

„Niederträchtig!"

Die großen Hände, die er mit den seinen vergeblich zu umklammern suchte, entzogen sich ihm. Das war alles. Von den Lippen des Freundes kam kein Laut. Nach einer Weile erst wagte Bertram ihn anzusehen, und wandte die Augen sogleich wieder ab, der Anblick that ihm zu weh. Sein Recensentenamt mußte aber dennoch gewissenhaft ausgeführt werden.

„Dein Stück ist roh und unsittlich," sprach er, „das Gegenteil von allem, was du selbst bist. Einen besseren Beweis dafür, daß du gar kein Talent hast, gibt es nicht. Unser Talent ist der Ausfluß unseres ureigensten Wesens, ist sein tiefster und höchster Ausdruck."

„Talent? Lieber Gott," murmelte Hugo eingeschüchtert. „Ich mache ja gar keinen Anspruch auf so was."

„O, wenn du mir weniger lieb wärst, wenn ich dich weniger schätzte und verehrte, ich würde mich nicht verpflichtet fühlen, dir die Wahrheit zu sagen und damit dir und mir weh zu thun!"

Das war keine Phrase. Mit Schmerz sah der Delinquent, daß sein Richter mehr litt als er: „Weh thun, was dir einfällt!"

„Flunkere nicht. Es thut immer weh, wenn einem eine Hoffnung zerstört wird."

„Lächerlich — einem Oekonomen. Dem werden ganz andere Hoffnungen zerstört, und er muß sich's gefallen lassen."

Bertram rückte ganz nahe zu ihm heran und sprach im Tone einer Mutter, die ihr Kind ermahnt, es zugleich aber zu trösten sucht über die Ermahnung: „Das Stück ist nicht einmal ganz von dir. Du hast — Ehrlichster der Ehrlichen — du hast gestohlen — was für ein gottverfluchtes Ding ist doch die Litteratur, wozu verleitet sie! Du hast für dein Lustspiel (es paßt hinein wie ein junger Tiger in eine Bocksfamilie), eine ganze Scene aus der Macht der Finsternis von Tolstoi gestohlen."

Hugos mächtige Adlernase erglühte viel tiefer, als die Wangen seiner Tochter je erglühen konnten: „Merkt man das?" fragte er beschämt.

Aus unserer Studienmappe:



Studie von L. Bokelmann.

„Leider, oder sagen wir — zum Glücke! Ich freue mich, daß sich diese Sachen nicht in dir gestaltet haben; das ist kein Vergnügen, so gräßliches zu . . ." Er hielt inne und blickte dem Freunde tief in die Augen: „Du nimmst mir meine Aufrichtigkeit gewiß nicht übel?"

„Im Gegenteil, ich bin dir dankbar," erwiderte Weißenberg ohne eine Spur von Groll, aber recht bekümmert. Er stand auf und packte mit der mechanischen Sorgfalt eines ordnungsliebenden Mannes sein Manuskript wieder in den Umschlagbogen. Dem ist jetzt, als ob er einen lieben Toten ins Bahrtuch hüllen würde, dachte Bertram und wurde schwach:

„Laß es da," sagte er, „vielleicht macht sich's gegen das Ende besser."

„Nein, da grad' nicht. Das Ende geht mir nicht recht zusammen. Ich habe mich aufs Vorlesen verlassen und gemeint, dabei fällt mir noch allerlei ein. Statt dessen ist mir aber allerlei herausgefallen. Merkwürdige Sache das, mit dem Vorlesen. Die eigne Stimme schon übt Kritik . . . Na," seufzte er voll Resignation, „ich hab' mich halt blamiert. Versprich mir noch einmal: kein Wort davon gegen irgendwen. Es ist eine Dummheit, aber ich bitte dich — versprich mir's."

„Wie kannst du glauben?" rief Bertram mit zärtlichem Vorwurf.

„Versprich's doch — "

„Ich versprech's."

„Du wirst nicht einmal dran denken, es vergessen."

„O wie gern!"

„Dank' dir. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Er ging, und Bertram wischte sich die Stirn, auf der die hellen Schweißtropfen perlten. Das war ein Stück Arbeit, das er da vollbracht, indem er dem Freund, dem Wohlthäter erbarmungslos seine Meinung gesagt hatte.

An der Thür hielt Weißenberg an, kehrte um und blieb zwei Schritte vor Bertram stehen: „Noch einmal ehrlich," sprach er, „Mann gegen Mann, bin ich in deinen Augen gesunken?"

„Gesunken? Du? Nie höher gestanden, Mensch ohne Eitelkeit, guter, lieber Alter!"

XIV.

Als Bertram am nächsten Morgen erwachte, schlug die Schloßuhr acht, und Simon trat zum zweitenmale ins Zimmer. Er war schon vor einer halben Stunde dagewesen und hatte den Herrn Doktor noch fest und süß schlafend gefunden. Hatte der Herr Doktor das „Schpektakel" gehört in der Nacht? das Horn des Feuerwächters, das Gerassel der Spritzen und Wasserwagen, das Geschrei der Leute? Mit der Überlegenheit eines Menschen, der etwas erlebt hat, während der andere ruhig im Bette lag, erzählte Simon, daß ein großes Feuer gewesen war. Der entlassene Ochsenknecht, der schlechte Kerl, hatte es gelegt. Ein Meierhof war abgebrannt, die Mutter des Schaffers und sein kleinstes Kind wären bei einem Haar mit verbrannt. Aber der Herr Baron hat sie mit eigener Lebensgefahr gerettet.

Bertram war aufgesprungen, hatte hastig einige Kleidungsstücke angethan und wollte auf und davon — zum Freunde, zum Feuer.

„Der Herr Baron sind aber wieder da und schlafen jetzt, und Feuer ist keins mehr," sagte Simon innerlichst zufrieden mit dem Effekt, den er hervorgebracht hatte. Er redete Bertram zu, Toilette zu machen und zu frühstücken, und Bertram übergoß sich mit kaltem Wasser und rief:

„Mein Freund im Feuer, mein Freund in den Flammen, und ich lieg' da und schnarche. O Simon, Simon! warum haben Sie mich nicht geweckt!"

Wecken? Jekerle, wo hätte Simon die Zeit dazu hergenommen? Er war ein paarmal in der Nacht zur Brandstätte gelaufen, der Frau Baronin Nachricht zu bringen, die bei ihrem Sohne wachte und in großer Angst gewesen ist um Hagen, weil er fieberte, und um den Herrn Baron, weil sie schon weiß, wie der ist, wenn's brennt.

„Tummeln sich, bitte," schloß er, „die gnädige Frau Baronin haben grad wieder nach Herrn Doktor gefragt und warten auf ihn im Garten."

Das Stelldichein gab sie also nicht auf, die Unselige! Ein Verbrechen war begangen, es war Feuer gelegt worden. Ihr Sohn hatte Fieber gehabt, ihr Mann in

Lebensgefahr geschwebt, ihres Stelldicheins vergaß sie über alledem nicht!

O Weiber! Weiber! — Mächtig ergriff ihn Schopenhauerische Indignation gegen das treubrüchige, breithüftige, leichthirnige Geschlecht.

Sie wünschen ein Rendezvous, Madame? Sie sollen es haben!

Mit schroff ablehnender Miene erschien er eine Viertelstunde später unter den Platanen. Baronin Weißenberg erwartete ihn. Sie trug ein Morgenkleid aus Battist mit Spitzen und Stickereien und hellgrauen Schleifen. Auf ihren etwas altmodisch, aber hübsch frisierten Haaren saß ein allerliebstes Häubchen. Ihre Gesichtsfarbe war wie gewöhnlich frisch und rosig, aber ihre Augen hatten etwas Verschleiertes, sie schien geweint zu haben.

Bertram begrüßte sie und fing sogleich an vom Feuer zu reden, in so barschem Tone, als ob sie es gelegt hätte. Die arme Frau war ganz eingeschüchtert und ihr Mund verzog sich krampfhaft.

„Hugo hat keinen Schaden genommen, dem Himmel sei Dank. Er exponiert sich bei solchen Gelegenheiten immer entsetzlich. Alles Lebendige ist gerettet, und das Gebäude war versichert," sagte sie und blickte hilflos und wie suchend umher. „Man kann heutzutage nicht vorsichtig genug sein."

„Da haben Sie wohl recht, assekuriert muß man sein, und ich leichtsinniger Thor habe noch nicht gefragt, ob diese so notwendige Maßregel in Vogelhaus getroffen wurde," rief Bertram. „Entschuldigen Sie, wenn ich keinen Augenblick länger zögere, mir Gewißheit darüber zu verschaffen." Er stand auf.

„O Vogelweid, wie grausam Sie sind! Ja, ja, das ist Grausamkeit!" wiederholte die Baronin und lehnte sich völlig gebrochen an die Gartenbank: „Sie müssen doch ahnen — ein Mann wie Sie! . . . Und statt mir mein schweres Geständnis zu erleichtern — ein Geständnis, das zu thun so beschämend" . . .

„Wie wär's, wenn Sie sich's ersparten?" fragte Bertram kalt und spöttisch.

„Gut wär's, wenn ich's könnte, aber ich kann nicht. Ich bin zu Ende mit meiner moralischen Kraft . . . In drei Nächten kein Auge geschlossen. Heute die dritte Nacht, die schrecklichste von allen. Mein Sohn im Fieber, mein Mann im Feuer, ich in Höllenqualen . . . O Vogelweid, ich rufe Ihre Hilfe an. Schwören Sie mir, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden."

„Wozu schwören, was sich von selbst versteht?" erwiderte er, aber sie gab nicht nach.

„Ihre Hand darauf!" und sie reichte ihm ihre Rechte hin, ihre schöngeformte, weiße Rechte, die er drückte und bewundern mußte, obwohl ihm graute und er sich vorkam wie ein Zolaischer Held.

„Zuerst, was mich zum Teil wenigstens, entschuldigt," sagte Bertha hastig und beklommen. „Ich habe Phantasie —"

„Seit wann?"

„Ich werde sie wohl immer gehabt haben, ich bemerkte es nur nicht. Ich bin jetzt so allein. Hagen ist auf dem Gymnasium, Lindchen lernt oder dichtet, die Poesie ist eine einsame Kunst. Meinen Mann sehe ich oft wochenlang nur bei den Mahlzeiten. Das gibt dem besten ehelichen Verhältnis einen gewissen Anstrich, ich möchte ihn einen prosaischen Anstrich nennen. Ich aber habe doch auch poetische Bedürfnisse."

„Seit wann?"

„Seitdem ich mehr lese —"

„Da haben wir wieder die verfluchte Litteratur!" murmelte Bertram.

„Und wenn man viel liest und wenn man viel allein ist und wenn man Phantasie hat, träumt man und bildet sich allmählich ein Ideal, ein Urbild alles Schönen, alles Vollkommenen. — Man gibt diesem Urbild einen Namen und versetzt ihn in bestimmte Verhältnisse — und sich an seine Seite — und — was dann vorgeht, malt man sich aus —"

„Aha!" Die Brauen Bertrams zogen sich dräuend zusammen und er kreuzte die Arme über der Brust.

Die Baronin zitterte: „O, wie unerbittlich Sie aussehen, Vogelweid. Mitleid! Mitleid! Ich habe es zu Papier gebracht. Erbarmen Sie sich, ich habe einen Roman geschrieben."

„Einen Roman haben Sie geschrieben?" Er atmete, er jubelte auf. Ihm war zu Mute wie dem treuen Heinrich, als die Eisenringe, die ihn umpanzert hatten, sprangen. „Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen," flehte er und that es

stürmisch: „Sie Wunderbare! Nie hätte ich's für möglich gehalten, daß ich in Entzücken geraten könnte, weil eine Dame einen Roman geschrieben hat!"

Bertha lächelte wehmütig und blieb beklommen. „Entweder überschätzen Sie meine Leistung, oder andere unterschätzen sie. (Als sie das sagte, dachte sie selbst: Ich spreche gut.) Mein Manuskript erfuhr manche Zurückweisung. Es gelangte zuerst an die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse.'"

„Es gelangte — das heißt, daß Sie es hingeschickt haben."

„Nun ja, mit einem sehr, sehr höflichen, ich darf sagen, einem demütigen Brief."

„Wehe!" sprach Bertram.

„Nach einiger Zeit kam meine Sendung zurück. Die Herren schrieben, daß sie für drei Jahre mit Romanen versorgt sind. Nun wandte ich mich an die ‚Alte Presse,' an die Tageblätter — dieselbe Antwort. Alle diese Zeitschriften haben Romanvorrat für drei Jahre. Ach! es wird doch viel geschrieben!"

„Das wäre nicht so schlimm," versetzte Vogel, „schlimmer ist, daß das Geschriebene ein Gedrucktes werden will ... O, Frau Baronin, sehen Sie, ich an Ihrer Stelle würde eine leuchtende Ausnahme machen; ich ließe nichts drucken — just nicht."

„Wenn es noch in meiner Macht stände, Freund! Aber ich bin schändlich hintergangen worden. Just Carolus ..."

Bertram schrie auf: „Just Carolus? Wie kommen Sie zu dem?"

„Er annoncierte vor einem halben Jahre die Gründung einer neuen Zeitschrift, lud zur Einsendung von Beiträgen und ..."

„Und besonders zum Abonnement ein."

„Ganz recht. Ich schrieb, ich sandte meinen Roman und erhielt einen Brief. Vogelweid, ich bin eine glückliche Frau, aber der Tag, an dem dieser Brief kam, war doch einer der schönsten meines schönen Lebens, ein Ausbruch der Bewunderung der ganze Brief. Carolus stellte mich in eine Reihe mit Heyse, Keller und Meyer. Ihr Manuskript, schrieb er, ist von der Lesekommission einstimmig angenommen worden."

„Aus dem einfachsten aller Gründe — sie hatte nur eine Stimme."

„Er wollte seinen ersten Jahrgang mit mir eröffnen. Mein Herz quoll über, ich antwortete in Ausdrücken, ich bekenne Ihnen alles, Vogelweid, es werden wohl überschwängliche Ausdrücke gewesen sein. Nach so bitteren Enttäuschungen ein solcher Erfolg. Carolus steht im Kürschner an der Spitze einer langen Reihe von Werken. Ich verehrte ihn, ich pries ihn, er ragte als Halbgott in meinem Herzen."

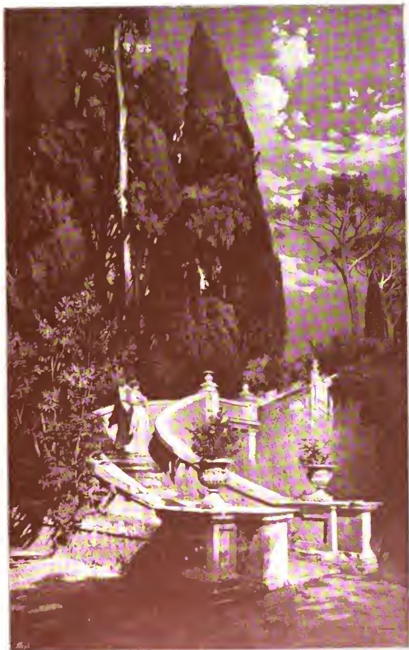
„Ja, das ist so! Es schmeichle einer nur unserer Autoreneitelkeit und wir sind zu jeder Selbsterniedrigung bereit. Baronin, daß Sie in diese Falle gingen!"

„Richten Sie nicht, Vogelweid, helfen Sie. Ich bin in einer furchtbaren Klemme. Er bat um meine Photographie, ich schickte sie ihm mit einer Widmung ... und dann denken Sie, nannte er mich: Erhabene Schloßfrau, angebetete Herrin."

„Sie haben ihm gewiß auf dem schönen Briefpapier geschrieben, mit der in Gold geprägten Aufschrift: Schloß Obositz, und der wehenden Fahne mit dem Doppelwappen."

„Mein Gott, ja. Und nun hält er mich für eine Millionärin, spricht von den Kosten, die das Gründen einer Zeitschrift verursacht, und ich soll eine Aktie zu zehntausend Gulden nehmen. Und ich habe nur ein ganz kleines Vermögen, das Hugo verwaltet. Ich konnte das Geld nicht geben, ich mußte es gestehen. Seitdem hat Carolus den Ton geändert, er schmeichelt nicht mehr, er droht ... Womit am ärgsten? Mit der Veröffentlichung meines Romans! Damit, behauptet er, macht er mich lächerlich vor der ganzen Welt. Er droht auch, meinem Manne meine Photographie mit jener Widmung und meine Briefe — Liebesbriefe nennt er sie — zu schicken. Das sind sie nicht, aber — o, ich bin sehr schuldig! — ich sprach von ungestillter Sehnsucht nach regerem Geistesleben, — von Seeleneinsamkeit. Ich weiß nicht, wessen Hugo fähig wäre, wenn er erführe, daß ich mich an seiner geliebten Seite seeleneinsam gefühlt habe ... Mir schaudert, und ich zittere um den Frieden meiner Ehe ... Ach, Vogelweid! und soeben brachte man mir ein Telegramm auf Hagens Zimmer. Ich habe es noch nicht eröffnet. Eine furchtbare Ahnung sagt mir: es ist von Carolus und enthält mein Schicksal. Himmel, warum mußte ich an einen so elenden Menschen geraten!"

„Das eben ist Ihr Glück im Unglück,



Mondnacht. Nach dem Gemälde von H. Nestel.

beruhigen Sie sich, Baronin. Ich rette Sie, ich habe den Mann in Händen. Einige meiner Kollegen und ich sind vor Jahren durch ihn arg geschädigt worden, und wir haben uns vor seinen Schlichen sichergestellt. In einem gewissen eisernen Schranke bei einem gewissen Advokaten sind Beweise gegen ihn deponiert, die ihn jeden Augenblick ins Kriminal bringen können. Daran will ich ihn erinnern und die Herausgabe Ihres Eigentums verlangen." Er stieß einen schweren Seufzer aus. „Ich will ihm schreiben."

„O Vogelweid, wie dank' ich Ihnen! Aber lesen Sie zuerst das Telegramm."

Bertram öffnete das gefaltete Blatt, warf einen Blick hinein und sprang auf: „Nein," rief er, „nicht schreiben, handeln! Da ist keine Zeit zu verlieren, er will mit dem Zwölfuhrzug kommen, ich geh, ich reite," steigerte er sich, „ihm entgegen, fang' ihn auf auf der Station."

„Kommen? Hierher?" Die große, starke Frau stammelte, erbleichte, ihre Augen wurden starr, sie rang mit einer Ohnmacht. Bertram ermahnte mit Energie:

„Mut, Baronin! Nehmen Sie sich zusammen. Sie dürfen jetzt nicht ohnmächtig werden. Erstens ist es nicht mehr modern, und zweitens müssen auch Sie jetzt handeln." Er erhob die Arme, seine Hände ballten, seine Brust erweiterte sich: „Knapp', sattle mir mein Dänenroß. Geben Sie Befehl, Frau Baronin, daß die Kuh vorgeführt werde. Ich will Ihr Ritter sein, ich fühle das ganze Mittelalter in meiner Faust."

XV.

Bertram lief ins Schloß, um seine Morgenschuhe mit Reitstiefeln zu vertauschen, bei einem Haar hätte er Sporen angeschnallt. In den Sattel stieg er nicht, sondern schwang er sich und ergriff die Zügel mit solcher Entschlossenheit, daß die Kuh die Ohren spitzte. Aber das imponierte ihm mit nichten. Spitze du, dachte er, ich sitz' das aus. Hier bin ich Mann und nicht Schreiber! Munter und kühn trabte er vorwärts und traf eine Viertelstunde vor dem Zuge auf der Station ein. Die Kuh war dort eine bekannte Persönlichkeit. Sie wurde bei besonderen Anlässen, dem Aufgeben und in Empfang nehmen von Geldbriefen und dergleichen vom Postboten herübergeritten, und während der seine Gänge besorgte, in den Schuppen eingestellt.

Das geschah auch heute auf die freundliche Einladung des Herrn Expeditors, sie erhielt Gastfreundschaft für den Nachmittag, und Bertram ließ ihr zur Unterhaltung ein Bündel Heu vorsetzen. Dann trat er an den Schalter mit halbgottmäßiger Ruhe — er war freilich der einzige Passagier — und löste zwei Billete erster Klasse, eines zur nächsten Station, eines nach Trzebinia, begab sich auf den Perron und erwartete den Zug. Ein paar Träger schlotterten daher, vorahnend, daß es keine Beschäftigung für sie geben werde. Ein kleines Mädchen barfüßig und zerlumpt, mit verwilderten, staubigen Haaren, brachte auf einem angebrochenen Teller schöne, schwarze Kirschen herbei. Jeder der Träger machte sich das Vergnügen ihr einige davon zu entreißen, und Bertram, der Landessprache unkundig, mußte zu dieser Brutalität schweigen. Aber auch schweigend vollbringt der Hochgemute eine rettende That. Er ging auf die Kleine zu, steckte ihr einen Gulden in die Hand, eine Kirsche zwischen die Zähne und wies mehrmals nacheinander von dem Inhalt des Tellers auf ihren Mund, und von dem Fleck, auf dem sie stand, nach dem Ausgang. Sie lachte, sie begriff, stopfte gleich ein halbes Dutzend der saftigen Früchte in den Mund und rannte davon.

Das Glockenzeichen wurde gegeben, majestätisch fuhr der Zug ein. Aus dem Fenster eines Coupés dritter Klasse neigte sich ein schwarzes Lockenhaupt, das ein riesiger Rembrandthut malerisch beschattete.

„Hierher, Schaffner! hierher!" rief eine dünne Stimme und im nächsten Augenblick erglänzten auf den Stufen des Waggons ein Paar Lackstiefeletten, zwei kurze Beinchen hüpften zur Erde, blieben aber plötzlich steif und regungslos stehen:

„Willkommen, Just Carolus!" sprach Bertram und lüftete den Hut. Der Rembrandt wurde einen halben Meter hoch über das Lockenhaupt gehoben.

„Sie, Herr Vogel, welche Überraschung."

„Wir haben nur eine Minute Aufenthalt! steigen Sie wieder ein und wundern Sie sich später. Die Frau Baronin schickt

mich Ihnen entgegen. Infolge eines Mißverständnisses wurde der Wagen aus Obositz nicht hierher, sondern zur nächsten Station dirigiert. Steigen Sie ein. In dieses, das nächste Coupé!"

„Erste Klasse, so? ach ja, das ist ja sehr aufmerksam von der Frau Baronin."

„Sie haben Gepäck bei sich?"

„Diese Tasche."

„Es ist doch alles drin, was Sie der Frau Baronin mitbringen wollten, ihre Briefe, ihre Photographie?"

„Woher wissen Sie . . ."

„Fragen Sie nicht, steigen Sie ein!" befahl Bertram so kühl und gebieterisch, als ob er auf der Nordbahn zu Hause wäre und zu ihren Machthabern gehörte.

In dem Coupé, in das er Carolus vorantreten hieß, hatte eine ältliche, sehr dicke Dame mit türkischem Gesichtstypus sich häuslich eingerichtet. Ihre Füße ruhten auf dem Sitze ihr gegenüber, der außerdem von einem wundervollen, grauen Affenpintscher eingenommen wurde. Neben ihr stand offen eine Reisetoilette, mit kostbarer Einrichtnng, die verschiedensten Effekten, seidene Decken, Kissen, ein Vermeillebesteck, eine goldene Cigarettentasche, lagen auf den Wagenpolstern umher. Die Luft war etwas dumpf und mit Peau d'Espagne-Düften und denen des feinsten ägyptischen Rauchtabaks erfüllt.

Die Fremde warf den beiden Herren, die sich bescheiden in die Ecken neben dem Eingang gesetzt hatten, einen feindseligen Blick zu, der aber milder wurde, nachdem er Justs Lockenkopf gestreift, auf den er auch öfters und immer freundlicher wiederkehrte, bis er endlich wie gebannt auf ihm ruhen blieb.

Sollte das der berühmte französische coup de foudre sein? fragte sich Bertram.

Carolus aber war zu verwirrt, um den guten Eindruck, den er hervorbrachte, zu bemerken. Ihm wurde bang und bänger in Vogels Nähe. Er war ihm draußen schon furchtbar gewesen, als er mit natürlicher Stimme zu ihm gesprochen hatte, jetzt fand er ihn doppelt furchtbar, als er sich zu ihm neigte und ihm leise zuflüsterte:

„Sie werden mir die Photographie und die Briefe, die Sie bei sich haben, sofort ausliefern, und dann werden Sie eine Vergnügungsfahrt unternehmen nach Trzebinia."

„Warum nach Trzebinia!"

„Diese Gegend ist ohne Reize," sprach die Dame, und statt Justs, an den sie sich gewendet hatte, erwiderte Bertram kurz abbrechend:

„Gänzlich." Er setzte seinen Fuß mit Wucht auf das Füßchen des zierlichen Männleins, neigte sich vor und begann wieder im früheren Tone.

„Sie übergeben mir die Sachen, die ich verlange, auf der Stelle und schicken mir das Manuskript der Frau Baronin morgen nach Obositz oder" . . .

„Oder was? Keine Drohung . . . Ich bitte mir aus" — Carolus hauchte es nur; er hatte sich zurückgelehnt, seine Zähne klapperten. Die Mitreisende betrachtete ihn voll Erbarmen. Sie fand ihn gar zu herzig in seinem sammtenen hellbraunen Künstlerflaus, in seinen taubengrauen Höschen, und unbeschreiblich rührend war ihr der Ausdruck der Qual in seinem interessanten Gesichtchen.

„Ihr Freund befindet sich schlecht," sagte sie und reichte Bertram ein Riechfläschchen: „Bitte, lassen Sie ihn dieses atmen."

„Atmen Sie," rief Bertram, hielt dem bleichen Carolus mit einer Hand das Flacon unter die Nase und nahm mit der anderen ein Päckchen in Empfang, das der Bedrängte aus der Brusttasche gezogen hatte. Die Herren führten ein kurzes Gespräch, das der Lärm des über eine Brücke hinrasselnden Zuges für ihre Gefährtin im Coupé unhörbar machte.

„Sie überfallen mich wie ein Straßenräuber."

„Wie ein Straßenräuber, der über alle Errungenschaften der Kultur verfügt, ja. Wenn Sie mir das," er spielte mit dem Päckchen, ließ es kreiseln zwischen seinen Fingern, „nicht gutwillig anvertraut hätten, würde Ihrer irgendwo unterweges eine bescheidene Empfangsfeierlichkeit gewartet haben."

„In Trzebinia, meinen Sie. Als ob es mir nicht freistände, auszusteigen, wo ich will."

„Unbemerkt nicht. Dafür wäre leicht gesorgt. Ein Passagier erster Klasse, mit Ihrem Äußern, so auffallend hübsch gekleidet, wie Sie immer sind. Ich bin Ihrer sicher,

verlassen Sie den Train, wo es Ihnen beliebt; seien Sie nur gewiß morgen nachmittags wieder in Wien. Mein Advokat, den Sie ja kennen, wird den Auftrag haben, abends bei Ihnen anzufragen, ob das Paket abgeschickt ist."

„Es wird abgeschickt sein," knirschte Carolus. „Aber bei nächster Gelegenheit — machen Sie sich gefaßt". —

„Auf einen Viperstich in die Ferse ist unsereins immer gefaßt — Sie fahren also bis Trzebinia, geehrter Freund," sagte er laut, „und so benützen Sie wohl den nächsten Zug, der Morgen um 7 Uhr 55 Minuten von dort abgeht, zur Rückkehr nach Wien?"

„Nach Wien?" mischte die Dame sich ins Gespräch. „Ich komme von dort, eine charmante, kleine Stadt, dieses Wien."

„Und, gnädige Frau," fragte Bertram, sind auf dem Wege nach?" —

„Nach Hotin."

„In Bessarabien?"

„Meine Güter sind in der Nähe."

„Güter in Bessarabien?" Carolus machte eine rasche Schwenkung auf seinem Sitze und sandte einen Blick voll heißer Sympathie zu der Reisenden hinüber. Sie hatte die Zeit der Reise längst überschritten, und sie hatte sehr schwellende Formen, aber sie hatte eine goldene Cigarettentasche und Ringe von unermeßlichem Werte und eine mit Diamanten besetzte Uhr, und sie kam, wie er bald erfuhr, aus England, wo sie eine Saloneinrichtung für ihr Schloß gekauft hatte, und auch den schönen Affenpintscher. Für fünfzig Pfund — ein Bettel; hundert waren ihr schon für das Prachttierchen geboten worden.

Das Gespräch zwischen Carolus und der Bessarabierin belebte sich immer mehr. Sie nannten einander ihre Namen. Der ihre war ihm unaussprechbar, der seine entzückte sie. Just Carolus. Wie das klang! wie mild und fest, wie edel und gelehrt. Er war gewiß ein Gelehrter. Ihr verstorbener Gatte, der Bojare, wäre auch gern ein Gelehrter gewesen, aber die Verwaltung seiner Besitzungen gab ihm zu viel zu thun, er konnte sich seiner Liebhaberei nicht widmen.

Verstorben der Gatte? O, seliger Bojare, Wohlthäter! Carolus pries sein Andenken. Er bezeigte der gnädigen Dame tiefste Teilnahme und hoffte nur, daß ihr daheim, zu ihrem Troste, liebliche Kinder blühten . . .

Aber nein, sie war kinderlos und stand einsam und trotz einiger Glücksgüter, mit denen der Himmel sie gesegnet hatte, doch recht arm in der Welt.

Die langen Wimpern Justs, seine größte Schönheit, senkten sich und verschleierten seine habgierigen Augen. Er seufzte tief, und auch die Witwe seufzte.

Der Schaffner kam, war mürrisch, entschuldigte sich bei der gnädigen Frau. Er hatte die Herren nicht einsteigen gesehen, er würde ihnen sonst andere Plätze angewiesen haben.

Auch Bertram entschuldigte sich und nahm zugleich Abschied. Er stellte der Reisegefährtin ihr Flacon zurück und reichte Just sein Fahrbillet. Mit Mißvergnügen entdeckte dieser, als er's in die Brieftasche steckte, daß er nur große Banknoten bei sich habe, und am Schalter wird so ungern gewechselt. —

„Sie können mir," sagte er nachlässig, „dreißig Gulden zur Rückreise vorstrecken, Vogel."

„Verdammter Kerl," fluchte Bertram im stillen und suchte in seinem Geldtäschchen: „Ich kann nicht, da sind fünfzehn. Sie werden gegen Ihre Gewohnheit zweiter Klasse fahren müssen."

Die Bojarin erhob Einsprache. Nicht einmal ihre Kammerjungfer durfte mehr zweiter Klasse fahren, seitdem ein deutscher Baron ihr dort einen Heiratsantrag gemacht hatte. In die Gefahr, meinte Bertram, werde Carolus nicht kommen, aber die liebenswürdige Witwe bestand darauf, ihm für alle Fälle aus der Verlegenheit zu helfen.

„Mein Diener hat auf jeder Station meine Befehle einzuholen," sagte sie. „Er führt die Kasse, er wird die Banknote Herrn Justs Carolus wechseln."

Der Zug hielt. Bertram betrat die Plattform im Augenblick, in dem ein großer, bärtiger Russe im Nationalkostüm die Stufen heraufstieg. Er hatte eine wohlgefüllte Geldkatze umhängen und trat mit der Mütze in der Hand an die Thür des Coupés.

Nun gilt's, dein Meisterstück, Just Carolus, dachte Vogel, finde Mittel, die kleinen Banknoten einzustecken und die Abwesenheit der großen zu erklären.

(Schluß folgt.)

Stimmen aus der Höhe.

Von

Reinhold Fuchs.



Wie still der Wald! — Die Lüfte schweigen;
Nur selten sinkt ein Blatt vom Baum,
Und funkelnd schwebt der Sternenreigen
Im Himmelsraum.

Auf einmal da welch' fernes Rauschen,
Welch' leises Rufen durch die Nacht? —
Im Hain die dunkeln Wipfel lauschen,
Vom Schlaf erwacht.

Zugvögel sind's, die nach dem Süden
Fortwandern das Gebirg entlang;
Im Fluge läßt sie nicht ermüden
Der Sehnsucht Drang.

In dunklen Weiten, nebelgrauen,
Liegt der ersehnte Palmenstrand,
Sie aber grüßen voll Vertrauen
Der Hoffnung Land.

O dräng' ihr Ruf aus nächt'gen Lüften
Zu allen, die, des Zweifels Raub,
Fortwanken trauernd zwischen Grüften
Im Erdenstaub! —

Ihr Vöglein, Glück auf euren Bahnen! —
Wohl ist es Herbst; das Laub verdorrt,
Doch tröstend klingt mir euer Mahnen
Im Herzen fort.



Eine Besteigung des Urirotstocks.

Skizze von

J. C. Heer-Zürich.

Mit acht Illustrationen.

Wir saßen zu dreien in der schwerfälligen Urnernaue, die ein wetterharter Fährmann von der Tellskapelle über die tiefgrüne Bucht von Uri gegen die wenigen Häuser von Isleten am schluchtartigen Eingang des Isenthales hinüberruderte.

Drüben vor dem Erfrischungspavillon, der wenige Schritte seeabwärts von der Tellskapelle steht, winkten zwei mutwillige Mädchen mit ihren Tüchern. „Mit Glück, ihr Heere, mer wei denn more morge mit em Feerglas lüege, ob er uf em Urirote stöhnd: B'hüet ech Gott."

Unmittelbar über unserem Boot erhob sich die unvergleichliche Hochwarte des Vierwaldstättersees mit ihren Felsengipfeln und ihrem Firnfeld, das wie ein silberner Schild in die östliche Schweiz leuchtet; dafür, daß wir sie erreichen würden, nahmen wir die Grüße der Tausendwöchigen und den blauen Sommerhimmel als gute Wegzeichen.

Die Naue legte da am Fuß des Berges an, wo aus dunkler Schlucht der Isenbach in den See hervorbricht. Das reizende Naturidyll ist durch die Reste einer ehemaligen Fabrikanlage entstellt, in der während des Baues der Gotthardbahn das Dynamit für die Sprengung der Tunnels hergestellt wurde. Wie ein Tintenklex in einem jener stimmungsvollen Alpenbilder von Calame nehmen sich die verlotterten Gebäude mit den Hunderten von Schwefelsäureflaschen in dem herrlichen Naturrahmen aus.

Wir durchschreiten die Fabrik, steigen den Weg empor, der sich steil an einem Stützpfeiler des Urirotstocks hinanwindet. Das Gelände hält Mittagsruhe, nur die weißen Strahlen der Sonne spielen im Tannengrün und Buchenlaub und die Hummeln summen. Durch das Astwerk der verwitterten Kiefern fällt der Blick je und je hinab auf den tief zwischen den Felsen träumenden See und ins nebelblaue Thal der Reuß, die wie eine silberschuppige Schlange dem See entgegenzieht.

Heiß ist's, man wirft sich gern ins tiefste Wanderneglige, schnallt Rock und Weste unter die Tornisterkappe und öffnet die Hemdbrust. Die starken gut genagelten Bergschuhe, die auf den Felsplatten des Weges knirschen, und die Alpenstöcke aus Eschenholz kommen uns wohl zu statten, denn gerüstet wie gegen einen Feind muß man in die schönen, in die lieben Berge gehen. Sie gleichen jenen Kernnaturen unter uns Menschen, bei denen man mit Liebkosungen und Schmeichelworten nicht zum Ziele kommt, sondern die man fest packen muß mit ehrlichem Mut und kraftvollem Handeln.

Bedenklich ist's immerhin, der Habersack ist eine Last im Mittagsbrand, doch der steile Weg und die reizenden Rückblicke auf die tiefer und tiefer versinkende Seeflut, die wohl zum Stimmungsvollsten gehören, was man im Bereich des Vierwaldstättersees trifft, nehmen ein Ende, nicht allzu rauh führt der Pfad durch dunkeln Wald ins Gebirge.

Aus der Tiefe weht uns ein kalter Hauch entgegen, ein Hauch wie Alpenkühle und Gletschergruß. Der Isenbach, der aufgeregte Geselle, der bisher in Kluft und Klamm verborgen war und nur mit dumpfem Tosen und Brausen verraten hatte, daß er uns nahe sei, gischtet bald dicht zu unserer Rechten durch das Gefelse hinab.

Sennenbursche und Sennerinnen, die auf ihren Kraxen Butter und Käse in schweren Lasten nach Altorf tragen oder dort Vorräte für ihren einfachen Älplerhaushalt holen, begegnen uns mit ihrem hellen „Guten Tag". Und jetzt treten die Berglehnen weit auseinander. Durch den Wald schimmern die saftiggrünen Triften von Isenthal, leuchtet das Dörfchen mit seinem Kirchlein, das so weiß ist wie der Schnee am Urirotstock droben.

Da holen wir ein Mägdlein ein, das leichtgeschürzt und lässigen Schrittes, den Rechen auf der Schulter, den heimatlichen

Häusern zuwandert. Menschen- und weltvergessen jodelt es so eifrig in den blauen Tag, daß es uns nicht sieht, bis wir an seiner Seite sind.

„Wenn ich gedacht hätte, es wäre jemand hinter mir, ich hätte das Jauchzen hübsch bleiben lassen," entschuldigt es sich mit einer halb verlegenen, halb drolligen Gebärde, und dann blitzt der Schalk aus ihren Augen. „Seht, ihr Herren, im Isenthal ist's halt Brauch, daß man jauchzt, wenn das Herz fröhlich ist."

Isenthal ist ein kleiner ruhsamer Ort von einigen hundert Einwohnern, ein vom Fremdenleben noch unbestochenes Dörfchen. Außer dem Dutzend Touristen, die sommersüber auf den Urirotstock steigen, kommt keine Seele von draußen in das Hochthal, und das Leben unter den wilden Flühen hat noch denselben Zuschnitt wie damals als der Großvater die Großmutter nahm. Überaus einfach leben die Leute dahin, die Frauen, die in Männerkleidern mit der Sichel auf die Felskanten steigen und



Vorberge des Urirotstock. Engelbergerrotstock.

Aufstieg zur Hangbaumalp.

„Da habt Ihr wohl gar einen Schatz, der Euch so lustig stimmt."

Es schlug verwirrt die Augen nieder und zupfte verlegen am Zipfel der Schürze: „Man soll die Leute nicht so ausfragen." Und mit einer Blutwelle im Gesicht: „Daß ihr's nur wißt, wenn mein Balz von der Alpe kommt und die Käse ziemlich viel gelten, so — — so — — machen wir Hochzeit."

Fort ist sie. Wie ein Reh rennt sie über die Wiese dahin. Warum? — Bis wir ins Dörfchen kommen, lauschen wir umsonst nach einem jener übermütigen Jauchzer.

das Wildheu mähen, die Männer mit den arbeitsharten, ehernen Zügen, die sich vor nichts demütigen als vor den Gesetzen des Landes und den Mysterien der Religion.

Es liegt ein eigner Zauber über solch stillen Thälern, deren es in der Schweiz glücklicherweise noch mehr gibt, als man draußen weiß, über diesen von der Weltgeschichte und dem Fortschritt vergessenen Hochgebirgsbuchten, in deren Stillleben hinein nicht alle hundert Jahre eine Welle pulst.

Die Geschichte des Isenthals ist mit zwei Worten erzählt. Vor etlichen hundert Jahren haben Bergknappen die Felsen des

Urirotstocks nach Eisenerz durchwühlt und im Thal ihre Schmelzen gehabt. Vielleicht sind die Hallepartennägel und die schweren Zweihänder, mit welchen das Völkchen der Waldstätten am Morgarten, bei Sempach und auf den italienischen Feldern den Rittern so meisterlich auf die Köpfe getackelt, am Urirotstock gewachsen. Auch eine Burg soll vor Zeiten im Isenthal gestanden haben, aber

„Aufgebaut und abgerissen,
Das ist alles, was wir wissen."

Einen Gasthof hat Isenthal nicht, nur ein Wirtshäuschen. Ein Cyklus höchst anspruchsloser Darstellungen aus der Geschichte der verstoßenen und wieder zu Ehren angenommenen Genoveva ziert die Wände des Gastgemaches, aber durch die kleinen, eng aneinander gereihten Fenster schaut ein anderes Bild voll Macht und Pracht. Über den sonngebräunten Holzhäusern des Dorfes sieht man in eine Gebirgsfurche, durch die hüpfend und milchweiß ein Bach vom Urirotstock zwischen jähen Weiden, dunkeln Alpenwäldern, schroffen Felsen herniederzischt. Darüber steht mit leuchtendem Firnhaupt der Urirotstock, ein übriggebliebener versteinerter Held der Schweizer Heldenzeit.

Es ist unglaublich, aber doch wahr, die Gemsjäger und die Wildheuerinnen steigen durch jene Runse empor, die dem Fuß keinen Stand, der Hand keine Habe gibt. Und in schwindelnder, entsetzlicher Höhe wagen sie den Sprung über den Bach nach den letzten Alpenplanken, wo noch Gras wächst. Ich habe es einmal gesehen.

Da kleben sie auf schmalem Band, Wand über sich, Wand unter sich und sicheln die kurzen Kräuter in brennender Sonne. In ihre Rause wollen sie das schwerduftende Bergheu sammeln. — Da kommt ein Windstoß — das Heu fliegt in Wölkchen über das Thal, und sie haben das Nachsehen. Dann ist's ein trauriger Niederstieg, bang fragen sich die Leute: Wie bringen wir die Ziegen durch den Winter?

Wir nehmen den Weg nicht durch die enge Bachschlucht, dafür ist uns das Leben zu lieb, sondern bei dunkelrotem Veltlinerwein und luftgedörrtem Fleische warten wir auf den Führer, der uns auf einem beinahe ungefährlichen Weg auf den Gipfel geleiten wird. Er hat halbnackt drunten im Isenbach Holz geflößt, damit die Luzerner Hoteliers ihre Beefsteaks braten können, jetzt erscheint er mit Bergpickel und Gletscherseil, ein junger kräftiger Mann.

Und tiefer geht's ins Thal. Höher und wilder steigen zu beiden Seiten die Felszacken und Gräte, aber noch grüßt uns ein zweites Dörfchen, St. Jakob mit seinen schmucken Häusern, ehe wir ganz in den Bann der Bergeinsamkeit geraten. Wir wandern eine Stunde, zwei Stunden, immer geht der Pfad durch Wälder und Weiden fast ohne Steigung dahin. Sollten wir ebenen Weges auf den Urirotstock gelangen?

Von Zeit zu Zeit fährt ein schneekühler Luftstoß, erst angenehm erfrischend, später eisig und durchdringend aus der Höhe in die drückende Schwüle des Thals. An dem schmalen Himmelsstreifen, der uns zwischen den Bergen geblieben ist, stieben sturmgetragen die schwarzen Wolken eines werdenden Gewitters hin und her.

„Gut so, gut so," behauptet ein allezeit optimistisch gestimmter Freund, als die ersten Regentropfen leisrauschend auf die Alpentannen am Weg niederfielen. „Der Dunst geht nieder, die Aussicht wird herrlich sein."

Als hätten sich die Wolken das Wort gegeben, sammeln und ballen sich alle um den Gipfel des Engelberger Rotstocks, der das Thal abschließend mit jähen Flühen und kühnen Felsenerkern vor uns steht. Und wie wir die letzten Hürden des Thales erreichen, die in ihrem mangelhaften Zustand sichtlich den Älplern nur wenige Wochen Unterkunft bieten müssen, fahren die ersten Schauer sausend und prasselnd ins Thal. Sündflutartig strömt der Regen, eine Kanonade beginnt, schön und schauerlich, wie ich noch keine erlebt in den Bergen.

Blitz um Blitz — Schlag um Schlag. Goldig erglühend, kreideweiß lodernd spielt das Feuerwerk um die Spitze des Engelberger Rotstockes. Ströme Lichter wallen und wogen über Gletscher und Flühen; brausend, grollend, tief und hohl dröhnt der Donner die Bergwände entlang und in das schmetternde Krachen der im Augenblick spielenden Feuerschlangen mischt sich das zweite, dritte, vierte und fünfte Echo vorhergehender Schläge.

Wir stehen schweigend unter der Hüttenthüre und horchen auf die Symphonie.

„Jesus, Joseph und Maria," sagt der Führer sich bekreuzend, „wenn es auf den Alpen nur kein Vieh erschlägt."

Nach einer Viertelstunde nimmt die Heftigkeit der Donnerschläge ab, gedämpfter fallen sie vom Urirotstock her, aber schwarz wie die hereinbrechende Nacht senken sich die Wolken ins Thal. Durch den strömenden Regen und das Gewitterdunkel geht nah und fern — unheimlicher noch als zuvor der Donner — ein unbestimmtes Brausen und Dröhnen, als ob alles, was Jahrtausende tot und fest gewesen, lebendig würde und wandern wollte.

„Das sind die Runsen," sagt der Führer, „die Bäche, welche die niederbrechenden Tannen und Steine wälzen."

Wir ziehen uns ins Innere der Hütte zurück, die nichts als eine Bank zum Sitzen enthält. Um der Beratung über einen ruhmlosen Rückzug aus dem Wege zu gehen, steige ich auf dem Heuboden unter dem Dach, auf das immer noch der Regen trommelt, breite meinen Shwal über das Heu und lege mich hin. Bald höre ich das Geplauder der Freunde nicht mehr; nein, ich sehe weiße Segel auf blauem Meer, ich sehe eine rote Insel ragen und droben auf der Kante Ausschau haltende Schiffer stehen. Wahrhaftig mir träumt mitten im Hochgebirge von Helgoland!

„He, faulenzender Freund, steh auf, es regnet nicht mehr." Fröhlich ruft es einer der Begleiter unter dem Steigloch des Estrichs.

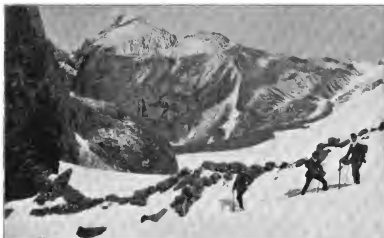
In der That lacht ein Stück lieblich blauen Himmels über dem Engelberger Rotstock. Wir schwenken über Schutt und Weiden gegen den Alpenwald empor. Da kracht es vor uns, eine Runse schießt, Steinblöcke und Tannen mit sich führend, wie ein schwarzes vielfüßiges Ungeheuer zum Thal. Zum Überspringen ist sie viel zu breit. Einen Balken schleppt der Führer herbei, den er aus der Wand einer Hürde gezogen, auf diesem wagen wir den kitzlichen Gang über den Schlammstrom, der Führer folgt, bei seinem letzten Schritt jagt eine entwurzelte Tanne gegen den Steg, daß er wie ein Strohhalm zur Seite fliegt. Aber wir sind glücklich drüben.

Durch das Dunkel des schwertriefenden Bergwaldes steigen wir empor. Rauh ist der Wald mit seinen hängenden Flechtenbärten, der Weg ist rauher. Über seine ungefügen Steinstufen, die mit jedem Schritt einen halben Meter in die Höhe fördern, ergießt sich ein kleiner Bach in Miniaturwasserfällen.

Eine Stunde, allmählich verkrüppeln die Tannen, lichtet sich der Wald, eine ernste stille Gebirgslandschaft schließt sich vor uns



Hangbaumalphütte.



Der Urirotstockgipfel vom Gletscher aus.

auf. Alle Wolken sind weg, über den westlichen Gipfeln liegt die Sonne im Scheiden, das Alpenglühen vergoldet die Zacken, droben am Blümlisalpgletscher, der scheinbar nahe zum Erlangen über uns ist, hat sich sich ein herrliches Farbenspiel entzündet. Das Gletschereis ist nicht mehr kalt, sondern brennt wie glühendes Eisen, als müßten jeden Augenblick die Flammen daraus hervorbrechen, und der Bach, der in Gischt aufgelöst, aus seiner letzten Zunge springt, perlt im leuchtendsten Weiß.

Ueber einem weiten Gletschergeschiebefeld zeigt uns der Führer die schon in der Abenddämmerung vergrauenden Hütten der Hangbaumalp. Sie scheinen ein Ameisenbau, ein Nichts in der weiten, hehren Gebirgsnatur, wo alles so große Linien trägt.

Wir nähern uns den Hütten. Da huscht eine kleine phantastische Gestalt durch die Felsen. „Es gibt also doch Erdmännchen.“ — „He, halt. Wer da?“ — Der kleine verhaarte Kerl schlägt eine gellende Lache voll rauher Mißtöne an, die an den Felsen wiederhallen. „J bin de Sennebueb,“ ruft er in kaum verständlicher Sprache und rennt der Hütte zu.

Außer dem Kretin, der uns mit blödem Mißtrauen betrachtet, finden wir drei wackere Sennen, die uns gastfreundlich aufnehmen. Während sie uns die Milch kochen, setzen wir uns bei der Hütte auf einen Felsblock und sehen den letzten Schimmern des scheidenden Tages nach, hinüber zu dem am fahlen Himmel sich in riesigen Zacken abhebenden Engelberger Rotstock und seinen Nachbarn, wo durch einen natürlichen Felsenbogen die erlöschende Abendröte scheint.

Eine fast überirdische Ruhe liegt über dem Gebirgskreis, eine Ruhe, wie sie auf Erden herrschen wird, wenn sich alle Schicksale erfüllt haben und die ziehenden Sterne einzig noch über Gräber leuchten. Nur der Anschlag einer Herdenglocke in grenzenloser Tiefe und der in auf- und abschwellenden Tönen singende Gletscherbach unterbrechen die Totenstille der Natur.

Die Sennen wollen plaudern, wir aber wollen schlafen, schlafen ein paar Stunden im duftigen Bergheu.

Um halb drei Uhr stehen wir zum letzten vierstündigen Aufstieg gerüstet da. Die Sternbilder, die wir am Abend über dem Urirotstock gesehen, sind weit nach Westen hinübergezogen und krönen andere Berggipfel mit ihrem milden Schein, der Gletscherbach ist im kalten Hauch der Nacht eingeschlafen, ein kühler Wind streicht durchs Geselse, er stählt die Nerven, und die Muskeln federn arbeitsfreudig.

Im Zwielicht steigen wir über Alpenweide und Gletschermoräne, durch sonderbar

gestaltete, scharfe Karrenfelsen hoch über das zerrissene Absturzgebiet des Gletschers empor, und als die Glorie des jungen Tages über der weiten Bergwelt aufgegangen ist, da liegt Hangbaumalp wie ein Punkt in der Tiefe unter uns. Endlich betreten wir den im oberen Teil ziemlich sanften Gletscher, das Seil, das uns der Führer um die Hüfte gebunden, stramm angestreckt. Es ist kaum nötig, denn alle Spalten liegen sichtbar da. In ihrer Tiefe steht blauschimmerndes Wasser, und ihre Eisbrüche schillern wie die Metallglanzfarben eines Pfaues, hellgrün bis tiefblau in allen Tönen.

Immer noch steht der Urirotstock hoch über uns, und der Gipfel nimmt sich auf seinem grauen Felsenunterbau seltsam genug wie ein steiles dreizipfliges Ackerfeld aus, auf dessen rotbrauner Scholle man nur den Bauer, den Pflug und das Gespann vermißt. Aus den Geröllhalden zur Seite des Gletschers ertönt der schrille Pfiff der Murmeltiere, ein Rudel Gemsen stiebt plötzlich hervor und mit Windeseile über den Gletscher hinweg, um im jenseitigen Gefelse zu verschwinden. Über das Eis flattert ein bunter Schmetterling. Der Sturm hat ihn aus den Gärten des Vierwaldstättersees heraufgetragen. Sterben muß der schöne Fremdling, der vom Sommer träumt und den Winter findet.

Nun stehen wir mitten inne in der Zackenkrone des Urirotstockmassivs, auf einem silberschimmernden Firnfeld, von dem aus zwischen Zinken und Zacken die verschiedenen Gletscher des Berges in Lappen niederhangen. Manche der Zacken blinken wie frisch angeschneit, andere steigen mit dunkelem, nacktem Gestein aus dem Schneefeld empor und einige sind so schlank und zierlich und so verwittert, daß man befürchten möchte, sie fallen eines Tages hinab ins tiefe Thal. Die bevorzugteste der Spitzen, die Stirnzacke, die am weitesten hinausleuchtet ins Schweizerland, ist der Urirotstockgipfel im engeren Sinne des Wortes. Keine Pyramide des Nillandes kann regelmäßiger aufgebaut sein. Das nahe Ziel beflügelt unseren Schritt, eine halbe Stunde Kletterei erfordert die Überwindung der felsnackten Spitze.

In dem scharfkantigen klingenden Schiefer finden wir eine Menge versteinerter Schnecken. Wie seltsam! Vor Jahrtausenden sind sie in der Tiefe der See gewachsen, die Wogen des Uroceans haben über ihnen gerauscht, nun liegen sie auf einem Hochgebirgsgipfel im Äther des Himmels.



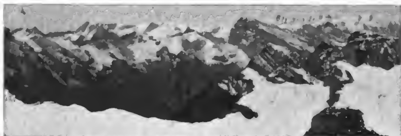
Auf der Spitze des Urirotstock.

Wir haben die 2932 Meter hohe, schlanke Spitze erreicht.

Sonnenwarm und ruhig, wie ich es vorher selten auf einem Alpengipfel gefunden, liegt das blaue Luftmeer um den freien Fels.

Gegen Norden hinab versinkt der Blick über ein glänzendes Firnfeld auf die grünen Matten und das Dörfchen Isenthal, auf das Becken des Vierwaldstättersees, das wie eine Spiegelscheibe in grenzenloser, in schwindelnder Tiefe liegt. Zweiundeinhalb Kilometer taumelt das Auge senkrecht hinab ohne Halt noch Ruhepunkt. Nur ein Riß im Gebirge scheint das Thal des Sees.

Und in jener Schlucht fahren Schiffe, leben Menschen am grünen Strand. Wie arme Gefangene kommen sie uns vor in der engen Klamm, die, wenn man unten steht, ein Gotteswunder der Schönheit ist, aber ein Kerker scheint, wenn der Blick von freiem Gipfel in ungemessene Weiten



Krönten. Spannörter. Sustenhorn. Titlis. Finsteraarhorn. Berner Alpen. Jungfrau.
Blick vom Urirotstock nach Südwesten.

taucht, hinfliegt über die ewig reinen Schneegefilde, über Zinken und Zacken des Hochgebirges, über die erst jenseits des Rheins verblauenden Ebenen.

Ah, einer meiner Freunde hat eine Entdeckung gemacht. Drunten, gerad unter uns, wo die Tellskapelle wie ein weißer Kieselstein schimmert, regen sich, von bloßem Auge kaum zu erkennen, zwei Ameisen. Und jetzt ist's als ob sie etwas Weißes auf den Fühlern hätten. Das sind die fröhlichen Mädchen vom Erfrischungspavillon. Sie schwingen die weißen Tischlaken zum Gruß. Wir heften unsere Shwals an die Alpenstöcke und schwenken sie wie Senner ihre Banner. Und von Berg zu Thal, von Thal zu Berg geht das lustige Grüßen.

Nun Prosit. Hell klingen die Gläser. Hemdärmelig lagern wir uns um den Steinmann, den frühere Bergsteiger auf dem Gipfel errichtet haben, und schauen mit fröhlichem Ernst hinaus auf das prangende Hochgebirge, über dem die tiefdunkle Halbkugel des Himmels steht. Nur drüben im Westen, wo die Winterkönige des Berneroberlandes, Well- und Wetterhorn, Schreck- und Aletschhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau, im Hermelin ihrer Firne stehen, wächst aus der Spitze des Finsteraarhorns eine Wolkenpinie auf, als wäre der Berg ein Vesuv. Wir erkennen wohl hundert Gipfel des Schweizerlandes. — Mehr als hundert Gipfel aber ragen als Rätselgestalten in die Lücken unseres geographischen Wissens und in den blauen Himmel hinein. Wer wollte alle Namen wissen? Die Berge tragen keine Firmatafeln und sind doch schön.

Keiner übertrifft vom Urirotstock gesehen an Schönheit den Titlis, über dessen wohlgerundete Firnkuppe die Sonne Glanz und Gloria gießt, daß das geblendete Auge unwillkürlich an den schwarzen, grotesken Berggestalten des Sustenhorns und des großen und kleinen Spannortes Erholung suchen muß.

Im Südosten stehen der gewaltige Oberalpstock, der Tödi, die Clariden, der Glärnisch und der Säntis. Zwischen ihnen durch glitzern ferne Bündnerberge, der Badus, der Scopi, das Rheinwaldhorn, der Monte della Disgrazia, Piz Linard und über das Berneroberländer Hochmassiv recken weißschimmernde Walliserberge ihre Spitzen.



Alphütte am Wege nach Engelberg.

Pilatus, Rigi, Mythen, die vom Thal gesehen, achtunggebietende Berggestalten sind, erscheinen vom Urirotstock nur wie Randwellen eines aufbrandenden Meeres von Gipfeln, welches im Beschauer das nämliche Gefühl der Poesie erweckt wie der in hohen Wogen sich heranwälzende Ocean.

Eine Stunde lang ruhen wir in diesem

Anblick. Schon kommen aus den Bergfugen die Nebel wie riesige Krokodile und kriechen langsam zu Berg. Wir stecken unsere Visitkarten in eine Flasche und bergen sie in einem Steinmann. Dann scheiden wir vom Urirotstock wie von einem Freund, der uns sein Bestes geboten hat.

Hinübersteigen nach Engelberg wollen wir auf siebenstündigem Gebirgsweg über Firn und Gletscher, ein harter Marsch. Nicht die blauen, scharfkantigen Eisspalten sind unser größter Feind, sondern die Sonne. Das menschliche Auge ist zu blöde für das Firnenlicht. Selbst unter einem doppelten Schleier blendete uns der reine Schnee, Auge und Gesicht röten sich schmerzhaft und wie wir in der Gegend des Engelberger Rotstocks eine Firnhalde emporsteigen, auf der die Sonne mit wahrhaft neapolitanischer Glut brütet, da bricht einer meiner Freunde, ein sehr starker Mann, zusammen.

„Ich kann nicht mehr, geht allein — ich muß sterben.“ Und der gewaltige Mensch weint wie ein kleines Kind, tobt ein wenig und erwidert auf alle unsere wohlgemeinten Zusprüche mit Schmähungen. „Rührt mich nicht an, ich muß sterben.“

Das ist die Bergkrankheit, das Gegenstück zur Seekrankheit, gegen Medikamente ebenso trotzig wie sie, im übrigen ebenso ungefährlich wie sie. Wir warten eine Viertelstunde, der Mann erholt sich nicht. Da faßt ihn der Führer trotz seiner heftigen Widerrede, nimmt ihn auf den Rücken und fort geht's bergauf die Firnhalde, ein seltsames Huckepack im Sonnenbrand.


Wasserfall bei Engelberg.

Mein Freund aber ist wütend, daß er sich soll tragen lassen wie ein kleines Kind, plötzlich springt er ab, der Zorn hat die Bergkrankheit besiegt, er ist frisch und munter wie zuvor und auf den Führer kann er nicht böse sein, denn es ist nötig, daß wir vorwärts kommen. Aus dem Wölkchen, das über dem Finsteraarhorn stand, hat sich eine drohende Wetterwolke entwickelt.

Stunde um Stunde geht's Firnfelder hinauf, Firnfelder hinab, an Felsen vorbei, die wie zerfallene, verfemte Schlösser aus Eis und Schnee aufragen. Dornröschenstimmung liegt um diese Burgen, alles schläft. Endlich sind wir durch die Engelberger Rotstocklücke auf den letzten der Gletscher gelangt, der sich in ein ödes Seitenthal von Engelberg niedersenkt. Wir setzen uns auf seinen Schnee und gleiten thalwärts, eine Schlittenpartie ohne Schlitten.

In der Tiefe sehen wir im Gefelse den Weg gegen Engelberg, und wie wir den festen Erdboden wieder unter den Füßen haben, entlassen wir den Führer.

Gewiß, die Führer sind keine kurzweiligen Weggefährten, ein Rauchstummel ist ihnen lieber als ein großes Interesse an ihrer Person, aber sie sind auch keine Wichtigthuer, ohne ein Wort, ohne Hast handeln sie im Augenblick der Gefahr, sie sterben, ehe sie einen Bergwanderer preisgeben.

Den unseren sahen wir noch gegen einen steinigen Sattel in der Richtung des Isenthals emporschwenken. Gegenseitig senden wir uns unsere Jauchzer zu, dann verschwindet er hinter den Felsen, er hat es eilig. Auch der rauhe Mann des Gebirges hat ein Herz im Leibe, das ihn zu Weib und Kindern zieht.

Wir haben ihn zu früh entlassen. Das Unwetter kommt und füllt das Thal mit frostigem, undurchdringlichem Nebel, so daß wir sogar die Klubhütte auf dem Ruchhubel verfehlen, die wir schon gesehen. Wir klettern, wir krabbeln vorwärts durch die



Engelberg mit Kloster.

Felsen, nach ein paar Stunden erreichen wir die ersten obersten Alphütten. Da rasten wir naß bis auf die Haut und doch schweißtriefend, waschen uns im klaren Bergbach Gesicht und Hände und wählen die besten Bissen aus unseren Vorräten. Die anderen und eine überflüssige Flasche Wein stellen wir, als rüsteten wir ein Mahl, auf den Tisch der Hütte und wünschen, daß bald ein Hungriger und Durstiger komme und seine Tafel gedeckt finde. Vielleicht glaubt er dann an Heinzelmännchen.

Durch trostlosen Regen steigen wir die Weiden hinab, an einem schaurigen Abgrund vorbei, in dessen Tiefe zwei Bäche donnern. „Ende der Welt" heißt dieser Felsenkessel im Munde der Älpler. Tief im Grund sehen wir einige Häuser von Engelberg.

Und horch, ein Abschiedsgruß dem scheidenden Tag klingt die Klosterglocke herauf durch den schweigenden Wald. — Ave Maria. Im nassen Gras neben dem Weg liegt ein Bübchen auf den Knieen, barhaupt, barfuß, die Hände über die Brust gefaltet, wie man etwa einen Engel abgebildet sieht, nur nicht so sauber.

Der Achtjährige erzählte uns lächelnd, daß er mit seiner Kraxe noch zwei Stunden durch Nacht und Regen zur väterlichen Hütte zu steigen habe. Wie gut sind die Kinder der Städte daran, seine Schuhe, eine Magd, die sie führt, und Pferdebahn.

Durch dunkelen Wald erreichen wir bei Einbruch der Nacht das große Dorf Engelberg. Unter den Thüren der Gasthöfe stehen die Fremden, einige lächeln etwas spöttisch über unseren nicht mehr salonmäßigen Aufzug. Macht nichts, wir werden doch gut schlafen!

In der Nacht erwachte ich. Aus dem Kloster herüber tönte ein feierliches „Ora pro nobis." Und da kam mir ins Gedächtnis, daß ich schon einmal in einer Gewitternacht in diesem Gasthof geruht, damals als mich am Morgen die schreckliche Nachricht ereilte, sechs junge Schweizer, fünf davon meine Freunde, seien nach einer führerlosen Tour zerschmettert unter dem Gipfel der Jungfrau gefunden worden.

Vielleicht, daß auch in dieser Nacht Wanderer hilflos irrten, die glaubten, eines Führers entbehren zu können.

Seid gnädig, ihr grausamen, ihr lieben Berge, und schenkt ihnen den Morgen.

Ein Glückskind.

von

Adelheid Weber.

(Abdruck verboten.)



Noch streuten die Apfelbäume ihre rosigen Blütenblätter auf den Weg, und schon hob der Flieder seine duftenden Trauben zur Mondsichel empor. Auf der Gartenbank unter dem Fliederbusch saßen zwei junge Menschen, ein blasser, hochaufgeschossener junger Mann mit der roten Abiturientenmütze und ein schönes Mädchen. Die liebliche Kleine beugte eben das Köpfchen zum Blumenbeet zu ihren Füßen hinab; da sah der junge Mann ein paar Blütenblätter in ihrem braunen Kraushaar.

„Der Apfelbaum hat dein Haar bestreut; wart, ich nehme dir die Blätter heraus," sagte er. Sie neigte ihm das Köpfchen zu. Seine Hand zögerte ein wenig, dann strich sie mit einer eigen zärtlichen und scheuen Bewegung über ihr Haar.

Sie hob das apfelrunde Gesichtchen zu ihm auf. In ihren goldbraunen Augen leuchtete ein schalkhaftes Lächeln, auf ihren roten Wangen vertieften sich die Grübchen.

„Du, Ferdy," begann sie, „denk dir mal! Als ich zur Taufe getragen wurde — ich bin an einem Sonntag geboren und an einem Sonntag getauft worden — da trug mich die Wärterin an einem wilden Rosenbusch vorbei. Und plötzlich läuteten alle Glocken auf einmal, und von den Rosen fielen die roten Blätter herab, gerade in meine Löckchen. Ich hatte nämlich schon damals goldbraune Löckchen, Ferdy.

Da sagte die Wärterin, ich werde ein Glückskind sein, solange ich lebe — du, Ferdy, wer ist eigentlich ein Glückskind!"

„Wem immer vom Himmel fällt, was er wünscht, gerade zur Zeit, wo er's wünscht," antwortete der junge Mann ein wenig belehrend.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Das sollte nun eigentlich bei mir nicht stimmen," sagte sie. „Denn weißt du, ein armes adeliges Fräulein, eine Oberstentochter —" sie zuckte die runden Schultern. „Seitdem Papa den blauen Brief bekommen hat, wütet er immer umher, und Mama ist blaß und spitz und führt anzügliche Reden, deren Refrain gewöhnlich ist, daß ich nichts thue und nichts tauge und ganz gewiß keinen Mann bekommen werde. Aber" — mit pfiffigem Gesicht — „ich mache mir nicht viel draus, Ferdy, ich bekomme doch alles, was ich will — und was die alte Jungfer betrifft — du, Ferdy, sag, wielange wird es noch dauern, bis — bis" — sie wurde ein wenig rot — „nun, bis etwas Rechtes aus dir geworden sein wird," vollendete sie und schaute ihn erwartungsvoll an.

Ferdy seufzte. Er zögerte mit der Antwort. „Vor acht bis zehn Jahren werde ich kaum Regierungsassessor sein, Hede; da ich ein Handwerkersohn bin, habe ich keine Konnexionen," erwiderte er endlich.

Hede war bei der Erwähnung seiner Abkunft ein wenig errötet, als geniere sie sich für ihn. Dann sagte sie tröstend:

„Sie haben dich aber doch alle gern, Ferdy. Du bist ja auch ungeheuer klug und brav, und wenn dein Vater auch Schuhmacher ist, kannst du doch einmal Regierungspräsident werden, nicht wahr? Wir leben ja in einem demokratischen Zeitalter, wie Papa sagt, wenn er besonders wütend ist."

Ferdy seufzte wieder. „Bis zum Präsidenten ist der Weg weit," sagte er. „Aber wenn ich nur erst Assessor bin — wirst du mir auch so lange treu bleiben, Hede?"

Sie lachte. „Aber natürlich," antwortete sie. „Ewig, Ferdy. — Aber zehn Jahre sind freilich sehr lang — da bin ich ja schon alt und grau — sechsundzwanzig Jahre."

„O, ich würde dich in grauen Haaren nur um so mehr lieben," antwortete er mit heiliger Überzeugung. „Und ich werde ja auch älter, Hede."

„Ach du lieber Gott ja!" sagte sie und seufzte nun auch. „Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Wenn wir dann so, gebeugt unter der Last unserer Jahre, zum Altar wanken werden, du hustend und ich mit Triefaugen, wie unsere alte Karline, die ihrem August auch zwanzig Jahre

treu war — ‚weil ich ja doch keinen andern nicht mehr kriegen thu,‘ sagte sie — das wird amüsant werden!"

Und sie lachte hell auf. Auch der ernste Ferdy mußte lächeln.

„Nun, zwanzig Jahre brauchen wir ja nicht zu warten," sagte er, „höchstens zehn. Und weißt du, sechsundzwanzigjährige Frauen können noch sehr schön sein, Hede."

„Ja?" erwiderte sie und kramte in ihren Erinnerungen. „Du, Ferdy, aber Bälle besuchen muß ich, wenn ich auch deine Braut bin. Denn wir sind ja nur heimlich verlobt, siehst du."

„Ja freilich, wir sind nur heimlich verlobt," wiederholte er seufzend. „Und sie werden dich zur Ballkönigin machen und dir alle zu Füßen liegen."

Sie nickte. „Ich glaub's selbst. Weil ich eben ein Glückskind bin, Ferdy. Weißt du, welchen Spruch mir der Pfarrer bei der Einsegnung mitgegeben hat? ‚Den Seinen müssen alle Dinge zum Besten dienen.‘ Das paßt auf mich, Ferdy. Was mir auch passiert, es schlägt mir zum Glück aus."

„Weil du an dich glaubst," erwiderte er tiefsinnig.

Sie sah erstaunt zu ihm auf.

„Weil ich an mich glaube," wiederholte sie. „Ich verstehe nicht ganz, was du meinst, Ferdy, aber mir ist, als hättest du recht. — Glaubst du denn nicht an dich? Da du doch mehr erreicht hast, als die meisten andern in deiner Lage — so ganz aus dir selbst?"

„Eben darum, weil mir nie etwas geschenkt worden ist, weil ich mir alles mühsam habe erringen müssen, habe ich wohl den vollen, freudigen Glauben an mein Glück verloren," antwortete er mit einer Bestimmtheit des Ausdruckes, die im Gegensatz zu seiner sonstigen Unreife stand. „Ich glaube manchmal, ich werde wohl das meiste von dem erreichen, was ich mir vornehme — aber zu spät."

„Zu spät!" fragte sie erstaunt. „Wie meinst du das, Ferdy?"

„Die Erfüllung meines Strebens wird vielleicht erst kommen, wenn ich schon mit meinen Wünschen darüber hinaus bin — wenn ich bereits anderes oder auch gar nichts mehr wünsche. — Übrigens, glaube ich, wird es den meisten strebenden Menschen so gehen, Hede."

„Das verstehe ich nicht," erwiderte sie. „Ich wünsche immer nur Naheliegendes, Mögliches. Das thun mir die Menschen denn auch immer, und die Erfüllung freut mich dann auch."

„Du Glückskind," sagte er und streckte wieder die Hand aus, um ihren Scheitel zu berühren. Aber auf halbem Wege zog er sie zurück. Vom Hause her scholl eine mächtige Kommandostimme:

„Hede! Hede! Wo steckt das Mädel wieder! Heiliges Kreuz — Hede!"

Das Paar fuhr auseinander.

„Adieu, Ferdy," sagte Hede, im Begriff, fortzueilen.

Er hielt ihr die Hand hin.

„Adieu, Hede," sagte er traurig. Dann, als sie sich eilig und zerstreut abwandte:

„Es ist auf ein ganzes Jahr, Hede. Morgen früh gehe ich nach Bonn."

„Ach ja, morgen schon," sagte sie eilig. „Adieu denn; viel Glück, Ferdy. Du weißt: H. A. poste restante. Jeden Montag. Ich freue mich schon darauf, deine Briefe heimlich abzuholen. Ich antworte dir auch — nur nicht immer. Adieu."

Er hielt sie noch bei der Hand.

„Möchtest du nicht —?" begann er, errötete und stockte.

„Was denn? Ich muß laufen, sonst kommt Papa her."

„Da ich für so lange fortgehe — und da du doch nun meine Braut bist, Hede —"

„Ja, Ferdy — was denn?"

„Mir — einen Kuß —"

„Ach so." Sie wurde rot, hob aber ihr rundes Gesicht empor und bot ihm die frischen Lippen. Er berührte sie kaum — scheu — hastig.

Dann standen sie einander einen Augenblick gegenüber, verwirrt, halb enttäuscht.

„Also ‚so ist das!" dachten sie beide. Sie hatten sich Wunderbareres versprochen. Erst nachträglich, in der Erinnerung, kam eine selige Wonne über Ferdy. Hede war schon davongeeilt. Er aber stand und sah ihr lange nach, ehe er über den Zaun in den Garten seines Vaterhauses kletterte.

Am nächsten Montag stand Hede vor dem Schalter der Hauptpost.

„H. A. poste restante," sagte sie in sehr bestimmtem, trockenem Tone. Aber das

Blut war ihr doch in die Schläfen gestiegen, und ihre Augen streiften scheu die Gesichter der Nahestehenden. Der junge Postbeamte am Schalter lächelte, als er ihr einen dicken Brief durch das Fenster reichte. Auch ein korpulenter Herr, der hinter ihr gestanden hatte, lächelte. Hede errötete tiefer, und ihr Herz that ein paar raschere Schläge. Was wohl der Postbeamte und der dicke Herr von ihr denken mochten? Sie war etwas beschämt, etwas geängstigt. Aber sie kam sich interessant vor. In den Anlagen setzte sie sich auf eine Bank und entfaltete den Brief. Acht eng beschriebene Seiten. Der erste Liebesbrief! Ihr Herz tanzte. Die ersten Seiten las sie mit raschem Pulse, in Entzücken.

Aber dann kamen Erzählungen, Beschreibungen der neuen Eindrücke, die Ferdy in Bonn hatte, ernste Gedanken, Vorsätze. Und acht Seiten in Ferdys seiner, nicht leicht lesbarer Schrift! Es war schon mehr ein Studium, als eine Lektüre. Zwar standen als die roten und blauen Blumen im Kornfelde dieser ernsten Zeilen immer wieder Liebesworte, aber auch sie waren ganz in Ferdys Weise getaucht, in ernste, fast scheue, sich zurückhaltende Zärtlichkeit mehr als in die romantische Leidenschaft, die Hede heimlich ersehnte.

Hede wußte freilich, Ferdy sagte immer weniger, als er dachte und fühlte; aber es hätte ihr besser behagt, wenn er mehr gesagt hätte. So schwebte sie beim Lesen ihres ersten Liebesbriefes zwischen Enttäuschung und Vergnügen.

Sie antwortete mit ein paar Zeilen, die ihr schwerer fielen, als sie gedacht hatte. Schon die Anrede verursachte ihr Schwierigkeiten. Ferdy hatte geschrieben: „Meine holde Braut!“ Wie sollte nun sie ihn nennen? „Mein süßer Bräutigam?“ Das war lächerlich. „Lieber Ferdy?“ Das war zu prosaisch; der erste Liebesbrief erforderte Romantik. „Mein liebster Schatz?“ Das war ordinär; so nannte das Dienstmädchen ihren Gefreiten. Schließlich entschloß sich Hede zu: „Teurer Freund!“ Aber diese feierliche Anrede lähmte ihre Naivität und zog nach sich ebenso feierliche, gezwungene, mühsam zusammengestoppelte Phrasen. Und so kam in das Briefchen, das Ferdy, ebenfalls heimlich, von der Post abholte — obwohl die Heimlichkeit in diesem Falle nur ein Theaterrequisit war — kaum ein Hauch von Hedens ursprünglichem Wesen. So empfand auch Ferdy dieselbe Mischung von Enttäuschung und Wonne, die Hede beim Lesen seines Briefes gefühlt hatte, und beider Gedanke war beim Empfange des ersten Liebesbriefes wie bei dem des ersten Kusses:

„Also so ist das?“

Ferdys zweiter Montagsbrief hatte zwölf Seiten. Der Postbeamte lächelte noch verfänglicher; statt des behäbigen Herrn stand eine ältliche Dame hinter Hede und warf ihr durchbohrende Blicke zu, und in Hede stieg ein gelinder Ärger auf. Diesmal las sie nur die ersten Seiten des Briefes sofort, die, welche „Persönliches“ enthielten, und versparte sich die gründliche Lektüre des Opus auf später. Und es wurde ihr ziemlich schwer, bis zum Ende vorzudringen. Diesmal antwortete sie nicht.

Nach dem Empfange des dritten Briefes schrieb sie an Ferdy:

„Lieber Ferdy!“

(Diese ihr natürliche Anrede kam ihr von selbst in die Feder, weil ihre Gedanken sich mit dem Inhalt des Briefes beschäftigten.)

„Dieses Mal habe ich wieder Glück im Unglück gehabt. Du weißt doch: mir müssen alle Dinge zum Besten dienen, oder wenigstens — aber ich will lieber nach der Reihe erzählen. — Denk Dir, als ich Deinen Brief abhole, und eben gesagt hatte: „H. A. poste restante“, steht am Schalter neben dem fremden, jungen Postbeamten, der mir immer so freundlich zulächelte, wenn er mir Deine Briefe übergab — ich denke, ich soll in den Boden sinken — der alte Postrat, der mit Papa jeden Donnerstag die Whistpartie hat. Und er sieht mich durch seine Brille durch und durch und wiegt deinen Brief in der Hand und sagt:

„Ei, ei, mein Fräulein, weiß denn der Herr Papa von dieser Korrespondenz?“

Und als ich nun dastehe und fühle, daß ich weiß wie Kreide werde und keinen Ton aus der Kehle bringe, sagt hinter mir jemand mit ausgesuchter Höflichkeit:

‚Guten Tag, gnädiges Fräulein. Sie führen den Briefwechsel mit meiner Schwester noch immer auf so romantische Weise?‘ Und als ich mich umsehe, steht Benno Dyren hinter mir — Du weißt, Dyren auf



Verwundete Centaurin. Nach einer Statue von Georg Wolf.

Grabowo — und klappte die Hacken zusammen — er ist Reserveleutenant und gerade auf Übung — und legt die Finger an die Mütze. Und er lächelt gar nicht, Ferdy, sondern macht ein Gesicht wie die leibhafte Ehrerbietung. Man sieht doch gleich, was ein Edelmann ist, nicht wahr, Ferdy? — Ich nahm dann Deinen Brief dem gräulichen Postrat aus den Händen und ging damit an Dyrens Seite nach Hause. Und wir sprachen von allem möglichen, nur nicht von dem Briefe und von seiner Schwester. D. h. ich sprach überhaupt nicht viel, denn der Schreck saß mir noch immer in allen Gliedern. Aber als Dyren heute bei uns Besuch machte, konnte ich schon besser mit ihm reden und fand ihn viel netter als früher. Er behandelt mich jetzt gar nicht mehr so von oben herab, wie sonst, wo er immer that, als sei ich ein Kind, sondern spricht mit mir wie mit einer Dame. Er ist auch eigentlich noch gar nicht so alt. Dreißig. So alt wirst Du beinahe sein, wenn wir uns heiraten, nicht wahr? Die Uniform steht ihm vorzüglich. Er hat jetzt einen sehr schönen Schnurrbart. Rotblond mit ganz spitzen Enden.

Ich freue mich ordentlich, daß wir durch das Malheur mit Deinem Briefe nun auf einen guten Fuß gekommen sind. Er ist ein ausgezeichneter Tänzer.

Aber, lieber Ferdy, schreibe mir nun lieber vorläufig nicht mehr. Abholen kann ich ja Deine Briefe jetzt nicht — es kommt doch heraus, und immer kann mich Herr von Dyren doch nicht retten. Es ist zwar schrecklich, daß ich Braut bin und nicht einmal Briefe von meinem Verlobten lesen kann, und ich habe auch schon viel darüber geweint. Denn was habe ich auf diese Weise von meinem Brautstande? Aber übers Jahr zu den Universitätsferien kommst Du ja her. Warum eigentlich nicht schon in diesem Jahre?

Mittwoch ist Picknick im Wäldchen. Dyrens sind auch dabei. Ich freue mich sehr darauf.

In ewiger Liebe und Treue
Deine tiefbetrübte
Hede."

Sommer, Herbst und Winter waren ins Land gegangen. Fastnacht war vorüber; auf den Märkten der rheinischen Universitätsstadt wurden Weidenkätzchen feilgeboten; durch das Graubraun der Wiesen lugte ein grüner Schimmer; der bläuliche Sonnenschein begann zu wärmen. Ferdinand Ramlo merkte den Wechsel der Jahreszeiten kaum; er saß auf seiner „Bude" und studierte, wenn er nicht Stunden gab, und er gab Stunden, wenn er nicht studierte. Er mußte ja eilen, zu Brot zu kommen und zu der festen Anstellung, auf die Hede so sehnlich wartete. Und von Zeit zu Zeit hob der junge Student die geröteten Lider und ließ seine graubraunen Augen — „Hundeaugen" hatte Hede sie genannt — auf dem holden Köpfchen ruhen, das ihm von seinem Arbeitstische her entgegenlachte.

„Dein Glückskind," stand unter dem Bilde in Hedas kritzlicher Schrift, und darunter hatte er geschrieben: „Mein Glück!"

Just in solche träumerische Arbeitspause hinein tönte schrill die elektrische Hausglocke, und zwei Minuten später trat das Hausmädchen bei ihm ein, sandte unter den Ponyfrauzen einen halb herausfordernden, halb verächtlichen Blick auf den jungen Studenten, der weder Trinkgelder noch Komplimente für sie hatte, und streckte die Hand, die einen Brief hielt, gegen ihn aus.

„Drei Nickel Strafporto!" sagte sie und lachte ihn dabei an. Ferdinand fuhr ärgerlich auf. Die Störung aus seinen Gedanken war ihm empfindlich, die vierzig hinausgeworfenen Pfennige kosteten ihm ein Mittagessen. Aber als er einen Blick auf den Brief geworfen hatte, den ihm das Mädchen hinhielt, errötete er so jäh, daß sie hell herauslachte.

„Die Fräulein Liebste hat wohl keine Freimarke gehabt", sagte sie keck.

Mit zitternden Händen suchte der junge Mann das Porto zusammen, mit fliegendem Pulse harrte er, bis das Mädchen — mit geflissentlicher Langsamkeit — sich entfernt hatte. Natürlich hatte Hede den Brief in aller Heimlichkeit in den ersten besten Postkasten geworfen, wahrscheinlich in solcher Hast, daß sie sich nicht einmal eine Marke hatte kaufen können. Aber daß sie überhaupt schrieb, bedeutete etwas Wichtiges — vielleicht Ungeheueres.

Ferdinand betrachtete den kleinen grauen Briefumschlag, der auf der Rückseite weiße eingepreßte Blümchen trug und von der Masse des Inhalts schier gesprengt zu wer-

den drohte, so daß er nur eben noch auf der Siegelstelle zusammenhielt. Und mitten in seiner Aufregung mußte er denken, wie ein anderer, Heißblütigerer, gewiß den Umschlag längst aufgerissen, sich köpflings in das Glück oder Unglück, das er verhüllte, hineingestürzt hätte. Und daß ihm der Entschluß immer zauderte. Ja, er fühlte eine starke Neigung, den verhängnisvollen Brief in seine Tasche gleiten zu lassen, damit er noch eine Frist für die Hoffnung gewänne. Aber dann schämte er sich seiner Feigheit; riß jedoch auch jetzt den Umschlag nicht entzwei, sondern teilte ihn langsam und vorsichtig mit seinem Federmesser und zog den Inha't heraus. Er bestand aus acht längs und quer überschriebenen Briefkärtchen, deren jedes mit einem weißen Blümchen geschmückt war, und lautete:

„Lieber, armer Ferdy!

Es wird mir so furchtbar schwer, diese Zeilen an Dich zu schreiben, daß ich nur ein Billet dazu nehme, um rasch zu Ende zu kommen. Auch habe ich gerade keine Briefbogen. Ach, Ferdy, warum muß das Schicksal so hart gegen unsere treue Liebe verfahren! „Und nimmer gab es ein so herbes Los, als Julias und ihres Romeos." Ich habe gestern Romeo und Julia gesehen, — mit ihm zusammen — Benno Dyren — und als Julia den Gifttrunk nahm und dabei so schöne Worte sprach, da habe ich furchtbar geweint. Denn mein Los ist genau dasselbe, wie ihres, nur daß wir beide, Du und ich, leider noch nicht getraut sind. Und so habe ich gar kein Recht, der Tyrannei meines Vaters, der genau so wütend ist, wie der alte Capulet, mich zu widersetzen. Oder könntest Du mich vielleicht entführen? Ach, ich folgte Dir ganz gewiß „durch Länder und Meer, Eisen und Kerker und feindliches Heer," wie Simon Dach so schön singt. Er hat aber auch sein Ännchen von Tharau nicht gekriegt. Der Arme!

Und wenn wir auch kein baares Geld haben — denn ich habe meine letzten fünfzig Pfennige Taschengeld gestern für Baisers ausgegeben, weil ich vor Benno Dyren in eine Konditorei flüchtete — schon lange hatte ich furchtbare Angst vor seiner Erklärung — und Du, mein holder Ferdy, hast gewiß auch noch nicht viel erspart. Aber ich habe Kleinodien, die wir in Berlin oder Hamburg verkaufen könnten: ein goldenes Halskettchen mit einem Kreuz daran, und einem Freundschaftsring von Käthe Laßwitz — er ist aber nur dünn — und eine Schnur Korallen und einen Eierbecher mit Löffelchen — alles Patengeschenke. Meinst Du nicht, daß wir von dem Erlös dieser Kleinodien die Überfahrt nach Amerika bestreiten könnten? Am liebsten ginge ich nach Westindien; da soll es wunderschön sein — überall hängende Blumengewinde mit Purpurblüten, so groß wie mein Kopf. Oder, wenn Du willst, auch nach Afrika, obgleich mir die Neger sehr unangenehm sind. Auch sollen sie schlecht riechen. Aber wenn ich nur bei Dir bin, mache ich mir nichts daraus.

Ich habe auch einige hübsche kleine Sachen gemalt — Handtuchhalter, Schreibmappen ꝛc. — die könnten wir zu Geld machen und davon unseren Lebensunterhalt bestreiten.

Ach, Ferdy (die Schrift wurde jetzt noch kleiner) nun ist schon das achte Billet voll, und mehr hab' ich nicht, ich will Dir's noch überquer beschreiben. Ich bitte Dich, antworte mir poste restante — wenn ich auch furchtbare Angst habe; denn nun ich seine Braut bin, würde mich Benno gewiß nicht mehr retten — und es ist ja auch sehr unrecht von mir — aber es ist so furchtbar traurig, daß wir uns nun nicht heiraten können, und ich werde Dich mein ganzes Leben lang lieben, Du mein holder Ferdy, denn seiner ersten Liebe bleibt ein Mädchen immer treu. Gewiß werde ich schon im ersten Jahre meiner Ehe sterben aus Herzeleid. Dann besuchst Du mein Grab, Ferdy, sowie Romeo das Julias — aber Du darfst Dich darauf nicht töten. Schwöre es mir, Ferdy!

O lieber, liebster Ferdy, mir bricht das Herz! Aber nun habe ich alle Billets schon überquer beschrieben und muß enden.

Deine
Dir bis in den Tod getreue
arme Hede.

P. S. (schräg über die Seite laufend). Überlege Dir doch rasch, ob Du mich entführen könntest!

Zweites P. S. Grabowo ist ein wundervolles Gut mit feudalem Schloß. Und denke Dir, es hat einen Wintergarten mit wunderbaren Palmen und Kamelien und

Orchideen. Auch ein Diener ist da, und bei Gesellschaften wird der Gärtner mit in Livree gesteckt.

Aber lieber ginge ich doch mir Dir ins Elend!

II.

Es war zwanzig Jahre später, da saß der Minister des Innern, Dr. Ferdinand Ramlo, in seinem Arbeitskabinett, und vor ihm, auf den dicken Aktenbündeln und den ernsthaften Briefen im feierlichen Querformat, lagen kleine graue Billets mit kindlichen weißen Blümchen; kreuz und quer beschrieben von einer kritzlichen Mädchenhand. Daneben lag ein anderer Damenbrief auf parfümiertem englischem Papier. Der Minister verglich die Handschriften der beiden Briefe. Die kindlichen, kritzlichen Züge waren nach so vielen Jahren dieselben geblieben. Ob auch sie noch dieselbe war — seine Frühlingsblume, sein Glückskind? Der Minister strich sich mit einem Lächeln, in dem sich viel gutmütige Selbstironie mit einem Stückchen Wehmut in die Herrschaft teilten, durch das beträchtlich gelichtete Haar. Und mit demselben Lächeln trat er vor den Spiegel und betrachtete mit ungewohnter Aufmerksamkeit seine kahl werdende Stirn mit der scharfen Querfalte, den tiefen Zug um den bartlosen Mund, die etwas nach vorn gebeugten Schultern. Daß dieser Charakterkopf eines Geistesarbeiters jetzt viel schöner, jedenfalls viel bedeutsamer erschien als der des ehemaligen unreifen Schülers, sah er nicht. Er hob nur ein wenig die Achseln und trat an den Schreibtisch zurück. „Lieber Gott, zwanzig Jahre!" dachte er. „Mir sieht man sie zur Genüge an — ob auch ihr?"

Und er nahm wieder die grauen Billets zur Hand. Ein eigener Duft stieg aus diesen halb vergessenen Blättern zu ihm auf: der herbe und süße, einschmeichelnde und zurückscheuchende, lächeln und trauern machende Frühlingsduft der Jugend. „Wo ist die schöne Zeit hin, da wir so unglücklich waren?" murmelte er lächelnd vor sich hin. Und dann hielten seine Gedanken bei dem Wörtchen „wir." War sie damals unglücklich gewesen? Sie, der „alle Dinge zum Besten dienen mußten? Er — ja, er war sehr elend gewesen. Noch heute war in seiner Erinnerung etwas von jener Bitterkeit, die große Schmerzen in der Seele zurücklassen. Aber diese Bitterkeit richtete sich nicht gegen sie, die nicht die Kraft besessen hatte, ihm treu zu bleiben. In seiner Liebe zu Hede war nie der Trieb gewesen, sie zur Heldin heraufzuschrauben; im Gegenteil, ihm, dem Sohn und Erben der Arbeit, der vorwärts drängenden, gegen sich selbst strengen Energie, war sie immer etwas besonders Köstliches gewesen in ihrem blumenhaften Reiz, ihrem spielerischen Temperament, und es war ihm immer als natürlich erschienen, daß sie alles von den anderen und niemand etwas von ihr verlangen dürfe. Er war zu liebevoll, um sie, und zu einsichtig, um das Schicksal oder die Gesellschaft für sein Unglück haftbar zu machen. Es war ihm nur ein Sporn geworden, das zu erringen, was ihm Hedes Besitz gesichert hätte, wenn er es zur rechten Zeit gehabt hätte. Und da hatte ihm sogar das Glück gelächelt, das so oft zu Unrecht angeklagte, das seine Gunst dem fast nie weigert, der seine Gaben kennt und zielbewußt und energisch anwendet. Die Welle der liberalen Zeitströmung, die persönliche Verdienste öfter als früher zum Ziele trug, hob Ramlo, auf dessen Organisationstalent man bei wichtigen Veränderungen in der Verwaltung rechnete, zu einem der höchsten Posten im Staate empor.

Er hatte also erreicht, was er erstrebt hatte. Erreicht, ja; nur — dem reifen Mann fiel jener vorahnende Ausspruch des Schülers ein: „Die Erfüllung meines Strebens wird dann kommen, wenn sie mir keine Freude mehr machen wird." Nun, gar so schlimm war es ja nicht mit ihm bestellt. Er hatte doch immerhin Genugthuung empfunden über das Erreichte, lebhafte Genugthuung sogar — einen Augenblick lang; denn im nächsten waren freilich seine Gedanken schon bei der Arbeit gewesen, die ihm sein sogenanntes Glück vorzeichnete. Aber freilich, Freude — jene echte, vom Himmel stammende Freude, die die Welt verklärt, das eigene Wesen erhöht, das Blut wallen, das Herz aufklopfen macht, die so stark ist, daß sie drängt, sie dem anderen mitzuteilen, damit er ihre Last mittragen helfe: diese Freude hatte er lange nicht mehr — hatte sie vielleicht nie empfunden. War's nur, weil das Erreichte mit einem so großen Aufwande von Kraft erstritten war, weil das wahre, leuchtende

Glück wirklich vom Himmel fallen muß — oder war's, weil ihm jener andere, Mittragende, sich Mitfreuende gefehlt hatte?

Hede! die liebliche, sonnige Hede! Hatte sie die Freude mit sich genommen damals, als sie des anderen wurde? Der eigentliche Schmerz um sie war ja tot; aber da war irgendwo ein Eckchen in seinem Herzen, aus dem stieg zuweilen jener herbsüße Duft auf, der seinem jetzigen Leben und den Blumen, die er allenfalls hier und da streifte, fremd war, jener Duft — wieder zog ihm ein Dichterwort durch den Sinn:

„Die Frühlingsblume, die du nicht gepflückt,
Die duftet im Gemüt dir unvergessen."

Ja, das wars! „die Frühlingsblume, die du nicht gepflückt" — und die darum nicht in deiner warmen Hand gewelkt ist, sondern ewig frisch und unberührt in deiner Phantasie dasteht.

Der Minister kramte in einem Fache seines Schreibtisches unter alten Papieren. Ja da war sie, die Photographie, unter der mit kritzlichen Zügen stand: „Dein Glückskind", und daneben „Mein Glück". Sie war vergilbt und verblaßt, die Tracht veraltet; aber aus den verwischten Umrissen hob sich wieder das apfelrunde Kindergesichtchen mit den goldenen Augen, die ins Leben hineinlachten, mit dem weichen Munde, um den der Schmerz noch nicht den leisesten Zug geprägt hatte, mit der reinen Stirn, die noch nichts von der Welt wußte! seine Frühlingsblume, sein Glückskind — Hede.

Und nun nahm Ramlo den zweiten Brief zur Hand, der neben den grauen Kärtchen lag und ihn veranlaßt hatte, sie aus dem Erbbegräbnis — so nannte Ramlo jenes Fach, wo er alte Erinnerungen mehr begrub, als bewahrte — wieder vor seine Augen zu bringen. Jener zweite Brief war erst heute an ihn gelangt und lautete:

„Ew. Excellenz!

Werden Ew. Excellenz sich noch der Schreiberin dieses Briefes erinnern, die nach so vielen Jahren längst von Ihnen vergessene Jugenderinnerungen zur Hilfe rufen will für eine Bitte, die sie an Ew. Excellenz zu richten im Begriffe steht? Sie wird mir leicht und schwer, diese Bitte. Denn während ich schreibe, steigen jene kurzen Tage reinen Glückes vor mir auf, denen so viele tiefen Schmerzes folgten, jene Tage, zu denen meine Gedanken zurückflüchten, wenn das Leben zu rauh für mich ist.

Es ist nicht sanft mit mir verfahren, Excellenz. Zwar, ich will nicht klagen; ich habe viel Liebe genossen — Excellenz wissen, ich hatte immer das Talent, mich hätscheln zu lassen. Und so ist es auch geblieben, mein Mann und meine Freunde (Kinder habe ich nicht) erfüllen mir meine Wünsche, fast ehe ich selbst von ihnen weiß. Aber das äußere Glück ist uns nicht treu geblieben. Excellenz wissen, die Landwirtschaft liegt danieder, während die Ansprüche wachsen. Wir haben seit lange mit großen Sorgen zu kämpfen, und wenn es, wie ich fürchte, meinem Manne nicht gelingt, 30 000 Mark zur Befriedigung unseres dringendsten Gläubigers aufzutreiben, so gehen wir dem Ruin entgegen. Doch könnten wir uns vielleicht noch arrangieren, wenn Excellenz meine Bitte gütigst gewähren wollen. Der Posten des Landrats in unserem Kreise ist zu besetzen, und da wir viele Verbindungen haben und die maßgebenden Herren uns wohlwollen, so wäre es wohl möglich, daß die Wahl auf meinen Mann fiele, wenn nicht ein Hindernis entgegenstünde. Mein Mann ist nicht Jurist, und die Regierung verlangt jetzt fast immer juristische und kameralistische Bildung. Indes wäre dies Hindernis doch gewiß zu beseitigen, wenn Excellenz wollten. Wollen Excellenz? Um unserer" — die Worte waren ausgestrichen, als hätte der Schreiberin die Ergänzung des Satzes: „Um unserer alten Liebe willen" doch widerstanden. Jedenfalls war sie zu erraten.

Überhaupt war in dem Briefe, den Ramlo jetzt sinken ließ, viel Gemachtes, viel Schönthun und Selbstbespiegelung neben einer gewissen Naivetät. Aber, lieber Gott, eine Frau, die nach zwanzig Jahren vor ihren Jugendfreund mit einer so peinlichen Bitte tritt, die schaut wohl vorher in den Spiegel und prüft, ob noch etwas an ihr ist, was ihren Worten Nachdruck geben kann.

Und was Ramlo hätte zurückstoßen können, das rührte ihn nur. Auch ihr Verlangen, um ihrer gemeinsamen Jugendliebe willen Recht und eine längst eingeführte Praxis zu beugen fand er so kindlich, daß er nur darüber lächelte. Selbst-

verständlich konnte er es nicht erfüllen; aber glücklicherweise konnte er etwas anderes thun. Er hatte zu einer Zeit, da er dessen nicht mehr bedurfte, Haus und beträchtliches Vermögen von einem Verwandten geerbt. Nun schrieb er an Hede, er habe schon längst für 40 000 Mark eine sichere Hypothek gesucht und bitte ihren Gatten, sie auf sein Gut eintragen zu lassen. Und für einen Augenblick stieg das Bild einer gealterten Frau vor ihm auf mit blassen, früh verwelkten Zügen und einer herben Leidenslinie um den einst so schönen Mund, und daneben stand das Apfelgesichtchen mit den Schelmengrübchen und den lachenden Goldaugen. Es schmerzte ihn, das Leidensgesicht an seine Stelle zu denken, und als er dann dachte, daß er Hede die ärgsten Sorgen vielleicht fortgenommen hätte, überkam ihn ein so warmes Behagen, daß es ihn fast anmutete, als sei es, wenn nicht die Freude selbst, so doch ein Strahl von ihrer Sonne, der Lebenspenderin. Diese Wärme wurde intensiver, als er den Dankesbrief der einst Geliebten empfing. Ein Strahl von der Jugend her strömte aus dem Briefe auf den einsamen Mann und übergoß ihn mit Glanz und Wärme. Freilich nur für eine kurze Zeit, denn, als die Stimmung vorüber war, fröstelte es ihn plötzlich. Auch das verging, und das Leben lag wieder ernst und klar vor seinen ernsten, klaren Augen. Nur ein ganz kleines Unbehagen saß in einem Winkelchen seiner Seele — etwas wie eine winzige, aber dauernde Enttäuschung oder Erinnerung — oder Sehnsucht.

Es war Sommer; die Arbeitflut hatte sich ein wenig verlaufen; Ramlo war in sein altgewohntes, weltfernes Gebirgsdorf gegangen. Und da begann sich jenes winzige Fleckchen in seiner Seele zu regen, auszudehnen, schmerzhaft zu werden. Es erschien ihm jetzt als eine große Leere — jene Leere, die jeder einsame Mensch ab und zu in sich spürt. In der Empfindung dieser Leere kam ihm der Gedanke, es sei doch eigentlich ein Gebot der Höflichkeit, Hedens Brief zu beantworten. Es durchrieselte ihn ein freudiger Schreck, als in acht Tagen die Antwort in seiner Hand lag. In dem, was sie schrieb, war nichts Besonderes: bescheiden, aber warm ausgesprochene Freude über sein Gedenken an sie und die Tage der Jugend, Bewunderung seiner Person und seines erfolgreichen Ringens, die ihn vor sich selbst ein wenig verklärte, ob er gleich darüber lächelte — und daneben eine unterdrückte Klage, eine leise Schwermut, die er deuten konnte, wie er wollte. Auch schien Hede nicht ganz gesund zu sein; der Arzt hatte einen Aufenthalt in Italien als sehr wünschenswert für sie erachtet; aber — Sie führte den Satz nicht zu Ende, sondern erzählte in ziemlich unvermittelter Anknüpfung, daß sie noch immer male und daß ihre Sächelchen — Tischchen, Schirmchen, Täßchen ꝛc. — ebensoviel Beifall fänden wie früher, wo sie einmal so kühne Hoffnungen auf ihr kleines Talent gesetzt hatte. Hoffnungen, deren Lächerlichkeit sie seitdem einsehen gelernt; denn, sie wolle es ihm nur gestehen, sie habe in den letzten Jahren oft genug versucht, in großen Städten ein heimliches Absatzgebiet für diese Kleinigkeiten zu finden; es sei ihr aber nie gelungen, vermutlich, weil sie die rechten Quellen nicht kenne. Denn hübsch wären die Sachen wirklich; wenn sie sie verschenkte, würden sie immer sehr gepriesen.

Ramlo lächelte gutmütig über die Naivetät, mit der die kleine Dilettantin dem hochentwickelten modernen Kunstgewerbe ins Handwerk pfuschen wollte.

„Dummes, kleines Mädchen!“ nannte er sie bei sich. Nicht zum erstenmal; das Bild der gereiften Frau, die er ja nie gesehen hatte und sich auch aus ihren Briefen nicht vorstellen konnte, machte in seiner Phantasie immer mehr dem der Mädchenknospe Platz, die er einst geliebt hatte. Und allmählich bestrickte ihn wieder — nicht die Hede von heut, aber der Traum von der Hede von ehedem. Auch jener alte Wunsch, diesem kleinen, selbstvertrauenden, weltunkundigen Mädchen die Hände unter die Füße zu legen, erwachte immer stärker in ihm. Und da kam ihm ein Einfall. In seinem nächsten, schon aus Berlin datierten Briefe sagte er ihr, daß er mit einem Kunsthändler gesprochen und denselben bereit gefunden habe, ihre Malereien zu erwerben. Er bitte Hede, der Kürze wegen sich seiner Vermittelung zu bedienen.

Fast umgehend langte ein Tischchen an, so sorgfältig verpackt und so hoch versichert, wie ein unschätzbares Meisterwerk. Und

wieder erschien das gutmütige Lächeln auf Ramlos Gesicht, als er die niedliche, aber durchaus dilettantische Malerei betrachtete. „Liebes kleines Mädchen!“ dachte er und ließ das Tischchen in sein Ankleidezimmer stellen. Die Summe, die er Heden dann „im Namen des Kunsthändlers“ übersandte, trug ihm einen Brief ein, so voll hellen Jubels, daß er ihn ordentlich in seinen Ohren klingen hörte, und so voll Dankbarkeit für ihn, „den gütigen Vermittler“, daß er sich seines kleinen Betruges halb schämte, halb freute. Alles in allem war ihm warm und wohl zu Mut. Es machte ihm wirkliche Freude, als nach einigen Wochen ein Wandschirm und dann in immer kürzeren Pausen eine Menge von Kleinigkeiten kamen, die natürlich alle in sein Zimmer wanderten.

Nur machte es ihm Sorge, daß sie zu fleißig sei und sich überanstrenge, bis sie ihm in aller Naivetät schrieb, die Sachen füllten seit lange jeden verfügbaren Platz in ihrem Hause. Da lachte er seit Jahren zum erstenmal hell heraus, und danach überkam ihn ein eigentümliches Gefühl, Geräte in seiner unmittelbaren Umgebung zu haben, die „das kleine Mädchen“ nicht nur gearbeitet, sondern zwischen denen sie gelebt hatte. Sie schienen nun einen Duft von ihrem Wesen hinüber in sein Zimmer zu tragen.

Dann kam wieder ein Jubelbrief: „Excellenz, Sie Lieber, Sie Guter, ich kann jetzt nach Italien gehen!“

Und dann von dort leben- und lustsprühende Schilderungen von alten Kunstwerken und neuen Bekanntschaften. Die letzteren machten Ramlo ein wenig unbehaglich, doch blieben sie zu nebelhaft und zu sehr en masse, als daß sich dieses Unbehagen zu einer bestimmten Gestalt hätte verdichten können. „Ihr liebenswürdiges Naturell umfaßt eben alles Neue mit Entzücken,“ so beschwichtigte er es. Auch sandte Hede von dort kleine Malereien, die einen überraschenden Fortschritt ihrer Kunstfertigkeit aufwiesen, einen Fortschritt, der freilich verschwand, sobald Hede wieder heimgekehrt war. Also hatte sie sich in Italien ihre Malereien „durchsehen“ lassen, natürlich von einem der Maler, deren Bekanntschaft sie dort gemacht hatte. Ramlo fühlte eine kleine Regung von Eifersucht, aber es überwog doch das Ergötzen bei der Wahrnehmung, wie Heden „alle Dinge — und Menschen — zu ihrem Besten dienen mußten.“ Und dann freute er sich selbst des Humors, der in seinem Denken über Hede lag, und der an ihren Schwächen ein gutmütiges Gefallen fand, wie ein gereifter Mensch an dem Treiben eines liebenswürdigen Kindes. Und er sagte zu seiner Seele: „Liebe Seele, du hast so viele Jahre höchst vernünftig gehungert; ich erlaube dir dafür, auch einmal Konfekt zu naschen; denn du hast einen guten Magen, liebe Seele, und wirst ihn dir so leicht nicht verderben.“

Dieses Konfekt wurde freilich mit der Zeit ein wenig teuer für Ramlo, denn Hede hatte in einem ihrer reizenden Briefchen geschrieben:

„Was meinen Excellenz? Da der Kunsthändler meine Sächelchen so gern nimmt, muß er doch viel daran verdienen. Könnte ich ihn also nicht ein wenig steigern?“

Wieder mußte Ramlo hellauf lachen. Das war ganz die alte, praktische kleine Hede!

„Steigern Sie ruhig, gnädige Frau,“ schrieb er zurück; „ich bin überzeugt, der Mann zahlt jeden Preis, den Sie wollen.“ Das hatte sich Hede nicht zweimal sagen lassen; fortan machte sie die Preise, und die bedeuteten nicht weniger als den Unterhalt eines ziemlich kostspieligen Haushaltes. Aber Ramlo hatte ja so wenige persönliche Bedürfnisse; wenn er dieselben noch ein wenig einschränkte, konnte er seine kleine Künstlerin schon zufrieden stellen. Und als Künstlerin begann sich die kleine Frau zu fühlen. Wie sollte sie auch nicht? Die Preise, die sie für ihre Arbeiten erhielt, waren so hoch, daß sie dieselben in ihren eigenen Augen wie in denen ihrer Umgebung zu Kunstwerken „von hohem Wert“ stempeln mußten. Den vergleichenden Maßstab, den die Bildung, die intime Kenntnis wahrer Kunst, uns wohl oder übel in die Hand drückt, besaß weder Hede, noch wohl irgend jemand in ihrem Weltwinkel, und wer ihn etwa doch besaß, der steckte ihn so vieler liebenswürdiger Naivetät gegenüber gewiß lächelnd in die Tasche. So berichteten Hedens Briefe immer selbstbewußter von dem Ansehen, das sie durch ihr Talent in ihrem Kreise erworben hatte.

Sie verbarg längst nicht mehr ihren Erwerb. „Die Ausübung einer wahren Kunst bringt jedem Menschen Ehre, nicht wahr, Excellenz?“ sagte sie in einem ihrer Briefe, und Ramlo sah so deutlich die ernste Überzeugung von ihrer Künstlerschaft ihre Wangengrübchen für einen Moment verflachen und ihrem Apfelgesicht die wichtige Miene eines drolligen Kindes ausdrücken, daß er den Brief beinahe — geküßt hätte. Im Moment vor dieser jugendlichen That ließ er das Papier freilich sinken, aber er ertappte sich immer öfter auf ähnlichen Anwandlungen. Und so nahm er sich endlich einmal vernünftig beim Kopf und fragte sich ernstlich:

„Was geht eigentlich in dir vor, Ferdinand Ramlo — Minister — Vierziger — und durchaus respektabler Mann, der du bist?“ Und nach eingehender Selbstbeschauung antwortete er seinem inquisitorischen Gewissen:

„Wenn das, was ich jetzt fühle, etwa in die Kategorie der Liebe hineingehören sollte, so wäre es eine durchaus erlaubte, unschuldige und unschädliche Liebe — etwa die eines Vaters zu seinem reizenden Kinde — oder die eines einsamen Menschen zu Sonnenschein, Blumen, Musik, zum Schönen und Wärmenden. Und wie unschuldig dieses Gefühl ist, beweist schon der Umstand, daß ich niemals versucht habe, dieses Kind, das mich aus der Ferne so entzückt, wiederzusehen.“

Und Ferdinand Ramlo machte diesem seinem letzten Argumente alle Ehre. Als Hede ihm schrieb, sie werde — wieder auf der Durchreise nach Italien — einige Tage in Berlin verbringen, und an diese Nachricht die schüchterne Frage knüpfte, ob wohl Excellenz ihr die Ehre einer Zusammenkunft gewähren wolle, da — kniff der Herr Minister aus.

Ihm war eine plötzliche Angst in die Glieder gefahren — war es die Angst, seinen Traum bei hellem Tageslicht zu beschauen oder die, welche so vielen Menschen die Bitte auf die Lippen drängt: „Führe mich nicht in Versuchung?“ Oder machte ihn nur das körperliche Unbehagen, das er seit einiger Zeit mit sich herum trug, die unvermeidliche Erregung und Anspannung eines solchen Wiedersehens scheuen?

Jedenfalls schämte er sich dieser Angst, als er Hedens enttäuschten und auch ein wenig empfindlichen Brief las, und nannte sich selbst einen alten Narren, der beginne, die natürlichsten Dinge verschroben zu behandeln. Er empfand den lebhaften Wunsch, die Kränkung, die er Heden zugefügt hatte, wieder gut zu machen, indem er ihr etwas recht Liebes that. Und inmitten des Suchens danach fiel ihm ein, wie sehr sie jetzt von seinem guten Willen abhinge, und wie empfindlich sie das Versiegen der Quelle, aus der sie jetzt zu schöpfen gewohnt war, treffen könnte. Und da sein Übelbefinden sich verstärkte, nahm dieser Gedanke eine bestimmte Richtung. Er überdachte, daß sein Leben keinen Menschen reicher und sein Tod keinen ärmer machen würde — außer ihr — und so war auch schon sein Entschluß gefaßt, und er setzte ein Testament auf, das Hede zu seiner Universalerbin machte.

Als er das gethan hatte, wurde ihm trotz der körperlichen Schwäche, die ihn befallen hatte, so leicht, frei und befriedigt zu Mut, wie nur dem werden kann, der für einen lieben Menschen etwas gethan hat, was über seinen Tod hinaus für ihn nachwirkt und ihm ein liebevolles Seingedenken für alle Zeiten sichert.

Er legte sich zu Bett und faltete, vielleicht seit Jahren zum erstenmal, die Hände. Zwar waren die Worte, die er vor sich hindachte, kein Gebet, oder waren sie es doch?

„Liebe kleine Hede!“ ging es immerzu durch seinen Sinn. Immer nur die drei Worte: „Liebe kleine Hede!“

Und mit diesen Worten in Herz und Hirn schlief er lächelnd ein — um nicht wieder zu erwachen.

— — — — — — — — — — — —

Einige Wochen später durchwanderte eine Gesellschaft von drei Personen die Zimmer des Hauses, das einst Ramlo gehört hatte und nun Hede von Dyren eignete. Es war die Erbin selbst mit ihrem Gatten und dem Landrat ihres Kreises, Graf Tetow, dessen Verehrung für Hede wegen der leitenden Rolle, die er in ihrer Gesellschaft spielte, für sie ebenso schmeichelhaft wie wichtig war.

Graf Tetow, der zufällig in Berlin war, als Hede und ihr Gatte der Erbschaft wegen dort weilten, hatte ihnen seinen Besuch gemacht und war von Hede aufgefor-

dert worden, mit ihnen ihr neues Eigentum zu besichtigen. Er ging nun bald an Hedens, bald an Dyrens Seite durch die Zimmer, und während die Unterhaltung sich in jenem gleichsam durch einen Trauerflor gedämpften Tone bewegte, den die Schicklichkeit für solche traurig freudige Gelegenheit vorschreibt, betrachteten seine scharfen, schwarzen Augen durch sein Pince-nez Hede mit einer Art von satirischem Wohlgefallen, und er dachte: „Sie weiß sich doch auch mit der Trauer allerliebst zu drapieren."

Wenn Graf Tetows Bemerkung auf Hedens äußere Erscheinung zielte, so war nicht zu leugnen, daß die Fülle von schwarzem Krepp, die die volle Gestalt umfloß und das runde, blühende Gesicht umrahmte, der allerliebsten kleinen Frau, der man die Vierzig nur bei sehr genauer Betrachtung ansah, eine gewisse Würde verlieh, die sie ebenso vortrefflich kleidete wie der Thränenflor über ihren munteren Augen und der wehmütige Zug um den vollen Mund. Und die munteren Bewegungen und die schelmischen Wangengrübchen erschienen doch oft genug, wenn Hede zu einem besonders hübschen Geräte hineilte und in lautes Entzücken darüber ausbrach. Hinterher kam zwar immer sogleich ein Seufzer! „Der arme Ferdy!" und dann erzählte die kleine Frau irgend eine Episode aus seinem und ihrem „Jugendtraume," der Gemeingut ihres Bekanntenkreises geworden war, seit „der arme Ferdy" die höchsten Stufen der socialen Leiter erklommen hatte. Und es war merkwürdig, wie reich an neuen Episoden dieser kurze Jugendtraum war und wie jede, harmlos, wie sie war, doch die Liebe des Ministers und seine Bewunderung für Hede ins rechte Licht stellte.

„Alles Gute haben wir ihm zu danken, nicht wahr, Beuno? selbst unsere Ehe," wandte sich die kleine Frau naiv an ihren Gatten. Er zupfte an seinem grauen Vollbarte und schielte zu Graf Tetow hin, der natürlich auch diese Episode aus Hedens Leben kannte und ein Lächeln bei diesem naiven Hinweis nicht ganz unterdrücken konnte. Er machte jetzt wieder die Bemerkung, wie gealtert und verdrossen Dyren neben seiner lebensfrischen Frau aussah, und dachte bei sich: „Natürlich; neben solch einem Glückskind, das alle Sonne für sich nimmt, verkümmert der andere im Schatten." Und ein gewisses Mitleid mit dem Gatten dieser glänzenden Frau kräuselte die Oberfläche seines Gemüts.

Hede aber fuhr fort: „Und das größte Glück meines Lebens danke ich auch ihm, dem lieben, lieben Ferdy. Sehen Sie, Tetow, habe ich nicht recht mit meinem Kinderglauben an das Wort, daß mir alle Dinge zum Besten dienen müssen? Gerade als wir — als wir" — sie stockte doch ein wenig, denn ihr Gatte hatte eine heftige Bewegung gemacht; — dann aber lächelte sie ihm naiv und ermutigend zu und fuhr fort: „Es ist ja keine Schande für uns, nicht wahr, Graf? Im Gegenteil! Unsere Sorgen waren ein Unglück, das wir mit vielen Standesgenossen teilten; daß aber gerade sie den Anlaß gaben, mein Talent zu entdecken — mein Talent, das mir seitdem so viel Freude und Anerkennung eingebracht hat, und daß gerade der gute Ferdy das Verdienst hatte —"

„Der Welt eine Künstlerin zu geben," ergänzte Tetow pathetisch.

„O, Sie schmeicheln, Graf — aber Freude macht es mir in der That, daß man sich um meine Sachen ein wenig reißt," erwiderte Hede.

In diesem Augenblicke hatte Dyren, ungeduldig weiterschreitend, die Thür des anstoßenden Zimmers geöffnet und blieb nun mit einem Ausrufe stehen, in dessen Tone sich jäher Schreck und etwas wie Triumph wunderlich mischten.

Hede und Tetow eilten ihm nach und blieben dann wie angewurzelt in der geöffneten Thür stehen.

Das Zimmer war ganz und gar mit Hedens Malereien angefüllt. Auch nicht eine fehlte.

Eine Minute lang herrschte tiefes Schweigen. Alle hielten den Atem an bei diesem jähen Zusammenbruche von Hedens Künstlerherrlichkeit. Die beiden Männer sahen zu Boden. Hede war einen Schritt vorgetreten —

Dann wandte sie sich zu den beiden verlegenen Männern um und sagte mit ihrem strahlendsten Lächeln:

„Wie muß er mich geliebt haben, der arme Ferdy!"



Auf der Terrasse. Nach einer Federzeichnung von H. Vogel.



Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wenn einem, der viel mit Büchern zu thun hat, ein Buch vor Augen kommt, das bereits zum zweitenmale aufgelegt ist, ohne daß er bis dahin von ihm etwas gehört hat, dann glaubt er gewöhnlich etwas Besonderes erwarten zu dürfen. Denn selbst gute Bücher erleben in Deutschland nicht immer eine zweite Auflage, und die Unsitte, eine Restauflage mit einem neuen Umschlage als „zweite" Auflage in die Welt zu schicken, ist unter deutschen Verlegern glücklicherweise noch wenig verbreitet. Ein Roman von Gustav Schalk: „Dr. Biedermann und sein Zögling" (Stolp i. P., Verlag der W. Delmanzoschen Buchdruckerei) trägt das Ehrenzeichen der zweiten Auflage an der Stirn, die Ausstattung, übertrifft die gewöhnliche Romanausstattung und der Titel macht unwillkürlich Hoffnung auf ein bißchen Humor rege, — kein Wunder, wenn man sich mit gespannten Erwartungen darüber hermacht. Und, abgesehen von dem Schwulst der Sprache, fängt das Buch gar nicht so übel an. Eine bigotte und ängstliche Witwe, die ihren einzigen Sohn verzärtelt und in der Sorge lebt, er könne unter den Rauheiten des Lebens Schaden an Leib und Seele nehmen, wenn er wie andere Kinder eine öffentliche Schule besucht, verschreibt sich einen Erzieher nach ihrem Herzen. Dr. Biedermann erscheint im Hause der Witwe, — der Sohn armer Leute, die Frucht kleiner Stipendien und unregelmäßiger Freitische, ein bißchen linkisch, sehr bescheiden und furchtbar hungrig. Trotz der Kümmerlichkeit dieses Gewächses verspürt eine Freundin der Witwe, die älteste von acht unversorgten Majorstöchtern, sofort Lust, sich daran anzuranken. Dr. Biedermann aber entdeckt zu seinem Glück die hübsche, junge und gut kochende Wirtschafterin der Witwe, verlobt sich heimlich mit ihr und erstarkt unter ihrer Pflege so weit, daß er das ältere Mädchen von sich abschütteln, den Sohn der Witwe zu einem ordentlichen, tüchtigen Jungen erziehen und endlich die junge Wirtschafterin zu seiner Hausfrau machen kann. Das könnte vielleicht den Kern zu einem derbhumoristischen Roman abgeben, ein Kern allerdings, den ich das Verdienst in Anspruch nehmen kann, aus einer höchst ungenießbaren Schale etwas rücksichtslos herausgelöst zu haben. Aber Gustav Schalks Ehrgeiz ist höher hinausgegangen, als auf eine humoristische Erzählung, und darüber stellt sich denn neben dem bißchen Humor, der in der Erfindung steckt, sehr viel unfreiwilliger Humor ein, der dem Leser schließlich als das einzige Körnchen Salz in der Bettelsuppe des langatmigen, anspruchsvoll sich gebenden und nichtssagenden Schalkschen Romans erscheint. Hat man zuerst den Dr. Biedermann für den Helden des Romans gehalten, so kommt man bald zu der Einsicht, daß es dem Verfasser nur darauf ankam, diesen braven Mann endlich satt werden zu lassen. Des Verfassers Weltanschauung aber vertritt Orestes Eichenberg, Dr. Biedermanns Zögling. Wahrscheinlich ist Gustav Schalk der Ansicht, daß sich dieser Held mühsam zu seiner Weltanschauung durchringt. Die Leser werden vielmehr mit mir der Anschauung sein, daß eines so unverschämt vom Glück begünstigten Menschen, wie dieses Orestes Eichenberg, Weltanschauung nicht einmal für ihn selber von Wert ist, weil sie sich nicht in einem einzigen Sturm erprobt hat. Der Führung Dr. Biedermanns ledig, schließt sich der junge Eichenberg auf der Universität an einen Freund an, der — ganz ernsthaft — in der Rückkehr zu den alten deutschen Göttern, an die er glaubt, während selbst die gelehrtesten Germanisten sich über ihre Bedeutung noch in den Haaren liegen, das Heil der Zukunft sieht. Dieser sonderbare Schwärmer schlägt einen noch sonderbareren Weg ein, um Orestes Eichenberg seinem von Hause mitgebrachten christlichen Gottesglauben abwendig zu machen und dem germanischen Götterglauben zuzuführen. Er rät ihm nämlich an, Lessing, David Strauß, Renan, Schopenhauer, Büchner, Darwin und Häckel zu lesen. Zweifellos, daß die Lektüre aller dieser Herren für jemanden, der sie versteht, außerordentlich bildend sein wird. Aber gänzlich unbegreiflich ist mir, wie jemand, der für die alten germanischen Götter in anderem Sinne schwärmt als für dichterische Gestalten, diese Autoren empfehlen kann. Die meisten von ihnen haben von Asathor und anderen germanischen Göttern und Göttinnen wenig gewußt, jedenfalls gar nichts gehalten, und der augenblicklich modernste aller germanischen Götter ist ihnen allen wahrscheinlich gänzlich unbekannt gewesen, mit Ausnahme vielleicht von Häckel, der beim Morgenkaffee aus der Zeitung von ihm erfahren haben mag. Kein Wunder, daß die anempfohlene Lektüre nur halb

ihren Zweck erreicht: Orestes Eichenberg wird kein Ajathoranbeter, sondern nur ein sehr liberaler christlicher Theologe. Hier angekommen, merkt man endlich, was der Verfasser will. Es ist ihm um den Streit zwischen orthodoxer und liberaler protestantischer Theologie zu thun. Orestes Eichenberg wird eine Zierde der letzteren. Die Kirche des orthodoxen ersten Geistlichen leert sich, Orestes aber predigt vor vollen Häusern; man verzeihe, wenn ich keinen anderen als diesen dem Theaterjargon entlehnten Ausdruck finde. Auch diesen Erfolg macht ihm der Verfasser sehr leicht; ist doch Orestes Eichenberg sehr schön, sehr beredt, sehr reich, sehr tolerant und ganz unverheiratet. Das sind die Gründe für seinen Erfolg; daß diese Gründe außerdem noch etwas beweisen, wird dem Verfasser sicher weder ein Orthodoxer noch ein Liberaler zugeben. Sein besseres Christentum beweist Orestes Eichenberg durch drei „Thaten": Er schenkt zum ersten einer armen Judenfrau zwanzig Mark, zum zweiten besucht er einen Stammtisch und kannegießert dort über Kunst, zum dritten hält er nach der Verdammungsrede des orthodoxen Geistlichen am Grabe eines Selbstmörders eine Gegenrede. Ich habe mich bei dem Opfer der zwanzig Mark vergebens gefragt, warum diese gute That dem Wohlthäter so hoch angerechnet werden soll. Der Verfasser legt offenbar ein besonderes Gewicht darauf, daß die Empfängerin eine Judenfrau ist. Aber nach orthodoxer wie nach liberaler christlicher Lehre ist Mildthätigkeit eine Christenpflicht, die ohne Rücksicht auf die Religion ausgeübt wird. Nur die mosaische Religion macht in dieser Beziehung einen Unterschied darin, wie der Jude den Glaubensgenossen und den Andersgläubigen zu behandeln habe. Auch die Höhe des Almosens kann nicht in Erstaunen setzen, denn Orestes Eichenberg ist ein reicher Mann; ich habe mich nie dazu entschließen können, die reichen Almosen reicher Leute höher zu stellen als die kleinen Almosen derjenigen, die selbst von der Hand in den Mund zu leben gezwungen sind. Auch der Besuch eines anständigen Restaurants verstößt meines Wissens nicht gegen die Lehren der Orthodoxie, wenn auch in manchen Gegenden Deutschlands ein protestantischer Geistlicher damit gegen die herrschende Sitte verstoßen würde. Kunstverständige und kunstliebende Leute findet man unter den orthodoxen Theologen nicht minder als unter den liberalen, — unter Geistlichen überhaupt noch häufiger als unter anderen Berufsmenschen, als selbst unter Bankiers, trotzdem die letzteren die Mäcene der modernen Kunst sind. Was aber die große Scene am Grabe des Selbstmörders anbetrifft, so gehört sie einfach in den Bereich der Unmöglichkeit. Ein orthodoxer Geistlicher vom Schlage des Hauptpastors Brensel würde gar nicht in die Lage kommen, am Grabe eines Selbstmörders eine Leichenrede zu halten, weil er von seinem Standpunkt aus gezwungen ist, dem Selbstmörder die kirchlichen Ehren zu versagen. Das Rededuell zwischen ihm und Orestes Eichenberg am Grabe, so wirkungsvoll der Verfasser es sich auch gedacht haben mag, kann also gar nicht stattfinden. Trotzdem baut der Verfasser darauf eine hochnotpeinliche Untersuchung des Konsistoriums wider Orestes Eichenberg auf. Natürlich geht er als Sieger aus dem Kampfe mit dem Hauptpastor Brensel hervor, der letztere beantragt seine Versetzung, Eichenberg rückt in seine Stelle ein und in der Stadt Weberfeld ist großer Jubel. Ein Fremder wundert sich über die beflaggten Straßen der Stadt und fragt nach der Bedeutung des Häuserschmuckes. „Die Stadt feiert heute den Sieg des Lichts über die Finsternis: ist das nicht ein hohes Fest?" wird ihm zur Antwort, und da der Fremde noch immer nicht recht versteht, fragt der Einheimische weiter: „Haben Sie von dem Prediger Eichenberg nichts gehört?" — „O ja doch." „Nun ja, und dieser Herr hält nach längerem Interregnum heute seine erste Predigt." — „Ein evangelischer Prediger? Und doch sehe ich dort auch die Synagoge festlich geschmückt." — „Und Sie wundern sich dessen? Haben Sie denn geglaubt, die großen Lehrer des deutschen Volkes, Lessing, Goethe und Schiller hätten umsonst gelebt und die Samenkörner ihrer Lehre seien in unserem Volke auf den harten Fels und unter die Dornen gefallen? Die geschmückte Stadt belehrt Sie eines Besseren." — — — Diese Faselei ist außerordentlich charakteristisch für den ganzen Roman und für die Taktlosigkeit, mit der der Verfasser Fragen behandelt, die jemand, der seine Sache nicht aus innerer Überzeugung vertritt und der diese Überzeugung nicht aus eigenen inneren Kämpfen gewonnen hat, am besten überhaupt unberührt läßt. Abgesehen davon, daß nach Gustav Schalk nicht Lessing, Goethe und Schiller, sondern einzig Orestes Eichenberg in Weberfeld das „Licht" über die Finsternis hat siegen lassen, — es predigen auch weder Lessing, noch Goethe oder Schiller, daß es den Juden, die in einem christlichen Staat wohnen, erlaubt oder auch nur angemessen sei, im Meinungsstreit christlicher Theologen Partei zu ergreifen und ihren Sympathien für den einen oder für den anderen Teil öffentlichen Ausdruck zu geben. Sowohl Lessing wie Goethe und Schiller würden eine solche Unverfrorenheit jedenfalls für eine ungeheuere Taktlosigkeit gehalten haben. Daß derartige Taktlosigkeiten von jüdischer Seite täglich begangen werden, will ich dem Autor gerne zugeben; nur gibt es gewiß noch wenige, die sie im Sinne des Verfassers deuten mögen. Übrigens kann ich mir kaum denken, daß Gustav Schalk dem Judentum so fern steht, um wirklich nicht zu wissen, daß der Streit zwischen Orthodoxie und Liberalismus innerhalb des Judentums viel energischer geführt wird, und daß zwischen beiden ein viel tieferer Abgrund klafft, als zwischen den christlichen Theologen der beiden Richtungen. Dort überbrückt allerdings das Rassegefühl diesen Abgrund, sobald es sich um gemeinsame Vorteile oder um gemeinsamen Schaden handelt. — Mit der ersten Predigerstelle ist Orestes Eichenberg nach Ansicht des Verfassers noch nicht genügend belohnt; er bekommt nicht nur noch eine Frau, sondern auch noch eine Mutter, — die reichste Gräfin in Deutschland adoptiert ihn, allerdings nicht um seiner Überzeugungstreue willen, sondern weil sie mal seinen Vater geliebt und schlecht behandelt hat. Dem Verfasser gibt diese Gräfin Gelegenheit, über

tausendundein Thema seine Ideen zu entwickeln und allerhand wunderlich verwaschenes Zeug zu fabulieren. Vergebens habe ich mich gefragt, wer auf der Welt kann an einem solchen Buche Gefallen oder Interesse finden? Über die blöden Karikaturen kann sich niemand ärgern, die Zuckerpuppe des Orestes Eichenberg kann auch den liberalsten Parteimännern nicht schmackhaft erscheinen, — bleibt höchstens als tertius gaudens der Guirlanden wickelnde Rabbiner. Er muß einen starken Romanverbrauch haben, wenn er wirklich die zweite Auflage dieses Buches notwendig gemacht haben sollte.

Einen sehr aktuellen Stoff — den Berliner Bauschwindel nämlich — behandelt Hanns von Zobeltitz in seinem Roman „Die Kronprinzenpassage" (2 Bde. Jena, Hermann Costenoble). Dieser Bauschwindel mag nicht nur in Berlin blühen, er treibt wohl in allen deutschen Städten mit unverhältnismäßig schnell wachsender Einwohnerzahl — und deren gibt es seit 1870 eine große Anzahl — mehr oder weniger üppige Blüten. Da es sich keineswegs um eine lokalisierte Erscheinung handelt, ist es um so verwunderlicher, daß man noch nicht auf dem Wege der Gesetzgebung Mittel gefunden hat, dem Unwesen zu steuern. Berlin wächst am schnellsten und mit einer ziemlich sicher vorauszuberechnenden Regelmäßigkeit; kein Wunder, wenn Bauspekulation und — Bauschwindel hier das ergiebigste Feld gefunden haben. Es ist noch nicht lange her, daß in Berlin zwei große Neubauten unter den Hammer kamen; in der einen Subhastation fielen achtmalhunderttausend, in der anderen eine Million und fünfmalhunderttausend Mark an Hypotheken aus. Beide Häuser liegen in einer Stadtgegend, die nicht etwa plötzlich entwertet ist, beide waren, als sie subhastiert wurden, kaum dem Gebrauch übergeben. Also zu teuer, mit zu viel Luxus gebaut. Träfe der Verlust nur die Spekulanten, die sich verrechnet haben, so würde man gar nicht nötig haben, sich darüber zu ereifern. Ich wenigstens würd's nicht thun. Denn ich freue mich nicht nur über die wunderbare Entwickelung Berlins, wo ich vom Centrum nicht zu weit entfernt und doch in einer Gegend wohne, die ich noch als ein Sandfeld gekannt habe, sondern auch über jedes schöne Privatgebäude, das in der deutschen Kaiserstadt emporwächst. Ob aber ein Häuserspekulant richtig rechnet oder sich verrechnet, ob er Geld verdient oder Geld verliert, ist mir sehr gleichgültig. Leider aber verlieren bei solchen Gelegenheiten selten die Spekulanten ihr Geld, sondern diejenigen, die für die Spekulanten gearbeitet respektive geliefert haben und für ihre Lieferung mit einer Hypothek — einer sicheren, wenn der Spekulant richtig, einer sehr unsicheren, wenn er sich verrechnet hatte — abgefunden worden sind. Man wende nicht ein, daß diese Leute selber zu Spekulanten werden, indem sie Lieferungen für Bauten übernehmen, trotzdem sie wissen, daß der Bauherr ein unsicherer Kantonist ist. Die Leute brauchen Arbeit für ihre Werkstätten, sie nehmen die Arbeit, wo sie ihnen unter einigermaßen annehmbaren Bedingungen geboten wird, sie sollten also auch für den Wert ihrer Arbeit besser gesichert sein, als es bisher der Fall ist, — das heißt, ihre Forderungen sollten nicht den übrigen Forderungen an das Grundstück nachstehen, sondern sie sollten ihnen vorangehen. Die Handwerker haben keinen Anteil am Gewinn der Spekulation, während ihn die Besitzer des Grund und Bodens wohl haben. Folglich sollten auch die Handwerker nicht an den Kosten einer verfehlten Spekulation beteiligt sein, die sie jetzt häufig allein zu zahlen haben. Die Tragödien, die der Berliner Bauschwindel im Gefolge hat, spielen sich nicht im Kreise der Spekulanten ab; da verschmerzt man mit leichtem Blut eine Schlappe und tröstet sich mit der Hoffnung auf späteres besseres Glück. Die Tragödien spielen in den Kreisen der Bauhandwerker, die sich an fünfzig Neubauten langsam zu ganz gut situierten Leuten herausgearbeitet haben und bei dem einundfünfzigsten Neubau ihr Hab und Gut, Ehre und Reputation verlieren, weil sie einem vertrauensunwürdigen Bauunternehmer in die Hände gefallen sind. Diese Seite des aktuellen Romanstoffes hat Hanns von Zobeltitz nicht in den Vordergrund gestellt, und für die meisten Leser würde der Roman auch kaum an Interesse gewonnen haben, wenn er es gethan hätte. Denn diese Tragödien der kleinen Leute bieten wenig romanhafte Episoden; sie möchten vielmehr leicht ermüdend wirken. Auch den kleinen Bauspekulanten, der seine Baugelder wochenweise von einer Bank bezieht und von den Ersparnissen lebt, die er beim Bau macht, oder von den Summen, um die er die Handwerker drückt oder — betrügt, läßt Zobeltitz beiseite. Offenbar huldigt er nicht der Anschauung, daß nur die kleinen Diebe an den Galgen gehören. Er hat einen ganz großen daran gehängt, — einen Mann, der zwar auch Kleinigkeiten nicht verschmäht, weil das doch nun mal mit zum Handwerk gehört, dessen Spekulationen aber im allgemeinen doch von einer schwungvollen Phantasie — einer Phantasie, die auch andere für kurze Zeit berauschen kann — getragen werden. Hier ist es ein märkischer Gutsbesitzer, der thatendurstig von einem zweijährigen Aufenthalt in Afrika in die Heimat zurückkehrt und sich von dieser Phantasie berauschen läßt. Auf seinem Gute gibt es wenig für ihn zu thun; eine sehr energische Mutter führt dort das Regiment, und der Sohn liebt sie zu sehr, um ihr die Zügel aus der Hand zu nehmen. Da führt ihm der Zufall den Berliner Bauunternehmer Dornberg in den Weg, der seinen guten Namen, sein bares Geld und seine geschäftliche Unbefangenheit bei seinen Spekulationen brauchen kann. Er fesselt ihn mit Hilfe seiner interessanten Frau und durch die Entwickelung eines berauschenden Projektes — im Herzen von Berlin, wo die Straßen eng und winkelig sind, ein bißchen Hausmann spielen, ein ganzes Häuserviertel niederreißen, Licht und Luft schaffen, prächtige Geschäftsräume und gesunde Arbeiterwohnungen bauen, das ist der Plan, mit dem er sich selber trägt und für den er den nach Thaten durstigen Herrn von Barten zu gewinnen weiß. Wie die Spekulation verunglückt und Herr von Barten beinahe mit, das mögen die Leser selbst nachlesen; sie lernen neben einer Reihe der interessantesten Berliner Typen auch eine Anzahl mit gutem Humor und lebenswahr geschilderter

Damen und Herren vom Lande sehr sympathischer Art kennen, und die spannend und folgerichtig sich entwickelnde Handlung fesselt in außergewöhnlichem Grade. Mir scheint nur, als hätte der Verfasser die Beteiligung des Herrn von Barten an der schließlich in die Brüche gehenden Spekulation allzu geflissentlich auf idealen Motiven aufgebaut. Wenn ihn in erster Linie die Absicht beseelte, sein Vermögen zu verdoppeln, so würde ihm das in meinen Augen gar nichts schaden, da er nicht der Schwindler, sondern der Beschwindelte ist. Diese Absicht ist nämlich meiner Meinung nach an sich weder für einen märkischen noch für einen sonstigen Edelmann kompromittierender, als für irgend einen anderen Sterblichen, und wenn er das auf dem Wege des Häuserbauens versucht, ist das an sich auch sehr viel ehrenwerter, als wenn er sich etwa an der sehr beliebten und kaum noch irgendwo anstößigen Jagd auf eine reiche Frau beteiligte.

Wenn ein Ausländer über Deutschland schreibt, so ist er immer des Interesses der Deutschen sicher. Denn mag das Bild, das er von uns und von deutschen Verhältnissen entwirft, noch so flüchtig geschaut und noch so falsch entworfen sein, — man hört nun mal im guten, wie im schlimmen, nicht ungern von sich reden. Der Schweizer J. C. Heer macht in der Vorrede seines Buches „Im Deutschen Reich“ (Zürich, Albert Müller's Verlag) gar kein Hehl daraus, daß er Deutschland nur sehr flüchtig kennt. Ein Besuch des deutschen Schriftsteller- und Journalistentages in Hamburg gab ihm Veranlassung zu einer kurzen Rundreise, die Rundreise Veranlassung zu einem Dutzend Reisefeuilletons für die „Neue Zürcher Zeitung“, und diese Reisefeuilletons sind nun in einem Buch gesammelt erschienen. Da J. C. Heer sehr viel Gutes über Deutschland zu sagen weiß, will ich mich des Urteils darüber enthalten, ob das flüchtig geschaute Bild ähnlich ausgefallen ist. Daß wir uns selbst unter stammverwandten Nationen keiner großen Liebe erfreuen, wissen wir ja und kann uns im großen und ganzen ziemlich Wurst sein, solange man uns respektieren muß. Um so angenehmer muß es uns berühren, wenn ein Ausländer nicht nur ohne Voreingenommenheit zu uns kommt, sondern es „als eine Beschämung empfindet, Deutschland nicht zu kennen,“ und kein Hehl daraus macht, daß er sich sehr wohl bei uns gefühlt hat. Daß man häufig dem Verfasser — bei seiner Rheinreise besonders — zurufen möchte: „Aber das Schönste haben Sie ja versäumt,“ ist kein Vorwurf für jemanden, der eilig zu reisen gezwungen ist. Auch daß man hier und da sagen möchte: „Aber was haben Sie sich da vormachen lassen!“ trifft nicht ihn, sondern diejenigen, die ihn mystifiziert haben. Wenn J. C. Heer drei der „berühmtesten Bühnenkünstler“ nennt, so muß ich bekennen, daß ich, trotzdem ich über deutsche berühmte Schauspieler leidlich orientiert bin, zwei von diesen drei Namen zum erstenmale höre, und wenn er den Zürichern Fräulein Lou Brion als den „Liebling der Berliner Bühnen“ vorstellt, so kann ich auch nicht umhin, festzustellen, daß Fräulein Brion am Berliner Residenztheater zwar ihre Rollen nicht schlechter spielt als irgend eine ihrer Kolleginnen, daß aber die Künstlerinnen dieser Bühne sich alle durch ein außerordentlich bescheidenes künstlerisches Mittelmaß auszeichnen und keine von ihnen auf den Titel eines „Lieblings der Berliner Bühnen“ Anspruch machen kann. Auch die „kotige“ Spree kann ich nicht unwidersprochen lassen, und zwar ist dieses Epitheton für mich nicht eine Bagatelle wie die Rangerhöhung der drei berühmtesten Bühnenkünstler und des Fräuleins Lou Brion. Daß die Spree kein Schweizer Gebirgswasser aufweist, ist eine Thatsache, so selbstverständlich, daß man kaum nötig hat, sie zu konstatieren. Aber sie ist sehr viel besser als ihr Ruf, selbst dort, wo sie durch das Herz der Millionenstadt fließt. Es heißt dem größten Ruhm Berlins, seiner von keiner Großstadt — soweit ich sie kenne — erreichten oder gar übertroffenen öffentlichen Sauberkeit zu nahe treten, wenn man die Spree „kotig“ nennt. Reisende, die Berlin besuchen, sollten sich vielmehr darüber erstaunen, daß es möglich ist, ein so träge fließendes Wasser, wie die Spree, so säuberlich durch eine Millionenstadt hindurchzuführen, wie es in der That geschieht. Wenn der liebenswürdige Schweizer Kollege Berlin zum zweitenmal — hoffentlich bald und länger, als es geschehen — besucht, möge er sich entschließen, meine Führung anzunehmen. Ich bin sicher, daß es mir dann nicht nur gelingen wird, ihn von der Unhaltbarkeit dieses Epithetons zu überzeugen, sondern ihm auch sogar noch einigen Respekt vor den landschaftlichen Schönheiten der Spree- und Havelufer beizubringen, trotzdem man sie mit dem Maßstab der Schweiz nicht messen darf. Was das Buch für deutsche Leser besonders interessant macht, sind die sich dem Verfasser vielfach von selbst ergebenden Vergleiche der deutschen Verhältnisse mit den ihm heimischen. Trotzdem die Deutschen eine Reise in die Schweiz etwas häufiger machen, als die Schweizer eine Reise nach Deutschland, sind Schweizer und Deutsche sich doch gegenseitig ziemlich gleich unbekannt geblieben. Man lernt als Reisender in der Schweiz wohl die Schweiz, aber nicht den Schweizer kennen. Der Wunsch, hierin eine Änderung herbeizuführen, spricht häufig aus dem Buche J. C. Heers, das gegenseitiger Verständigung und gegenseitiger Wertschätzung nur förderlich sein kann.

Eine Neuauflage von Meyers Konversations-Lexikon — die fünfte — ist gegenwärtig im Erscheinen begriffen und bis zum neunten Bande gediehen. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Über eine Unvollständigkeit der vergriffenen Auflage ist wohl kaum jemals eine Klage laut geworden. Selbst die neugierigsten Menschen haben wohl immer darin gefunden, was ihnen im Augenblick zu wissen wünschenswert erschien. Auch an der Übersichtlichkeit in der Bewältigung des ungeheuren Stoffes ließ sich nicht gut mehr etwas verbessern. Trotzdem hat die neue Auflage eine ganz enorme Bereicherung erfahren. Es scheint, als ob dieses „Nachschlagewerk alles Wissens“ seinen Ehrgeiz darein setzte, dem belehrenden Wort gleichzeitig eine Art Anschauungsunterricht hinzuzufügen, so verschwenderisch ist diese fünfte Auflage mit Bildertafeln und Textillustrationen ausgestattet, unter den ersteren eine große Anzahl von Farbendrucken

in geradezu unübertrefflicher künstlerischer Ausführung. Darunter sind Prachtblätter, wie der Faksimiledruck von Gutenbergs 42zeiliger lateinischer Bibel, die jeder illustrierten Kunstgeschichte als eine Zieede ersten Ranges beigegeben werden könnten. Bei der Zusammenstellung des Illustrationsmaterials ist, was vielen sehr willkommen sein wird, auch auf moderne Liebhabereien Rücksicht genommen worden. Autographensammler erhalten zum Beispiel vier geoße Seiten mit den Namenszügen der berühmtesten Leute der Gegenwart und Vergangenheit, die im Oeiginal zu besitzen ein Vermögen verschlingen würde. Wenn diese Sammlung den Sammlern von nun an als Maßstab für die Autogeaphen diente, die zu besitzen allein einen Wert hat, so hätte Meyers Konversations-Lexikon gewiß vielen Menschen, die sich merkwürdigerweise nicht gehoben fühlen, wenn sie um ihre Handschrift von wildfremden Leuten angebettelt werden, einen großen Dienst erwiesen. Dem Inhalt dieser neuen Auflage kritisch näher zu treten, ist weder möglich noch notwendig. Ein sehr wichtiges Moment, die Objektivität, scheint mir durchaus gewahrt zu sein. Ich ziehe, um mein Steckenpferd zu reiten, das Vorsichtige so gern im Stalle stehen lassen, zum Beweis den Artikel „Antisemiten“ an. Es heißt da: „Antisemiten, die Gegner der Juden: Antisemitismus, Feindschaft gegen die Juden. Die antisemitische Bewegung, in Rußland, Rumänien, Österreich und Ungarn, auch im östlichen und mittleren Deutschland, also in den Ländern verbreitet, wo die Juden in größerer Zahl wohnen, allmählich aber auch nach anderen Ländern übergreifend, ist durch den immer mehr wachsenden wirtschaftlichen und politischen Einfluß der von den früheren Schranken befreiten jüdischen Bevölkerung veranlaßt und strebt danach, diese Schranken wieder aufzurichten und die Juden aus den öffentlichen Ämtern zu verdrängen, ja sie ganz zu vertreiben. In Deutschland gab die Gründerzeit mit iheen verderblichen Nachwirkungen den Anstoß zu mehreren Schriften wie O. Glagau: ‚Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin und in Deutschland.‘ Eine allgemeinere Tendenz hatten die Bücher von W. Marr und E. Dühring. Die Agitation im Volke begann 1878 durch den Berliner Hofprediger A. Stöcker, der durch die Stiftung einer christlich-socialen Partei die von ihm gekennzeichneten verderblichen Wirkungen des jüdischen Bevölkerungselements bekämpfte. Ihm schlossen sich mehrere Agitatoeen, wie Liebermann von Sonnenberg, Förster, Erwin Bauer u. a. an, welche Vereine zur Bekämpfung des Judentums, wie die Antisemitenliga, den deutschen Volksverein, den sozialen Reichsverein und die deutsche antisemitische Vereinigung gründeten. Letztere hatte ihren Sitz in Kassel, wie denn in Hessen, wo die bäuerliche Bevölkerung von den jüdischen Händlern sehr abhängig ist, die antisemitische Bewegung unter Leitung Böckels eine große Ausdehnung gewann. 1890 wurden in Hessen fünf Antisemiten in den Reichstag gewählt. U. s. w.“ Man sieht aus dem Citierten, daß die Bewegung zwar flüchtiger behandelt ist, als sie behandelt zu werden verdient; aber, was schon anerkennenswert ist, der Verfasser des Artikels, so zahm er sich auch ausdrückt, läßt doch keinen Zweifel über die Berechtigung und über die Notwendigkeit derselben. Denn einen „politischen Einfluß“ dee Juden und eine große „Abhängigkeit der bäuerlichen Bevölkerung von jüdischen Händlern“ können ein christlicher Staat und eine christliche Bevölkerung unmöglich auf die Dauer dulden, wären dieser Einfluß und diese Abhängigkeit selbst auf minder illegalem Wege entstanden, als sie entstanden sind. Daß der Artikel vielleicht schon in der nächsten Auflage von Meyers Konversations-Lexikon noch ganz anders lauten wird, ist mir aber gar nicht zweifelhaft. Vielleicht ist in dieser nächsten, gewiß bald nötig werdenden Auflage auch ein Irrtum beseitigt, der dem Verfasser des Artikels „Juden“ passiert ist. Dort heißt es von den russischen Juden: „Sie wanderten nach Palästina, England, Amerika und nach Argentinien aus“ (das übrigens bekanntlich auch in Amerika liegt), „wo Baron Moritz von Hirsch in hochherziger Weise Kolonien für sie gründete.“ Das ist durchans falsch; die Kolonien des Baron Hirsch in Argentinien haben mit Hochheezigkeit gar nichts zu thun, sondern sind lediglich eine Grundstücksspekulation, bei der Baron Hirsch sehr merkwürdig veediente Millionen aufs Spiel setzte, um andere Millionen dazu zu verdienen. Ist es wahe, was mir russische Juden in New-York erzählt haben, die dem Hirschschen Paradiese glücklich entronnen waren, so ist ihnen von Baron Hirsch viel versprochen und wenig gehalten worden, und der internationale Großspekulant hat auch seinen Glaubensgenossen gegenüber seine wahre Natur keineswegs verleugnet.





Die Aquarellmalerei hat in den letzten Jahrzehnten einen hocherfreulichen Aufschwung genommen. Unstreitig ist diese Bewegung dem Einfluß Englands zu danken, wo schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Aquarellisten erfolgreich in den Wettkampf mit der Ölmalerei eintraten und durch die beiden großen Gesellschaften für Aquarellmalerei — Society of painters in water-colours und Institute of painters in water-colours — nicht nur die Technik der Kunst mächtig gefördert, sondern auch das Interesse des Publikums an ihren Leistungen geweckt und stetig gesteigert wurde. Frankreichs Künstler machten sich die Errungenschaften der Briten zuerst zu nutze, dann erst reihten sich italienische und deutsche Maler an. Der erste bedeutende deutsche Aquarellist war Ed. Hildebrandt, ihm folgten J. Sellény, Karl Werner, Passini. Auch A. Menzel, dem ein großer Teil des illustrativen Schmuckes dieses Heftes zu verdanken ist, beherrscht das Aquarell mit Meisterschaft, — neben ihm sind P. Meyerheim, E. Körner, F. Skarbina, Hans Herrmann, H. v. Bartels, A. Achenbach, Edgar Meyer in erster Linie zu nennen. Wenn nun die Aquarellkunst heute das ganze Gebiet mitbeherrscht, auf dem ehedem die Ölmalerei Alleinherrscherin war, so ist es doch ohne Zweifel die Landschaft, auf welcher sich die Aquarellmalerei am besten, am zwanglosesten anwenden läßt, weil sie sich im hohen Grade für die Wiedergabe der verschiedensten Stimmungen in der Luft, in der Tönung des Hintergrundes eignet. Das tritt auch in dem trefflichen Aquarell von R. Fehdmer hervor, mit welchem, in farbigem Kunstdruck wiedergegeben, wir unser Heft eröffnen.

Unter den größeren Bildern bringt das Heft noch zwei Landschaften, die u. a. auch durch ihre Gegensätzlichkeit interessant sind. Auf der einen „Rehe am See" führt uns Georg Koch in die Mark Brandenburg, die er, selbst ein Sohn der vielgeschmähten Sandstreubüchse des Deutschen Reichs, mit Vorliebe schildert und deren stille Schönheiten er auszuspähen weiß: den dunklen Fichtenwald, den laubholzumkränzten See mit dem binsenbesäumten Ufer. H. Nestel dagegen, der seit Jahren seinen Wohnsitz in Italien aufgeschlagen hat und mit allen Fibern seiner Seele an dem Wunderlande hängt, geleitet uns in seiner „Mondnacht" in eine jener klassischen Landschaften, wie sie der Karlsruher Meister Kanoldt mit so großem Erfolg malt. — Auch unter unseren größeren Genrebildern ist das eine, „Erwartungsvoll" von W. Menzler, durchaus deutsch in Entwurf und Ausführung, während das andere, „Übermut" von Gaëtano Chierici, in jeder Linie seinen italienischen Ursprung verrät. Dieses ein keckes Bildchen aus dem sorgenlosen Kinderleben, frisch, heiter und anspruchslos in der ganzen Komposition, dort ein Gemälde, zu dem der Beschauer unwillkürlich eine kleine Novelle hinzuzudichten angeregt wird — die Geschichte einer jungen Liebe, die ihrem frohen Abschluß entgegengeht. Ebenso ladet die technisch meisterhaft durchgeführte Federzeichnung „Auf der Terrasse" von H. Vogel, einem in Paris lebenden Künstler deutscher Herkunft, zur Mitarbeit der Phantasie ein; freilich kommt in ihr inhaltlich ein ernsterer Zug zum Ausdruck. Was sich die beiden Menschen dort auf der Schloßterrasse erzählen, ist kein Liebesgetändel — er berichtet vielleicht von den Schrecken der großen Revolution, und sie sieht im Geiste bereits deren Wogen heranschlagen bis an das stille friedliche Thal, über das ihr Blick von der Terrasse hinwegschweifen kann.

Eine gefeierte Meisterin der Porträtkunst und zugleich eine ungemein interessante Frau war Elisabeth Louise Lebrun, deren staunenswert reiche künstlerische Thätigkeit in die letzte Hälfte des vorigen, in die erste unseres Jahrhunderts fällt. Elisabeth-Louise Vigée wurde am 16. August 1755 in Paris geboren und zeigte bereits in frühster Jugend ein außergewöhnliches Zeichentalent, das ihr Vater, selbst ein tüchtiger Bildnismaler, sorgfältig ausbildete. Schon mit fünfzehn Jahren malte sie ein Porträt ihrer Mutter, das allgemeines Aufsehen erregte und ihr zahlreiche lohnende Bestellungen eintrug. Sehr jung vermählte sie sich mit dem Kunsthändler Lebrun, der die großen Einnahmen, welche sie sich in rastlosem Fleiß errang, auf die rücksichtsloseste Weise vergeudete. Nachdem die schöne Frau auf Grund ihres Selbstbildnisses 1783 Mitglied der Akademie geworden war, verließ sie bei Ausbruch der Revolution Paris und durchquerte, überall mit Be-

geisterung aufgenommen, in den nächsten Jahrzehnten ganz Europa; es gab wohl keine größere Stadt, die sie nicht besuchte, es gab keinen Hof, an dem sie nicht wegen ihrer Kunst, ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit gefeiert wurde. Erst 1809 kehrte Madame Lebrun, die inzwischen Mitglied der Akademien von Bologna, Parma, Berlin, Petersburg, Kopenhagen geworden war, nach Paris zurück und ließ sich nahe der Hauptstadt in Marly nieder. Ihr dortiges Haus wurde und blieb fast noch ein Vierteljahrhundert ein Mittelpunkt der vornehmen und der künstlerisch hervorragenden Kreise von Paris, sie selbst aber — der nicht weniger als 660 Porträts und 200 Landschaften zugeschrieben werden — malte noch im 80. Lebensjahre ausgezeichnete Bildnisse. Die vorzüglichsten ihrer Gemälde besitzt der Louvre; dort befindet sich auch das liebenswürdige und zugleich kraftvolle „Porträt eines jungen Mädchens," das wir reproduzieren.

Allzu früh für die deutsche Kunst starb im Frühjahr des vorigen Jahres Chr. Ludwig Bokelmann. Jedesmal, wenn man ein Gemälde, eine Studie des ausgezeichneten Düsseldorfer Meisters sieht, drängt sich dies „Allzu früh!" uns schmerzlich wieder auf. Kaum fünfzig Jahre alt war der große Maler, als der Tod ihn dahinraffte mitten aus seinem reichen Schaffen, seinem aussichtsvollen Planen, nachdem er, der spät Gereifte, kaum anderthalb Jahrzehnte der fertige Meister gewesen war. Was hätten wir nicht noch alles von ihm erwarten dürfen! Es ist nur eine kleine anspruchslose Studie, die wir von ihm bringen, ein Kinderbildchen, aber welche Schärfe und Lebendigkeit der Charakteristik spricht aus ihr: das Mädchen hat einen gedrehten Hobelspan in den Händen; es blickt neugierig auf das ihm fremde Ding, weiß nach nicht recht, was es aus ihm machen soll, und sieht doch in ihm ein ausgezeichnetes Spielzeug, über das es sich schon im voraus freut. Das Modell des Bildchens war übrigens, was wohl nur wenig bekannt sein dürfte und ich nur zufällig erfuhr, das älteste Töchterlein des Künstlers. Bokelmann hatte zu Studienzwecken eine Hobelbank in sein Atelier schaffen lassen, die Kleine überfiel dort den fleißigen Vater und begann mit den Hobelspänen zu spielen. Der Anblick reizte den Künstler sofort zum Festhalten, die Studie fand später in einem seiner Bilder „Strike" Verwendung.

Der Münchener E. Rau gab uns einen seiner anmutigen Mädchenköpfe, frisch und natürlich, wie alle seine Studien. Endlich enthält unser Heft noch die Reproduktionen zweier hervorragender Skulpturen. Die eine, von Luigi Nono, stellt in ergreifender Weise den greisen geblendeten „Belisar" dar, wie er, der ruhmgekrönte Feldherr — daß er von seinem undankbaren Kaiser des Augenlichts beraubt worden sei, ist freilich unhistorisch — in Byzanz um seines Leibes Nahrung und Notdurft betteln muß. Die andere Skulptur „Die verwundete Centaurin" von Georg Wolf in Charlottenburg, ist eins der Anziehungsstücke auf der diesjährigen großen Kunstausstellung zu Berlin. Die Statuette ist ein kraftvolles Werk voll Bewegung und Leben. Das Fabelwesen ist hier aber nicht dargestellt in der urwüchsigen Unbändigkeit, wie sie Böcklin liebt, auch nicht mit dem tollen Übermut, den z. B. Stuck ähnlichen Schöpfungen gibt. Der Künstler legte augenscheinlich das Schwergewicht auf den schönen mit dem Pferde verbundenen menschlichen Oberkörper und auf den schmerzerfüllten Ausdruck des Frauenantlitzes. v. Z.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Der Philosoph. Chromostatue von Rudolf Maison.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 3, November 1895.

Adolph Menzel.

Von
H. Knackfuß.

Zum 80. Geburtstage.

II.

Mit 22 Illustrationen.



Im Jahre 1867 unternahm Menzel eine Reise nach Paris, bei Gelegenheit der dortigen Weltausstellung. In den Pariser Kunstkreisen war sein Name wohlbekannt. Er war der erste deutsche Maler, dessen Bedeutung die Franzosen rückhaltlos anerkannten. Hier empfing Menzel eine Menge neuer Eindrücke und Anregungen, denen eine Anzahl kostbarer Bilder ihr Entstehen verdanken. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Berlin malte er ein Oelbild, von kleinem Maßstab, aber einer unermeßlichen Fülle des Inhalts, in welchem er den Eindruck, den ein Sonntag im Tuileriengarten in seinem Gedächtnis hinterlassen hatte, in einer Unzahl von Figuren schilderte; jede von diesen Figuren lebt, jede ist in ihrem Aussehen und ihrem Benehmen eine echt Pariser Erscheinung, man hört sie sprechen, man möchte, als ob man selbst in sonntagnachmittäglicher Ruhe dort säße, über jeden einzelnen seine müßigen Betrachtungen anstellen. — Ein ebenfalls schon 1867 gemaltes Ölbild, in dem die gleiche Schärfe der Beobachtung leuchtet, führt den Beschauer in das dichtbesetzte amerikanische Restaurant der Weltausstellung. — Als Seitenstück zu dem „Sonntag im Tuileriengarten“ entstand zwei Jahre später das sozusagen von betäubendem Lärm erfüllte Bild „Wochentag in einer Straße von Paris,“ das uns an den Kreuzungspunkt einer der verhältnismäßig stilleren Nebenstraßen mit einer der Hauptverkehrsadern der Weltstadt versetzt. — Auch der alte Elefant im Jardin des plantes, ein verwöhnter Liebling des Publikums, reizte Menzel zu einem Bildchen, das 1869 in Wasserfarben ausgeführt wurde.

Zwischen den Erinnerungen an Paris steht ebenbürtig das Ölgemälde (von 1868), welches einem Aufenthalt in Thüringen seine Entstehung verdankt und die Abhaltung eines Missionsgottesdienstes in der Buchenhalle bei Kösen schildert. Auch hier eine große Menschenmenge, aber alle — einige wenige Kommende und Gehende abgerechnet, in andächtige Ruhe gebannt von den Worten des Predigers. Durch das grüne Laub flimmern die Sonnenstrahlen und spielen mit zitterndem Reiz auf dem Boden und auf der Versammlung.

Aus Eindrücken, welche Menzel während seines Aufenthaltes in dem Saal des königlichen Schlosses, wo er das Krönungsbild malte, empfing, ging eine Anzahl von Darstellungen hervor, welche er selbst als „Rüstkammerphantasien“ bezeichnet. Seine Einbildungskraft dachte sich in die Eisenharnische, welche dort standen, lebende Menschen hinein, die ihm zu Helden launiger Bildchen wurden.

Dem „Kinderalbum“ gehört ein kost-

bares Blatt von 1868 an, dessen Hauptfiguren Gold- und Silberfasanen sind; den farbenprächtigen Vögeln hat der Künstler stellungskreise ist zu derselben Zeit ein anderes kleines Deckfarbengemälde hervorgegangen, welches unter dem Titel „Comfort



Sonntag im Tuileriengarten. Ölgemälde von 1867. Im Privatbesitz in Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

ein paar junge Chinesinnen zugesellt, von denen sie auf der Gartenveranda ihr Futter empfangen. — Aus dem nämlichen Vorchinois“ einen Chinesen zeigt, der sich mit dem Ausdruck höchsten Behagens von einem Silberfasan in die Nase picken läßt, wäh-

rend ein Goldfasan, der wohl ebenso abgerichtet ist, auf seiner Schulter sitzt.

Unter den Schöpfungen des Jahres 1869 nimmt auch eines jener Schriftblätter einen bedeutsamen Platz ein, welche Menzel mit so reicher Phantasie zu gestalten wußte. Es ist das „Gedenkblatt an das fünfzigjährige Bestehen der Firma C. Heckmann in Berlin.“



Wochentag in Paris. Originalgemälde von 1869. In Privatbesitz in London.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

Seit Menzel das Krönungsbild gemalt hatte, war er allezeit Gast bei den Hoffestlichkeiten im königlichen Schlosse. Da



Predigt im Freien (bei Kösen). Ölgemälde von 1868. In Privatbesitz in Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

weidete sich sein Malerauge an dem Zusammenklange der prachtvoll ausgestatteten Barockräume mit dem Farbengewoge der Uniformen und der Damenroben, an dem Schein und Wiederschein der Kronleuchter und Girandolen, die ein vielfältiges Lichterspiel durch die Räume ergossen und sich glitzernd und funkelnd in Ordenssternen, Diamanten und Augen spiegelten. Einst hatte seine staunenswürdige Einbildungskraft die Feste Friedrichs des Großen lebendig zu machen gewußt; jetzt konnte er nach dem eigenen Augenschein die Feste Wilhelms I schildern, und er hat in solchen Darstellungen unvergleichliche kulturgeschichtliche Bilder für die Nachwelt aufbewahrt. Nachdem er im Jahre 1867 mit einem kleinen Deckfarbengemälde „Ballgesellschaft" dieses Gebiet zuerst betreten hatte, eröffnete er mit einem 1870 vollendeten größeren

Bilde, „Tanzpause“ benannt, eine Reihe von prächtigen Ölgemälden solchen Inhalts.

Als dann in dem nämlichen Jahre die französische Kriegserklärung jenen Sturm von vaterländischer Begeisterung hervorrief, den keiner, der ihn erlebt hat, je vergessen kann, da erfaßte Menzels scharfer Blick, der treffsicherer arbeitete, als es ein photographischer Momentapparat vermöchte, ein Augenblicksbild, in welchem er die ganze Stimmung jener Tage zusammengefaßt festgehalten hat. „Die Abreise des Königs Wilhelm zur Armee am 31. Juli 1870“ ist ein geschichtliches Denkmal aus der Zeit des großen Krieges, dem sich kein anderes aus den Ereignissen jener Jahre hervorgegangenes Erzeugnis der deutschen Kunst an die Seite stellen läßt; denn in ihm ist der Herzschlag der Nation zum Ausdruck gebracht. Unter den Linden in Berlin steht Kopf an Kopf die Menschenmenge, jede Hausthür, jedes Fenster, jeder Balkon ist dicht besetzt. Der König fährt in der Richtung nach dem Brandenburger Thor die Straße entlang. Eine wogende Erregung geht durch die Massen, an denen der Wagen vorbeirollt; sie beginnt, wo man desselben eben erst ansichtig wird und noch Zeit zu einem flüchtigen Blick in das eben ausgegebene Extrablatt findet, und sie zittert noch lange weithin nach, wo der Wagen vorbei ist. In strammer, militärischer Haltung grüßen die einen, mit Verneigungen andere, Hände, Tücher, Hüte bewegen sich in der Luft, — in all diesen verschiedenen Menschen lebt ein Gefühl. In dem Antlitz des greisen Königs, der die Grüße dankend erwidert, liegt tiefe Ergriffenheit, die Königin an seiner Seite verbirgt schluchzend ihr Gesicht im Taschentuch. Die Häuserreihe entlang wehen Fahnen aus den Fenstern und von den Balkonen, und wie sie so lustig im Sommerwinde flattern, ist es, als ob eine Siegesahnung sie bewegte. — Das wunderbare Bild, so riesengroß an Inhalt und Gehalt, ist ein Ölgemälde von ganz geringem Umfang, dreiviertel Meter breit. Es befand sich zuerst, wie die meisten kleinen Bilder Menzels, in Privatbesitz; später aber wurde es vom Staate für die Nationalgalerie erworben, um als ein einzigartiges Geschichtsbild kommenden Geschlechtern das weltgeschichtliche Ereignis des deutsch-französischen Krieges eindringlicher, als es die Verbildlichung großer Thaten vermöchte, zu vergegenwärtigen durch die wahrheitsgetreue Schilderung von dem Eindruck eines bedeutungsvollen Augenblickes auf die deutsche Volksseele.



Im Jardin des plantes. Deckfarbengemälde von 1869. In Privatbesitz in Hamburg.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

Menzel malte dieses Meisterstück erst im Jahre 1871, „aus der Erinnerung.“ Als der große Krieg beendet war und die Sieger heimkehrten, führte Menzel zum Schmuck des Akademiegebäudes beim Truppeneinzug die Bildnisse von Bismarck und Moltke in Wachsfarben aus. Nachdem diese großen Bildnisse ihren vorübergehenden Zweck erfüllt hatten, sind sie zur Aufbewahrung in die Kadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde gebracht worden. — Darauf übernahm der Meister die künstlerische Ausarbeitung der Urkunden, in denen die Stadt Berlin jene beiden Helden der ruhmreich errungenen Einigung Deutschlands zu ihren Ehrenbürgern ernannte. Die beiden Schriftbilder, die im Jahre 1872 fertig wurden, in prächtiger Deckfarbenmalerei auf Pergament ausgeführt, vereinigen sinnreichen Figurenschmuck mit geist- und geschmackvoller Ausgestaltung und Schmückung der ersten Schriftzeilen.



Fasanenfütterung. Deckfarbengemälde (aus dem „Kinder-Album“) von 1869. In der Nationalgalerie zu Berlin. (Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

Menzels riesenhaftes Gedächtnis ließ ihm im Jahre 1872 eine Erinnerung an den Luxemburggarten in Paris, die sich ihm vor mehr als vier Jahren eingeprägt hatte, wieder so lebendig werden, daß er danach ein Ölbild malte. Wie da in dem sonnig durchflimmerten Schatten der geraden Baumreihen, in der Stadt und doch abseits von deren hastendem Getriebe, Persönlichkeiten von mancherlei Art eine längere oder kürzere Weile erfrischender Rast genießen, das ist mit einer so eindringlichen Wahrheit geschildert, daß man denken möchte, das Bild sei ein im Fluge festgehaltener Abdruck der Wirklichkeit. — So treffend wie hier der Lokalton von Paris ist in einer das Jahr zuvor gemalten Erinnerung an den Esterhazykeller in Wien die österreichische Eigenart aufgefaßt und wiedergegeben. Solch ein Keller mit dem bunten Volk, das da verkehrt, bot dem Auge des Künstlers einen eignen malerischen Reiz. Die sommerlichen Erholungsreisen nach Süddeutschland und Oesterreich gewährten ihm überhaupt immer neue Anregungen. Das prickelnde Spiel von Farben-

tönen und glitzernden Lichtern auf den Barockformen der so prunkvoll ausgestatteten Kirchen jener Gegenden fesselte seinen Malerblick in ähnlicher Weise wie das Getriebe dichter Menschenmassen. Wiederum andersartige Eindrücke hielt er in den



Abreise des Königs Wilhelm zur Armee 1870. Ölgemälde von 1871. In der Nationalgalerie zu Berlin. (Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

Deckfarbenbildern fest, welche den „Wigwam" (das Indianercafé) im Park der Wiener Weltausstellung und das in phantastisch-malerischem Helldunkel schwimmende Innere eines sehr ländlichen Wirtshauses in Gastein zeigen (beide 1873 gemalt).

Zwischen solchen unmittelbar aus Eindrücken der Wirklichkeit hervorgegangenen Schöpfungen entstand dann auch wieder einmal ein Genrebild in der Einkleidung einer vergangenen Zeit. So zeigt ein Wasserfarbengemälde von 1872 „das gestörte Mahl" eines Reichen des XVII. Jahrhunderts, dem an der fürstlich gedeckten, mit Leckerbissen beladenen Tafel seines holzgetäfelten Gemachs ein unerwarteter Brief den Appetit verdorben hat.

Mit der Jahreszahl 1874 sind nur

wenige Werke Menzels bezeichnet, — darunter ein vom Balkon seiner Wohnung in Gastein aus aufgenommener Naturausschnitt, im Vordergrunde, mit Häusern und Kirchturm im Wechsel von Sonnenlicht und tiefen Schatten, mit dem wolkenumzogenen



Ehrenbürgerbrief der Stadt Berlin für Fürst Bismarck. Wasserfarbenmalerei von 1872. Im Besitz Seiner Durchlaucht des Fürsten Bismarck.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

von ihm mit Maleraugen gesehen: ein der menschlichen Staffage fast ganz entbehrender Blick in das Gasteiner Thal, mit Gärten Hochgebirge als Abschluß. — Was ihn in diesem Jahr ganz beschäftigte, war die Vollendung eines umfangreichen Öl-



Eisenwalzwerk. Ölgemälde von 1875. In der Nationalgalerie zu Berlin. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Auf dem Bau.
Deckfarbengemälde von 1875. In Privatbesitz in Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

gemäldes, das im nächstfolgenden Jahre fertig ward.

„Das Eisenwalzwerk“ ist diese bedeutungsvolle Schöpfung. Weißglühendes Eisen, durchleuchtete Dämpfe, Feuerschein im Kampf mit dem einfallenden Tageslicht, hart arbeitende Männer und dröhnendes, schwirrendes Maschinengetriebe: das Ganze ein Bild aus dem eigensten Innern unsers Jahrhunderts, ein Griff in das Alltagsleben der Arbeit und ein Kunstwerk von unübertroffener Pracht der malerischen Wirkung. Der künstlerische Reiz, der Eindruck auf das Malerauge, das war es zweifellos, was Menzel bewogen hat, mit einem großen Gemälde ein Stoffgebiet zu betreten, das bis dahin der deutschen Kunst noch nicht erschlossen war. Von den Nebengedanken, welche jüngere Maler in ihre Bilder aus der Welt der Arbeit zu legen lieben, ist bei dem Meister nicht das Geringste zu spüren. Als Maler sah er den Vorgang und als Maler malte er das Bild, wie einst Velazquez seine Teppichspinnerei — das einzige ältere Gemälde von verwandtem Charakter — gemalt hatte. Das wirkliche Vorbild des Eisenwalzwerkes hat sich dem Künstler in einem der großen Betriebe zu Königshütte in Oberschlesien gezeigt. Es ist ein der Anfertigung von Eisenbahnschienen dienender Raum, in den wir blicken; ein weithin in dampfige Tiefe sich erstreckender Raum, angefüllt mit einem für den nicht Sachverständigen sinnverwirrenden Maschinenwerk, dessen Stangen und Räder und vielfältig ineinander greifende Vorrichtungen Menzel mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit so wiedergegeben hat, daß das Herz des Fachmannes sicherlich daran seine Freude haben muß. Im Mittelpunkt des Bildes sehen wir eine Anzahl von Arbeitern damit beschäftigt, ein auf dem Stoßkarren herbeigefahrenes glühendes Eisenstück unter die Walze zu bringen; mit Anspannung aller Muskeln der kräftigen Arme wird die Deichsel des Karrens empor-

gehoben, von beiden Seiten wird die glühende Masse in schnellem Griff mit Riesenzangen gepackt und in die Richtung gebracht; die Glut wirft flammende Lichter auf die im Kampfe mit der Hitze sich zusammenziehenden Gesichtsmuskeln der Männer und spiegelt sich blitzend in den verengten Augenspalten. Jenseits der Walze stehen andere Arbeiter bereit, um das Eisenstück in Empfang zu nehmen und weiter zu leiten, bis es schließlich, nachdem es die ganze Reihe der verschiedenen, durch ein gewaltiges Schwungrad getriebenen Walzen durchlaufen hat, als Eisenbahnschiene wieder zum Vorschein kommen wird. Solche Arbeit an der Glut erfordert öfteren Schichtwechsel. Links im Bilde sehen wir hinter einem Arbeiter, der einen im Dampfhammer zurechtgeformten Eisenwürfel auf einem Ziehkarren nach vorn fährt, die eben Abgelösten mit Waschen und Umkleiden beschäftigt. Vorn rechts sind einige andere, durch eine Art von Schirmvorrichtung vor der Hitze geschützt, in kurzer Ruhepause mit dem Mittagsbrot, das ein junges Mädchen aus dem Korbe packt, beschäftigt.

Das wunderbare, jetzt in der Nationalgalerie befindliche Gemälde wurde im Anfang des Jahres 1875 fertig. Das nämliche Jahr sah dann auch eine Anzahl kleinerer, mit Deckfarben gemalter Meisterwerke entstehen. Da ist noch ein Bild aus der Welt der Arbeit, ein Blick in die Wirklichkeit von einem hochgelegenen Fenster aus gesehen: Maurer bei der Arbeit an einem Neubau, der vor dem Hintergrunde einer mitten in der Großstadt ihr Dasein behauptenden dichten Baummasse emporwächst, — ein prosaischer Alltagsgegenstand und eine künstlerische Schöpfung von höchster malerischer Poesie. Dann die ebenfalls in aller Schlichtheit so hochpoetische Darstellung eines Spaziergängers, eines alten Herrn in der Tracht der Zopfzeit, der nachdenklich den mit verschnittenen Weiden besetzten Pfad am Bache entlang wandelt, dicht bei der Ortschaft, aber abseits der Verkehrsstraße. In die Gattung der „Rüstkammerphantasien" gehört das launige Bild eines Ritters in voller Rüstung, der mit seinem ebenfalls geharnischten reisigen Begleiter unter der Linde vor der Schenke Halt gemacht hat und mit langem, durstigem Zuge eine große Kanne leert; der starke Herr mag sich den kühlen Trunk in heißem Ritt verdient haben, — das sieht man seinem müden Gaul an. Ein allerliebstes Genrebild führt uns in eine Familie, die sich auf der Terrasse vor dem Hause versammelt und im Anblick des noch jungen Grüns der Bäume Reisepläne für den Sommer macht, zu deren Ausarbeitung die Herren eine große Landkarte zu Rate ziehen. Von Menzels eignen Reisen erzählt eine Innenansicht der in reichster spätbarocker Ausschmückung prangenden Klosterkirche zu Ettal, vom Altar aus aufgenommen, wo eben der Küster das Öl der ewigen Lampe erneuert; ferner ein mehr figürliches Kirchenbild aus Oberbayern oder Tirol: „Vor der Beichte"; dann aus Bayreuth die hastige, aber sprechende Bleistiftskizze des dirigierenden Richard Wagner.

Das Jahr 1876 sah unter anderem ein Deckfarbenbild entstehen, welches ein Stückchen aus der Franziskanerkirche zu Salzburg zeigt. Es ist am Vorabend eines Feiertags; durch das prachtvolle schmiedeeiserne Gitter, welches



Bleistiftstudie zur Hand Kaiser Wilhelms I im „Cercle"



Cercle. Eine Hofball-Erinnerung. Ölgemälde von 1879. In Privatbesitz in Worms.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

einen Nebenaltar abschließt, sehen wir einen Ordensbruder mit der Ausschmückung dieses Altars beschäftigt; vor dem Gitter knieen Beter: eine sehr andächtige Dame, deren mit in die Kirche genommenes Söhnchen von der auferlegten Verpflichtung, ganz still zu sein, schrecklich gelangweilt wird, und ein Bauersmann, der zwischen seinen Gebeten dem Hantieren des Mönchs gedankenlos zusieht. Ferner ein ebenfalls in Deckfarbe gemaltes kleines Genrebild, einen Mann in Renaissancetracht darstellend, der in einem schwach erhellten Raum mit irgend etwas, das zu erraten der Einbildungskraft des Beschauers überlassen bleibt, beschäftigt, durch ein aus der Höhe, von wo auch ein scharfer Tagesstrahl einfällt, kommendes Geräusch beunruhigt wird, daß er argwöhnisch empor-

blickt und die Faust um den Griff seiner breiten Klinge spannt.

Die Arbeitszeit des Jahres 1877 wurde zum größten Teil durch ein Illustrationswerk in Anspruch genommen. Zur hundertsten Jahreswiederkehr der Geburt von Heinrich von Kleist veröffentlichte die Verlagshandlung A. Hoffmann & Co. in Berlin eine Prachtausgabe von dessen Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ mit Bildern von Menzel. Die Holzschneidekunst hatte große Fortschritte gemacht in den letzten Jahrzehnten, und Bücher mit Holzschnittbildern waren in unzählbarer Menge entstanden. Da vielen Malern das Holzzeichnen zu unbequem, auch das Arbeiten in größerem Maßstab geläufiger war, wurde es sehr beliebt, die Illustrationen nicht mehr unmittelbar auf den Stock zu zeichnen, sondern dieselben mit beliebigem Material und in beliebiger Größe auf Papier auszuführen und dann photographisch auf den Holzstock übertragen zu lassen. Auch Menzel machte bei seinen Abbildungen zum „Zerbrochenen Krug,“ die er dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm widmete, von dieser scheinbaren Erleichterung Gebrauch. Er führte die Illustrationen, 34 an der Zahl, zum Teil in größerem Maßstab als Tuschzeichnungen aus, zum Teil in kleinerem Maßstab mit der Feder in derselben klaren Schärfe, als ob er auf den Holzstock zeichnete.

Auch im Jahre 1878 entwarf Menzel wieder einige Blätter für den Buchdruck: Bilder aus dem Leben Friedrichs des Großen in Scherrs „Germania“ und in Stillfried-Kuglers „Hohenzollern.“

Als im Mai 1878 nach dem Mordanfall auf den Kaiser die ganze deutsche Nation wetteiferte, ihrer Entrüstung über die fluchwürdige That Ausdruck zu geben, übernahm Menzel die künstlerische Herstellung der Adresse, welche die Berliner Akademie der Künste dem geliebten Herrscher aus diesem Anlaß überreichte.

Im Jahre 1879 wurden zwei Ölgemälde fertig, welche wieder ihren Stoff aus Berliner Hoffestlichkeiten schöpften. Beide sind von kleinem Umfang, aber reich an Inhalt, sie gewähren dem Betrachtenden eine unermeßliche Fülle von Genuß. „Cercle“ heißt das eine. Da ist der Augenblick erfaßt, wie Kaiser Wilhelm I beim Umherwandeln unter seinen Gästen an eine Dame ein paar freundliche Worte richtet. Der greise Herrscher trägt die Galauniform der



Bleistiftstudie zum „Ballsouper.“



Noch eins! Tuschzeichnung von 1879. In Privatbesitz in Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

Gardes du Corps. Seine Haltung und seine Mienen geben die ganze unendliche Liebenswürdigkeit und Güte seines Wesens wieder, und wir fühlen mit der von ihm Angeredeten das Beglückende seiner Ansprache. Diese Dame, jung, schlank und überaus anmutig in ihrer ganzen Erscheinung, erlebt wohl zum erstenmal eine solche Auszeichnung. Obgleich ganz Rückenfigur, ist sie ein sprechendes Meisterwerk des Ausdrucks. Ihre lichte liebliche Erscheinung hebt sich in den feinen Umrißlinien von Wange, Schulter und Arm wirkungsvoll ab von den kräftigen Farben des roten Waffenrockes und des großen Ordensbandes des Kaisers. Ringsum lauschen Herren und Damen, voller Ehrerbietung, aber so nahe herantretend, wie es nur statthaft erscheint, auf jedes der freundlichen Worte, die aus dem Munde des geliebten Herrschers kommen. Alle diese Umstehenden sind bezeichnende Gestalten der Hofgesellschaft, man möchte jeden und jede für eine bestimmte Persönlichkeit halten; doch enthält das Bild kein einziges Porträt außer demjenigen des Kaisers, das die vollendetste Naturtreue in jeder Linie der ganzen Gestalt besitzt. Während dieses Gemälde nur einen kleinen,

aber um so fesselnderen Ausschnitt aus einem großen Hoffest gibt, läßt uns das andere in das glänzende Gewoge der großen Menschenflut blicken, welche die Prunksäle erfüllt. Das Ballsouper ist dargestellt. Man glaubt ein lebhafteres Schwirren der Stimmen zu vernehmen, ein freieres Bewegen geht durch die Gesamtheit, da der Augenblick, an leibliche Erquickung zu denken, gekommen ist, während der Hof sich in den reservierten Speisesaal zurückgezogen hat. Die Büffetts werden umdrängt, die Damen so sprechender Lebenswahrheit wiedergibt, auch die komischen Situationen, die da vorkommen, sich nicht entgehen lassen. Man möchte glauben, daß er mitten im Fest ein Skizzenbuch heimlich hervorgezogen hätte, um sich dieses oder jenes zu notieren.

Eine in die Tracht der Vergangenheit gekleidete köstliche Komposition ist in einer 1879 für ein Album ausgeführten Tuschmalerei niedergelegt. Ein Lebemann, dessen Kleidung die eines Kavaliers aus der Zeit des Großen Kurfürsten ist, hat sich in der



Schleiferei in einer Dorfschmiede. Ölgemälde von 1881. In Privatbesitz in London
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

setzen sich auf den Sofas und Stühlen, soweit deren vorhanden sind, zusammen und verzehren lachend und plaudernd die von Herren und Dienern ihnen dargebotenen Erfrischungen; von den Herren kommen nur die wenigsten zum Sitzen und für den minder Erfahrenen ist die Lösung der Aufgabe, Helm oder Hut, Teller und Besteck und Weinglas zu gleicher Zeit zu halten und dabei zu essen und zu trinken, nicht ohne Schwierigkeiten. Menzel hat mit seiner scharfen Beobachtung, die alles mit

Schenke an Austern gütlich gethan; behaglich lehnt er sich zurück, und mit den Fingern vor dem geleerten Weinglas auf den Tisch trommelnd, ruft er dem Wirte zu: „Noch eins!“

Eine Abschrift aus der Wirklichkeit der Gegenwart bringt dagegen ein jetzt in der Nationalgalerie befindliches Deckenfarbenbild, welches einen Blick in eine Schmiede zu Hofgastein gibt. In dem malerischen Dunkel des rußgeschwärzten Raumes stehen nur zwei größere Helligkeiten: ein erblin-

detes Fenster unter dem Dach und der mit dem Hemd bekleidete Oberkörper des Schmieds, der nach vorn auf den Amboß zuschreitet.

Den in Gastein gesammelten Studien und Eindrücken verdanken die Hauptwerke der beiden folgenden Jahre ihre Entstehung. Von 1880 ist ein figurenreiches Ölbild, welches eine Prozession in Hofgastein darstellt. Der fromme Zug biegt, aus einer engen Straße kommend, eben um die Ecke eines Hauses. Der Geistliche mit der Monstranz schreitet unter einem von vier Männern getragenen Baldachin; Chorknaben, Träger von Lichtern und Fahnen gehen voran, auf den Eingang des die Kirche umgebenden Kirchhofs zu; es folgt eine lange Schar von Landvolk in Feierkleidung. Vorn sind Zuschauer, der Mehrzahl nach Fremde, Städter: einige wenige, die der Prozession ihre Ehrfurcht bezeugen, andere schaulustig und die meisten gleichgültig. Von 1881 ein gleichfalls in Ölfarbe ausgeführtes Innenbild aus der Schmiede zu Gastein. Der Schmied — es scheint die nämliche Persönlichkeit zu sein, die man auf dem Wasserfarbenbild von 1879 sieht — ist an einem großen Wetzrad damit beschäftigt, der lebhaften Nachfrage nach dem Schärfen alter Klingen Genüge zu thun; im Vordergrund prüft eine Frau die Schneide des Hackmessers, das sie eben in Empfang genommen hat, und ein starkknochiger Alpenbewohner sieht mit Geduld und Ruhe, den Bergstock in der Hand und die Pfeife im Munde, dem Schleifen seines langen Messers zu. Im Hintergrund sind Geselle und Lehrling am Amboß thätig, und draußen vor der Thür sieht man einen Schimmel des Beschlagens harren. Das Ganze wieder ein lebensvolles Stück Wirklichkeit, ebenso treffend in jeder Einzelheit gekennzeichnet, wie die Wiederspiegelungen der Hofbälle. Daran reiht sich als ein ebenbürtiges Wasserfarbenbild ein Blick in die Pfarrkirche zu Innsbruck während der Predigt. Dieses Bild bekommt einen eignen Reiz, als ob es eine Augenblicksaufnahme wäre, durch einen Mann im Vordergrunde, der mit einem mißtrauischen Blick über seine Schulter zum Bilde heraus schielt, als ob er, statt auf die Worte des Geistlichen zu lauschen, den heimlich zeichnenden Meister beobachtete. — Die Barockarchitektur, wie sie in einer solchen Kirche sich entfaltet, übte einen nie



Studie (Bleistiftzeichnung) aus Verona, 1882, zu dem Bilde „die Piazza d'erbe in Verona."

aufhörenden Reiz auf Menzels Auge aus, und manches, was er nicht malte, wurde in bloßer Zeichnung, die keinen anderen Zweck hatte als den, solchem Reiz Genüge zu thun, zum abgeschlossenen Kunstwerk.

Eine Aufgabe besonderer Art brachte dem Meister das Jahr 1882. Da malte er die Vorlagen für den Schmuck des Tafelgeschirrs, welches die Königliche Porzellanmanufaktur zu der im folgenden Jahre stattfindenden silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares anfertigte. Mit Geschmack und munterer Laune entwarf er im Anschluß an die besondere Bestimmung einer markt von Verona, das den vom Norden kommenden Wanderer so fremdartig und betäubend umfängt, setzte sich als Bildgedanken in seinem Kopfe fest.

Mit der Jahreszahl 1883 sind mehrere zu dem „Kinderalbum" gehörige Blätter bezeichnet. Diese Sammlung kostbarster Wasserfarbenbildchen schloß Menzel in diesem Jahre ab. Manches ältere Blatt unterzog er dabei einer Überarbeitung. Das Ganze war zu einer Reihe von 43 Bildern angewachsen, die nachmals sämtlich in den Besitz der Nationalgalerie übergegangen sind. Es befinden sich Werke darunter, die neben



Vom Geflügelhof. Wasser- und Deckfarbenbild von 1883 (aus dem Kinder-Album). In der Nationalgalerie zu Berlin. (Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

jeden Schüssel farbenfrohe Bildchen von Putten, Blumen, Tieren und Früchten.

Bei seiner sommerlichen Erholungsreise im Jahre 1882 verweilte Menzel ein paar Tage in Verona, wohin er auch das Jahr zuvor einen kurzen Ausflug gemacht hatte. Was ihn nach der italienischen Stadt wieder hinzog, war das bunte, lärmende Volksleben, das gerade hier seine nationale Eigenart und unverfälschte Natürlichkeit so treu bewahrt hat. Wie treffend er diese Eigenart erfaßte, bekunden schon die ersten Studienzeichnungen, die er von dort heimbrachte. Das wogende Getriebe auf dem Gemüse- allen anderen Eigenschaften einen wunderbaren Farbenreiz besitzen, der sie in die Vorderreihe der glücklichsten malerischen Schöpfungen Menzels stellt.

Im Sommer 1883 ging Menzel zum drittenmal nach Verona. Wiederum bemaß er seinen Aufenthalt nur auf drei Tage. Aber mit seinem unglaublichen Auffassungsvermögen hatte er jetzt Eindrücke genug sich dort eingeprägt, um in einem figurenreichen Ölgemälde, das im folgenden Jahre fertig wurde, die Piazza d'erbe mit einer Beredsamkeit und Wahrheit zu schildern, wie sie kaum jemals ein berufsmäßiger Maler ita-



Aus Kissingen. Deckfarbengemälde von 1884. In Privatbesitz in Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

lienischen Volkslebens erreicht hat. Jeder Beschreibung in Worten entzieht sich dieses bunte, farbige Gewühl, auf das die alten Steinhäuser des Marktplatzes und das marmorne Brunnenbild der Stadtgöttin herabschauen; in das Stimmengewirre der Feilschenden an den von großen Sonnenschirmen beschatteten Ständen der Marktfrauen mischen sich die schrillen Rufe der wandelnden Verkäufer; ein Maultierkarren, Hunde, Gassenbuben, die einer in dem Lärm und der Bewegung ganz außer Fassung geratenden nordländischen Familie durch Vorführung von Purzelbäumen ein paar Kupferstücke abzulocken suchen, vermehren das Gedränge, das den daran Gewöhnten doch so kalt läßt, wie die Straßenarbeiter, die im Vordergrund mit der Ausbesserung des Trottoirs beschäftigt sind. — In einem mit Wasserfarben ausgeführten kleinen Bild brachte Menzel in dem nämlichen Jahr noch eine Erinnerung an den Veroneser Gemüsemarkt: zwei junge Bäuerinnen, die an ihrem Obststand mit einer in den landesüblichen schwarzen Spitzenschleier gehüllten Bürgersfrau handeln, — drei Halbfiguren von sprechendster Lebenswahrheit und örtlicher Eigenart.

Daneben entstanden im Jahre 1884 noch eine Menge Deckfarbenbildchen verschiedenen Inhalts. Die meisten derselben enthalten Reiseerinnerungen aus Süddeutschland. Da steht an der Spitze die köstliche Darstellung des Wärmkessels zu Kissingen, um den sich in früher Morgenstunde zahlreiche des heilkräftigen Wassers Bedürftige — mannigfaltige Typen — versammeln. In der Burgruine Aura bei Kissingen läßt der Künstler uns dem Treiben einer munteren Schar von Touristen, Herren und Damen, zuschauen. Und ein anderes Mal erblickt er in dem Spiel der einfallenden und zurückgeworfenen Lichtstrahlen auf einem Stück Wendeltreppe im Gemäuer dieser Ruine die Anregung zu einem malerisch in sich abgeschlossenen Bildchen. Nach Beendigung der Badezeit im Gebirge verweilend, wurde der Meister in Garmisch bei Partenkirchen durch den Anblick fremdartig aufgeputzten fahrenden Volkes gefesselt, das durch die Vorführung von Kamelen und Affen die

Schaulust der Eingebornen sowohl wie diejenige der dort Sommerfrische genießenden Großstädter reizt und bei diesen wie jenen die Kinder in freudige Erregung versetzt; und es entsteht daraus ein lebensprühendes Bild von prächtigster malerischer Wirkung. Welcher Gegensatz zwischen einer solchen Schilderung ländlichen Daseins und dem gleichzeitig gemalten Ausschnitt aus einem Hoffest! „Causerie" betitelt Menzel dieses prächtige kleine Meisterwerk. Nicht in die großen glanzgefüllten Säle führt er uns dieses Mal, sondern in einen Nebenraum, der aus der Reihe der eigentlichen Festräume heraustritt. Da haben ein General und ein hoher Staatsbeamter eine stille Ecke zu einem vertraulichen Gespräch gefunden; in dem anstoßenden Ballsaal hebt eben die Musik wieder an, mehrere Paare durchschreiten, dorthin eilend, das Nebenzimmer; die beiden Exzellenzen aber werden wohl noch eine geraume Weile durch das Thema ihrer mit gedämpfter Stimme geführten Unterhaltung in den Polsterstühlen festgehalten werden. — Und wieder ein Bild im Gewande der Vorzeit dazwischen. Ein schriftgelehrter Mann in holländischer Tracht des XVII. Jahrhunderts sitzt in seinem reich ausgeputzten Gemach an einem runden Tisch und hat sich in einen alten Pergamentkodex so sehr vertieft, daß er über dem Entziffern der Handschrift sogar seine kurze Thonpfeife hat kalt werden lassen; es erscheint fraglich, ob es dem verlockend aussehenden Frühstück, mit dem eine Dienerin in der Thür erscheint, gelingen wird, ihn zum Unterbrechen des Studiums zu veranlassen.

Auch unter den Gemälden des Jahres 1885, die sämtlich in Deckfarbenmalerei und in sehr kleinem Format ausgeführt sind, finden wir eins, das uns in das XVII. Jahrhundert versetzt; und zwar dieses Mal mitten in die schwere Zeit des Dreißigjährigen Krieges: „Brandschatzung." In einen vornehmen Berliner Salon führt uns die „Matinée," wo alles regungslos dem Gesange eines Herrn lauscht, den eine junge Dame auf dem Piano begleitet. Den trüben Nachklang froher Feste schildert launig der in der Nationalgalerie befindliche „Aschermittwochmorgen im Tiergarten". — Dann wieder Reiseerinnerungen. Von einem Fenster zu Kissingen aus gemalt ein Blick in den sonnigen Garten hinab. Eine japanische Näherin während der Ausstellung



Kamelführer. Deckfarbenbild von 1884. In Privatbesitz in Halle a. d. Saale.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

zu München. Ein prickelndes Architekturstück — dieses Mal aus dem von Menzel seltener aufgesuchten Westen Deutschlands —, ein Seitenaltar in einer Trierer Kirche: der nicht sehr große, aber in den üppigsten Barockformen sich bewegende, mit einer Darstellung des Sieges Christi über den Tod in lebensgroßen Figuren ausgestattete Altaraufbau wird eben für einen bevorstehenden Feiertag geschmückt; unter der Aufsicht des Sakristans besorgen zwei Knaben das Anbringen des Schmuckes über dem Altartisch; die silbernen Leuchter stehen blankgeputzt in Bereitschaft, und ein junges Mädchen ordnet frische Blumen zu Sträußen.

Die siebenzigste Geburtsfeier Menzels gestaltete sich zu einem großartigen Fest, zu dem von fern und nah die Freunde und Verehrer des Meisters zusammenströmten. Den ersten Glückwunsch erhielt der Gefeierte von Kaiser Wilhelm I in einem Handschreiben voll höchster Anerkennung seiner von Vaterlandsliebe getragenen Kunst.

Eine weitere hohe Auszeichnung empfing Menzel von seinem König durch die Ernennung zum Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite. Von der Berliner Universität erhielt er den Doktortitel.

Unter den Erzeugnissen des Jahres 1886 befinden sich zwei prächtige kleine Deckfarbenbilder, von denen das eine einen würdevollen Perückenträger aus der Endzeit des XVII. Jahrhunderts darstellt, der ungeachtet seines Selbstbewußtseins dem „häuslichen Einfluß“ seiner Gattin untersteht, das andere drei Köpfe aus einem Konzertpublikum zeigt, die der Meister seinem Gedächtnis in dem Augenblick einverleibt hat, wo sie sich neugierig nach ihm umsehen. Daneben ist eine größere Tuschzeichnung hervorzuheben, in welcher er die Erinnerung an die Piazza d'erbe zu Verona nochmals aufleben ließ. Da sehen wir das ganze bunte Stillleben vor uns, das sich unter dem Riesensonnenschirm eines dortigen Marktstandes aufbaut: Obst und andere Gartenerzeugnisse, lebendes und totes Geflügel; ein zahmer Rabe hockt als Freund der Verkäuferin, vielleicht als Wächter, dabei. Es scheint noch früh am Vormittag zu sein, das wogende Marktgewühl hat noch nicht begonnen. Eine Dame ist auf dem Weg von der Kirche an den Stand herangetreten, um sich bei der Bäuerin nach den Preisen der Eier oder der Früchte zu erkundigen. Der Bauersmann, eine prächtig charakteristische Figur, mit der beißenden Regiecigarre zwischen den Zähnen, schneidet von den im Schirmgestell aufgehängten Schnüren eine Zwiebel herunter für eine hübsche junge Frau aus dem niederen Volk, die ihre dürftige Morgenkleidung unter einem fest umgezogenen schwarzen Tuch verhüllt. Im Vordergrunde hat ein Arbeiter sich zu einem Schläfchen ausgestreckt, wobei er ein paar Wassermelonen als Kopfkissen benutzt. — Auch eine Radierung, eine Zeitungsleserin darstellend, befindet sich unter den Schöpfungen dieses Jahres. Es hatte sich in Berlin ein Verein für Originalradierung gebildet, und Menzel führte das Blatt, in dem er zum erstenmal seit Jahrzehnten dieses auch in der Jugend nur selten von ihm geübte Kunstverfahren wiederaufnahm, zur Anspornung für jüngere Künstlerkräfte für die Mappe dieses Vereins aus. Auch in den folgenden Jahren lieferte er Beiträge zu dessen Veröffentlichungen.

Im Jahre 1887, das ein Bildchen von eigenartigem Reiz in der Darstellung einer Scene von der japanischen Ausstellung in Berlin brachte, arbeitete Menzel an zwei Schriftblättern, in denen der Reichtum seiner Erfindungsgabe für derartige Sachen sich ebenso frisch offenbarte, wie je in jüngeren Jahren. Das eine dieser Blätter war das Ehrenmitgliedsdiplom der königlichen Akademie der Künste zu Berlin für den Minister Dr. v. Goßler, das andere der Ehrenbürgerbrief, durch welchen die Stadt Hamburg dem in London lebenden Hamburger G. C. Schwabe ihren Dank aussprach für die Schenkung einer Gemäldesammlung an seine Heimat.

Die Vollendung dieser beiden Diplome, die Menzel mit all der auf jede Kleinigkeit sich erstreckenden Feinheit durchbildete, welche er von jeher auf derartige Arbeiten verwendete, zog sich in das Jahr 1888 hinein. In dem nämlichen Jahr wurde neben einem allerliebsten Deckfarbenbildchen „Beati possidentes“ wieder eines jener kleinen Ölgemälde fertig, in welchem Eindrücke von großen Hoffesten sich so köstlich wiederspiegeln. „Ballepisode“ heißt das Bild. Wir befinden uns auf einer Galerie, wie sie ähnlich — nicht gerade so, denn auch in den Architekturen dieser Art von Darstellungen gibt



Altar-Ausschmückung. Deckfarbengemälde von 1885. In Privatbesitz in Berlin.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)



Vom Markt zu Verona. Tuschzeichnung von 1886. In Privatbesitz in New York.
(Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)

der Meister so wenig bestimmte Abbilder von in der Wirklichkeit Vorhandenem wie in den Persönlichkeiten — im Weißen Saale des Königlichen Schlosses vorhanden ist. Dahin hat sich ein Teil der Gesellschaft, Damen und Herren der höchsten Aristokratie, zurückgezogen, um mehr als Zuschauer wie als Teilnehmer dem Feste beizuwohnen. Welche unglaubliche Charakteristik wieder in jeder dieser Gestalten! Man kann es kaum für möglich halten, daß der Künstler diese sprechenden Persönlichkeiten aus seiner

Einbildungskraft geschaffen, daß er die Studien dazu nach gewöhnlichen Modellen gezeichnet hat. Und welcher ebenso naturgetreue flimmernde Glanz des vielfältig hereinstrahlenden, die Schatten durchkreuzenden Lichtes über dem Ganzen!

Ein Ölgemälde von 1889, „Nach Schluß des Festes," reiht sich ebenbürtig den glänzenden Schilderungen aus der Mitte des bei Hofbällen sich entfaltenden Lebens an.

So hat Menzel auch in den folgenden Jahren mit unverwüstlicher Kraft immer weitergeschaffen. Überall ist das Skizzenbuch sein treuer Begleiter geblieben. Jüngstgeschautes und im Gewahrsam des erstaunlichen Gedächtnisses Aufgehobenes hat er



Ballepisode. Ölgemälde von 1888. In Privatbesitz in Berlin. (Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.)



Studienkopf (Bleistiftzeichnung) von 1893.
Im Besitz der Kunsthandlung Fritz Gurlitt zu Berlin.

in Bildern, mit Öl- oder mit Wasserfarben gemalt, niedergelegt, und auch freie Erfindungen hat er dazwischen wieder gestaltet.

Sein Schaffensvermögen und seine Schaffenslust erscheinen unerschöpflich. Nichts in seinen Arbeiten erinnert an seine hohen Jahre. Einen wichtigen Bestandteil von Menzels Lebenswerk bilden seine nach der Natur gezeichneten Studien. Seine Studienblätter sind Kunstwerke; auch solche, bei denen er selbst durch unwilliges Durchstreichen sich für nicht befriedigt erklärt, oder in denen er eine einzelne Stelle mit solchen Strichen durchfahren hat, um sie als ungenau zu bezeichnen. Ein Fleiß und eine Gewissenhaftigkeit ohnegleichen haben ihn nie verlassen, und namentlich im Anblick von manchen bildnismäßig ausgeführten Studienköpfen aus den letzten Jahren möchte man fast sagen, daß sein Können immer noch wachse. Es ist, als ob das stete Schöpfen aus dem Quell der ewig jungen Natur ihn selber dauernd jung erhielte.

Möge Adolph Menzel sich seiner straffen Rüstigkeit und ungetrübten Arbeitslust noch manches Jahr erfreuen!

Bertram Vogelweid.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)

XVI.

Bertram ging auf der Landstraße denselben Weg zurück, den er eben mit der Eisenbahn vorwärts gebraust war. Eine echt mährische Gegend. Der Gebirgszug, der in der Ferne blaute, mit stumpfen Höhen gekrönt, goldig schimmernde Felder und üppige Wiesen, soweit das Auge reichte, Pflaumenbäume mit Früchten überladen, kräftiges Weideland, auf dem schöne Rinder grasten und in der Nähe jeder menschlichen Ansiedlung helle, laute Scharen des mährischen Schwans, des Haustiers ohne Furcht und Tadel, der glorreichen Gans. Auf einen Tiger würde sie losfahren, mit aggressiv vorgestrecktem Halse, mit zornig wackelndem Schwanz. Das härteste Schicksal trifft sie, beugt sie aber nicht. Jahr für Jahr erbarmungslos gerupft, ihres zarten Flaums beraubt, erhebt sie sich aus den Händen ihrer Peiniger und flattert mit blutendem Flügel und hinkt mit verstauchtem Fuß wund und nackt ebenso stolz, wie ehedem in blühender Gesundheit und prangendem Gefieder.

Und die Dorfleute, die nicht nur gegen dieses, sondern gegen jedes Tier die naivste Grausamkeit ausüben, sind beinahe durchweg gutmütig und haben eine freundliche Würde und eine angeborene Höflichkeit in ihrem Benehmen. Fast alle, denen Bertram begegnete, grüßten ihn, er dankte aufs freundlichste, nahm sich vor, die Landessprache eifrig zu studieren und träumte von künftiger Popularität. Dann dachte er an das Duett, das jetzt im Waggon, den er verlassen hatte, gesungen werden dürfte, klopfte lachend auf das in seiner Brusttasche untergebrachte Päckchen, und sang nach der ins Heitere übersetzten Melodie von: Der gute Kamerad:

„Was immer auch daraus entsteh',
Ich hab' eine That gethan, Juchhe!
Eine bessere find'st du nit, Juchhe!“

So lustig ging's eine Weile fort, dann begann ihm sehr heiß zu werden. Die Sonne brannte — wie glühende Liebe! rief er laut. Ich liebe dich, o Mädchen — du Königliche! Ich kenne dich kaum und kenne dich doch. Du imponierst mir, und ich fühle mich doch zu deinem Beschützer berufen.

Die Hitze wurde drückend, einige Müdigkeit stellte sich ein, aber seltsam, ging's nicht zu wie im Märchen? im Augenblick, in dem er sich das zum Bewußtsein brachte, wurde er von einem raschen Gefährt ereilt, das plötzlich neben ihm anhielt:

„Wohin, Herr Vogelweid?“ ertönte vom Kutschbock herunter die Stimme Georgs des Retters.

„Zur Station, Herr Graf.“

„Da bringe ich Sie hin. Kommen Sie.“

So las er ihn zum zweitenmal von der Straße auf: „Sie machen aber sehr weite Spaziergänge,“ sagte er. „Mir scheint, daß Sie schon nötig haben, sich von der durchaus nicht litteraturfreien Atmosphäre in Obositz zu erholen. Ja, der Zug der Zeit. Uns hat er noch nicht ergriffen.“

„Sagen Sie: nicht mehr. Sie gehören gewiß zu den wahrhaft, zu den vom Buche zum Leben Fortgeschrittenen.“

„O, ich bitte, wir haben uns vom Buche durchaus nicht ganz emancipiert. Meine Frau liest sogar recht viel und auch ernste Sachen.“

Wenn er sagte: „Meine Frau,“ nahm seine Stimme einen ganz eigen lieben Ausdruck an, und ein schönes Leuchten brach aus seinen dunkeln Augen. „Meine Frau,“ Zärtlichkeit und Ehrfurcht, freudige und stolze Liebe verkündete sich dabei unwillkürlich und unbewußt in seinem Blicke. Heil dir, dachte Bertram, du braver Mensch bist auch ein glücklicher Mensch:

„Das Fräulein Gertrud von Weißenberg,“ sprach er plötzlich, „hat große Aehnlichkeit mit Ihrer Frau Gemahlin.“

„Das wäre mir nie aufgefallen.“

„Groß, wenn auch nicht so groß, schlank, wenn auch nicht so schlank . . . und das Gesicht“ . . .

„Nun ja, ein Gesicht hat jede. Was aber die Ähnlichkeit betrifft“ . . .

„Sie liegt in dem Eindruck, den die ganze Erscheinung hervorbringt. Edelste Anspruchslosigkeit, die schönste Ruhe, die vollkommenste Natürlichkeit ist beiden Damen eigen.“ Er schwieg eine Weile und sagte dann nachdenklich: „Wie sich wohl die Zukunft des Fräuleins gestalten wird?“

„Nicht besonders heiter.“

„Warum? warum sollte sich das Fräulein nicht glücklich verheiraten?“

„Weil wir vor lauter Geldgier dumm geworden sind, wir Männer; wer heiratet heutzutage ein armes Mädchen?“

„Ich wüßt' wohl einen, der sich selig preisen würde“ . . . platzte Bertram heraus. Hätt' er doch geschwiegen! Der Graf sah ihn von der Seite unangenehm fragend in einer Weise an, die ihn verwirrte, er bereute gesprochen zu haben und — redete weiter: „Sie glauben also nicht, daß sie ihn nehmen würde?“

„Ich glaube nicht.“

„Also nicht.“ — Er war so bestürzt, daß der Graf ihn besorgt fragte:

„Was ist Ihnen?“

Die Antwort blieb aus, und im nächsten Augenblick wurde die Aufmerksamkeit beider durch ein wildes Schreien und Fluchen in Anspruch genommen, das sich in der Ferne hören ließ. Georg gab den Pferden die Zügel und fuhr die jetzt ziemlich steil ansteigende Straße rasch hinauf. Inmitten der Anhöhe sah man ein mit Brettern beladenes Fuhrwerk halten, dem zwei armselige, alte Mähren vorgespannt waren. Unfähig, ihre schwere Last weiter zu schleppen, hatten sie ihr nachgegeben und den Wagen in ein Rinnsal gleiten lassen, in dem er nun quer über dem Wege stand. Der Lenker des unglücklichen Gespanns schlug drein in sinnloser Wut mit dem Peitschenstiel, den Fäusten, den Stiefelabsätzen, und die Gäule senkten ihre Köpfe zur Erde, rührten sich nicht mehr, ließen die Mißhandlungen ihres Peinigers in stumpfer Verzweiflung über sich ergehen.

Georg hielt knapp bei ihnen an. Er war dunkelrot und biß die Zähne zusammen: „Entschuldigen Sie einen Moment, Herr Vogel,“ sagte er und winkte seinem Kutscher, der sofort absprang. Er schien zu wissen, um was sich's handelte, und schob einen Stein hinter eines der Wagenräder. Auch Georg sprang ab, ging mit drohenden Worten auf den Fuhrmann zu, entriß ihm die Peitsche und schleuderte sie zur Erde. Einen Augenblick war's, als wolle der Mensch sich zur Wehre setzen; als er aber sah, daß der Graf und der Diener die Stränge ihrer Pferde zu lösen begannen, und erriet, daß man ihm zu Hilfe kommen wollte, zog er den Hut und brach in jämmerliche Klagen aus.

Nach wenigen Minuten waren die frischen Pferde ihren todmüden Kameraden vorgespannt und zogen das Gefährt den Berg hinauf.

Bertram blieb sitzen und sah ihnen nach.

Ein gutmütiger Mensch, der Graf. Da half er gequältem Getier aus der Not, ihm aber hatte er ganz gelassen einen Stachel ins Herz gebohrt, mit seinem zweifelnden Blick und mit seinem grausamen: Ich glaube nicht.

Als Georg nach einer Weile zurück kam und die unterbrochene Fahrt fortsetzte, sagte er: „Sehen Sie, dieser Fuhrmann ist ein armer Teufel. Ich weiß nicht, was mit ihm geschieht, wenn seine Pferde umstehen, und dennoch schindet er sie zu Tod. Die Armut ist eben nicht sparsam.“

Es war spät am Nachmittag, als Bertram heimkehrte; die Schatten wuchsen und die Sonne sank, und das Vesperbrot war, wie Simon Befehl hatte Herrn Vogel zu melden, auf der Terrasse serviert.

Dort fand Bertram die Baronin in peinlicher Erwartung, ruhelos auf und ab wandelnd. Sie empfing ihn mit einem unterdrückten Aufschrei:

„Ach Sie! Endlich, Vogelweid! Was bringen Sie? Erlösung? Befreiung . . . Bin ich gerettet?“

Als er alles bejahte, kannte ihr Dank keine Grenzen. Eine Sechzehnjährige hätte ihn nicht heißer empfinden, nicht kindlicher ausdrücken können, als Bertram die verfänglichen Briefe an Carolus und die Photographie mit der Widmung hervorzog und ihr überreichte.

Wie hatte diese Frau sich und ihre

Gefühle konserviert! So etwas wäre unmöglich in der Stadt.

„Ich will nicht ungestraft gefehlt, geirrt haben," sagte sie. „Ich werde ehrlich Buße thun; ich habe das Bedürfnis, zu sühnen, Vogelweid . . ."

Über die Art, in der das geschehen sollte, konnte sie ihm im Augenblick keine Aufklärung geben, denn Hugo kam eben in Begleitung Meisenmanns daher. Der Freund und die Gattin bereiteten dem Herrn des Hauses einen Empfang, auf den er nicht gefaßt gewesen war.

„Hugo! Hugo! mein Alter! Ich hab' dich noch nicht gesehen, seitdem du im Feuer gewesen bist und Menschenleben gerettet hast . . . O, ich weiß — ich weiß, du Braver!" rief Bertram ihm begeistert entgegen, und die Gattin schwebte im wuchtigen Fluge auf ihn zu und lag an seiner Brust und weinte auf seine lichtblaue Piquéweste „Thränen der Wiedergeburt."

Ihr Mann fand das schön gesagt und gut gegeben, bat sie aber inständigst, ihn nicht lächerlich zu machen: „Du warst am Vormittag schon gerührt, Bertherl, das ist hinreichend, auch für eine so liebe und treue Frau wie du."

„Treu?" — die Baronin zuckte zusammen wie eine verwundete Taube.

— „Nun, vielleicht nicht? Ich bitte dich, Bertherl, mache dich nicht interessant. Wir wollen jausen ohne Interessantmacherei und ohne Rührung. Solche Sachen verderben einem nur den Appetit."

„Vor meiner Rührung brauchen Herr Baron sich nicht zu fürchten," sprach Meisenmann mit forciertem Humor. „Haben unter anderen einen deutschen Juden aus dem Feuer gezerrt. Ich an Ihrer Stelle hätte ihn tiefer hineingeworfen."

„Sie Meisenmann? Wie macht das ein Theoretiker? Ich bin neugierig. Sie müssen es mir zeigen bei nächster Gelegenheit."

Der Professor rutschte unruhig auf seinem Sessel hin und her. „Nächste Gelegenheit? Was für eine Gelegenheit meinen?"

„Wir werden ja sehen, sie kommt."

„Wenn man sie herbeiführen will, kommt sie freilich."

„Ohne Sorge! Ich werde nicht extra Feuer legen, damit Sie Juden hineinwerfen können."

Sieglinde und Gertrud kamen, die erstere aufgelöst in Verlegenheit, im scheuen Blick die Frage: Was sagen Sie zu meinen Gedichten? die zweite sehr ernst und noch stiller als gewöhnlich. Bertram glaubte zu bemerken, daß Meisenmann sie schon einigemale triumphierend angesehen habe, und war voll Indignation und hätte ihm gar zu gern zugerufen: Sie nimmt dich nicht; mich nicht und dich ebensowenig.

Etwas freier atmete er, als Hugo und Meisenmann sich zu Hagen verfügten und er allein blieb mit den Damen. Die Baronin und Sieglinde fingen an miteinander zu flüstern und einander gegenseitig aufzumuntern: „Du, Lindchen, du!" „Um Gotteswillen, nein, du, Mama!" Die liebende Mutter gab nach. Sie räusperte sich, sie hielt eine kleine Rede, in der sie ihren sehnlichen und den nicht minder sehnlichen Wunsch ihrer Tochter ausdrückte, Bertrams Urteil über die Gedichte Lindchens in Erfahrung zu bringen.

„Gedichte?" Er mußte sich besinnen. „Gedichte — ja so!"

„Mama, Mama, Herr Vogelweid hat ganz vergessen . . ." klagte Lindchen tief gekränkt.

„Nein, Baronesse, ich habe nicht vergessen, ich habe ge—geblättert, sagen wir, in den Gedichten, die Sie mir geschickt haben . . ." Erbarmungslose, die einen Ueberfütterten noch stopft, wollte er hinzusetzen, aber die ängstlich gespannten Mienen der Mutter und der Tochter, die demütig sehnsüchtige Erwartung, mit der beide Damen zu ihm empor schmachteten, entwaffnete ihn. Diese Dilettanten! sie haben alle Aspirationen, machen alle Leiden des echten Künstlers durch — nur was dabei herauskommt, ist anders. „Vor allem, Baronesse," wendete er sich an Sieglinde, — „was haben Sie vor mit Ihren Gedichten?"

„Drucken lassen" — sie stöhnte es fast, und er seufzte, wurde aber nicht grimmig, sondern sprach in weichem, zuredendem Tone:

„Sehen Sie sich um in der Welt. Wohin Sie blicken, überall begegnen Sie den allgemeinen, unaufhaltsamen Fortschritten . . ."

„Unserer Litteratur!" fiel Bertha begeistert ein.

„— Der Socialdemokratie, Frau Baronin."

„Ach ja,“ versetzte sie und lächelte ihn höchst unsicher mit den Augen an.

„Wir gehen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung entgegen. Lösung der wirtschaftlichen Fragen heißt der nächste Schritt zum Ziele, und er liegt, wie man sagt, in der allgemeinen Verstaatlichung. Meine unmaßgebliche Meinung ist nun, daß der Übergang zu dieser breiten Straße des Heiles uns wieder auf jetzt ganz verlassene Fußpfade führen wird, zum Beispiel — zur Hausindustrie.“

„Ach ja,“ wiederholte die Baronin und gab ein heuchlerisches: „Ganz recht!“ dazu, um zu verbergen, daß sie ihn noch weniger als früher begriff.

„Eilen Sie uns voran, Baronesse! Streben Sie keine fabrikmäßige Vervielfältigung Ihrer Dichtungen an, verschmähen Sie die kapitalistische Bücherproduktion durch den Verleger — singen Sie, ein liebliches Vögelchen, Ihre zarten Lieder nur den Eingeborenen von Obositz, zirpen Sie, ein trautes Heimchen, am häuslichen Herde.“

XVII.

Als man sich am Abend trennte, nahm Bertram Abschied von seinen Wirten für den ganzen, morgigen Tag, den er in Vogelhaus zubringen wollte. Lieber auch räumlich von der Unerreichbaren getrennt sein, als in ihrer Nähe schmerzvoll hangen und bangen. Er ging allein seinen Zimmern zu; der Freund, der ihn sonst geleitete, die Dienerschaft, die heute bis zum Morgen gewacht, hatten sich früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben. Die Lampen waren gelöscht, vor der Mondesscheibe lagerte eine langgestreckte Wolke, ein träumerisches Halbdunkel herrschte, eine schöne Stille, Balsam für den geräuschmüden Stadtbewohner. Jeder Blick durch die hohen Fenster des Ganges in den Garten bot Erhebung, wirkte sanft und beschwichtigend. Leise wie ein angefachtes Fünkchen begann die erloschene Hoffnung wieder zu glimmen. Quälst du dich nicht mit Hirngespinsten, du Narr? fragte er sich. Waren die Worte, die dich unglücklich machen, auf dich gemünzt, oder beziehst du sie nur auf dich, krankhaft empfindlicher Thor? Mußte der Graf an mich gedacht haben, als er sagte: Ich glaube nicht? Er dachte vielleicht an:

„Meisenmann!“ rief Bertram wonnig mit wahrem Entdeckerjubel aus. Zu seinem Schrecken antwortete eine Stimme aus der Tiefe des Querganges:

„Ich bin's, bitte.“ Simon trat hervor. Der junge Herr Baron schickte ihn, er ließ den Herrn Doktor bitten, zu ihm zu kommen.

„Jetzt? jetzt gehe ich schlafen und Hagen soll auch schlafen gehen. Sagen Sie ihm das von mir.“

„Er schläft aber nicht, er schreibt und liest die ganze Nacht.“

„In dem Zustand, mit dem Auge?“

„Ach Gott ja! 's is schaudriös. Gehen Sie zu ihm, bitte, auf den Herrn Doktor wird er hören, auf uns hört er nicht, auf mich und den Meisenmann.“

„Ein schrecklicher Kerl, ein Tyrann,“ murmelte Bertram, folgte dem Alten widerwillig und trat verdrießlich bei Hagen ein, der ihn verdrießlich empfing und anbrummte:

„Ist dir's endlich gefällig?“

Er saß mit verbundenem Kopfe in einem großen Lehnstuhl unter der grell leuchtenden Hängelampe und sah elend aus. Auf einem runden, mit grünem Tuch überzogenen Tische neben ihm waren, recht zur Schau ausgelegt, die neuesten Werke der modernsten nordländischen, französischen und deutschen Unsittenschilderer. In einer Hand hielt der Jüngling Juvenals Satiren, in der anderen einen Rotstift.

Das Zimmer befand sich in gräulicher, in gewollter Unordnung. Die Möbel, der Fußboden waren mit Büchern, Schriften, Cigarrenkistchen, Waffen, Fecht- und Turngeräten bedeckt und an den Wänden schamlose Photographieen mit Nägeln befestigt. Auf einem Schranke neben der Thür lag eine Pistole. Der Hahn war gespannt, das Zündhütchen aufgesetzt.

Komödiant! dachte Bertram und sprach mit eisigem Spotte: „Ich muß dir doch den Gefallen thun, dir zu bestätigen, daß ich dich gefunden habe, im Juvenal lesend. Das Krasseste hast du wohl mit Strichen versehen, damit niemand zweifeln könne, daß du's verstanden hast. Mir freilich wäre nie ein Zweifel gekommen, bei den Erfahrungen, die du schon gemacht haben mußt, im Kaffeehaus oder in der Zuckerbäckerei.“

Bei dem letzten Worte fuhr Hagen zu-

sammen, Zorn und Schrecken verzerrten sein Gesicht.

„Verzeih', wenn ich dich ärgere, ich sollte dir dankbar sein, du hast dir so viel Mühe gegeben, mir zu Ehren dein Zimmer zu dekorieren.“

„Dir zu Ehren, ja just, was der sich einbildet!“

Bertram deutete auf die Bilder an der Wand: „Die wirst du doch nicht da lassen, wenn du deine Mutter erwartest, oder ...“

Hagen hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu: „Gib deiner Beredsamkeit Urlaub, ich frage nicht nach deinen Moraltrotteleien, ich frage ...“

„Hast du meine Novelle gelesen?“ unterbrach ihn Bertram seinerseits. „Ja denn, ich habe sie gelesen, leider.“ Er rückte einen Sessel an den Tisch und setzte sich.

Hagen spielte den Gleichgültigen und den Höhnischen, aber die Kniee zitterten ihm. „Hast du wirklich die Gnade gehabt?“

„Die Gnade, ganz richtig. Wie du weißt, bin ich nicht hierher gekommen, um mich mit dem Lesen dilettantischen Pfuschwerkes zu beschäftigen, sondern um mich vom Lesen zu erholen und von der Litteratur überhaupt. — Saubere Erholung ...“ Er hielt inne, er würgte tapfer die Klagen hinunter, die sich ihm auf die Zunge drängten. „Genug davon. Trotzdem hab' ich, wie gesagt, deine Novelle gelesen.“

„Großartig! Nicht zu glauben! Und was meint der patentierte Kritiker? Hab' ich Talent?“

„Vielleicht ja, möglicherweise hast du Talent.“

Ein häßliches, rechthaberisches Lächeln verzog die blutlosen Lippen Hagens. „Wie mühsam er das herausquetscht! Einen Jungen loben, thut ihnen gar zu weh, den Alten. Kann dir nicht helfen ... Ich hab' Talent, und weiß es, und wollte dich nur zwingen, es zuzugeben.“

Aus unsrer Studienmappe:



Studie. Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

„Und dann? was weiter? Talente laufen zu Hunderten auf der Gasse herum. Pferde, Hunde, Ferkel haben Talent. Talent, mein Lieber, ist viel und — nichts. Was du daraus machst, und was dieses ‚Du‘ für ein Ding ist, darauf kommt's an! Zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent.“

„Ist mir zu hoch, die Weisheit.“

„Streck' dich! am Ende langt's.“

„Wenn man eine gute Novelle geschrieben hat.“

„Wer spricht von einer guten Novelle? Die deine ist elend, als Vorwurf, als Komposition, Charakterzeichnung, Stilprobe. Man muß scharf hinsehen, um eine Spur von Talent darin zu entdecken. Kein anderes als ein Ferkeltalent natürlich. Nun, auf ein Adlertalent machst du ja keinen Anspruch.“

„Du bist beleidigend."

„Wenn die Wahrheit beleidigt."

„Richtig! die hast du gepachtet ... Moraltrottel!" das eine Wort murmelte er nur, dann schrie er wieder: „Bleib' bei der Stange! Mag die Novelle sein, wie sie will, Talent verrät sie. Empfiehl mir einen Verleger."

„Da steht er," erwiderte Bertram und deutete auf den Ofen.

„Das würde dir in den Kram passen. Wir kennen euch, ihr doktrinären Zöpfe. Aus dem Weg die Werke der Neuen! Du irrst, wenn du glaubst, daß ich dir aufsitze. Geh zum Teufel. Ich werde meinen Weg allein machen. Ich werde mir selbst einen Verleger suchen."

„Wirst ihn auch finden, wenn du Unglück hast. Brauchst dich nur an den Rechten zu wenden, der besorgt alles, den Widerspruch provozierenden Tadel, das aller Würde hohnsprechende Lob. Irgend eine Zeitung sagt dann wohl: Dergleichen wurde noch nie gewagt — und der Erfolg ist da. Freilich gibt es nur eine Entschuldigung für das Jagen nach solchem Erfolg — den Hunger."

Während er sprach, verfolgte er aufmerksam in den bewegten Zügen des Jünglings den Eindruck, den seine Worte hervorbrachten. Es ging viel vor in diesem Werdenden, und so viel Sensationen, so viel Zügel, an denen ein Mensch gefaßt werden kann.

„Hagen," begann Bertram von neuem und jetzt in versöhnlichem Tone, „ich habe diese Entschuldigung gehabt. Nicht etwa daß ich schnöden Erfolgen nachgejagt wäre, aber dafür, daß ich einen Beruf ergriff, zu dem ich nicht berufen war. Die harte Zwangslage, in der ich mich befand, kann allein verzeihlich machen ..."

„Und weißt du, Alleswisser, ob ich nicht auch in einer Zwangslage bin?"

„Oho, hast du etwas versprochen, dein Wort verpfändet? Gesteh? Unglücklicher, hab' in Kuckucksnamen Vertrauen zu mir."

„Ich hab' nur zu viel." Seine Stimme versagte, die Spannung, in der er sich künstlich erhalten hatte, ließ plötzlich nach. Er weinte, er schluchzte, heftig, leidenschaftlich. Sein schmächtiges Körperchen wand sich in Schmerz und in ohnmächtiger Wut über den weibischen Ausbruch, den er verachtete und dem er nicht Einhalt thun konnte.

Bertram hätte gern Mitleid mit ihm gehabt und brachte es nicht zuwege. Ach wenn einem jemand unsympathisch ist, wo bleibt da die Güte, die vielgerühmte, die allumfassende, unendlich, ewig gegenwärtig sein soll? Bertram war angst und bange um den Jungen, aber ein warmes Gefühl für ihn konnte er sich nicht abringen. Guter, starker Mensch, schlag' an dein Herz, nicht einen Funken Erbarmen schlägst du heraus, wenn es ihn nicht freiwillig gibt.

„Ich bin der ärmste Teufel," rief Hagen, „ich stehe ganz allein in der Welt. Gertrud verabscheut mich, der Vater versteht mich nicht, die Mutter zieht mir diese Gans von einer Sieglinde vor. Auf dem Gymnasium bin ich verhaßt ... Das freilich ist mir Wurst. Ich kann ohnehin ins Gymnasium nicht mehr zurück. Hier kann ich auch nicht bleiben; wohin soll ich? Aus der Welt!"

„Warum kannst du denn nicht aufs Gymnasium zurück?"

„Weil ich Schulden hab', zum Teufel. Beim Zuckerbäcker."

Bertram brach in Lachen aus: „Beim Zuckerbäcker? Der blasierte Decadent sitzt beim Zuckerbäcker und stopft sich mit Kuchen, der Übermensch ist eine Naschkatz! Einen Lutschbeutel hast du doch auch, der liegt vielleicht als Merkzeichen im Juvenal?"

„Lache du ... Elende Possen zu reißen, wenn dein Freund ins Unglück geraten ist, paßt für dich!"

„Es wird nicht groß sein, das Unglück" —

„Woher vermutest du das? Meinen Alten darf ich's nicht klagen, sie haben ohnehin schon Schulden für mich gezahlt. Sie hinter seinem, und er hinter ihrem Rücken, und ihm habe ich mein Ehrenwort geben müssen, nichts mehr auf Rechnung zu nehmen. Und jetzt schreibt mir dieser verfluchte Zuckerbäcker Brief auf Brief ... Hilf du mir," er faltete die Hände, „ich werde dir ewig dankbar sein."

Bertram blickte finster vor sich hin: „Wieviel bist du schuldig? Antworte! Zehn Gulden? Zwanzig Gulden?"

„Zwanzig! Ein solcher Bettel brächt' mich doch nicht in Verlegenheit."

„Einen Bettel nennst du das? Ich habe in meinem ganzen Leben nicht zwanzig Gulden für Backwerk ausgegeben."

„Andere Verhältnisse, mein Lieber," versetzte Hagen hochmütig.

„Bilde dir noch etwas ein auf deine ekelhafte Genäschigkeit. Also nochmals: wieviel bist du schuldig?"

„Zweihundert Gulden."

„O du Entsetzlicher! Um zweihundert Gulden hat dieser Mensch Backwerk gegessen und Likör getrunken."

„Ich habe auch traktiert," sagte Hagen kleinlaut.

Abermals bestand Bertram einen schweren, schweren Kampf mit sich selbst und abermals ging er siegreich aus ihm hervor. Es hatte große Selbstüberwindung gekostet.

Aber durfte er zögern? Er durfte nicht. Er besann sich, wie mächtig es ihn ergriffen hatte beim Anblick von Vogelhaus. Was könnte ich für dich thun, du Treuer? Wie würd' ich die Stunde segnen, die mir eine Antwort brächte auf diese Frage. Nun war die Stunde unerwartet schnell gekommen, nun konnte er etwas thun für den Freund.

Er stand auf: „Gib mir die Rechnung. Ich werde zahlen, nicht deinetwegen, deines Vaters wegen. Es thät' ihm zu weh, wenn er erführe, daß er einen Sohn hat, der sein Ehrenwort bricht. Wenn du aber glaubst, daß ich mein Geld umsonst gebe, irrst du. Ich geb' und nehme."

„Was nimmst du?"

„Dein Manuskript —"

„So hättest du doch Verwendung dafür?" rief Hagen mißtrauisch.

„Jawohl. Und diese Photographieen."

„Das ist Erpressung."

„Jawohl, Erpressung und Gewaltthätigkeit." Er nahm die Bilder von der Wand und riß sie in Stücke. Er that's ganz ruhig, und Hagen ließ es ohne Einsprache geschehen, lehnte den Kopf zurück, streckte die Beine weit aus und lag da wie ein Toter.

Der Arzt kam, nach seinem Patienten zu sehen, fand ihn erschöpft und etwas fieberhaft, und wollte bei ihm wachen.

Bertram verließ das Zimmer. Beim Weggehen hatte er aber einen Diebstahl begangen. Er hatte die Pistole abgespannt und sie mit sich genommen.

XVIII.

Er ging zu Bette, konnte aber nicht einschlafen. Die Sorge um Hagen ließ ihn keine Ruhe finden. Nach einer Stunde stand er auf und begab sich zu ihm hinüber, um nach seinem Befinden zu fragen. Es war gut; der Ungerechte schlief den Schlaf des Gerechten, und dieser wachte und ängstigte sich um das saubere Früchtchen, das ihn sicherlich auslachen würde, wenn es davon wüßte. Bereuen konnte er seine nächtliche Wanderung aber nicht, denn er brachte Seelenfrieden von ihr heim.

In aller Gottesfrühe, nach einigen Stunden kurzer, köstlicher Rast, war er auf dem Wege nach Vogelhaus. Unaufhaltsam hatte er vorwärts eilen wollen, aber die Schönheit des Gartens hielt ihn fest. Eine wahrhaft vollendete Schönheit. Und ihr Schöpfer, der Freund, der ein solches Meisterwerk hergestellt hatte und immer noch vervollkommnete und dabei so viel Verstand, Kunstsinn und Geschmack bewies, dieser liebe, alte Weißenberg vermochte ein miserables Lustspiel aufzuschreiben, ohne daß eine Ahnung von der brutalen Geschmacklosigkeit seiner Komödie ihm aufgedämmert war.

Auf einer Brücke, die über das klare und wasserreiche Bächlein führte, das den Garten durchschlängelte, blieb Bertram stehen. Er legte die verschränkten Arme auf das Geländer und versank in die Wonne still bewundernden Schauens. Zwischen den Bäumen und Baumgruppen auf den welligen Wiesen eröffnete sich ein weiter Ausblick auf die Berge und Wälder. Ein Blick voll Frieden. Wohnt er auch wirklich dort? Er wohnt, wohin du ihn träumst, und das ist in der Natur ewig und immer — die Ferne. Tritt näher, du siehst den Kampf.

Ein Knistern des Kieses, das Geräusch nahender Schritte, weckte ihn aus seinen Betrachtungen. Er wandte den Kopf und erblickte Gertrud, die langsam auf ihn zukam. Sie sah ihn nicht, sie wandelte unter dem Schutze eines großen Sonnenschirms, dessen breiter Spitzenrand ihr Gesicht verdeckte, und fuhr zusammen bei dem freudigen Gruße, den Bertram ihr zurief. Sie wäre ihm offenbar gern ausgewichen, konnte es aber nicht mehr thun, ohne geradezu die Flucht zu ergreifen. So entschloß sie sich denn, ihren Weg — noch langsamer als vorhin — fortzusetzen.

Sie scheint nicht angenehm überrascht durch meine Anwesenheit, sagte sich Bertram, ich störe sie — worin nur? Warum steht

sie so früh auf? Sie dichtet! — Ohne Zweifel, sie dichtet. Man kann nicht anders in diesem Milieu. Sie geht vielleicht dichten ins Fischerhaus.

Merkwürdig! Als ihm der Einfall kam, da war's, als ob eine Mauer niedergefallen wäre, die zwischen ihm und ihr gestanden hatte. Sie Dichterin, er Journalist; er fühlte sich beinahe auf dem gleichen Fuße mit ihr. Beinahe, nicht ganz. Sie war ihm doch noch zu fremd und — „eine Würde, eine Höhe" . . .

Er setzte den Hut, den er feierlich ab genommen hatte, wieder auf, ging ihr entgegen und wand dabei, wie man beim Waschen thut, eine seiner Hände um die andere, was immer etwas sehr Verbindliches hat. Vor ihr angelangt, neigte er sich mit einer gewissen freundlich erwartungsvollen Spannung und sagte: „Nun, mein gnädiges Fräulein . . . und was schreiben denn Sie?"

Gertrud war betroffen: „Ich?"

„Sie! — Sie werden doch auch schreiben."

„Nein, gewiß nicht."

Nun war er betroffen. „Ist das möglich? Und warum nicht?"

„Aus dem einfachsten Grunde — weil ich kein Talent habe," gab sie mit großer Gelassenheit zur Antwort und zuckte ein wenig die Achseln.

„Kein Talent? . . . Eine Dame von heute ohne Talent zur Schriftstellerei?" Die niedergesunkene Mauer richtete sich sogleich wieder auf, und die Geliebte stand ihm wieder so hoch wie je, und er hätte das Knie vor ihr beugen mögen und ausrufen: „Verzeih, Erhabene, daß ich dich anbete!"

Zum erstenmale während ihres Gespräches hatte sie die Augen zu ihm erhoben und sah ihn mit einem Gemisch von Verlegenheit und Mutwillen flüchtig an: „Ich wäre vielleicht so gut wie andere imstande gewesen, mir poetisches Talent zuzutrauen, wenn mich nicht eine Autorität beizeiten aus der Gefahr gerettet hätte."

„So sind Sie, mein gnädiges Fräulein" — das kam mit einem Anflug von Wehmut heraus — „doch auch in Gelegenheit gewesen, sich an eine Autorität in dergleichen Dingen zu wenden?"

„Jawohl, wie ich in Gelegenheit gewesen bin, bei Blumenmacherinnen und Stickerinnen anzufragen: Ist meine Arbeit etwas wert und könnt' ich Geld dafür bekommen? Was versucht man nicht alles, wenn man jung ist und voll Selbstvertrauen."

Und arm, ergänzte er in Gedanken.

Nun kamen sie an dem Weg vorüber, der zur Straße nach Vogelhaus führte. Bertram ließ ihn links liegen und schritt weiter, an der Seite seiner holden Begleiterin. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, aber ihm ging dabei das Herz auf; die Scheu, die Gertrud bei jeder neuen Begegnung mit ihm zu überwinden hatte, war verschwunden bis auf die letzte Spur, da wagte er's, da sprach er die Frage aus, die ihm schon so lang auf der Seele brannte:

„Was haben Sie gegen mich gehabt, Furcht oder Abneigung? Eines dieser beiden Gefühle war ich so unglücklich Ihnen einzuflößen."

„Das erste," erwiderte sie ohne Zögern.

„Du lieber Gott, wer ist schuld? Wer hat mich verleumdet?"

„Niemand; bei uns wird nur Ihr Lob gesungen, ich habe aber meine Privatempfindung."

„Und die ist Furcht?"

„Ich staune, daß Sie darüber staunen. Wenn man grausam sein kann wie Sie, wenn man arme, vielleicht feinfühlige Menschen an den Pranger stellen und dazu lachen kann . . . denn Sie lachen, wenn Sie Ihre Feuilletons schreiben . . ."

„Längst nicht mehr. Ich schwitze, schwitze Blut! Und was die armen, feinfühligen Menschen betrifft — die sich ohne Berechtigung an die Oeffentlichkeit drängen, haben eine dicke, eine Rhinozeroshaut; denen geschieht nichts, aber die Pfeile meines Witzes stumpfen sich ab an ihnen; haben Sie noch nicht bemerkt, wie stumpf meine Pfeile geworden sind?"

Sie waren beim Teiche angelangt, sie standen im Schatten hoher Bäume und dichter Gebüsche. Gertrud hatte ihren Sonnenschirm auf die Achsel fallen lassen, er bildete einen lichten Hintergrund zu ihrem schönen Kopfe, mit den reichen, braunen Haaren, die zusammengewunden einen schweren Knoten im Nacken bildeten. Einzelne von ihnen, dem Zwang entschlüpft, kräuselten sich auf dem Scheitel und an den Schläfen und schimmerten zart und goldig. Sie trug ein schwarzes Morgenkleid, und aus der Tasche



Studienkopf. Nach einer Zeichnung von N. Gysis.

guckte grellrot mit goldenem Schnitt ein Elzevirbändchen, auf das Bertram langsam und zagend mit dem Zeigefinger wies:

„Mein gnädigstes Fräulein, ich besorge, Sie lesen meine letzte Novelle.“

„Ja, auf Empfehlung der Tante.“

„Hm! Wenn Sie eine Nichte hätten, würden Sie ihr die Novelle auch empfehlen?“

„Ich weiß noch nicht, ich bin noch nicht sehr weit.“

„O, dann lesen Sie auch nicht weiter! Lernen Sie mich nicht von meiner schlechtesten Seite kennen, von der schriftstellerischen. Ich habe bessere Seiten, ich schwör's. Damit ist allerdings nicht viel gesagt, denn meine Romane . . .“ Er blickte ihr fest ins Gesicht, „elend, nicht wahr?“ Sie errötete und wendete sich ab, plötzlich aber wich die leichte Verlegenheit, von der sie ergriffen worden war, einem heiteren, fast übermütigen Ausdruck:

„Ich darf's nicht sagen,“ sprach sie. „Sie könnten sonst glauben, daß ich Repressalien gebrauche.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte er.

„Erinnern Sie sich vielleicht einer gewissen Anna Mimona?“

„Ja, nicht ganz ohne Gewissensbisse. Anna Mimona —“

„Das war ich.“

Er prallte zurück bis an den Rand des Teiches.

„Geben Sie acht!“ rief sie erschrocken, und er blieb stehen und starrte sie an.

„Nähmaschine!“ schrie er auf. „O, dann ist alles verloren, dann fürchten Sie mich nicht nur, Sie hassen mich auch. Nähmaschine! . . . Das können Sie mir nie und nimmer verzeihen.“

„Ich kann es freilich nicht mehr, weil ich es schon längst gethan habe. Ihr Rat war ja gut, aber befolgen konnte ich ihn nicht. Um eine Nähmaschine zu kaufen, braucht man Geld, und ich hatte keins.“

„Sie hatten keins. O ich roher, gedankenloser Dummkopf! Und ich habe die Gedichte nicht einmal gelesen.“

„Mit welchem Pathos Sie das sagen! Wie Gräfin Orsina.“

„Jetzt aber will ich's thun und mit dem innigsten Interesse, mit Andacht! Ich bitte um Ihr Manuskript, mein gnädiges Fräulein.“

„Das kann ich Ihnen nicht geben, es existiert nicht mehr.“

„Haben Sie's vernichtet? Ja? — Ewig schade!“

„Doch nicht; das Manuskript ist fort, der Inhalt ist da. Sie können ihn in Sieglindens Gedichten wiederfinden.“

„So? Schreibt sie ab?“

„Niemals — es fällt ihr eben das selbe ein: das alte Lied, das in jedem jungen, aufknospenden Herzen erklingt.“

„Ich gäbe alles darum, es von Ihnen singen zu hören.“

„Unmöglich, ich bin keine Dichterin mehr.“ Das hatte sie lachend gesagt, wurde aber bald wieder ernst und vertraute ihm, daß sie das Haus ihrer Verwandten zu verlassen gedenke.

„Wegen Hagens, diesem jungen Laffer!“ rief Bertram. Sie antwortete nicht, er geriet in Bestürzung, und Funken tanzten ihm vor den Augen.

„Oder — verzeihen Sie einem ängstlichen, aufgeregten Menschen, den ein Hirngespinst um den Schlaf bringt, denken Sie vielleicht — nein, Sie denken nicht daran, Frau Meisenmann zu werden.“

„Ganz ehrlich,“ erwiderte sie, „ich habe einen Augenblick daran gedacht in meiner Ratlosigkeit. Einen Augenblick; im nächsten schon wußte ich, daß es unmöglich ist. Sie fanden mich auf dem Wege zur Fischerhütte, da bin ich am frühen Morgen ruhig und ungestört. Ich will an eine alte Frau schreiben, bei der wir gewohnt haben, meine Mutter und ich, sie nimmt mich gern wieder auf.“

„Nach Wien also wollen Sie? Und was dort?“

„Eine Stelle suchen oder — mein guter Onkel gibt mir die Mittel dazu,“ — wieder flog ein Ausdruck von Heiterkeit wie ein Sonnenstrahl über ihre Züge: „oder eine Nähmaschine kaufen.“

Hellodernde Liebe flammte in Bertram auf und funkelte ihm aus den Augen — eine andere Sprache fand er nicht; nach einer Pause erst wiederholte er voll innigstem Mitleid: „Eine Stelle wollen Sie suchen, mein gnädiges Fräulein?“

„Schwer zu finden, ich weiß. Es gibt ja Bonnen, Gouvernanten und Gesellschafterinnen in Hülle und Fülle. Aber ein Mangel herrscht, wie ich höre, an guten

Krankenwärterinnen. So gedenke ich mich denn zur Krankenwärterin auszubilden."

„Dann etabliere ich mich im Spital!" rief er aus.

„Sie scherzen —?" fragte Gertrud befremdet: „Mir war mit allem ernst, was ich Ihnen gesagt habe."

Bertram wollte sich entschuldigen, sie ließ ihm dazu keine Zeit:

„Auf Wiedersehen," sagte sie, neigte den Kopf und trat in die Fischerhütte.

Er war entlassen und ging und verwünschte sich einmal wieder. Was hatte er aufzuschreien gehabt und noch dazu etwas so Taktloses! Wenn er ihr mißfiel und sie es ihn fühlen ließ, geschah ihm recht.

Unterwegs begegnete er Herrn Meisenmann und einigen Bauern, denen der Agitator eifrig vordeklamierte. Sie hörten ihm aufmerksam zu und ließen den Gruß Bertrams unerwidert.

In Vogelhaus war's schön und herrlich und doch — mitten in seinem lieben Eigentum, schon nah dem Ziele, dem er in leidenschaftlichem Bemühen jahrelang entgegengestrebt hatte, wußte der neue Herr: all das Errungene ist wertlos und nie werde ich seiner froh, wenn nicht sie als Herrin darin waltet, die mir so unsagbar lieb geworden ist.

Als er am Abend nach Obositz zurückkehren wollte, kamen von dort zwei Phaetons einhergerollt. Den ersten kutschierte Hugo, und im Wagen saßen Bertha und Sieglinde, den zweiten kutschierte der Retter, und im Wagen saßen die liebenswürdige Reisegefährtin und Gertrud.

„Wir sind da, um dich abzuholen, Ausreißer!" rief Hugo.

„Und um Sie als Grundherrn willkommen zu heißen, ‚bei uns zu Lande auf dem Lande.' Annette von Droste, nicht wahr?" sprach die Baronin, indem sie sich aus der Wagendecke wickelte.

„Ja — ich glaube." Sehr dankbar, wenn auch etwas zerstreut, empfing Bertram alle seine Gäste in Vogelhaus, als aber Gertrud die Schwelle überschritt, sprach er leise und glückstrahlend: „Segen meinem Hause!"

XIX.

Der Besuch der Nachbarn wurde von Weißenberg und seinem Gast am folgenden Nachmittag erwidert. Als ihr Wagen über die Grenze fuhr, begann der Freiherr Vergleiche zwischen Obositz und Luchov anzustellen, die alle zu Gunsten Luchovs ausfielen:

„Die Bevölkerung ist zwar ärmer als bei uns, hat aber fast keine Steuerrückstände und hat ein hinreichend dotiertes Spital und Armenhaus und eine gut organisierte Feuerwehr und einen Veteranenverein, der nicht wie der unsere drei Viertel seiner Einnahmen auf Landpartien verjubelt. Das Beste von allem aber ist: Georg kommt aus mit den Leuten, hat Einfluß auf sie, während meine Obositzer lieber zu Grunde gehen, als einen Rat von mir annehmen würden. Und doch ist nie etwas geschehen, wodurch ihr Mißtrauen sich rechtfertigen ließe. Meine Eltern und Großeltern waren gute Herren. Unsere alten Wirtschaftsbücher geben Zeugnis von der Großmut der Schloßgegen die Dorfbewohner, von der Hilfe, die geleistet worden ist in Mißjahren, bei Seuchen, Bränden. Wie viele Häuser sind ihnen gebaut, wieviel Grund und Boden ist ihnen geschenkt worden, auch noch von mir. Dennoch sehen sie mich als ihren geborenen Feind an, als den Räuber, der alles, was er besitzt, ihnen genommen hat. In Luchov nichts von alledem. Seit Generationen geht das Gut von einer Hand in die andere; warum ist gerade hier die Bevölkerung rechtschaffen, fleißig, nüchtern, warum erhält und entwickelt sich gerade hier die Kultur, während ringsum alles verwildert? Ja, warum? Wie kommt das Goldkorn in den Kies, in die Quarzgänge? Naturerscheinung, und die Kulturgeschichte ist Naturgeschichte."

Am Ende des Dorfes bog ein breiter Weg, der zum Schloßgarten führte, von der Straße ab. Das Thor stand offen und an einem der Pfeiler war eine Tafel mit einer böhmischen Inschrift angebracht.

„Schau," nahm Weißenberg wieder das Wort. „Da steht: Hier wohnt der Vorsteher des Ortes Luchov. Georg ist zum Bürgermeister gewählt worden, nachdem er kaum einige Jahre hier zugebracht hatte. Einstimmig gewählt. Ich kann meine Wahl nicht durchsetzen, mich wollen sie nicht. Und sie könnten doch wissen, daß ich es gut mit ihnen meine. Beweise dafür haben sie genug."

Die zwei Kinder, die Bertram schon

auf der Eisenbahn gesehen hatte, kamen mit offenen Armen auf Hugo zugelaufen, als er aus dem Wagen stieg: „Der Vater und die Mutter sind im Dorf, werden aber bald kommen," sagte das Knäblein und schwenkte den breiten Strohhut vor Hugo, vor Bertram, vor dem Kutscher, begrüßte auch die Pferde, die er beim Namen anrief und erkundigte sich nach dem Befinden der Hunde in Obositz.

Indessen hatte Bertram einen Handschlag mit dem kleinen Mädchen gewechselt, das auf die Frage, ob es ihn noch kenne, antwortete: „O ja, du bist ein Vogel und ich," sie warf sich in die Brust, „bin die Tochter des Bürgermeisters. Da kommt er schon und die Mutter auch."

„Lauft ihnen entgegen, Kinder," sagte Hugo. Aber der kleine Junge stellte sich der Schwester, die schon davonstürmen wollte, mit ausgespreizten Beinen in den Weg und redete eifrig mit einer wahren Richtermiene auf sie ein:

„Du darfst nicht, du weißt recht gut. Du siehst doch, daß der Vater mit dem Leschka spricht. Wir dürfen nicht zu ihm, wenn er mit einem großen Menschen spricht," wandte er sich erklärend an Weißenberg.

„Das nenn' ich Kinderzucht," meinte der. „Ja, ja, da könnt' ich was lernen. Mein Junge war seinerzeit auch ein lieber Kerl. Weiß Gott, wie's kommt, daß er sich so kurios herausgewachsen hat."

Der Graf und die Gräfin wurden von einem bäuerlichen Ehepaare, einem stattlichen Greise und einem hochgewachsenen, spindeldürren Weibe, begleitet. In dem Manne erkannte Bertram einen der Bauern, die er gestern auf dem Wege nach Vogelhaus in Gesellschaft Meisenmanns getroffen hatte, die Frau war eine unheimliche Erscheinung, mit ihrem wie aus Citronenholz geschnittenen Gesichte und dem stechenden Blick ihrer dunkeln Augen.

Georg hatte seine Gäste freudigst gegrüßt, war aber am Thor stehen geblieben und ließ sich nicht stören in seiner Verhandlung mit dem Bauern. Die Gräfin eilte auf Weißenberg und Bertram zu, und das Weib folgte ihr, unaufhörlich sprechend in gleichmäßig klapperndem Tone. Plötzlich vertrat die Alte ihr den Weg, streckte die Rechte aus, streichelte ihr die Wange, sagte dabei etwas, das sich offenbar auf die Kinder bezog, und hastete davon.

Die Gräfin hatte die unerwünschte Liebkosung regungslos erduldet, deutete mit einer Bewegung des Kopfes nach der Forteilenden und sprach zu Weißenberg: „Antisemitischer Wahnsinn importiert aus Obositz. Die Leschkova hat mir eben empfohlen, auf meine Kinder acht zu geben, damit sie nicht einem Ritualmorde zum Opfer fallen und er, Leschka, will, daß alles daran gesetzt werde, den einzigen Juden, den wir im Dorfe haben, den kleinen Handelsjuden Moschko, der seit zehn Jahren unangefochten hier haust, um sein Wohnungsrecht zu bringen. Georg hat zu thun, dem Herrn Gemeinderat, hinter dem schon eine Partei steht, den Kopf zurecht zu setzen."

„Schad' um die Müh. Sie ist verschwendet. Einen Bauern kriegt unsereins nicht herum."

„Mein Mann hat schon so manchen herumgekriegt," erwiderte die Gräfin mit ruhiger Sicherheit, und Bertram sah sie bewundernd an. „Mein Mann," das hatte sie mit demselben beglückten Stolze, mit ebensolcher Zärtlichkeit gesagt, mit denen er sagte: „Meine Frau."

Nach zehn Ehejahren war die Zuneigung dieser beiden Menschen noch warm und begeistert wie junge Liebe und durch die Zeit vertieft, durch Treue geheiligt worden.

„Dein Meisenmann sät Drachenzähne," sprach Georg der nun auch herbeikam, zu Weißenberg. „Er predigt Deutschenhaß und Antisemitismus. Wann kriegen wir ihn endlich einmal fort aus unserer Gegend, wann zieht er als Professor in das goldene Prag?"

„Im Herbst, denk' ich."

„Erst?" Die Gräfin zuckte die Achseln. „Nein, lieber Freund, daß Sie den nicht hinausgeworfen haben, als er sich bei Ihnen um unsere Gertrud bewarb, verzeih' ich Ihnen nie."

„Je nun, sie könnt's schlechter treffen. Er hat sie sehr gern und ist ein guter Mensch."

„Ein guter Mensch, der Böses thut."

„Ach was! Deklamiert gegen die Deutschen und gegen die Juden und würde doch keinem ein Haar krümmen."

„Werden die Leute, die er verhetzt, ebenso platonisch hassen?" fragte Georg. „Ich glaube, daß sie sehr aufgelegt sind, zu Knütteln und Beilen zu greifen. Das be-

denkt er nicht, der Maulheld, oder macht sich kein Gewissen draus. Ein roher Kerl, der aus eigenster Überzeugung selbst dreinschlägt, ist mir lieber."

„Mit einem solchen kann ich dir auch aufwarten; hab' erst neulich meinen Heger vor ihm retten müssen, der ein paar Holzdiebe arretiert hatte und den er dafür zur Rechenschaft zog. Er ist ein ehemaliger Schlossergeselle, zieht hier herum und verbreitet die socialistischen Lehren auf dem Lande. Ich kenn' ihn seit Jahren; er war ein tüchtiger Arbeiter, bis er ein Rednertalent in sich entdeckte. Das ist das einzige, das er jetzt ausübt, und wo seine Zunge nicht ausreicht, hilft er mit den Fäusten nach."

Der Graf führte seine Gäste in den Garten, der hübsch angelegt war, sich aber an Größe und Schönheit mit dem Obositzer nicht vergleichen konnte. Vor zwei Jahren hatte ein Wirbelsturm hier gehaust und die schönsten Bäume ihrer Kronen, viele auch der Hauptäste beraubt.

Bertram seufzte schwer. Schadenfeuer, Deutschenhaß, socialistische Agitation, Wirbelsturm — das waren freilich Dinge, an die er nicht gedacht hatte, als er noch in seiner Bratröhre saß und den Aufenthalt auf dem Lande für die reine Idylle hielt.

Aus dem Garten ging man in den Meierhof und in die Stallungen, die Fütterung war vorbei, den Rindern die Streu zum Nachtlager zurecht gemacht, der Boden wurde gekehrt, die Barren wurden gereinigt. Beaufsichtigt oder nicht, verrichteten die Leute emsig und ruhig ihre Arbeit, und Bertram bewunderte die Sauberkeit und Ordnung, die nach vollendetem Tagewerk allenthalben herrschte.

„Es bleibt noch manches zu wünschen übrig," erwiderte der Graf, „und, glauben Sie mir, lernen können Sie bei uns nichts. Wir sind selbst Schüler, wir richten uns, soviel wir können, nach der Wirtschaft in Obositz. Da steht unser Vorbild." Er klopfte Weißenberg liebreich und respektvoll auf die Schulter.

Der lehnte ab: „Den Mechanismus hab' ich in leidlichen Stand gesetzt, aber mein Werk ist tot, weil ich die Menschen nicht gefunden habe, die auf meine Absichten eingehen; im Gegenteil, mit wenigen Ausnahmen — eine glänzende darunter ist mein Waniek — lauter Gegner, offene und geheime. Abgetrotzt muß ihnen werden, was sie mir leisten sollen. Dir thun deine Leute was zulieb, mir zuleid, was sie können!" Er kam wieder auf seine Naturerscheinung zurück und man sah wohl, daß Georg ihm nicht recht gab, sich aber schwer entschloß, dem verehrten Manne zu widersprechen.

„Daß deine Obositzer nicht viel taugen, ist ausgemacht," sagte er. „Vielleicht hat gerade die Großmut und Güte ihrer früheren Herren, die ihnen materiell nützte, ihnen moralisch geschadet. Du, Lieber, Bester, bist in vielem zu gut und nachgiebig."

„Aha, ich verstehe, das heißt schwach."

„Verzeih, ja, in vielem — in anderem wieder — wie soll ich sagen? — zu empfindlich. Bist halt vom alten Schlag, hast noch Erinnerungen an eine Zeit, in der der Grundbesitzer der Herr gewesen ist. Das merken diese Menschen, die sich nicht mehr beugen und unterordnen wollen. Bei mir ist's anders, ich bin hier von allem Anfang an ein Gleicher unter Gleichen gewesen. Manches, das dir rücksichtslos erscheint, kommt mir selbstverständlich vor. Sie haben mich zum Bürgermeister gewählt, ja, aber wer weiß, ob sie mich wieder wählen, wenn meine Zeit um sein wird? Ihre Interessen liegen mir am Herzen wie die meinen, sie sind die meinen, wie die meinen die ihren sind — trotzdem, der Klassenhaß, der Argwohn wurzeln schon zu tief in den Gemütern. Meine Treuesten wissen nicht, was sie antworten sollen, wenn ein Socialist — ich achte jeden uneigennützigen! — sie fragt: Warum wählt ihr einen Grafen?"

Die Gräfin hatte sich mit den Kindern ins Haus begeben und ließ nach einer kleinen Weile die Herren zur Jause rufen. Aber Georg, der eben angefangen hatte, eine nötig gewordene Grenzregulierung mit Weißenberg zu besprechen, ersuchte Bertram, einstweilen allein voraus zu gehen.

Der Salon, in dem die Hausfrau ihn empfing, war behaglich eingerichtet, spiegelhell und geräumig. Die bunten, doch geschmackvollen Cretonnetapeten und Draperien erinnerten Bertram an Turgenjews Schilderung des Gastzimmers Frau Shipjagins, und zugleich fiel ihm ein, daß er hier das Widerspiel der Gattin des russischen Staatsmannes vor sich habe. Einen größeren Kontrast zwischen ihrem gemachten Wesen

Aus unsrer Studienmappe:



Grabrelief. Von J. Kaffsack.

und dem der lieben Frau, die ihn jetzt einlud, am Tische Platz zu nehmen, konnte es nicht geben.

„Die Herren sprechen von Grenzregulierung. Da finden sie kein Ende, und wir wollen nicht auf sie warten. Nehmen Sie eine Tasse Thee?“ fragte sie.

Aber er wünschte ihrem Beispiel und dem der Kinder zu folgen und bat um ein Glas Milch. „Ich muß wenigstens im kleinen alles Nervenaufregende vermeiden.“

„Wenn Sie das nur auch im großen könnten!“

„Freilich, wenn! Aber Sie wissen, Frau Gräfin, ein Jahr lang muß noch gesündigt werden auf meine Nerven, ein Jahr lang muß ich noch fronen, widerstrebend, verzweifelnd, aber ich muß!“

„Durchaus?“

„Durchaus. Ich darf meine Zeitung, meine alte Nährmutter, nicht sitzen lassen. Es wäre eine an Verrat grenzende Wortbrüchigkeit.“

„Dann thun Sie's nicht,“ versetzte die Gräfin rasch. „Wie schwer es Ihnen auch falle, thun Sie's nicht.“

Er hob den Kopf, den er hatte sinken lassen, und blickte ihr in die Augen. Einen

anderen Rat, als den, treu zu sein, kann nicht geben, wer so ehrliche Augen hat. Alles echt an der Frau und wahr wie der Tag. Wieder kam die Ähnlichkeit zwischen ihr und Gertrud ihm in den Sinn, eine rein geistige Ähnlichkeit. Er konnte nicht umhin, der Gräfin diese überraschende Beobachtung mitzuteilen und ihm schien, als ob ein Lächeln voll gutmütigen Spottes die Lippen der Gräfin umspiele, als sie sprach:

„Mein Mann hat mir schon gesagt, daß Sie das finden.“ Dabei blickte sie ihm fest und freundlich ins Gesicht und schon war er im Begriff, sein Herz vor ihr auszuschütten, als Weißenberg und Georg eintraten.

Die beiden Kinder hatten wie auf Verabredung ihre Sessel immer näher an Bertram herangerückt. Auf einmal legte sich ein kleiner Arm um seinen Hals und Gretl flüsterte ihm zu:

„Du kannst später zu uns kommen.“

„Komm' nur,“ ergänzte Hans, „wir haben einen Rutschberg, da kannst du mit dem Dackerl fahren, er fährt auch gern.“

„Ich komme gewiß,“ erwiderte Bertram und drückte den kleinen Arm an den Mund und hatte antizipierte Vatergefühle. In der Nähe dieser Frau, dieser Kinder, im Frieden dieses Hauses wehte eine Atmosphäre der Lauterkeit, der Gesundheit, die einzuatmen Heilung und Segen war.

Beim Abschied küßte er der Gräfin die Hand, drückte die Georgs viele- und vielemal und erschöpfte alle Beredsamkeit, über die er zu verfügen hatte, mit den Worten:

„O Herr Graf, o Frau Gräfin, o Seelenkurort Luchov!“

XX.

Die erste Stunde nach Sonnenuntergang war angebrochen. Mild und klar die Luft, alle Farbentöne gedämpft und harmonisch, alle Schatten durchsichtig. Aber schon vertiefen sie sich, wie heiterer Frieden in feierliche Wehmut übergeht, wenn sich in Erinnerung verwandelt, was seliges Genießen war. Hochsommerabend. Kein jubelvolles Wachsen der Tage mehr, die Höhe ist überschritten, nun kommt die Wende.

Die Freunde hatten während ihrer Heimfahrt lange schweigend nebeneinander gesessen. Auf einmal sprachen beide fast zu gleich und sie mußten so ziemlich denselben Gedanken verfolgt haben, denn Weißenberg sagte:

„Ich bin auch ein glücklicher Mensch,“ und Bertram sagte:

„Es wäre höchste Zeit für mich, glücklich zu werden.“

„Meine Frau ist eine Frau allerersten Ranges,“ begann Hugo von neuem, und Bertram erwiderte mit plötzlicher Heftigkeit:

„Und wenn ich nicht auch eine Frau allerersten Ranges bekomme, wenn deine Nichte mich verschmäht, bin ich ein ärmerer Teufel, als ich je war. ‚Wer die Schönheit hat gesehen mit Augen.‘“ . . .

Weißenberg verschränkte die Hände über dem Magen und sprach: „Ob ich's nicht vorausgesehen habe! Ich hätte sie wegschicken sollen. Hab' mir noch gedacht, schick' sie weg.“

„Das konntest du dir denken? Du wußtest, er muß sie lieben und hättest sie aus dem Wege räumen mögen? Du hättest mir das anthun können? Du, du!“ Er schüttelte den Kopf wie einer, der die bitterste, die schmerzlichste Enttäuschung erlebt hat.

Weißenberg drückte sich in die Ecke des Wagens und sah ihn von der Seite an: „Wenn du sie nicht gesehen hättest, würdest du sie schwerlich geliebt haben, mein' ich.“ Und jetzt fiel er aus dem Ton des weichen Vorwurfs in den der Anklage: „Du bist unrettbar verliebt. So unvernünftig redet ein sonst Vernünftiger nur, wenn er unrettbar verliebt ist.“

„Und wenn ich's bin?“

„Und wenn sie's **wird** und dich nimmt — du bist nicht reich, und sie bekommt von uns nur ein ganz kleines Heiratsgut — dann hast du dich sehr geirrt, wenn du auf ein sorgenfreies Leben in deinem Vogelhaus gehofft hast. Dann geht die Müh' und Plag' erst recht an.“

„Frevle nicht! Sprich nicht von Müh' und Plage — du kennst sie nicht. Mensch, der immer hat, was man nicht zu schätzen weiß, wenn man's hat — Zeit. Was schiert mich Müh' und Plage, wenn ich Zeit hab', mich zu mühen und zu plagen? Es giebt nur **eine** Qual: Mehr Arbeit als Fähigkeit, sie zu bewältigen, innerhalb einer unverrückbaren, eisernen Frist. Und was für Arbeit — nicht gebenedeite Feldarbeit unter Gottes freiem Himmel, bei der

die Brust weit, das Auge hell wird und die Kräfte wachsen — wie ich sie jetzt schon wachsen fühle in diesen meinen Armen!" Er hob sie hoch empor. „Nein, Gedankenarbeit, ein Aufwerfen schillernder Blasen, in denen fremde Gedanken sich spiegeln, mehr ist's nicht. Mein ganzes, sogenanntes Schaffen Rauch und Dunst, aber auch der, lieber Freund, auch der kann nur einem siedenden Gehirn entsteigen."

„Na, na," sagte Weißenberg. „Ich bitte dich, hör' auf. Du sprichst dich sonst in einen Anfall von Nervosität hinein."

„Er ist vorüber. Ich wollte dir nur erklären —"

„Brauchst nicht. Wenn man auch nur einen Don Juan u. s. w. vor der Ankunft eines gewissen Freundes fertig machen wollte, kann man sich schon einen Begriff machen ... aber ich sag' dir doch ... es giebt Ärgeres."

„Du sagst mir?" — Mit Entrüstung hatte er's hervorgestoßen und — schämte sich ihrer sofort, denn der Freund seufzte schwer:

„Was wird aus meinem Hagen werden?" — Plötzlich, mit einem schrill pfeifendem Laut entrang sich's seiner Brust. Man sah es wohl, das war seine Lebenspein. Wie selten er sie aussprach, die quälte ihn immer.

„Ich will dir einen Vorschlag machen," erwiderte Bertram. „Gieb mir den Jüngling mit nach Wien."

„Nach Wien? Dort geht er vielleicht ganz zu Grunde."

„Hier aber gewiß; in seiner Ausnahmsstellung auf dem Gymnasium eurer kleinen Stadt. Die einen hofieren ihm aus Interesse, die anderen feinden ihn an aus Neid oder Vorurteil — lauter Gift. Schmeichelei oder Verfolgung — sein Hochmut wird durch beide genährt."

Nun sprach er von einem gemeinsamen Freunde aus früherer Zeit, einem gewiegten Pädagogen, mit dem er in Verbindung geblieben war: „Dem möcht' ich Hagen anvertraut sehen, das ist der rechte Mann! Der würde ihn im Zügel halten, ohne ihn je die Abhängigkeit unnötig fühlen zu lassen."

„Aber Wien ... die Versuchungen einer großen Stadt."

„Versuchungen hat er in der kleinen auch. Sie rücken ihm da noch viel näher auf den Leib."

Halb und halb gab Hugo ihm recht, wollte die Sache erwägen, sich jedenfalls mit seiner Frau darüber beraten.

„Thu' das," versetzte Bertram, und sie versanken wieder in ihr früheres Schweigen.

Als der Wagen vom Feldweg auf die Straße einbog, verlangsamte der Kutscher allmählich das Tempo seiner Pferde, wandte sich nach seinem Herrn um und deutete mit der Peitsche besorgt und ängstlich auf eine am Eingang des Dorfes Obositz angesammelte Menschenmenge. Die dumpfe Aufregung, die in ihr zu gären schien, wuchs und wuchs und begann nun schon, sich Luft zu machen durch drohende Gebärden und einzelne wilde Ausrufungen.

„Da harangiert einer die Leute, stachelt sie auf," sagte Hugo. „Fahr' zu!" befahl er dem Kutscher, der gute Lust zeigte, ganz stehen zu bleiben.

„Ein socialistischer Wanderredner, ohne Zweifel, ich seh' ihn, er gestikuliert, er predigt Revolution, Plünderung und Mord," sprach Bertram. Er war bleich geworden, sah aber groß und kühn um sich: „Wenn ich euch hier nichts mehr nützen kann, lauf' ich nach Vogelhaus. Begraben lass' ich mich unter seinen Trümmern, schlachten nicht. Drei oder vier reiß' ich mit."

„Großartig, der reine Simson. So weit sind wir aber wohl noch nicht," meinte Weißenberg, ließ den Wagen halten, sie stiegen aus, traten an die Versammlung heran und erblickten in deren Mitte nicht einen socialistischen Wanderredner, sondern Herrn Meisenmann, der den Zorn der Bevölkerung von Obositz über das Haupt eines kleinen Judenjungen herabrief. Ein mißgestaltetes, jämmerliches Geschöpf, mit schmalem, altem Gesicht, mit abstehenden Ohren und krummen Beinen, die vor Angst schlotterten. Seine Beschuhung mußte er irgendwo im Kehricht aufgelesen haben, die mageren Zehen guckten alle aus ihr hervor, gelb wie schmutziges Elfenbein. Er kreischte und mit ihm zur Wette, aber in viel breiteren, tieferen Tönen heulte ein dicker, wohlgenährter Bauernbengel und unterbrach sich nur zeitweise, um Meisenmann aus großen, runden Kalbsaugen bewundernd anzustarren.

Die Herren drängten sich durch die Menge, und der Agitator stutzte, als er ihrer gewahr wurde, und als Bertram, plötzlich aller Kümmernisse ledig, auf ihn zuschritt und ihn seinerseits andeklamierte:

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo, rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!"

Bald aber faßte sich der Überraschte, und die eigene Beredsamkeit riß ihn weiter fort. Unaufhaltsam leierte er die wohlbekannten, antisemitischen Schlagworte herunter, und ihre Wirkung auf das Publikum äußerte sich durch Püffe, die Männer, Frauen und Kinder dem Jüdlein erteilten, und durch immer grausamere Attentate auf seine Haare und seine Ohren.

Weißenberg stieß die Angreifer hinweg, zog den Jungen an sich, legte ihm beide Hände auf die Schultern und fragte, was geschehen sei?

Die Antwort und das ganze Gespräch mußte er später Bertram ins Deutsche übersetzen.

Der kleine Jude hatte dem großen Bauernjungen seine Mütze abgehandelt für zwölf vergoldete Nüsse vom letzten Christbaume, den der Baron und die Baronin für die Schulkinder geschmückt hatten. Nachdem aber das Geschäft geschlossen worden, fand sich's, daß die Nüsse ausgegessen und nur zusammengeklebt gewesen waren.

„Mit etwas Ekelhaftem," schrie Meisenmann, und die Menge schrie mit.

„Das ist sehr unrecht," entschied Weißenberg. „Und wie bist du zu den Christbaumnüssen gekommen, kleiner Moschko?"

„Wie er dazu gekommen ist?" Eine Tagelöhnerin sprach's unter dem lauten Beifall der übrigen Weiber. „Wie ein Jud' zu was kommt. Eingeschachert wird er sie haben für —" sie gebrauchte einen unübersetzbaren Ausdruck.

Da hörte das Jüdlein zu kreischen auf und brach in ein herzbrechendes Weinen aus: „Die Wäscherin, die Katruscha, hat sie mir gegeben für einen Gang zwei Stunden weit mit einem Brief für ihren Liebhaber. Sie hat gelacht, wie sie mir die Nüsse gegeben hat, und alle haben gelacht, und jetzt weiß ich, warum sie gelacht haben."

„Ist das wahr?" fragte Weißenberg die Angeklagte, die sich inzwischen auch eingefunden und, lachend die Arme in die Seiten gestemmt, zugehört hatte:

„Und wenn's wahr wäre," erwiderte sie keck, „einen Juden betrügen ist keine Sünd'!" Diese Worte erregten allgemeine Heiterkeit, nur Meisenmann blieb ernst, zupfte an seinen Bärten und schwor darauf, daß Moschko junior lüge.

„Wenn Sie davon überzeugt sind," versetzte Hugo ruhig und etwas höhnisch, „dann züchtigen Sie den Betrüger, thun Sie's gleich, im Feuer der edlen Entrüstung, die Sie beseelt. Der Rausch gilt als Entschuldigung — gerechter Zorn doch auch? Sehen Sie den schönen Haselbusch dort am Wege, schneiden Sie eine tüchtige Rute ab und züchtigen Sie den Buben."

Dieser Vorschlag erweckte hellen Jubel. Einen Augenblick war der Freiherr populär in Obositz. Ein paar Burschen stürzten auf den Haselbusch zu, brachen Ruten ab und jauchzten in seliger Erwartung der bevorstehenden Exekution.

Meisenmann war bleich geworden: „Herr Baron, das ist eine Falle . . . Was muten Sie mir zu? Züchtigen — ich?"

„Sie wollen also nicht? Der Vater des Buben könnte klagen, und Sie könnten in Konflikte kommen mit dem Gericht, und dazu haben Sie sich zu lieb."

„Urteilt selbst," sagte er zu einigen der älteren Männer, „überlegt, ob dieser Herr es gut mit euch meint. Euch würde er ohne weiteres zu Handlungen treiben, die euch an den Galgen bringen könnten. Er selbst aber getraut sich nicht einmal, einem Kind einen Rutenstreich zu geben, weil er dafür ein paar Tage Arrest bekommen könnte."

Seine Worte machten Eindruck, die Besonnenen widersprachen nicht; der Bürgermeister erklärte nach einigem Zögern, der Einfluß, den der Herr Professor in der Gemeinde genommen habe, scheine ihm schon längst sehr gefährlich. Nun endlich wagte der alte Handelsjude, der sich kämpfend zwischen Vaterliebe und Furcht, hinter dem Haselbusch verborgen gehalten hatte, heranzuschleichen. Er küßte demütig dem Bürgermeister und dem Baron den Ellbogen und eilte mit seinem Geretteten davon.

XXI.

Morgen rede ich mit ihr, — heute rede ich mit ihr, war Bertrams letzter Gedanke beim Einschlafen und sein erster beim Erwachen gewesen. Er stand zeitlich auf und ging in den Garten und hoffte sie dort zu finden, aber umsonst. Das Wetter

war freilich nicht einladend, der Himmel aschgrau, am Horizont ballten sich schwer und drohend riesige Wolken und glichen einem phantastischen Gebirgszug.

Später erst traf sie Bertram in Gesellschaft ihrer Cousine auf dem Wege nach der Nähschule im Dorfe, und von dort aus gedachte Gertrud einen Krankenbesuch bei einer alten Pensionistin im Namen der Tante abzustatten.

Das könnte sie auch selbst thun, die gute Baronin, dachte Bertram, ging auf sein Zimmer, legte seinen neuen Lodenanzug an, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen wetterfest und wasserdicht machte und begab sich nach Vogelhaus.

Auf dem Felde nächst der Villa war eine Anzahl Tagelöhner und Fuhrleute in voller Thätigkeit. Das Getreide sollte noch vor dem Ausbruch des Regens unter Dach gebracht werden. Ein hochbeladener Erntewagen fuhr eben ins breit gähnende Thor der Scheune ein, auf einen anderen wurden die letzten Garben kunstvoll gehäuft. Waniek leitete die Arbeit, hatte die Augen überall, gab gelassen seine Befehle, und ohne Einwand und ohne aufhaltsame Hast wurden sie vollzogen.

Als Bertram erschien, änderte sich das Bild. Die Weiber legten die Rechen weg, wischten den Schweiß vom Gesicht und jammerten über die Hitze. Die Arme und Beine der Männer waren plötzlich wie mit Blei eingegossen. Die aufgespießten Garben schwankten lange auf den Zinken der Gabel, ehe die Lader die Kraft aufbrachten, sie zum Ordner emporzuheben, und den hatte eine solche Müdigkeit überkommen, daß Waniek ihn vom Wagen herabsteigen hieß und seine Stelle einnahm.

Ein paar heftige Windstöße erbrausten, Staubwolken wirbelten, dann fielen die ersten, schweren Regentropfen. Männer und Frauen verlegten sich auf Wetterbeobachtungen, und drangen alle zugleich auf Bertram ein; einige bittend und klagend, andere mit brüsk heischenden Gebärden.

Er verstand sie nicht, wandte sich an Waniek und fragte:

„Was wollen sie?"

„Ganzen Tagelohn wollen's," war die phlegmatisch und verächtlich erteilte Antwort.

„Sie sollen ihn haben, natürlich, was können denn sie dafür, daß es regnet?"

Bertram nickte gewährend und rief den Leuten eines der wenigen Worte zu, die er erlernt hatte:

„Ano, ano!"

„Ano!" wiederholten sie und lachten den großmütigen Arbeitgeber an, und er konnte sich mit dem besten Willen nicht verhehlen, daß diese Lustigkeit eine starke Zugabe von Geringschätzung hatte. So schweigsam man früher gewesen war, jetzt wurde geplaudert, geschrieen, aller Thätigkeitsdrang schien sich in die Zungen geflüchtet zu haben. Nicht ruhig, wie die früheren, fuhr der letzte Wagen in die Scheune. Die Pferde, übermäßig angetrieben, wurden stutzig, mußten ausgespannt und andere vorgespannt werden. Einzig und allein der Energie Wanieks war's zu danken, daß auch diese Fuhre eingebracht wurde, ehe der Platzregen niederging.

Bertram begab sich ins Haus. Es kam ihm heute ganz besonders schmuck vor und war in der That auf den Glanz hergerichtet. Auf der Stiege lag ein Teppich aus Kokosstroh, eine Binsenmatte auf dem Gange, die Klinke der Thür, die zum Wohnzimmer führte, blinkte freundlich einladend wie ein Freundesauge. Komm nur, komm, tritt ein, schien sie zu sagen. Jetzt sah er auch, daß ein Pergamentstreifchen an dem Schlüssel hing und auf dem waren die Worte zu lesen: Berthas Dank.

Nein, diese Baronin, diese allerletzte Romantikerin, welch einen wunderbaren, guten, lieben Einfall hatte sie ausgeführt! Bertram fand seinen Salon genau wie den Goethes in Weimar eingerichtet. Im Schlosse mußten sich Möbel aus der Zeit der großen Klassiker vorgefunden haben, denn da standen sie, altmodisch ehrwürdig und prächtig erhalten. An der Wand das wohlbekannte Kanapee mit steifen Rücken- und Seitenlehnen und abgestumpftem Aufsatz unter einer trefflichen Reproduktion der aldobrandinischen Hochzeit und davor der runde, mit einer Decke bedeckte Tisch. Auch ein Klavier war da, dieses aber kein altertümliches Juwel, sondern ein, wenn auch nicht neues, doch ganz brauchbares Instrument. Hingegen stand im Arbeitszimmer ein dem Goetheschen ähnlicher Bücherschrank. Das Stehpult ihm gegenüber, der Tisch in der Mitte der Stube, die beiden Sessel, das Kissen erinnerten gleichfalls deutlich an ihre Urbilder. In

solcher Nutzanwendung ließ sich Bertram die Litteratur gefallen und ging äußerst gerührt von einem Einrichtungsstück zum anderen, ans Klavier aber setzte er sich und schlug einige Accorde an. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er keine Taste mehr berührt. Nun kam plötzlich die Begeisterung über ihn. Sein musikalisches, sein kleines, aber sein wirkliches, armes, vernachlässigtes Talent gab einige schwache Lebenszeichen. Er phantasierte, er begann zu singen: „Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten," anfangs leise, dann immer lauter, immer hingerissener, endlich brüllte er's hinaus: „Hier gedachte still . . ."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn, Waniek trat ein, und Bertram war bestürzt und entschuldigte sich:

„Lieber Waniek, ich glaube, ich habe gesungen, ich kenne mich nicht vor Freude, müssen Sie wissen: welche Ueberraschung habt ihr mir gemacht!"

Waniek sah ihn mit der freudigen Teilnahme eines gerührten Vaters an: „Wirdé hochwohlgeborene Frau Baronin fraien, wenn héerte, daß gnädige Herr Fraide haben." Ein gutes Lächeln lagerte auf seinen breiten Lippen, er wußte etwas von jedem Gegenstand zu erzählen, der aus dem Möbeldepot des Schlosses nach Vogelhaus geschafft worden war. Das Schreibpult hatte dem seligen Excellenzherrn gedient, auf dem Kanapee hatte Kaiser Joseph gesessen, als er den Großvater des Herrn Barons in Obositz besucht hatte. Bald aber ging Waniek vom Historischen zum Praktischen über. Er mußte sagen, daß der gnädige Herr Vogel nicht weiter wirtschaften dürfe, wie er angefangen hatte. Für einen halben Arbeitstag einen ganzen Taglohn auszahlen, „isé nix." Die Leute sollen nicht ebensoviel Geld wie gewöhnlich und noch einmal soviel Zeit haben, um es auszugeben. Dabei kommen nur Räusche heraus, die statt um vier Uhr früh, wie sich's gehört, erst um Mittag ausgeschlafen sind. Auch mit dem Arbeiten des gnädigen Herrn Vogel auf dem Felde war Waniek nicht einverstanden. Wenn er sich durchaus nützlich machen wolle, könne es höchstens als Aufseher geschehen, sonst lachen die Leute den gnädigen Herrn aus.

„Aber, mein lieber Waniek, wie soll ich denn ein Aufseher sein, wenn ich gar nichts verstehe?" wandte Bertram ein.

„Wer'n schon lernen."

„Von Ihnen! Nehmen Sie mich in die Schule, ich habe Ihnen gut zugesehen. Die Leute gehorchen Ihnen und haben Respekt vor Ihnen, weil Sie alles hundertmal besser verstehen und machen können als jeder andere. Darum will auch ich Ihnen gehorchen und so lange Unterricht bei Ihnen nehmen, bis aus mir ein tüchtiger Ökonom geworden sein wird. Sie sind Soldat gewesen, richten Sie mich ab, wie ein Wachtmeister den Rekruten, kommandieren Sie mich."

Waniek hatte wieder sein prächtiges Lächeln: „Werd' schon kommandieren, wenn befehlen," sagte er und verabschiedete sich in seiner kraftvollen und bescheidenen Ruhe; der Beneidenswerte!

Bertram trat ans Fenster und sah ihm nach. Da stand er im Vorgärtchen und schnitt aus bereitliegenden Rasenziegeln Streifen zurecht, die wahrscheinlich zur Einfassung von Blumenbeeten bestimmt waren. Bei der Arbeit könnte Bertram ihm helfen und würde es mit dem größten Vergnügen thun; aber leider ging's nicht an. Leider gebot ihm die einfachste Pflicht der Höflichkeit, augenblicklich nach Obositz zurückzueilen, um der Frau Baronin zu danken, gleich im ersten Freudenausbruch. Hastig knöpfte er die Lodenjoppe zu und griff nach seinem Hute. Ein dunkles Gefühl sagte ihm freilich: Was dich jetzt wieder auf und davon jagt, ist ein ganz anderes als reines, pures Dankbarkeitsbedürfnis, es ist die fieberhafte Unstätheit, die dich seit Tagen in schwebender Pein, ein lebendes Pendel, hin und her treibt zwischen Obositz und Vogelhaus. Ja, das war's und war ein unabwendbares Schicksal, in das es hieß sich fügen mit männlicher Ergebung.

Nachdenklich ging er die Treppe hinab und mit etwas verlegenem Gruße an dem fleißigen Waniek vorbei in den strömenden Regen hinaus. Gar bald besiegte das Bewußtsein, daß jeder Schritt ihn der Vielgeliebten näher führte, alle unbehaglichen Empfindungen. Herrlich erschien ihm sein Spaziergang unter der Himmelstraufe. Welch ein Unterschied zwischen der Stadt und dem Lande! Dort schütten die Wolken nassen Ruß auf unsere Häupter, hier weiches, tauklares Wasser. Übermütig schob Bertram den Hut ins Genick, warf den Kopf

zurück und bot sein Gesicht dem Regen dar. Wohlthuend kühl rann er ihm über die Stirn und die Wangen. Der Sturm hatte sich gelegt, mit sanftem, gleichmäßigem Rauschen fiel der Regen zur heißdürstenden Erde nieder, die ihm alle ihre Poren öffnete und neu belebt den Duft ihrer nährkräftigen, dunkeln Schollen als urgesunden Atem ausströmte.

In der Nähe der Wegstelle, an der ein Fußsteig abzweigte und dem Dorfe zulief, waren einige Linden im Dreieck gepflanzt. Am Stamme der einen lehnte eine weibliche Gestalt, in einem langen, grauen Mantel, und sie schien etwas Rotes in den Armen zu tragen und nun etwas Weißes in Bewegung zu setzen. Sollte das vielleicht ein Taschentuch sein, und gab sie ein Notsignal?

Er beschleunigte seine Schritte und hörte ganz deutlich seinen Namen rufen, und nun überrieselte es ihn auch im bildlichen Sinne, denn o Zufall, verhüllter, geheimnisvoller Gott! Die ihn rief, war sie, seine unbewußte Quälerin, die geliebte Feindin seiner Seelenruhe.

Er rannte, er sprang mit beiden Füßen über einen Graben (was der Mensch nicht alles kann, ohne zu ahnen, daß er's kann) und war bei ihr und fragte: „Was befehlen Sie, mein Fräulein?"

„Sehen Sie nur diese Verzweiflung," antwortete sie und wies auf ein Knäblein von etwa fünf Jahren, das auf dem Boden lag, sich an ihren Mantel anklammerte und jämmerlich schluchzte. Der rote Gegenstand aber, den Bertram von weitem gesehen hatte, war ein Federbett, und in dem steckte ein Wickelkind, das zu Gertrud, die es sanft und liebkosend wiegte, mit weitgeöffneten, erschrockenen Augen emporsah und jeden Augenblick bereit schien, in ein Geheul auszubrechen.

O du dummes Kind, dachte Bertram.

Er hörte nun, daß der Junge, der sein kleines Schwesterchen trug — sie hatten es nach hiesiger Sitte mit einem Tuch an seinem Hals festgebunden — vor Gertrud hergelaufen war, als sie von ihrer Pflege befohlenen zurückkehrte. Plötzlich glitt er aus und fiel nieder und konnte nicht aufstehen, ehe sie ihm zu Hilfe kam.

„Und nun muß man ihn nach Hause tragen," sagte sie, „seine Eltern sind im Meierhof bedienstet. Er hat sich weh gethan, kann nicht gehen, sehen Sie nur, sein Knie blutet, bitte, heben Sie ihn auf."

Bertram war betreten: „Ich habe noch nie ein Kind aufgehoben," sagte er.

„So will ich's thun, übernehmen einstweilen Sie das Kleine."

Ihn überfiel ein Grauen: „Da nehme ich doch lieber den Buben," erwiderte er, beugte sich nieder und hob ihn in die Höhe, und das Knäblein schrie wie am Spieße und schlug mit den Füßen und Fäusten gegen ihn. „Gebrochen hat er sich wenigstens nichts," sprach Bertram beruhigend.

Plötzlich und mit merkwürdig kräftiger Stimme, fiel das Baby ins Gezeter des Bruders ein. Unter schmetternder Vokalbegleitung zogen Herr Vogel und Fräulein von Weißenberg in den Hof und erregten die Heiterkeit aller, denen sie begegneten. Zwei junge Mägde standen vor dem Thor des Kuhstalles; Gertrud richtete in gebrochenem Czechisch eine Bitte an sie und deutete dabei nach der Wohnung der Meierknechte. Aber die Angeredeten schüttelten die Köpfe und wiesen mit ausgestreckten Fingern auf ein dürres, schiefgewachsenes Weib, das jetzt von der anderen Seite des Hofes herübergestoben kam.

„Das wird wohl die Mutter sein," sagte Gertrud.

Megärenhaft drohend war die Frau der Gruppe am Stallthor zugeeilt und übergoß das betroffene Menschenpaar, das ihre kreischenden Sprößlinge in den Armen trug, mit einem Schwall von Verwünschungen. Sie schien Rechenschaft von den beiden zu fordern, Antwort zu heischen. Ebenso gut wie mit ihr hätte man sich aber mit dem Rheinfall in eine Kontroverse einlassen können. Sie befreite zuerst Bertram von seiner Bürde, indem sie ihm den Buben entriß und ihn so jäh und heftig auf den Boden stellte, als ob sie ihn hineinstoßen wollte, legte ihm eine Hand auf den Scheitel und drehte ihn mit der anderen an der Schulter einigemal wie einen Kreisel um seine eigne Achse.

Er war plötzlich verstummt und ließ sich das rauhe, mütterliche Verfahren lautlos gefallen. Mit bedenklichem Kopfschütteln, aber sichtlich enttäuscht, schob das Weib ihn hinweg, trat auf Gertrud zu und nahm ihr das Kindlein vom Arm. Es hörte

Aus unserer Studienmappe:



Skizze. Nach einer Federzeichnung von Max Thedy.

alsbald auf zu weinen und jauchzte und strampelte seiner Mutter entgegen. Sie blickte mit boshaftem Triumph um sich, lauter und lauter erscholl ihr Geschrei, und wenn ihre Worte für Gertrud und Bertram auch unverständlich blieben, deutlich sprachen ihre wild anklagenden Gebärden, ihr leidenschaftlicher Ton: Seht, seht, das Kind atmet auf, ich hab's von seinen Peinigern erlöst. Die Mägde lehnten am Thürpfosten, zwinkerten einander zu und machten sich ein Vergnügen daraus, durch eine Bemerkung, ein Auflachen, Öl ins Feuer ihres Zornes zu gießen.

„Ich bitte Sie,“ sprach Gertrud, „schenken Sie ihr etwas, ich habe nichts mehr bei mir. Sie führt diese ganze Scene nur auf, weil sie etwas geschenkt haben will.“

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Bertram, „ein so nichtsnutziges Vorgehen darf man nicht belohnen.“ Stark wie ein Löwe kam er sich vor, weil er vermochte, der Vielgeliebten eine Bitte abzuschlagen. Er wandte sich und rief dem kreischenden Weibe mit Entschlossenheit das zweite czechische Wort, das er wußte, zu: „Ne! Ne!“

Dann wurde der Rückzug angetreten, aber langsam, um ihm jeden Anschein von Flucht zu nehmen. Gertrud hatte ihren Gleichmut bewahrt. Bertram war tief gebeugt:

„Diese fürchterliche Person scheint zu glauben,“ sagte er, „daß wir ihre Kinder überfallen und mißhandelt haben und sie ihr meuchlings hinlegen wollten wie der grimme Hagen den erschlagenen Siegfried.“

„Gott behüt's, sie glaubt nicht das geringste Böse, sie wollte uns nur eine unangenehme Komödie vorspielen und Geld bekommen — für's Aufhören.“

„Sie meinen?“

„Gewiß. Es macht mich oft staunen, wie wunderbar die Leute hier Komödie spielen können.“

Er blickte sie liebreich an und rief: „Ich danke, danke Ihnen!“

„Wofür denn?“

„Dafür, daß Sie die Sache so leicht nehmen; wenn ich jetzt allein gewesen wäre, ohne Sie, meinen eignen Grübeleien überlassen — den ganzen Tag hätte der Auftritt mit dem widerwärtigen Weibe mir

verdorben. Einen ganzen, von den wenigen Tagen, die ich mir gönnen darf zur Erholung von jahrelanger, verhaßter Thätigkeit."

„Wirklich so sehr verhaßt? Und es war doch eine erfolgreiche Thätigkeit."

„Erfolgreich? Wenn ich etwas nicht sehe, ist's eben der Erfolg. Wen hab' ich belehrt, erhoben, gebessert?"

„Nun, Sie haben doch gewiß veredelnd auf den Geschmack der Schriftsteller und des Publikums gewirkt, Sie haben auch viele erheitert."

„Aber eine verletzt, die mir mehr gilt als viele, als alle."

„Sie sind fast Ihr Lebenlang von dieser Thätigkeit erfüllt gewesen; wird sie Ihnen nicht abgehen? Wird die ungewohnte neue Beschäftigung Ihnen die alte ersetzen können?"

„Welche Frage! Was Sie die neue nennen, ist mein Ausgangspunkt, ist das, wozu ich mich als Knabe schon berufen fühlte, nach dem ich mich als Mann heiß gesehnt habe. Eine Heimkehr wird es sein, die ich hier, einlaufend wie in den Hafen, feiern werde. Ich bin nur ein armer Teufel, ein schwaches Echo aller Stimmen in der modernen Litteratur, ein venezianischer Löwenrachen, eine Art Dionysiusohr."

Gertrud unterbrach ihn lachend: „Was nicht alles noch?"

„Verstehen Sie mich, ich will sagen, ich bin nichts und gebe nichts auf . . . Aber denken Sie an Shakespeare, der sich in Fülle der Kraft schaffens- und ruhmesmüde nach seinem Stratford zurückgezogen hat und wieder Landmann und Jäger geworden ist. Und ich armseliger Skribler sollte Sehnsucht empfinden nach meiner jämmerlichen Fronarbeit?"

Sie waren aus dem Bereich der kleinen Seen, die sich auf der Straße zu bilden begannen, in den Schutz des Gartens gelangt. Ganz nahe dem Eingang breitete ein blütenbedeckter Tulpenbaum sein dichtes Gezweig über eine Bank, die seinen Stamm umschloß. Bertram und Gertrud traten unter die grüne Kuppel und standen eine Weile schweigend voreinander. Er versank in ihrem Anblick. Sie war herzbezwingend in ihrer ruhigen Anmut, ihrer edlen Gelassenheit.

„Krankenwärterin also," sagte er auf einmal ganz unmotiviert. „Und Sie wollen natürlich viele Patienten pflegen, mein gnädiges Fräulein . . . Aber entschuldigen Sie! ich sage immer ‚mein Fräulein,‘ statt Ihnen den Titel zu geben, der Ihnen gebührt."

„Dafür habe ich Ihnen von Anfang an gedankt."

„Um so besser. Ich weiß freilich keinen so hold und adelig wie die Verkleinerung des schönsten deutschen Wortes: Frau, Herrin, Gebieterin. Frauwe mein! wer das sagen darf zu der Geliebten, was bleibt dem zu wünschen übrig, was kann das Schicksal ihm anhaben? Und wenn ihm sein Haus über dem Kopf angezündet wird, und wenn ihn die Socialisten um Hab und Gut bringen und wenn er für einen Vivisektor kleiner Kinder gehalten wird, er trägt's, er bleibt aufrecht, was soll ihn beugen, solange sie in Treuen zu ihm steht? Frauwe mein! . . . ich will sagen, mein Fräulein, mein gnädiges . . ."

Er hielt inne, er zitterte am ganzen Leibe: „Setzen wir uns," sagte er. Und sie setzten sich nebeneinander auf die Bank; er warf seinen Hut ins Gras und lehnte den Kopf an den Stamm des Baumes.

„Viele Patienten, ja, ja. Einen einzigen zu pflegen, einen unerträglichen, nervösen Menschen, der sein eigentliches Selbst verloren hat und erst wiederfinden muß, zur Vernunft bringen, ihm helfen, seinen Frieden wiedergewinnen, die Aufgabe wäre Ihnen zu gering?"

„Sie ist nicht gering. Es ist eine schöne Aufgabe."

„O, wäre sie's! Dann wäre sie ja Ihrer würdig . . . und Sie könnten sich entschließen, sie zu übernehmen, es wenigstens zu versuchen?"

„Versuchen? ja — vielleicht."

Ein unaussprechliches, ein kindisches Entzücken erfaßte ihn: „Wissen Sie, was Sie sagen? Wissen Sie, daß in dem Falle ein Versuch schon das Gelingen und himmlische Gewißheit ist? . . . Antworten Sie mir . . . oder nein, antworten Sie nicht, erwägen Sie! Das Leben, das ich Ihnen zu bieten habe, ist ernst und arbeitsvoll . . ."

„Hab' ich je Anspruch auf ein anderes gemacht?" unterbrach sie ihn. „War ich nicht darauf gefaßt, meinen Weg durch dieses ernste Leben allein zu gehen?"

„Und wenn sich nun ein Gefährte findet, der Sie beschwört, lassen Sie uns miteinander wandern, lassen Sie uns fest und treu zusammenhalten" — er machte eine jähe Bewegung, als ob er auf das Knie sinken wollte.

„Nicht knieen," flüsterte sie, „nicht auf dem feuchten Boden knieen!"

Aber da lag er schon zu ihren Füßen: „Doch, doch! so muß ich Ihnen in Demut gestehen, daß ich Sie liebe, Sie geliebt habe vom ersten Augenblick."

„Und ich — wenn ich denke — ich habe Sie gefürchtet."

„Gertrud!" Er nahm ihre Hände und preßte sie an seine Lippen: „Fraume mein, darf ich Sie so nennen? O Gertrud, welche Wonne, welche Wohlthat!"

Sie beugte sich über ihn und drückte mit scheuer Zärtlichkeit die Wange auf seinen Scheitel: „Sagen Sie doch nicht Wohlthat, ich habe Sie ja von Herzen lieb."

„Ist das möglich? wirklich möglich? Ich muß es glauben, wenn ich weiterleben soll — aber lehren Sie mich es glauben. Daß ich nur Vogel heiße, macht Ihnen das nichts? . . . Und," er fuhr erschrocken mit der Hand nach seinem Kopfe, „daß ich eine Glatze habe, macht Ihnen das auch nichts?"

„Gar nichts," erwiderte sie und lächelte ihn an, freundlich, zutraulich, liebreich.

Glückstrahlend sah er zu ihr empor, sprang auf, setzte sich wieder an ihre Seite, schlang den Arm um sie und sprach, sprach sehr viel und nicht ein gescheites Wort und gab sich davon nicht einmal Rechenschaft. Er hatte vergessen, wonnig vergessen, daß es je sein Metier gewesen war, geistreich zu sein.

Sie fand das nicht lächerlich, es rührte sie. Dann erzählten sie einander ihre Lebensgeschichte, und das Schönste war, daß sie keine hatte, oder doch nur eine, deren Inhalt sich in zwei Sätze fassen ließ: Ich habe kränkliche Eltern gepflegt. Ich habe standesmäßig gedarbt von Jugend auf.

Und die seine?

So streng er sein Gewissen erforschte, so sehr ihm daran lag, der Geliebten ein wahres und nicht ein geschmeicheltes Bild von sich zu entwerfen, er mußte seiner milden Richterin zugeben, daß er im Leben mehr Plage als Genuß gehabt und mehr gelitten als gesündigt hatte.

Sie hörte ihm teilnehmend zu und fand eine Entschuldigung für jede seiner Selbstanklagen. Und er war ein stolzer, glückseliger Mann, küßte sie und hielt sie in seinen Armen wie ein Heiligtum.

Der Regen hatte ein wenig nachgelassen, von den kleinen Zweigen, aus den Tulpenkelchen fielen einzelne, helle Regentropfen schwer zu Boden. In dem Wipfel des Baumes ließ ein sanftes, wohliges Rauschen sich vernehmen, als wüßte der Alte, daß er zwei glückliche Menschen unter seinem mächtigen Gezweige barg.

Bertram und Gertrud traten in das Zimmer Weißenbergs. Sie hatte sich Zeit genommen, ihren Hut und ihren Mantel abzulegen, er brachte den Regen des Himmels auf seinen Kleidern mit.

„Freund, o Freund, sie ist mein, ich hab' ihr Jawort!" rief er aus, stockte aber plötzlich, denn sein Erscheinen hatte Verlegenheit hervorgerufen. Hugo und seine Gattin, die neben ihm stand, schienen sehr ergriffen; die Augen Weißenbergs waren feucht, die Baronin schwamm in Thränen und sah aus wie eine ältliche Rose im frischen Morgentau. Der sommerlichen Temperatur zum Trotze brannte im Kamin ein kleiner Scheiterhaufen aus Fichtenholzspänen, sie loderten und knisterten und verbreiteten einen köstlichen Harzgeruch.

Auf einem Tische in der Nähe des Kamins lagen zwei Pakete. Das eine war Bertram wohlbekannt; unter seinen Augen hatte der Freund es kürzlich erst in stiller Ergebung so nett zusammengefaltet, wie es sich da wieder präsentierte. Das andere war viel größer, eine gewaltige, verschnürte und versiegelte Postsendung. Auf der Adresse las man außer dem Namen der Baronin: Hundert Gulden Nachnahme.

Bertram schlug mit der Faust darauf: „Schuft von einem Carolus!"

„Verzeihen Sie ihm, wie ich ihm verzeihe," sprach Bertha mit vielem Gefühl, „in meiner Seele ist heute kein Platz für eine herbe Empfindung; ich grolle nicht."

„Wie gut für uns, daß wir Sie in so milder Stimmung finden, teure, verehrte Frau! . . . Hugo, mein Freund, segne uns,

wir sind ein Brautpaar. Gnädigste Baronin, segnen Sie uns."

Die vortreffliche Baronin sandte einige gerührte: „Ah!" zum Himmel, gratulierte ihrer Nichte, gratulierte Bertram und gratulierte sich selbst zu ihrem divinatorischen Verstande. Sie hatte es ja gedacht, daß es so kommen müsse. Ein seltener Geist, eine ebenso seltene anmutige Gediegenheit können nichts Besseres thun, als sich vereinigen zum ewigen Bunde. Schön bewegt wollte sie die Hände erheben, aber ihr Gatte sprach:

„Einen Augenblick; jetzt will auch ich eine Rede halten." Er hatte diesen Vorsatz etwas voreilig ausgesprochen, blickte nun hilflos umher, suchte nach Worten und fand sie erst nach einer Weile: „Junges Paar, vor dir steht ein altes, das zum erstenmal nach zwanzigjähriger Ehe ein Geheimnis voreinander, das heißt, ein jedes vor dem anderen gehabt hat. Der Vertraute beider, ein Ehrenmann, würde es ewig bewahrt haben, aber sie hielten es nicht aus, die beiden, daß ein dritter in irgend einer Sache von einem von ihnen mehr wußte, als einer der beiden vom andern. Sie hielten es nicht aus . . ." Seine Stimme geriet ins Schwanken. „Ihre alte, treue Liebe — alte Liebe . . . ich will sagen" . . . jetzt kippte die Stimme völlig um.

Die Baronin hüllte ihren Gatten in einen Blick voll Zärtlichkeit und sprach: „Du willst sagen, Hugo: das Geheimnis war begraben in der Brust des Freundes, aber nicht einmal den Schatten eines toten Geheimnisses konnten die beiden zwischen einander dulden."

„So ist es, sie spricht gut, die Tante," sagte der Baron etwas kleinmütig zu Gertrud, und diese ergriff seine Hand und küßte sie rascher als er's wehren konnte.

„Wir verstehen dich aber doch und lieben dich, Onkel Weißenberg."

„Und auch mich?" fragte die Baronin und machte ihrerseits Anstalt, die Arme auszubreiten — aber gegen Bertram.

„O gnädigste Frau!"

„Sage Tante, mein Neffe Vogelweid."

Und nun kam es zu mehreren Umarmungen.

„Rührstück, fünfter Aufzug, letzte Scene," ließ eine schrille Stimme sich vernehmen. Hagen, gefolgt von Sieglinde, war eingetreten. Er warf einen raschen, mißvergnügten Blick auf Bertram und Gertrud, schien auffahren zu wollen, faßte sich aber sogleich und fuhr kalt und höhnisch fort: „Der reine Kotzebue, wir verschimmeln hier."

In einem Tone, so streng, wie er ihn dem Liebling gegenüber noch nie angeschlagen hatte, versetzte Weißenberg:

„Du wenigstens nicht. Du kommst fort aus dem Elternhause, du kommst nach Wien."

„Nach Wien?" Die Wangen des Jünglings flammten in freudiger Röte auf; alsbald jedoch kam der Skeptiker wieder zum Vorschein: „Nach Wien, das geschieht nicht, das wäre zu gescheit."

„Mama!" rief Sieglinde weinerlich, „hörst du? er fährt nach Wien, und ich kann hier sitzen bleiben, an mich denkt niemand."

„Es bildet ein Talent sich in der Stille, junge Dichterin," tröstete Bertram. „Sie bleiben, um in Erwartung des eigenen Glückes das unsere zu besingen."

Sieglinde lächelte unter Thränen. Daß der strenge Kritiker sie Dichterin nannte, war ein heilendes Pflaster auf die Wunde, die man ihr durch eine vermeintliche Zurücksetzung geschlagen hatte.

Inzwischen war Weißenberg an den Kamin getreten, hatte sein Manuskript an allen Ecken in Brand gesetzt und schwang es einigemal hoch in die Luft.

„Deine Hochzeitsfackel, Bertram," sprach er. Don Juan auf dem Dorfe flog in die Flammen. Nun ergriff die Baronin ihren Roman und drückte ihn an den Busen:

„Mein Neffe Vogelweid, hiermit überantwortete ich die Früchte süßer Weihestunden dem verzehrenden Elemente." Mit einer etwas theatralischen Gebärde warf sie das Paket in den Kamin. Bei einem Haare hätten aber die Früchte süßer Weihestunden das Element verzehrt, so dick waren sie; man mußte schüren. Bertram und Hagen machten sich dabei nützlich, die Siegel schmolzen, die Bindfaden sprangen. Das feinsatinierte Papier kam zum Vorschein, einige Sätze waren noch erkennbar. Bertram las: „Sie wirft ihre Augen in eine Allee."

„Hagen," wandte er sich an den Jüngling, „deine Eltern verbrennen ihre Manu-

skripte, weil ich ihnen ein Grauen beigebracht habe vor den Qualen des litterarischen Treibens. Wie wär's, wenn du ihrem Beispiel folgen würdest? Deine Novelle liegt auf meinem Zimmer, hole sie und verbrenne sie."

„Meinetwegen," erwiderte Hagen nachlässig und brachte sein Manuskript herbei, und als er's ins Feuer schleuderte, da prasselte es als ob ein Stück Butter hineingeflogen wäre.

„Brav — wenn du nicht eine Abschrift hast." Bertram blickte ihn scharf und voll Mißtrauen an, und der Jüngling schwieg verdrossen.

Mußte der Mensch ihn immer durchschauen, ihn, den allen Überlegenen, der natürlich eine Kopie seines Kunstwerks besaß von der Hand der gebildeten Zuckerbäckerstochter.

Am Mittagstische fehlte Herr Meisenmann. Die Baronin deutete auf seinen leeren Platz und sprach:

„Der Professor läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff — nach Böhmen."

Beim Dessert eine neue Überraschung, ein Telegramm für Herrn Vogel. Er erbat von der Hausfrau die Erlaubnis, es zu lesen. Es lautete:

Artemis Wassiljewna Tschertschaptschikow, Gutsbesitzerin, Just Carolus, Schriftsteller, empfehlen sich als Verlobte.

Bertram brach in Lachen aus: „Ist das eine unmoralische Geschichte! Einem Spitzbuben wird die Bußfahrt, die er antreten soll, zur Brautfahrt."

Für Bertram und Gertrud folgten wunderschöne Tage. Der unbarmherzige Vogelweid war weich wie ein Kind in der Rekonvalescenz. Das Glück hatte alle Bitterkeit in ihm aufgezehrt. Längst entschlummerte Tugenden: Nachsicht, Geduld, erwachten wieder in seiner Brust und regten schneeweiße Engelsflügelchen. Ohne den leisesten Spott berichtigte er die nicht ganz zutreffenden Schlagworte der Baronin, und lächelte sanftmütig, wenn sie sich gedrungen fand, ihm die Honneurs der Litteratur zu machen.

Ganz selig und geläutert und über alle irdische Mühsal erhaben, fühlte er sich, wenn Gertrud in einem solchen Augenblick aufstand, zu ihm trat, seinen vielgeplagten Kopf zwischen ihre Hände nahm, ihn auf die Stirn küßte und sprach:

„Mein Freund, mein geliebter." Einmal sagte sie auch: „Vielgefürchteter, du bist das Höchste das es gibt, du bist die Güte selbst."

Viel, viel zu rasch kam die Stunde der Trennung herbei. Nicht allein, wie er gekommen war, trat Bertram die Rückreise an. Der Herr und der Sohn des Hauses begleiteten ihn; die sämtliche Dienerschaft folgte und nahm Aufstellung unter dem Thor.

Weißenberg umarmte seine Frau und seine Tochter: „In acht Tagen, sobald der Junge installiert ist, bin ich wieder da."

„Und ich im Juli," rief Hagen, und schwang sich flatternd vor Ungeduld neben den Kutscher auf den Bock: „Adieu, adieu." Ein unterdrücktes Schluchzen der Baronin, Sieglindens, einiger Diener und Dienerinnen machte sich Luft. Gertrud und Bertram standen Hand in Hand. Sie war sehr blaß; über sein Gesicht blitzte das fatale Zucken, das die ganze Zeit hindurch nicht mehr zum Vorschein gekommen war. Traumverloren stieg er in den Wagen, schrie aber, sobald sich der in Bewegung gesetzt hatte:

„Halt, halt, um Gotteswillen halt! ich habe ja vergessen mich zu empfehlen." Der Kutscher riß die Pferde zusammen, Bertram sprang zur Erde, eilte auf die Baronin zu und küßte ihre Hand: „Dank für alle Ihre Güte und Gnade. Dank dafür, daß Sie mich zu den Ihren zählen. Gnädigste Baronin, verehrte Tante, bewahren, behüten Sie mir mein Glück!"

Die Baronin wollte sprechen, konnte aber nicht; sie war zu bewegt.

Bertram wendete sich zu Sieglinde: „Baronesse" . . .

„Cousine," verbesserte sie errötend.

„Liebe, teure Cousine, leben Sie wohl; außerordentlich wohl! Ich bitte um Ihre Photographie. Und Sie — und du Gertrud, mein Trost, mein Hoffnungsstern, mein Alles, bleib mir treu und gut . . . übers Jahr, meine, meine Gertrud." Er breitete die Arme aus, er schloß die Geliebte noch einmal vor der langen Trennung an seine Brust.



Der neue Musenalmanach. Na



...dem Gemälde von M. Seeger.

Uniformierte Bürgercorps in Österreich.

Von

Curt v. Zelau.

Mit 8 Illustrationen von **Franz Schlegel.**

Wenn man die Chroniken der in Österreich noch zahlreich bestehenden uniformierten und nach militärischem Muster organisierten Bürgercorps zu Rate zieht, so ergibt sich, daß die ursprüngliche Gründung der meisten dieser Bürgerwehren mit der Gründung des Städtewesens im Mittelalter zusammenfällt. Als Wien, Prag und andere Städte des Reiches mit Ringmauern und Wallgräben umzogen, als an einzelnen Stellen dieser Mauern Warttürme und an den Stadtthoren Zugbrücken errichtet wurden, galt es, diesen Mauerngürtel durch wehrhafte, im Waffenhandwerk geübte Mannschaft gegen feindliche Angriffe und Überfälle zu schützen. Sowie in der Ritterburg der Burgherr mit seinen Knappen und Mannen zu jeder Stunde gewärtig sein mußte, seinen Herrensitz mit allem Hab und Gut gegen eine Ueberrumpelung wie gegen eine angesagte Fehde zu verteidigen, so sah sich die Bürgerschaft als Herrin der Stadt in die Notwendigkeit versetzt, bei Zeiten für eine wirksame Selbsthilfe für die Tage drohender Gefahr Sorge zu tragen. So entstand schon unter Leopold dem Glorreichen 1198 die nach den vier Stadtvierteln eingeteilte Burgerwehr in Wien; anfangs keineswegs gleichmäßig bewaffnet, doch zumeist mit Bogen und

Grazer Jägertruppe.



Abb. 1. Grazer Grenadiere.



Abb. 2. Dragoner und Offizier der Kavallerieabteilung des Grazer Bürgercorps.

Armbrust bewehrt, im Schießen wohlgeschult und im XIII. Jahrhundert unter einen obersten Landesschützenmeister gestellt. Für diese ersten Scharfschützen bestand im XIV. Jahrhundert ein allgemeiner Waffendienst an den Ringmauern und die Pflicht einer eintägigen Heeresfolge. Einzelne Bürgerwehren schreiben allerdings ihre Entstehungszeit noch viel weiter zurück, so jene von Vöcklabruck in Oberösterreich, die ihr Entstehungsjahr auf 923 ansetzt. Bei den meisten dürfte die Anregung zur Bildung der Schutzwehr von der Bürgerschaft selbst ausgegangen sein, bei einigen war es der Herrscher, der, die Notwendigkeit hierfür erkennend, diese Einrichtung förderte. So in Prag, wo wenige Jahre nach der am 25. März 1348 erfolgten Grundsteinlegung zur Stadtmauer, fast gleichzeitig mit der Erweiterung derselben um den Hradschin und die Kleinseite herum (1360) Kaiser Karl IV durch Heranziehung von Bürgerschützen eine jederzeit zur Verteidigung dieser Bollwerke bereite Besatzungsmannschaft zu schaffen bestrebt war. Aus diesem Grunde wurden die hierzu zunächst berufenen Bogen- und Armbrustverfertiger, später noch die Schildmacher angewiesen, auch ihre Wohnungen in den Türmen der neuen Stadtmauern aufzuschlagen und dort ihr Gewerbe zu betreiben. Dafür erteilte ihnen der Kaiser in einer Majestätsurkunde vom 15. Juni 1360 verschiedene Freiheiten und Privilegien, welche sowohl von seinen unmittelbaren Nachfolgern König Wenzel und Kaiser Sigismund, wie im XV. Jahrhundert von König Georg und zu Beginn des XVI. von König Wladislaw II bestätigt wurden. Der Übergang von Bogen- und Armbrustschützen zu Büchsenschützen vollzog sich allenthalben sehr langsam. In Wien bestand im XV. Jahrhundert von der alten wie von der neuen Waffe je eine Schützengesellschaft, und wie die Bürgerwehren, mit dem Schützenwesen innig verknüpft, zum großen Teil aus solchen Gesellschaften hervorgegangen sind, so haben sich in den letzten Jahrzehnten manche derselben bei ihrer Auflösung, jeden militärischen Charakter abstreifend, in nicht uniformierte

Schützenvereine und Schützengesellschaften umgewandelt, was, um nur ein Beispiel zu nennen, in Wien der Fall war. Der Uniformierung der Wiener Bürgerwehr oder der bürgerlichen Schützen geschieht zum erstenmal im Jahre 1515 Erwähnung, als Kaiser Maximilian I zur Verlobungsfeier seiner Enkel in der Reichshauptstadt eintraf. Unter Anführung von sechs geharnischten Ratsherren zogen damals die vier Kompanien, teilweise bereits mit Feuergewehren versehen, in gleichförmig roter Kleidung auf. Die Feuerwaffe war anfangs das Faustrohr, an dessen Stelle dann der „Doppelhaken“ mit Radschloß trat. Bei der Verteidigung Wiens während der ersten Türkenbelagerung 1529 leisteten die Bürgerschützenkompanien der vier Stadtviertel an den bedrohtesten Punkten der Wälle vortreffliche Dienste. Im Jahre 1537 kam König Ferdinand I, gegen die Türken Hilfe suchend, auch nach Prag, und damals bestätigte er der Bürgerwehr nicht nur alle früheren Privilegien, sondern gestand ihnen auch eine Moldauinsel („Wasserhof,“ später „Klein-Venedig“) als Schießstätte zu. Als er jedoch nach siegreicher Bekämpfung der protestantischen Fürsten Deutschlands im Schmalkaldischen Kriege, woran sich auch die Prager Städter beteiligt hatten, wiederkehrte, um an den Aufständischen Rache zu üben, entzog er den Bürgerschützen alle Vorrechte und nahm ihnen die Waffen weg. Erst 1547 wurde ihnen die Moldauinsel auf ihr bittiches Einschreiten wieder eingeräumt und 1561 erhielten sie aus dem Landeseinkommen einen Beitrag zu ihrem Preisschießen, weil viele kaiserliche Offiziere und erzherzogliche Diener der Prager Büchsenschützengesellschaft angehörten, deren Regeln sich von demselben Jahre herschreiben. In jener Zeit macht die militärische Organisation der Wiener Bürgerwehr sichtliche Fortschritte; dieselbe wird nunmehr in Fähnlein mit berittenen Hauptleuten eingeteilt und erscheint bei festlichen Aufzügen in rotem, die Spielleute in weißrotem Wams. Bei dem Einzuge des Erzherzogs Carl anläßlich seiner Vermählung mit Prinzessin Marie von Bayern sind die vier Fähnlein schwarzgelb, gelbweiß, weißrot und rot gekleidet. Die Fähnlein bilden die Anfänge zu dem ersten Wiener Bürgerregiment. Die erste Ordnung der Wiener Büchsenschützen trägt die Jahreszahl 1523 und wurde im Jahre 1559 erneuert. Im Jahre 1562 wurde ein kaiserlicher Hauptmann ernannt, um den Musterungen der Bürgerschaft beizuwohnen und deren Waffenübungen und Ausrüstung zu überwachen. Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts zählte die berittene Bürgerwehr 10, das Fußvolk 15 Fähnlein, und beim Einzuge Leopolds I zog die wieder nach den Stadtvierteln in vier Kompanien eingeteilte Bürgermiliz, größtenteils mit Gewehren bewaffnet, gleichmäßig gekleidet auf. Die Uniformen waren gelb mit schwarzen, rot mit weißen, weiß mit gelben und rot mit gelben Borden; 1666 bestanden bereits acht Kompanien mit einem eignen Freischützencorps. In Prag, wo die Schützen auch zum Hofdienst herangezogen wurden und den König bei seinen Ausfahrten begleiten mußten, trugen sie Röcke in der Hoffarbe mit doppelten Aermeln, auf einem derselben eine zwölf Pfeile haltende Hand aufgenäht, und Patronentaschen, auf denen ein Bogen gestickt war; ihre Waffen bestanden aus einem länglichen Feuergewehr und gutem Seitengewehr. Eine wichtige Rolle spielten sie am Schlusse des dreißigjährigen Krieges. Nachdem sich Graf Königsmark am 26. Juli 1648



Abb. 3. Prager Scharfschütze.

mit den Schweden der Kleinseite bemächtigt hatte, traf er alle Anstalten zum Übergange über die Moldau. Auf der früher bereits erwähnten Insel „Klein-Venedig“ befanden sich damals fünf Bürgerschützen, deren Namen, ausschließlich deutschen Klanges, heute noch in den Annalen verzeichnet sind. Als diese bei Tagesanbruch die Absicht des Feindes merkten, den Flußübergang ins Werk zu setzen, beschossen sie die auf Schiffen anrückenden Schwedentruppen so



Abb. 4. Offizier des Bürgercorps in Wels. (Oberösterreich.)

wirksam, daß es thatsächlich gelang, dieselben so lange aufzuhalten, bis von der Altstadt die zu dem Regimente des Grafen Max Waldstein gehörige, 300 Mann starke Kompanie herbeieilte und die Insel besetzte, während die Studenten, mit Feuergewehren bewaffnet, am rechten Moldauufer, der Kleinseite gegenüber, Stellung nahmen. Der Kampf auf der Steinernen (Karls-) Brücke setzte schließlich jedem weiteren Vordringungsversuche ein Ziel. Wie die Schützenchronik annimmt, wären ohne die heldenmütige That der fünf Schützen auf der Moldauinsel die Altstadt und die Neustadt überrumpelt worden, was nicht ohne Folgen auf den weiteren Kriegsverlauf und den Friedensschluß geblieben wäre. Wenige Jahre später, 1683, ward auch der Wiener Bürgermiliz Gelegenheit, sich rühmlichst hervorzuthun, indem dieselbe an der Verteidigung der Stadt bei der Belagerung durch die Türken mitwirkte, wobei sie große Tapferkeit an den Tag legte und starke Verluste erlitt. Die Hauptleute und Offiziere der damals vermehrten Kompanie gehörten dem Bürgerstande an; den Dienst von Stabsoffizieren versahen Magistratspersonen; Oberst war schon seit 1658 der jeweilige Bürgermeister. Die militärische Oberleitung führte der Stadtkommandant. Während der Türkenbelagerung bestand diese Miliz aus dem aus acht Kompanien zusammengesetzten Bürgerregiment, der 100 Mann starken bürgerlichen Büchsenmeisterkompanie (späteren Artilleriekompanie), aus 200 Mann bürgerlicher Kavallerie und dem ungefähr 300 Mann starken mit gezogenen Stutzen bewaffneten Scharfschützencorps. Unterstützt wurde diese städtische Verteidigungsmacht durch die drei zunftmäßigen Freicorps der Fleischer, Bäcker und Schuhknechte.

Großer Gunst erfreute sich die Bürgermiliz später seitens der Kaiserin Maria Theresia, welche dieselbe insgesamt mit Schießwaffen versehen, 1742 in militärischer Weise organisieren ließ und 1760 den Offizieren des bürgerlichen Regimentes und den Schützen militärische Ehrenzeichen verlieh. Dieselben erhielten gleichen Rang mit den Offizieren der kaiserlichen Feldregimenter, Portepees und Epauletten. Das bürgerliche Regiment hatte rote Uniformen und unterschied sich nach den Stadtvierteln durch verschiedene Farbe der Beinkleider; die Scharfschützen waren (gleich dem Freischützencorps vom Jahre 1683) grün uniformiert; die Artillerie trug blaue Röcke und rote Westen. Bis zu der Zeit Maria Theresias hatte die Bürgerwehr eine weiße, goldgestickte Standarte mit dem kaiserlichen Adler und der Inschrift: „Constantia et fortitudine;“ die Scharfschützen erhielten damals eine grüne Fahne. Ausrückungen und Paraden fanden bei allen festlichen Anlässen, namentlich bei dem Fronleichnamsfeste und der die ersten hundert Jahre hindurch regelmäßig stattfindenden, am 8. September ab-

gehaltenen Dank- und Erinnerungsfeier für die Befreiung Wiens von der Türkennot statt, wobei die einzelnen Abteilungen jene Posten bezogen, die sie während der Belagerung inne gehabt. Im Jahre 1764 bildete sich in Wien auch ein ungarisch gekleidetes Bürgercorps. Bei der Krönungs- und Vermählungsfeier Leopolds II 1790 huldigte auch die damals neu uniformierte, über 7000 Mann starke Bürgerwehr dem Herrscherpaare. Zu derselben Zeit ward die Grazer Bürgerwehr, die ihren Ursprung gleichfalls bis in das Ende des XIII. Jahrhunderts zurückversetzt und angeblich bei dem Empfange Kaiser Rudolfs I von Habsburg zum erstenmal ausrückte, nach militärischer Art reorganisiert. Zunächst wurde von dem mit dem Titel eines kaiserlichen Obersten ausgezeichneten Richard Seebacher ein eigenes Jägercorps errichtet, dessen Offizieren Kaiser Leopold II anläßlich seiner Anwesenheit in Graz die militärische Auszeichnung verlieh, im Dienste das Portepee tragen zu dürfen; dieses Jägercorps verwandelte sich später in ein Schützenbataillon. Einige Jahre später wurden die Infanterie-, Grenadier- und Dragonerabteilung gegründet; letztere vom Handelsstande. Als 1795 die Franzosen nach Graz kamen, besetzten sie gleichzeitig mit den Grenadieren die Hauptwache und versahen gemeinschaftlich mit der Bürgermiliz Patrouillendienste. Vor dem Absteigequartier des Obergenerals Bonaparte standen neben zwei französischen Schildwachen zwei bürgerliche Grenadiere als Ehrenwachen. Das Oberkommando der Bürgercorps führte seit 1792 Oberst Franz Caspar Dobler, dem Kaiser Franz später eine goldene Ehrenmedaille verlieh. Sowohl 1800 wie 1805 bezogen die Bürger, da das Militär auswärts verwendet wurde, neuerlich die Wachen und wurden 1804 von Erzherzog Johann bei dessen Anwesenheit in Graz besonders belobt. Als die Franzosen am 27. November 1805 zum zweitenmal Graz besetzten, kam es bei ihrem am 5. Dezember während des Nicolomarktes erfolgenden Auszuge zu Volkszusammenrottungen, die einen drohenden Charakter gegen den Feind annahmen. Nur durch das rasche und entschiedene Einschreiten der bürger



Prager Dragoner.



Abb. 5. Neue Offiziersuniform.

lichen Grenadiere und Kavallerie wurden folgenschwere Ausschreitungen verhindert. Am 12. und 13. Dezember kamen die Franzosen unter Marmont wieder und blieben bis zum 10. Januar 1806. Ein Jahr darauf ward den Offizieren der Bürgerwehr gestattet, die Feldbinde zu tragen. Die Miliz hielt auch im Jahre 1809 die Ruhe und Ordnung aufrecht, als die Franzosen unter Macdonald eingerückt waren, und beteiligte sich damals in rühmlicher Weise an der Verteidigung des Schloßbergs. Nach dem Tode ihres Kommandanten, des Obersten Dobler, 1817, war der Stand der Grazer Bürgerwehr ein so schwacher, daß sie nahe daran war, gänzlich einzugehen; im Jahre 1828 ordnete jedoch Kaiser Franz I ihren Fortbestand an. Es bestand damals ein Infanteriebataillon mit vier Kompanien und einer Dragonereskadron. Vom März 1848 bis Oktober 1849 versah die Bürgerwehr unter dem Kommando ihres Majors Eder gemeinsam mit dem Militär, dann mit der Nationalgarde den Wachdienst und hatte fast täglich Bereitschaft. Hierbei bewährte sich auch die neu errichtete Grenadierabteilung. Am 23. Oktober 1849 wurde die Grazer Bürgerwehr für die Bethätigung ihrer trefflichen patriotischen Haltung vom Kaiser belobt. Auch während der Feldzüge von 1859 und 1866 hatte dieselbe die Wachen zu beziehen und erhielt 1861 eine neue Fahne mit einem von der Kaiserin gespendeten Fahnenbande; ein Jahr darauf wurde eine Grenadierdivision gebildet, aus welcher später ein Halbbataillon entstand. Die trefflichen Dienstleistungen während der Feldzüge, da die Stadt von Truppen entblößt war, wurden seitens des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht besonders anerkannt. Am 18. April 1870 wurde die Errichtung der bürgerlichen Jägertruppe und am 8. September 1880 der 600 jährige Bestand der Grazer Bürgerwehr, deren Protektorat (1873) Kronprinz Rudolf übernommen hatte, durch eine Paradeausrückung festlich gefeiert; 1879 war dem Grenadiercorps das Tragen von Epauletten und Brustfangschnüren gestattet worden. Die auf dem Fahnenbande eingestickte Corpsdevise lautet: „Treue, Mut und Bürgersinn." Die beigedruckte Abbildung 1 zeigt Grazer Grenadiere in ihrer schmucken Paradeuniform; das Gewehr, das der Mann am Riemen trägt, ist ein Wänzelhinterlader, mit dem auch das Infanteriecorps bewaffnet ist; an dem Seitengewehr (Grenadiersäbel) hat auch die Mannschaft das seidene Unteroffizierportepee. Auf dem kleinen Bilde befindet sich ein Mann von der Jägertruppe (mit Wänzelstutzen und aufgepflanztem Haubajonett) und ein Spielmann (Bandist) von der Corpsmusik; letzterer in Kommodeuniform. Die Kavallerie wird gegenwärtig von einem Oberleutnant kommandiert. Der Offizier ist zu Pferde dargestellt (Abb. 2); vor ihm steht in strammer militärischer Haltung ein Dragoner vom Mannschaftsstande, bei der Ausrückung mit dem Kavalleriesäbel und Revolver bewaffnet. — Die Prager Bürgerwehr wählte sich 1680 einen böhmischen Kavalier, den Grafen Jaroslav von Martinitz, zum Protektor, nach dessen Tode andere angesehene Adelige diese



Abb. 6. Znaimer Scharfschützen. (Mähren.)

Stelle einnahmen; ersterer erwirkte seinen Schützlingen eine Neubestätigung der alten Vorrechte. Als Kaiser Karl VI gestorben war, wollten die Feinde Maria Theresias dem Kurfürsten von Bayern zur böhmischen Krone verhelfen. Ein 54000 Mann starkes französisch-bayerisch-sächsisches Heer zog gegen Prag. Die Bürgerschützen errichteten damals eine besondere Kompanie mit einer neuen Fahne, um mit der übrigen Bürgerschaft und der 3000 Mann starken Truppenbesatzung die Stadt zu verteidigen; sie bezogen zwei der gefährlichsten Posten, nämlich am Laurenzberge und am Wyschehrad, und wurden später von dem kommandierenden General Freiherrn von Ogilvi wegen ihrer unerschrockenen Haltung belobt; die Einnahme der Stadt vom 25.—26. November 1741 konnten sie allerdings nicht hindern; diese blieb bis zum Jahre 1743 in Feindeshand. Während der Belagerung hatte der Direktor der Schützenkompanie die Stelle eines Oberschützenmeisters und kommandierenden Hauptmanns inne und wurde als solcher vom Statthalter ernannt. Auch an der Verteidigung Prags gegen die Preußen im Jahre 1744 beteiligte sich die Bürgerwehr gemeinsam mit den kaiserlichen Truppen, wofür ihr von Maria Theresia in einem an den Oberstburggrafen Philipp Grafen von Kolowrat (den damaligen Schützenprotektor) gerichteten Handschreiben eine besondere Anerkennung gezollt wurde. Durch einen Majestätsbrief Kaiser Josefs II vom 14. Dezember 1782 erfuhren die Privilegien der Prager Schützen eine neuerliche Bestätigung. Damit hörte auch die ältere, zunftmäßige Verfassung derselben auf und ward durch eine neue, vorherrschend militärische Organisation verdrängt. Während uniformierte Ausrückungen bisher nur ausnahmsweise bei besonders wichtigen Anlässen stattfanden und die Würden durchaus bürgerlicher Natur gewesen waren, wurde das uniformierte Erscheinen nun viel häufiger und trat an die Stelle der früheren Schützenmeister ein Offizierscorps. Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde überdies ein bürgerliches Grenadier- und in den vierziger Jahren ein Infanteriebataillon errichtet; die Dragonereskadron vereinigte sich im Jahre 1819 mit den Scharfschützen. Im Jahre 1848 während der Prager Revolution beobachteten die Bürgercorps eine



Abb. 7. Offizier der Trabantengarde von St. Veit a. d. Glan. (Kärnten.)

konservative Haltung und standen auf Seite des Militärs; aus ihrer Mitte wurden Parlamentäre zu den Belagerungstruppen nach dem Hradschin entsendet, um das Aufhören des Bombardements und die Übergabe der Alt- und Neustadt zu vermitteln. Für ihre loyale Haltung ward ihnen damals das goldene Portepee zuerkannt. Als im Jahre 1866 nach der fluchtartigen Räumung Prags seitens der kaiserlichen Truppen, der Polizei und fast sämtlicher Behörden (am 1. Juli) die Stadt der Willkür des Pöbels preisgegeben war, versahen die Bürgercorps mit großer Aufopferung den Wach- und Sicherheitsdienst und hielten die Ruhe und Ordnung aufrecht. Am 8. Juli wurden sie von den einziehenden preußischen Truppen auf den Wachen abgelöst und entwaffnet. Als nach dem Friedensschlusse, noch während der Occupation, am 18. August das Geburtsfest Kaiser Franz Josefs I in üblicher Weise gefeiert wurde, ließ der kom-

mandierende preußische Generalleutnant Vogel von Falckenstein den Bürgercorps in Anerkennung ihrer vortrefflichen Dienste und wesentlichen Verdienste die Waffen zurückstellen. Ein kaiserliches Handschreiben vom 25. Oktober 1866 an den damaligen Bürgermeister und Obersten der drei Bürgercorps Dr. Bělský spricht diesen Corps die Anerkennung des Monarchen für ihre patriotische Haltung aus und verleiht ihnen das Recht, bei der Anwesenheit der Kaisers oder seiner Nachfolger in Prag, gleichzeitig mit dem Militär die Burgwache zu be-

gewehr bewaffneten Prager Scharfschützen. Die Infanterie, welche in ähnlicher gefälliger Weise adjustiert ist wie das Bürgercorps von Wels (in Oberösterreich), von welchem die Illustration 4 einen Offizier aufweist, ist gleich den Grenadieren mit Wörndlhinterladern ausgerüstet. Die Grenadiere gleichen im Schnitt der Uniform den abgebildeten Grazer Grenadieren (Abb. 1), tragen jedoch schwarze Röcke mit gelben Aufschlägen und blaue Beinkleider mit gelben Borden. Die Prager Dragoner zeigt die Illustration 5 sowohl in der bisherigen älteren Uniform (Dra-



Abb. 8. Marinerezza bocchese. (Cattaro.)

ziehen, außerdem für alle jene, welche während der Kriegszeit in die Bürgercorps eingereiht gewesen, eine silberne Medaille stiftend, die auf der Vorderseite des Kaisers Bildnis, auf der Rückseite die Jahreszahl 1866 aufweist und an einem Bande in den rotweißen Landesfarben zu tragen ist. Seither haben sich die Bürgercorps in gedeihlicher Weise weiter entwickelt und rücken außer bei festlichen Anlässen und Leichenbegängnissen auch zeitweilig zu militärischen Übungsmärschen und Manövern aus. Die Abbildung 3 zeigt einen mit dem Wänzel-

goner zu Pferde), wie in der neuen Paradeadjustierung (Offizier zu Fuß). Das Welser Bürgercorps wurde im Jahre 1380 gegründet und zählt zwei Kompanien. In Oberndorf an der Salzach (im Salzburgischen) besteht eine Schifferschützengarde. In Mähren haben Olmütz, Kremsier, Znaim Bürgerwehren; das bürgerliche Scharfschützencorps der letztgenannten Stadt datiert von 1422 und gleicht, wie Abbildung 6 (ein Offizier und Scharfschütze) zeigt, in seiner schmucken Uniform den Feldjägerbataillonen des Heeres in ihrer früheren

Adjustierung; sowie die bürgerliche Infanterie von Wiener Neustadt der Infanterie der Armee ähnelt, während die dortigen Grenadiere ähnlich wie die von Graz uniformiert sind. Zahlreich sind die noch in Böhmen bestehenden Bürgercorps, deren Gründungsjahre in den Beginn des XIII. Jahrhunderts (Elbogen 1200), zumeist aber in das XV., XVI. und XVII. Jahrhundert fallen. Die Wiener Bürgermiliz nahm noch zu Beginn dieses Jahrhunderts einen solchen Aufschwung, daß ihre Haltung selbst von Napoleon I in einer seiner Proklamationen bewundert wurde; 1805 und 1809 bewachte sie die von den Garnisonen entblößte Stadt, selbst als dieselbe später von feindlichen Truppen besetzt wurde; 1806 erhielt sie ein neues von Erzherzog Carl entworfenes und von Kaiser Franz genehmigtes Statut. Nach den Freiheitskriegen schien die Bürgerwehr jedoch für die Regierung jedes Interesse zu verlieren; allmählich wurde ihr auch das Recht entzogen, Wachen zu beziehen, und ihre Ausrückungen beschränkten sich auf Paraden und die Assistenz bei dem Fronleichnamsfeste. Im Jahre 1834 noch an 13000 Mann (allerdings großenteils auch nichtaktive Mitglieder) stark, verschmolz sich die Bürgerwehr im Jahre 1848 teilweise mit der tonangebenden Nationalgarde und war schon 1849 im Eingehen begriffen, bis sie allmählich in ihrer militärischen Gestalt gänzlich verschwand und an ihre Stelle der als Verein auftretende Schützenbund trat, der sich ausschließlich der Pflege des Scheibenschießens widmet. — Originell erscheint die Uniform der bürgerlichen Trabantengarde von St. Veit an der Glan in Kärnthen, die angeblich im Jahre 1292 gegründet, in der Lanze oder Hellebarde eine der mittelalterlichen Waffen beibehalten hat und, wie aus der Abbildung 7 ersichtlich, hinsichtlich des Schnittes und der Farbe des Rockes wie der Beinkleider und hohen Stiefel an die mit Hellebarden ausgerüstete, allerdings noch glänzender ausgestattete kaiserliche Trabantenleibgarde erinnert. Historischen Ursprunges ist auch jene Bürgerwehr Österreichs, die einst als Küsten- und Seewehr gegründet, ihren Namen von den malerischen Bocche di Cattaro trägt und ihren Sitz in der letztgenannten Hafenstadt Dalmatiens hat, die Marinerezza bocchese. Ein Ehrenblatt in ihrer Chronik bildet die Seeschlacht von Lepanto (1571), in welcher sie unter Don Juan d'Austria tapfer gegen die Türken gefochten und aus welcher Zeit sie noch heute eine Fahne als wertvolle Erinnerung an den großen Sieg aufbewahrt. Ihre Kleidung ist, wie aus der Abbildung 8 ersichtlich, halb altvenetianisch (Offizier), halb national-dalmatinisch (Bürgergardist). Die nationale Bewaffnung der Gardisten besteht aus der langen Arnautenflinte und im Gürtel steckenden, reich mit Silber beschlagenen Pistolen. Von besonderer Bedeutung ist die alljährliche Ausrückung am St. Tryphonsfeste in Cattaro vor der Domkirche, wobei die (zuletzt vom Feldmarschall Erzherzog Albrecht gespendete) Gemeindefahne vom heiligen Tryphon (slavisch Tripun) begrüßt wird. Hieran schließt sich ein von der Marinerezza ausgeführter Festtanz. Nach Ablegung der Flinten bildet die Mannschaft einen Kreis, wobei je zwei das gestickte Taschentuch halten, und tanzt nach monotoner, melancholischer Melodie langsam und feierlich den alten landesüblichen Kolo. — Auf historischen Traditionen und dem Aufblühen des Bürgerstandes fußend, werden sich die in Oesterreich bestehenden Bürgerwehren voraussichtlich noch lange erhalten zur Pflege und Bethätigung patriotischen Gemeinsinnes.



Zwei Oden des Horaz.

Verdeutscht

von

Ernst Eckstein.

I. Frühling.

(Buch I, Ode 4.)

Lenzluft weht, es verjüngt nun die Erde sich,
Eis und Schnee zertauen,
Und neu zur Meerflut schiebt sich Boot und Bark.
Fern von der Krippe schon tummelt die Herde sich
Über goldne Auen,
Und sieh, der Landmann greift zu Pflug und Harke!

Alles ist Leben! Im Hain der Akazien,
Wenn der Mond sich ründet,
Tanzt Aphrodite jetzt auf weichem Moose,
Scherzt mit den Nymphen und lacht mit den Grazien,
Und Vulkan entzündet
Die Donnerwerkstatt tief im Bergesschoße.

Freut euch der Stunde, der blühenden, prächtigen!
Pflückt das Grün der Myrten,
Pflückt Blumen, dieser Frühlingswelt zur Ehre!
Feiert den segnenden Geist, den allmächtigen!
Jauchzt dem Gott der Hirten,
Und kränzt sein Bild und schmückt die Festaltäre.



Zu Horaz' Ode: Frühling, gezeichnet von J. R. Weguelin.

2. Apoll und Diana.

(Buch I, Ode 21.)

Mädchen, singet im Chor gläubig die Artemis!
Knaben, preist den Apoll, preist mir ihn tausendfach,
Samt der göttlichen Mutter,
Die Kronion als Braut umarmt!

Mädchen, blühend und hold, rühmt mir die Jägerin!
Leuchtend schreitet ihr Fuß über den Algidus,
Durch Gestrüppe und Schlüfte,
Durch die grausige Waldesnacht!

Knaben, mutig und stolz, rühmt mir den Strahlengott!
Nicht der Köcher allein klirrt um die Schultern ihm:
Auch die tönende Lyra
Schlägt mit siegender Hand Apoll!

Betet, daß er in Huld, jeglichem Feind zum Trotz,
Schirme Kaiser und Volk! Daß er mit Krieg und Pest
Gnädig alles verschone,
Was da römischen Namen trägt!



Zu Horaz' Ode: Apoll und Diana, gezeichnet von J. R. Weguelin.



Im Mund der Leute.

Roman

von

T. Glaß.

(Fortsetzung.)

anz das Helmchen — und eigentlich doch wieder, wie das Helmchen erst noch werden soll," sagte Fritz Brennecke, der dem Bild an Rothenbecks Schwelle aufgelauert hatte. Helmchen, die solches Auflauern für selbstverständlich hielt, kam dazu und holte sich ihre Kritik.

„So? Werden soll —? Immer noch netter soll ich werden?" rief sie entrüstet, und wäre Ernst nicht dazu gekommen, so hätte man sich angesichts des Schmetterlings gezankt. Ernst betrachtete das Bild zu ausschließlich von der Kunstseite, um etwas Persönliches aufkommen zu lassen, und ehe der Träger seine Last vor Reimann niedergesetzt hatte, waren die drei schon in größter Einigkeit vor dem Thor. „Schmetterlinge fangen," sagte Fritz Brennecke; „Zeit verscharmuzieren," nannte es Nachbar Schilch, der Seifensieder.

Oben brachte inzwischen das Bild Licht und Frische ins Krankenzimmer. Lange freute sich Reimann an Helmchens strahlender Lieblichkeit, aber nicht so ausschließlich wie Fritz Brennecke.

Die staunende Alte im Hintergrund, mit ihrem verknitterten Gesicht, dem zahnlosen Mund, den knochigen Händen nannte er klassisch.

„Das sind sie, sind sie alle, mit ihrem blöden Staunen! Ja, nun begreift die Psyche augen — wenn ihr könnt!"

Er dachte mit lächelndem Mitleid an alles, was mit solch blöden Augen im Lauf der Jahre durch sein Leben gegangen war und freute sich, daß ihm zuletzt noch das Schicksal einen helläugigen Freund bescheert hatte.

Er konnte sich schwer von dem Bilde trennen und hielt den Träger lange zurück, war aber dann doch froh, daß er den Schmetterling fortgeschickt hatte, ehe seine Töchter von ihrem Spaziergang zurückkamen; er hätte kein Reden darüber aushalten können, er begriff selbst nicht warum.

„Macht es hübsch hier — Chrestensen kommt," sagte er, „und macht nachher ordentlich hell, seid nicht geizig, es wird schon so bald dunkel."

„Wir haben auch den letzten September, Väterchen," sagte Malli und schloß das Fenster, das der Sonne geöffnet gewesen war, nun aber Abendluft ins Zimmer ließ.

„Den letzten September — vorbei," sagte er leise. — Nur Birnhagen hatte es gehört und ein Unbehagen bemächtigte sich seiner; eben erst war er ins Zimmer getreten, um dem Kranken eine Stunde zu widmen, nun hatte er nur den einen Gedanken: wieder hinaus, ins Freie — irgend etwas hinderte ihn am Atemholen.

Plötzlich sah Reimann aus seinem Sinnen auf. „Birnhagen," sagte er freundlich, „wie steht es mit Ihrer Arbeit?"

Der junge Mann war zusammengeschreckt, als sein Name genannt wurde, nun wandte er den Blick langsam von der Thür, räusperte sich ein paarmal und antwortete endlich: „Ich danke Ihnen, es

kommt langsam vorwärts, — mit Ändern und Auslöschen."

Reimann nickte. „Das geht so. — Ich habe mich besonnen, junger Freund, mir bleibt nicht mehr viel Zeit — ich meine, mir bleibt jetzt so viel Zeit — zeigen Sie mir Ihren Plan, ich habe mich jetzt in der Gewalt. Ich werde zwecklose Bedenken zurückhalten, nur mit Notwendigem Ihnen dazwischen fahren — wer weiß, was sich da noch Brauchbares erörtern läßt, Krankheit macht nachdenklich."

„Ich wollte — ich muß noch" — stotterte Birnhagen — „draußen im Bau versprach ich noch einmal zu kommen." —

„So bringen Sie mir morgen Ihre Blätter," sagte Reimann freundlich. „Der Bau geht natürlich vor; und grüßen Sie mir unsere alten Leute draußen."

Birnhagen eilte hinaus. — Was sollte er ihm denn zeigen, was denn? Die schüchternen Anfänge, das vielerlei Begonnene, aus dem sich noch nicht eine brauchbare Idee losgelöst, die mancherlei Fronten, deren jede er noch immer wieder als entlehnt erkannt hatte, die verschiedenen gotischen und antiken Versuche, deren einer immer nichtssagender war, als der andere? Scham und Qual! — damals im Mai hätte er mit Anstand solch wirre Anfänge vor ihn hinlegen können, als das Chaos, das sich in den wenigen Tagen noch nicht zur Gestaltung durchgerungen habe, heute aber —? Er fühlte sich nicht weiter als am ersten Tage und sollte Schätze zeigen —: hic Rhodus, hic salta — ah — daran konnte man zu Grunde gehen.

Wenn er ehrlich sagte: Ich kann nicht, — ich habe mich überschätzt — nichts Selbstschöpferisches ist in mir; ich hab' mein Sach' gelernt, einen Bau kann ich ausführen nach Regel und Kunst, ein Haus zusammenstoppeln nach gutem oder schlechtem Muster, aber wo es gilt, das freie Spiel der Kräfte zu regen, — aus dem Nichts das noch nicht Dagewesene zu schaffen — da, wo für euch erst das Leben beginnt, kann ich nicht mehr mit! — Nein, nein, nein! — Es war ja auch gar nicht wahr — er konnte ja schaffen — nur die unseligen Verhältnisse raubten ihm Kraft und Stimmung — seine Nerven waren zu fein.

Er sah Metas teilnehmend mitleidiges Lächeln, sah Reimanns bedauerndes Kopfschütteln, das wundernde Staunen vom Hans Rothenbeck bis zum Siebeneck und heiß ging's ihm von Herz zu Kopf — nein, nein, das nicht, das nicht — lieber zu Grunde gehen, lieber arbeiten durch Tag und Nacht, mit blutendem Herzen, ringender Seele, glühendem Hirn — nicht doch: mit Verstand und Fleiß und mit den schönen Kenntnissen, die er erworben. — Er hatte sie ja — hatte seine schönen, wohlgeordneten Kenntnisse, diese tüchtige Leiter zu den Höhen des Erfolgs — hinauf! nur immer steigen und steigen und nicht müde werden.

Unten belferte das Hausglöckchen, feste Schritte kamen die Treppe herauf und machten vor Rothenbecks Thüre Halt. Birnhagen, der von seiner Giebelstube kam, blieb stehen. Er hatte keine Lust, jemandem zu begegnen; da wurde ja zum Ueberfluß auch noch bei Reimanns geöffnet — er sah, wie Malli sich über die Brüstung beugte, und stieg wieder seine halbe Treppe zurück; mochten die unten sich erst entfernen, ehe er zu seinem Bau ging. Ernst Rothenbeck und vor allem dieser fest einherschreitende Chrestensen waren ihm jederzeit peinlich.

Im Rückwärtsschreiten ging ihm verloren, was die unten miteinander sprachen, jetzt, da er stehen blieb, hörte er den Schluß von Ernsts Begeisterungsruf: „Ein Wunder, Malli! Geh hin und staune mein irdisch Schwesterchen an — sie ist's, aber mit was für Schätzen hat sein Zauberstab sie begabt, eine Märchenprinzessin, aus dem Nichts, weißt du, mit Himmelsfeuer gekocht."

„Bleib' bei Verstande, Ernst Rothenbeck," rief Malli neckend hinunter, „bleib bei Verstande und schufte und lerne, sonst wird mir bang um das Bild, mit dem du mich auf die Nachwelt bringen willst."

Dagegen aber klang Chrestensens kräftige Stimme herauf: „Wie weit kommt man denn mit seinem Verstande, kleine Alltagsklugheit da oben? Nur Schritt für Schritt auf gutgebahntem Wege, ein klein winzig Stückchen; Verstand ist ein bescheiden Lichtchen und beleuchtet mäßig seinen engen Kreis. Darüber hinaus ist Dunkelheit und unerforschtes Land; die Phantasie aber fährt dahin mit Blitzesgewalt, die purpurne Finsternis der fernsten Ferne erleuchtend."

„Da hörst du's, banausische Malli! Über alle Lande fährt sie dahin mit Blitzes-

gewalt — flackert eine lodernde Fackel hoch hinauf in alle Himmel. — Gepriesen sei mir ihr Sturmgeleite! Und du schlaf wohl und träume dich klug."

Rothenbecks Flurthür sprang ins Schloß, und Chrestensen nickte lächelnd hinauf zu Malli, die noch immer über die Brüstung geneigt stand.

„Welch ein Tollkopf," sagte sie.

„Thut nichts — wo niemals Übermaß war, kommt nichts Großes zu stande — das Klugwerden schneidet so viel üppige Ranken ab, daß bei mäßiger Triebkraft kaum ein Liliputbäumchen übrig bleibt. Laßt ihn nur lärmen."

Birnhagen stand oben und zernagte sich die Lippen. Sollte das eine Antwort sein auf seine Hoffnung, durch Kenntnisse zu siegen?

Nicht, daß er das Gesagte als Wahrheit empfunden hätte, aber er war nicht frei von Aberglauben, und daß jene Worte just in diesem Augenblick sein Ohr trafen, das machte ihn unruhig.

X.

Malli führte den Gast zum Vater, dem Meta gegenüber saß. Nach kurzem Hin- und Herreden sagte Reimann: „Laßt uns ein wenig allein, ihr Mädels, das Umherhuschen stört mein Behagen."

Als sie gegangen waren, sah er eine Zeitlang schweigend vor sich hin, während Chrestensen mit prüfender Sorge seine verfallenen Züge betrachtete.

„Ich habe noch etwas auf der Seele," begann er endlich. „Damals als Sie kamen, war ich, in der Freude meines Herzens, ein schlechter Warner; um Ehrlichkeits und Freundschafts willen hätte ich den Eckartruf ernstlicher erklingen lassen müssen — ist freilich kein Hörselberg das arme Bieberfeld, aber müde machts auch, setzt Rost an den Stahl und reibt die Sinne stumpf und lahm."

Chrestensen wollte dazwischen reden, aber Reimann hob abwehrend die Hand, er begann von dem Bild zu sprechen, von Ton und Farbe und den bunten Flügeln der Phantasie, auf denen es zu schweben scheine.

„Das Mädchen hat einen Hauch aus der Fremde, ein goldenes Licht liegt auf ihr, wie es unsere Sonne nicht kennt — wird Ihnen hier dieses Gold, diese warme Schönheit bleiben? — Aus dem Waldgebüsch kommt es schon heran, unser blöde staunendes Bieberfeld, es ist Ihnen über alle Kritik gelungen, aber überwuchern darf es das andere nicht. Aus beiden baut sich das Wahrheitsbild unserer Erde auf. Sagen Sie nichts! Sie haben mir lichte Scheidetage gebracht, meine Kraft gestählt zur letzten großen Arbeit; als Sie kamen, trat meine Abendsonne aus den Wolken hervor — damals verstummte ich aus Egoismus, heute will ich reden — das Sterben macht hellsichtig. Wenn Sie schon bleiben wollen, so halten Sie sich Blick und Flug ins ferne Sonnengold frei — lassen Sie sich nicht zum Tafelaufsatz für ihre Puppenfreuden brauchen, lassen Sie sich nicht binden und drücken und formen von unseren kleinen Leuten."

Reimann sprach zuletzt hastig, als sei Gefahr beim Zögern. Chrestensen hatte schon längst seine Hand ergriffen, jetzt schloß er sie mit festem Druck in die seine und antwortete: „Ich danke Ihnen; ich werde Ihrer Warnung gedenken, wenn die Gefahr kommt; eben jetzt thut mir Bieberfeld Gutes — ich bin im vollen Zuge der Arbeit, die Erinnerung hat mir Stimmung gegeben, Einfälle und Kräfte. Ich habe ein größeres Bild begonnen — heimischer Markt, Herbstsonne, drängende Gestalten, eine Scene meiner Kinderjahre im Vordergrund, das macht mich so von innen heraus warm — glauben Sie, so was hält einen oben, es ist gerade das, was mir nötig war: den Glanz der Fremde vergißt unser einer schon nicht."

Reimann nickte vor sich hin, nur halb zufrieden mit dem Versprechen, daß seiner Warnung gedacht werden solle. Wenn es zu spät war vielleicht. — „Heute wie allezeit," sagte er langsam, „andere mögen drängen oder locken, nur der eigne Wille schafft dem Menschen das Schicksal."

Damit brach er das Gespräch ab und wandte sich zu anderen Dingen.

Sie saßen lange beisammen, Mutter und Töchter lauschten von Zeit zu Zeit zur Thüre herein, immer sahen sie des Vaters wehmütig heiteres Gesicht, hörten sie Chrestensens klare Stimme erzählen:



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Der Schmetterling. Nach dem Gemälde von Theo. Ernst.

von draußen — vom Leben der Kunst, von Baudenkmälern der Fremde, von der Schönheit der wald- und hügeltragenden Erde.

„Ja die Welt ist schön, da ist vieles, was ich noch greifen, schauen, gestalten möchte — es lohnte schon noch einmal zu leben," sagte der Alte, als Chrestensen endlich aufstand und sich zum Gehen anschickte. „Aber gelebt hat man doch auch — hat das Seine gethan und genossen, trotz so manches verkniffenen, verwüsteten Tages, die guten Stunden brachten es dann mit Haufen ein. Auf morgen denn, ich hab' Ihnen etwas zu zeigen, woran mein Herz hängt — geben Sie mir morgen eine Tagesstunde."

Ein Händedruck — ein Seufzer, und Reimann war allein.

Es lohnte schon noch einmal zu leben, trotz allem, trotz allem. Er strich mit der Hand über eine große, graue Mappe, die an seinem Stuhle lehnte und wiederholte: „Es lohnt zu leben. Morgen soll er es sehen — das lohnt, das lohnt."

Da kam Malli herein, lächelnder und rosiger noch als sonst.

„Herr Referendar Wolfert war hier, er wollte in seines Vaters Namen nach dir fragen; nicht wahr, dir ist's recht, daß wir ihn drüben behielten und dich mit deinem Genie allein ließen?"

Auch der Vater lächelte, er bog der Tochter Kopf zu sich nieder, griff ihr in das weiche gelockte Haar und nickte ihr zu. „Gewiß ist's recht, denn auch ihm war's wohler bei euch. Und nun lehn' mir die Mappe dort an das Pult. Heute brauch' ich sie nicht mehr."

Malli wunderte sich über die große Mappe, die sie noch nicht gesehen hatte, aber die Gedanken von vorher drängten diesen neuen schnell zurück. Ehe noch der graue Riese im Schatten des Pultes lehnte, war er schon wieder vergessen.

Mutter und Meta kamen herein, schoben einen Tisch an des Vaters Stuhl, und deckten ihn zum Abendbrot — Birnhagen ließ sich entschuldigen, er saß oben über seinen chaotischen Zeichnungen, aber statt zu arbeiten, dachte er an den Kranken, dem er auswich. Ob er gezeichnet hatte, ob er sich zu solch heimtückischem Werk die graue Mappe hatte beschaffen lassen? Ob er wegen des Plans ihn nach einem Zeichner ausgeschickt hatte? — Nicht doch — der Mann war ja alt — recht alt und krank dazu — es war feige Dummheit, hier zu fürchten — er würde kaum noch urteilen können, — der alte Mann!

Unten saßen sie beim Abendbrot. Der Kranke genoß nur ein paar Tropfen Wein, Meta beobachtete ihn, und der Bissen quoll ihr im Munde; Malli erzählte heiter von dem jungen Gast, und die Mutter wurde durch ihres Lieblings Freude angeregt.

„Nun ist es genug," sagte Reimann plötzlich und sank zurück. „Ich will schlafen gehen."

Meta sprang erschrocken auf, aber er lächelte sie an. „Da ist nichts zu erschrecken."

Sie schob seinen Stuhl nach dem Schlafzimmer, brachte ihn mit Hilfe der Mutter zu Ruhe und blieb bei ihm, die anderen zum Zubettgehen überredend.

Sie ließen sich schicken, stets gewöhnt, von Vater oder Meta ihren Weg vorgeschrieben zu erhalten.

Der Vater lag still auf dem Bett, jetzt ein wenig hindämmernd, dann wieder mit geöffneten Augen die Schatten der Nachtlampe betrachtend. „Leg' dich nieder, mein Kind," sagte er, als sie gegen Mitternacht noch einmal zu ihm schlich: „Du weißt, ich schlafe gut."

„Ja, Vater," antwortete sie leise, „gute Nacht."

„Gute Nacht, mein Liebling."

Sie schlich zurück, legte sich drüben aufs Sofa und lauschte. Lange blieb es still, draußen und drinnen. Dann regte sich's im Hausflur, sie ging leise zur Thür hinaus und leuchtete nach der Treppe: Birnhagen kam vom Reichsadler zurück und tappte sich vorsichtig hinauf.

Er erschrak; sein erster Gedanke war: ich wollte, sie ließen mich in Ruhe, dann stotterte er: „Entschuldigen Sie — guten Abend."

„Papa ist so seltsam," sagte sie leise, ohne sein Erstaunen zu bemerken, „ich wage nicht zu schlafen."

Er antwortete steif: „Ich werde mich nicht niederlegen, Fräulein Reimann; wenn Sie jemanden brauchen, rufen Sie mich."

Sie bejahte leise und ging zurück in das große Zimmer; sie schlich vorsichtig an allen Hindernissen vorbei nach der Kammer,

sie horchte an der Thür — nein, er war nicht wach geworden. Sie setzte sich auf das Sofa, mit vorgebeugtem Haupte weiter lauschend.

Jetzt! — nein, es war auf der Straße. — Aber das! — Sie schnellte empor, schraubte das Lämpchen auf und eilte hinüber.

Ein leiser, gurgelnder Ton rang sich aus der Kehle des Kranken los, seine Züge waren verzerrt, seine Augen starrten angstvoll auf die Tochter.

Sie konnte den Schrei nicht ersticken, der sich über ihre Lippen drängte, er wurde zum schluchzenden Stöhnen, sie neigte sich über ihn, sie versuchte ihn aufzurichten, bat ihn zu sprechen, küßte seine feuchte Stirn — umsonst, nur das Röcheln rang sich wieder und wieder aus seiner Kehle los.

Ihr Schrei war gehört worden, Birnhagen kam mit stolpernder Eile die Treppe herab, Mutter und Schwester drängten sich angstvoll in das Sterbezimmer herein.

Reimanns Blick schien sie alle zu fassen, zu erkennen; er versuchte den Kopf zu wenden, versuchte zu sprechen — „Mappe — Mappe —" rang es sich zwischen Röcheln und Keuchen undeutlich hindurch, dann gab er den Versuch auf, hielt den Blick zärtlich auf seine Mädchen gerichtet — formte noch einmal „Gott" und „Segen," dann war es vorbei; die Augen starr, das Leben erloschen, — ihre Welt in Trümmern.

Sie wehklagten nicht und jammerten nicht. Zerbrochen, ein hilfloses Überbleibsel schlich sich Frau Reimann hinaus, Malli riß sich mit sehnsüchtigem Blick vom Vater los, eilte der Mutter nach, umschlang ihre schmalen Schultern und flüsterte: „Mutterchen, lieb Mutterchen." Meta stand mit gefalteten Händen neben dem Bett, betäubt, ohne Gedanken, ohne Hoffnungen, eine leere Schale.

Birnhagen hatten sie alle vergessen; er lehnte voller Unbehagen, Bedauern mit den Verlassenen und Sorgen um seine eigne Zukunft in der Thür. Sollte er jetzt gehen? Mußte er bleiben? Ihm graute vor dem kalten Totengesicht, dessen Züge sich gestreckt hatten und das nun majestätisch auf den Kissen lag.

Peinlich, peinlich. — Er trat ins Nebenzimmer zurück und glitt leise auf und nieder, auf und nieder. — Was wurde nun aus ihm? — Ein paar Jahre hätte der alte Herr wohl noch leben können, dann wäre er ja wohl fertig und eingenistet genug gewesen, um in seine Stelle einzurücken; jetzt war's dazu natürlich zu früh und man hing wieder in der Luft. Und neben dieser Sorge begleitete ihn noch das körperliche Unbehagen der letzten Viertelstunde. Mit peinlicher Deutlichkeit sah er vor sich Krampf und Verzerrung der wohlbekannten Züge, die sich Meta drinnen vor dem ruhigen, schönen Totenantlitz wieder verwischten.

„Das Leben dürfte nichts vom Tode sehen," dachte er zusammenschauernd, und die Nacht schien ihm kalt und gespensterhaft. Aber trotz Frösteln und Widerwillen brachte Birnhagen seine Gedanken nicht fort von Reimanns Todeskampf. — Der Mann hatte etwas sagen wollen, etwas Wichtiges, etwas, was seinen Geist noch einmal aus dem anderen Lande zurückriß. — „Die Mappe? — Gewiß, er hatte Mappe gesagt, — was war's damit?" —

Unwillkürlich sah sich Birnhagen um — sein Blick blieb an der großen, grauen Mappe haften, die Malli am Abend an das Pult gelehnt hatte, derselben, die Birnhagen erst vor wenigen Tagen für Reimann hatte besorgen müssen. War diese gemeint? Er ging auf sie zu, ohne Bewußtsein, geschoben von etwas Undeutlichem, das Gewalt über seine müden Glieder hatte, und öffnete die Schleife.

Im nächsten Augenblick fuhr er zurück — heiß, erschrocken, von einer zornigen Empfindung das Herz zusammengepreßt. Der Deckel der Mappe klappte auf den Boden, und Meta trat leisen Schrittes in die Thür.

„Was ist?" fragte sie; ihre Stimme kam wie ein Hauch zu dem jungen Architekten herüber.

Er war blaß geworden bei ihrem Erscheinen und schlug den Deckel zurück, ehe er antwortete.

„Da sind Aktenstücke, die ins Archiv gehören," sagte er mit schwerer Stimme, „soll ich sie hinüberbesorgen — sie — sie dürften nicht hier sein."

Er hatte die Mappe unter den Arm genommen, seine Zähne schlugen zusammen, Frost lief ihm den Rücken hinab.

Meta sah verständnislos zu ihm hinüber; als er weiter schwieg, schloß sie aufseufzend die Augen.

„Ja so —,“ dann versuchte sie ihre Gedanken auf dies Äußerliche zu wenden. Richtig, die Mappe war erst seit kurzer Zeit im Hause, sie hatte nicht zu Reimanns altem Besitz gehört, langsam, mühsam begriff sie, was von ihr verlangt wurde, dann nickte sie leise mit dem Kopf: „Ja, nehmen Sie sie mit — und gehen Sie schlafen, Sie sehen müde aus.“

„Sie sind allein,“ stotterte er, aber Meta sagte: „Vater ist ja da — ich fürchte doch Vater nicht“ — und war drüben in dem Schlafzimmer, ehe er mit sich ins Reine gekommen war, welchen Gruß er ihr in solchem Augenblick bieten solle.

„Gute Nacht kann man doch nicht sagen,“ murmelte er vor sich hin — „nein, Gute Nacht nicht und Behüt Sie Gott — nein, das klingt gemacht — nein; und Leben Sie wohl, auch nicht, das ist so albern — so albern — und daß man sich so etwas überlegt — so etwas — so etwas — in solcher Stunde ist schauderhaft — er war mein Wohlthäter, und ich kann ihm nun nie mehr danken, und ich müßte um ihn klagen im tiefsten Herzen — aber ich überlege mir so etwas — so etwas — man kann einen Ekel vor sich selber bekommen.“

Er riß die Thür seines Giebelzimmers auf, lehnte die Mappe gegen den Tisch, warf sich aufs Bett und stöhnte in die Kissen hinein, gemartert von widerstreitenden Empfindungen, die nur in dem einen sich zu vereinigen vermochten: Man bekommt einen Ekel vor sich selber. —

Meta kam plötzlich der Gedanke: Wenn er nicht tot wäre? — Sie sah sich ängstlich um — nun hatte sie Birnhagen fortgeschickt — sie lief hinunter und klopfte Rothenbecks Mädchen auf, das Haus ward wach, eins lief zum Arzt, Ernst kam blaß, mit klappernden Zähnen und wollte nicht wieder aus dem Schlafzimmer heraus, Großmama Rothenbeck kochte Kaffee; „das hält die Nerven zusammen, was sein muß, muß sein;“ und als Ernst die Schule fortzwang, war oben der Haushalt in dem altgewohnten Geleise, nur das stille Zimmer, in dem der tote Vater lag, dem kein Arzt mehr helfen konnte, war ein feierlicher Raum außerhalb des Tageslaufes. Meta allein waltete hier, Meta war es, die hier hereinschlüpfte, sowie sie Mutter und Schwester und den grausam drängenden Pflichten entrinnen konnte.

In der Morgenfrühe kam auch Birnhagen wieder herab. Als es lebendig auf der Straße geworden, war er vom Bett emporgefahren, hatte sich die Stirn mit Wasser gekühlt, den verdrückten Anzug gewechselt und das Zimmer verlassen, ohne den Inhalt der Mappe zu prüfen, deren Anblick allein sein Blut zu schnellerem Lauf brachte. Er steckte seinen Zimmerschlüssel ein und ging hinunter. Hier fand er Meta an des Vaters Pult sitzen, Papiere ordnend.

Sie empfing ihn mit kurzem Gruß. „Herr Stepphuhn ist drüben bei Mutter, ich soll nachsehen, ob sich etwas findet, ein Wunsch für die Beerdigung“ — sie brachte das Wort nicht zu Ende und neigte den Kopf tiefer über die Pappschale, die sie durchsuchen wollte.

Im hellen Tageslicht fand Birnhagen das Geschehene nicht mehr so unüberwindlich. Mit freundlich ernstem Gesicht trat er zu Meta, drückte ihr stumm die Hand und sagte dann: „Erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen, ich fühle mich Ihnen durch den teuren Verstorbenen aufs innigste verknüpft.“

Heute suchte er nicht nach Worten, das „Passende“ fiel ihm sofort ein; wenn Meta dabei zusammenzuckte, war das krankhafte Empfindsamkeit. Sie sah nicht auf, sie antwortete nicht, aber reichte ihm einen Stoß der Papiere hin, die er nach dem Zeichentisch trug und durchzusehen begann.

Schweigend arbeiteten beide etwa eine Viertelstunde, das leise Rascheln der zur Seite gelegten Blätter war das einzige Geräusch in dem stillen Zimmer.

Plötzlich zuckte Birnhagen zusammen, hielt im Blättern inne und hob den Kopf.

Meta saß drüben am Pult, den Rücken ihm zugekehrt, regungslos versunken in ein Blatt, das mit des Vaters Schriftzügen eng bedeckt war.

Sie wandte sich nicht um. — Birnhagens Augen kehrten wieder zu seinem Tisch zurück. Vor ihm lag ein schmächtiges, blaues Heft: „Berechnungen zum Rathausplan,“ stand auf dem Umschlag. Versuche, Fensteransätze, skizzierte Träger, Wölbungen, Deckenkonstruktionen waren auf den vorderen Seiten angedeutet, saubere Zahlenreihen füllten die übrigen Blätter.

Langsam schob Birnhagen dies Heft vom Tisch auf seine Kniee, langsam stieg ihm das Blut in Stirn und Wangen, bis unter die blonden Haare hinauf brannte die Glut, seine Zähne gruben sich fest in die Unterlippe, seine Augen wichen nicht von der regungslosen Meta, während er das Heft leise zusammenbog und von den Knieen in die Seitentasche seines Rockes schob.

Dann ein tiefer Atemzug und schneller als vorher bewegte er die zu prüfenden Blätter.

Als er mit seinem Stoß fertig war, stand er auf und legte das Durchgesehene wieder aufs Pult. „Da ist nichts, Fräulein Meta, und ich glaube überhaupt nicht, daß wir etwas finden werden. Das Äußerliche in den Lebensformen war ihm zu gleichgültig. Entschuldigen Sie mich jetzt, ich muß nach dem Bauplatz — wenn Sie mich brauchen, bitte ich sehr zu schicken — ich — esse natürlich im Gasthof. Beschweren Sie Ihre Gedanken nicht durch meine Bedürfnisse; sobald ich zurückkomme, melde ich mich wieder zur Hilfe. Gott behüte Sie."

Er ging, zufrieden mit sich; er hatte an alles gedacht, was billig verlangt werden konnte — nun aber atmete er auf, da ihm draußen die frische Herbstluft entgegenschlug: im ganzen ging ihn dieser Todesfall doch recht wenig an. —

Als Herr Stepphuhn eine halbe Stunde später zu Meta herüberkam, fand er sie über Zeichnungen gebeugt, die sie Blatt um Blatt forschend betrachtete.

„Liebes Kind, das ist unnötige Mühe, hier drunter finden Sie nichts Schriftliches."

Sie errötete und schüttelte den Kopf. „Nein, es ist nichts da, ich habe jede Zeile beachtet, jetzt suche ich nach etwas anderem. Ich dachte — mir schien es — vielleicht hat er für den Rathausplan gearbeitet — besonders in den letzten Wochen glaubte ich es bestimmt — dort die alte, grüne Mappe hatte er immer zur Hand — sowie ich ins Zimmer sah, führte er den Stift — aber nun sind leere Blätter drin, ein paar Striche, eine Treppenwange, aus denen nichts zu machen ist und ein, zwei Jugendentwürfe, die ich lange kenne. Das Neue muß wohl anderswo stecken."

Stepphuhn kam näher heran, sein gutes, breites Gesicht wurde durch einen Freudenstrahl verschönt. „Sie meinen? Aber das wäre ja vortrefflich, Kindchen — vortrefflich! Von der Ehre abgesehen — davon hat er ja reichlich und so was wächst auf Gräbern immer besonders üppig —, aber das Geld, Kindchen — das Geld könnte euch dienlich sein, die Pension ist schmal genug und wenn man schon auf der Erde herumspaziert, so will man doch auch satt werden. Na, — und wenn er's gemacht hat, dann hat er's eben gemacht, und dann ist Ihnen der Preis sicher, so einer wie er schoß sein Lebtag nicht daneben."

Meta hatte nur das letzte wirklich gehört, das von dem Geld ging spurlos an ihr vorüber. Ihre Augen leuchteten den kleinen Baumeister dankbar an für dies Glaubensbekenntnis, und sie sagte: „Aber wissen soll niemand etwas davon, bis wir's haben, nicht wahr? Denn wenn ich mich irrte — oder die Krankheit ihn an der Vollendung gehindert hätte — ich ertrag's leichter, wenn keine Erwartungen erregt wurden."

„Richtig, Kindchen, richtig — Sie sind accurat so praktisch wie der drüben — ja so, Sie wissens nicht? Der Maler Chrestensen ist schon seit einer Stunde bei der Mutter und hilft das leidige Drum und Dran in Schick bringen. Bei dem hat alles Hand und Fuß; hab' mir derlei Leute ganz anders gedacht."

Ehe Meta antworten konnte, kam Chrestensen herüber und ging schnellen Schrittes auf die Erblassende zu.

„Nur den Nacken steif, lieb Fräulein, und die Augen aufs Nächste, man kommt auch durch den rauhsten Tag. Er bleibt Ihnen ja, Sie haben ihn im Herzen, ganz deutlich, ganz unverlierbar."

Sie faßte seine Hand und hielt sie fest, als rette das vorm Versinken; sie schluchzte auf, zum erstenmal; ein paar große Thränen lösten sich von ihren Wimpern, und sie sagte: „Ja, ja — ich habe ihn, ganz unverlierbar."

Dann hatte sie sich wieder gefaßt und ließ Chrestensens Hand los.

„So und nun thäten Sie ein gutes Werk, Fräulein Meta, wenn Sie mir ein paar Bissen zu essen verschafften, ich bin nüchtern von Haus fort. Das Schwesterchen steht schon in der Küche, kommt aber allein

nicht zurecht — und — es wäre am besten, Sie deckten für uns alle ein Tischchen, dann überreden wir vielleicht die Mama zu ein paar Bissen, das ist notwendig."

Meta ging schnell hinaus. „Alles vergißt man," murmelte sie, „alles — die arme, zärtliche Mama."

Chrestensen sah sich ringsum und deutete dann nach dem Schlafzimmer. „Dort?"

Auf Stepphuhns Ja ging er hinüber; als er wieder zurück kam, lag es wie ein Schleier über seinem Gesicht, er stand vor dem kleinen Baumeister, ohne ihn zu sehen, ohne zu wissen, wer da im Gefühl grenzenlosen Unbehagens und Nichtsbedeutens auf ihn starrte. Er legte ihm die Hand schwer auf die Schultern und sagte mit klangloser Stimme: „Wir tappen noch im Dunkeln."

„Ja, ja — ja," stotterte der kleine Stepphuhn, und die hilflosen Stammellaute riefen Chrestensen zur Gegenwart zurück.

„Richtig —" Er strich sich über die Stirn, und der Schleier begann zu weichen, die Augen wurden wieder klar — dem kleinen Baumeister war wieder zu Mute wie unter verständigen Menschen.

„Immer das Nächste zuerst, wir müssen ihn begraben."

Chrestensen hatte immer noch klangloser gesprochen als sonst, jetzt richtete er sich mit einem Ruck in die Höhe und sprach in dem alten, kräftigen Ton: „Die Amtsgeschäfte sind alle in Ordnung? — oder was geblieben wäre, übernehmen Sie als Fachgenosse."

Aus unsrer Studienmappe:



Studie.
Nach einer Bleistiftzeichnung von Friedrich Hiddemann.

„Da ist alles in Ordnung, er hat in diesen Krankheitswochen schon dem Birnhagen nach und nach alles übertragen und dem müssen wir auch überlassen, was noch etwa als Rest geblieben wäre. Meta versteht genug vom Bau, um ihm das Nötige zu übergeben, er ist 'n ordentlicher Mensch und dem Alten sehr anhänglich!"

„So? — mag ihn nicht — Rückgratschwäche," kam es kurz von Chrestensen herüber.

„Ach?" rief der Kleine verblüfft, „der dort auf dem Bett hat große Hoffnungen auf ihn gesetzt — und sie loben ihn alle —"

„Nun, das wird er ja leisten. Und Sie sehen hier zum Rechten, soweit bauwissenschaftliche Hinterlassenschaft und dergleichen in Frage kommt, nicht wahr? — Wegen der Beerdigung lassen Sie mich sorgen, ich will das schon würdig und feierlich einrichten."

Stepphuhn kam schon wieder in Stottern und Verlegenheit; was so ein Künstler von draußen aus der Welt wohl unter würdig

und feierlich verstand? Da mußte man warnen, und er suchte dem Maler mit zarter Rücksicht für den Toten begreiflich zu machen, daß es bei Reimanns immer einen schwachen Geldbeutel gegeben habe.

Chrestensen überlegte einen Augenblick. „Gut," sagte er dann, „ich werde das berücksichtigen; helfen Sie nur mit Ihrem kräftigen Ja nach, wenn es drauf ankommt. Und jetzt lassen Sie uns zum Frühstück gehen, damit die Frauen etwas essen. Nachher will ich sehen, ob ich im Klubzimmer genug Leute finde, um meinen Vorschlag zu machen: Der Kunstverein muß seinen Stifter begraben."

XI.

Ludwig Birnhagen fühlte mit Befriedigung, je weiter er sich von der Reimannschen Wohnung entfernte, desto mehr die unbehaglichen Schattengedanken entweichen. Die durchwachte Nacht, die Sorge um seine getrübte Zukunft und der leere Magen hatten ihm diesen Streich gespielt.

Im Morgenlicht zerstoben die Besorgnisse; er war noch Ludwig Birnhagen mit dem vorzüglichen Examen und den glänzenden Hoffnungen, reich an Zutrauen seiner Freunde und Vorgesetzten — es konnte ihm nicht fehlen.

Schüchtern tastete seine Hand nach dem blauen Heft in der Rocktasche. Da steckte es, sicher und gut aufgehoben, für die Erben und Eigentümer — nur prüfen wollte er, prüfen und von ihm lernen. Das war erlaubt, das hätte der Meister vor allem ihm gegönnt.

Er trank in der nächsten Wirtschaft eine Tasse Kaffee; sein Gemüt wurde ganz ruhig, sein Schritt sicher; seine Gedanken huschten nicht mehr scheu und zagend an Heft und Mappe vorüber, sie sahen diesen beiden Widersachern offen ins Gesicht und begannen ein geschicktes Jongleurspiel mit Trugschlüssen, Selbstlob und Selbsttäuschung um sie herum, bis Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge sich zur Unkenntlichkeit vermischt hatten.

Am Bauplatz wurde er lange aufgehalten, Ungeduld beschlich ihn, immer öfter fühlte er nach dem Heft, immer häufiger neckte ihn die Vorstellung, es liege verloren im Schutt, werde vergraben oder von unberufenen Händen gefaßt.

Vom Bauplatz eilte er nach der Bauamtsstube im alten Rathaus. Da standen sie und warteten. Der junge Ersatzmann plagte ihn mit hunderterlei Fragen, und das sollte alles glatt, schnell, in gewohnter Weise gehen, denn es galt zu beweisen, daß der junge Architekt so gut zu regieren verstehe, wie der alte Herr.

Endlich war Birnhagen erlöst und stürmte mit Schritten nach Hause, wie sie noch niemand von dem eleganten, jungen Manne gesehen hatte; sie wurden ihm von den guten Seelen der Stadt für leidenschaftliche Teilnahme ausgelegt. Im Hause aber schlich er die Treppe hinauf wie ein Dieb, um unbemerkt an Reimanns Thür vorüberzukommen, öffnete leise das Schloß seiner Giebelstube und schob innen aufatmend den Riegel vor.

Er sah sich um — recht so — da war niemand gewesen. Bett und Waschtisch waren nicht in Ordnung gebracht, sein Zuschließen hatte die Aufwärterin abgehalten. Hastig warf er Hut und Stock beiseite, riß das Heft aus der Tasche und trat an die Mappe heran, die neu und stattlich auf dem Tische lag.

Einen Augenblick noch zögerte er, dann schlug er den Deckel zurück mit einem Gefühl, als rette ihn diese Bewegung aus drohender Erstickungsgefahr, und begann den Inhalt zu prüfen — langsam — gründlich — Blatt für Blatt.

Schneller ging sein Atem, heftiger klopfte sein Puls, brennender wurde sein Blick; Blatt für Blatt deutlich ausgeführt, bis auf Kleinigkeiten vollendet lag vor ihm Richard Reimanns Rathausplan: harmonisch, stattlich, praktisch — überwältigend.

Birnhagen hatte die Empfindung, als wachse ein Schatten vor ihm zu riesenhafter Größe empor, verdichte sich, nehme Gestalt an und senke sich dann auf ihn herab; drücke — zerdrücke, bis nichts mehr übrig blieb von allen Hoffnungen und Luftschlössern als ein jämmerlicher Trümmerhaufen.

Er riß den Kasten seines Pultes auf und holte mit zitternder Hast seine Anfänge hervor: vielerlei Blätter, tastende Versuche — wenig an ihnen zu sehen, wenig von ihnen zu hoffen. Er schob sie zur Seite, einen nach dem anderen, mit sehend ge-

wordenen Augen prüfte er ihren Wert: Nichts! — Nicht das Kleinste zu brauchen; Chaos, Bettelprunk. — Dagegen dort: alles am rechten Flecke, alles klar, einfach und schön. Nun blieb keine Hoffnung mehr, zu lernen, nachzuschaffen, sich daran emporzuempfinden, das Gegebene mit anderem gefällig zu verquicken, etwas Wettkampffähiges zusammenzudoktern, wie er gehofft hatte, seit das Heft in seine Rocktasche geglitten — leer war ihm Hirn und Herz, erbarmungswürdig leer. Nichts Eignes wuchs dort mehr, nichts Verwandtes, vom Funken der Schönheit entzündet, drängte sich ans Licht, es regte sich nicht einmal der leiseste Hauch von Genußfähigkeit dem fremden Meisterwerk gegenüber — nicht auf einen erlösenden Augenblick vergaß er den Feind seines Vorteils in den Blättern, die vor ihm lagen.

Und das würde nun hingehen und siegen und würde den alten Baumeister emporheben, so hoch, daß Ludwig Birnhagen niemals hinankommen konnte; ob er sich müde lief, ob er sich um Kraft und Atem stieg, diese Höhe erklomm er nicht, da konnte man eben nur die Waffen strecken, jede Bewerbung aufgeben, wenn man nicht abfallen, lächerlich werden wollte — mutlos stand er dem Toten gegenüber.

Dem Toten, der schon alles hatte, dem Ehre und Achtung gewiß waren — und: was nützten sie ihm jetzt?

Nichts, antwortete bereitwillig sein verwundeter Ehrgeiz.

Mit diesem Nichts begann die Versuchung ihren Kampf, erfocht sie ihren Sieg. Vorsichtig, schleichend, mit Gründen, Schlüssen, Beweisen wohl ausgerüstet, knochenlos schmiegsam und weich, den schüchternen Gewissensregungen scheinbar nachgebend, aber zäh — jeder guten Empfindung, jedem ehrlichen Mannesmut, jedem Bollwerk einer schwächlichen Wahrheitsliebe gewachsen.

Nichts nützte das alles dem Toten. Tot war er, mit Ehre und Freude des Lebens fertig, ein wohlangesehener Mann bei allen Leuten, dem schon der Schlußpunkt hinter einer guten Nachrede gesetzt war — was brauchte er mehr — er hatte sein Teil genossen. Niemand wußte, daß er sich um diesen Preis bemüht habe, es schadete seiner Ehre nichts, daß der allzeit Strebsame auf dem Krankenlager gefeiert hatte.

Unruhig ging Birnhagen in dem kleinen Zimmer auf und ab, der Gedanke an das vollendete Werk — trotz schwerer Krankheit dies Werk — warf ihn wieder in Zorn, Neid und Bitternis zurück.

„Reimann hätte sich hier gar nicht bemühen dürfen, hätte sich begnügen, anderen das Feld lassen sollen. Wären wir ruhig im Geleise des Tages dahingegangen, ich hätte auch schaffen, auch etwas leisten können — aber dies Gespenst seiner Nebenbuhlerschaft hat mir von Anfang an mit lähmender Angst auf der Seele gelegen, hat mich nervös gemacht, krank, arbeitsunfähig — und nun erst recht: die gehäufte Geschäftslast, dieser Todesfall, das gestörte Behagen des täglichen Lebens — unmöglich."

„Ich könnte diese Blätter hinschicken, sagen, es wäre in der Hinterlassenschaft ein Anfang gefunden worden — den ich vollendet hätte. Gewiß, hier und da ist die Ornamentik zu ergänzen — das heißt eigentlich nur das seitwärts Gegebene einzutragen — auch ist nur ein Blatt in der vorgeschriebenen Größe ausgeführt, die anderen müssen bei der Abschrift vergrößert werden — dazu sollt' ich ihm wohl den Zeichner schaffen — es wäre die reine Wahrheit, wenn ich von einem Bruderwerk spräche — wir hätten beide Nutzen davon — beide Ehre — ich freilich den kleineren Teil — die Idee wäre sein — und vielleicht — nein, gewiß würden sie Mißtrauen in mich setzen, weil ich mich an des Toten Rockzipfel gehalten. Ja, ja, wie es auch komme, das Werk bringt mich um, vernichtet mich für alle Ewigkeit. Und ob ich ihnen das Größte leiste — und ich werde es leisten — ich bleibe das Anhängsel Reimanns.

„Wenn ich aber dies geschaffen hätte, würden sie an mich glauben, würden sie auch mein Künftiges vergöttern, und ob ich ihnen das Elendeste brächte, ich bliebe ein Meister, denn sie sind alle urteilslos. Dies Rathaus hebt mich empor, und auf der Höhe atme ich frei, auf der Höhe kann ich schaffen und ihnen die Schuld bezahlen."

Noch manchesmal durcheilten die Gedanken hastig den gleichen Kreis, bis ihnen das Ziel so vertraut geworden war, daß ein anderes überhaupt nicht vorhanden schien.

Birnhagen sah jetzt die Zeichnungen zärtlich an wie eigne Kinder; kein Zorn und Neidgefühl war mehr vorhanden, er hatte Besitz ergriffen und begann sich den sachlichen Studien hinzugeben, die durch die Notizen des blauen Heftes sehr erleichtert wurden.

Nun galt es, Abschrift zu nehmen und die Zeichnungen zu kopieren: eine große Arbeit, unbequem auszuführen in dem Zimmerchen, das hier und da ein Familienglied betrat, um die Aufwärterin zu beaufsichtigen.

Die Familie — an die Familie hatte er noch gar nicht gedacht.

Er stand wieder auf und begann eine neue Wanderung durch das Zimmer. „Alles erwogen, bedeutet der Plan doch für die Familie gar nichts — ein Sohn, der den Bau übernehmen könnte, ist nicht da — höchstens bringe ich sie um die paar Thaler Preisgeld. Nun deshalb werde ich also das Opfer bringen und nicht ausziehen — ein sehr großes Opfer; sehr groß, aber ich bringe es — und — hm — das scheint das Einfachste! Komme ich durch dies Rathaus wirklich zu Ruhm und Brot, dann heirate ich eins der Mädchen; ob Vater oder Gatte, Mann oder Schwiegersohn den Ehrensold einstreicht, das bleibt sich gleich. Mit einer Heirat entschädige ich sie bis auf den letzten Rest.

„Malli ist sanft und bildsam — ich glaube, sie würde eine treffliche Frau werden; Meta ist klüger — sehr klug — zu klug. Und die Malli ist hübsch, sehr hübsch, sehr —"

Birnhagen saß in seinem Lehnstuhl und sah nach der Decke, während er die beiden Schwestern miteinander verglich. Metas Kunstverstand, der ihm sonst als Leitseil und Kritik so wertvoll gewesen war, schien jetzt ein gefährlicher Spion; immer lockender schwebte ihm Malli vor, als Hausfrau ohne geistige Ansprüche.

„Ja, Malli."

Er war entschlossen und lächelte dem Traumbild entgegen; sein feines Gewissen fühlte sich beruhigt. So kam alles ins gleiche, mit freiem Herzen und gutem Appetit konnte er zu Tische gehen.

Er sprach teilnehmend im Vorbeigehen unten vor, sah aber nur Meta, die ihn mit abwesenden Gedanken begrüßte. Zu thun gab es nichts; Ehrestensen und Stepphuhn besorgten alles Notwendige.

Stepphuhn folgte dem jungen Hausgenossen bis zur Treppe in leiser, eifriger Berichterstattung.

„Wissen Sie, Geld ist natürlich blutwenig da und Rechnungen giebt's wahrscheinlich auch noch, aber Großmama Rothenbeck behält sie im Haus, sie will im Notfall Miete stunden, und die große Stube mit Reimanns daranliegendem Schlafzimmer kann vermietet werden. Na, Frauen schlagen sich ja durchs Leben, man weiß manchmal nicht wie — da wird's hier wohl auch gehen, aus tüchtigem Holz sind sie ja geschnitten."

Birnhagen wünschte, er wäre gar nicht unten hineingegangen; die Enthüllung Stepphuhns nahm ihm wieder alle Stimmung, er war eben sein Lebelang ein Pechvogel.

Trotzdem ging er zum Buchbinder, bestellte eine purpurrote Mappe mit Goldpressung nach demselben Maße, nach dem man vor acht Tagen jene graue „für das Archiv" gearbeitet habe, und kaufte Zeichenkarton zur bevorstehenden Arbeit.

Im Reichsadler aßen die meisten der jungen Herren zu Mittag, dorthin lenkte Birnhagen seine Schritte, fand überall auf den Straßen Oktoberfestvorbereitungen, im Gasthof Leben und Treiben und gleichermaßen im gegenüberliegenden Künstlerhaus ein ungewöhnliches Ab und Zu.

Im Eßzimmer sah er den jungen Brennecke und setzte sich, unwillkürlich dem bekannten Gesicht nachgehend, an seine Seite. Es gab ein paar teilnehmende Worte, ein Reden über den Toten, was Brennecke mit kurzem Wort, dem Ort zuliebe und Birnhagen zur heimlichen Befriedigung, abschloß.

Stumm aßen sie ihre Gänge ab; plötzlich fuhr Brennecke auf, eilte mit ausgestreckter Hand einem Eintretenden entgegen und rief: „Grund, alter Junge! Gespenstert's? Wo kommst du her? Was willst du hier?"

Der Angerufene schüttelte dem Bewillkommnenden kräftig die Hand.

„Zunächst essen."

Sie lachten sich beide an, Brennecke machte einen Platz neben sich frei, stellte Birnhagen flüchtig vor und rief nach dem Kellner.

„Scheinst hier zu Hause."

„So ziemlich, des Mittags allerdings nur auf Gastrolle, da meine Mama verreist



Altefähre bei Stralsund. Nach
(Mit Genehmigung der Photogra



...ch dem Gemälde von Hans Völcker.
...aphischen Gesellschaft in Berlin.)

ist, übrigens aber kann ich dir diese zum Reichsadler ausgewachsene Taube aus gründlicher Erfahrung empfehlen."

„Danke. Du kannst mir noch mancherlei empfehlen; ist ja ein richtiger Studentendusel, daß ich dich hier auf dem ersten Wege gefunden habe."

„Ja, was suchst du denn eigentlich in Bieberfeld, du bester aller Söhne der reichshauptstädtischen alma mater?"

„Bin kein Sohn mehr dieser Mutter; bin wohlbestallter Doktor der Schneide- und Heilkunst, mit so und so vielen sauberen Einsen und dem Summa cum laude, nebst einer viersemestrigen Assistentenlaufbahn hinter mir. Jetzt aber denke ich Bieberfeld mit diesem vortrefflichen, kenntnisreichen Menschen zu beschenken."

„Was?"

„Will mich hier niederlassen."

„Mensch! Grund! Du?" rief Brennecke und fügte leiser hinzu: „Willst du hier verhungern? Versauern? Armenpraktikant werden? An Fällemangel verdummen?"

„Alles mit Maßen," sprach der junge Doktor Grund bedächtig. „Ich habe einen kleinen Lotteriegewinn gemacht, der mich drei, vier Jahre oben hält, zu gleicher Zeit wurde mir erzählt, daß die Hauptärzte Bieberfelds sich alle in jenem gewissen Alter befänden, wo man anfängt, auf ungestörte Nachtruhe und irdisches Behagen Wert zu legen — Anschauungen, die just mit unserm Beruf sich schlecht vertragen — irgendwo muß ich anfangen — also nahm ich's für einen Schicksalswink und fuhr nach Bieberfeld."

„Aber du! der Fanatiker der Weltstädte, der Schwärmer für Kliniken und Riesenkrankenhäuser."

„Es wird auch hier schöne Fälle geben," war Doktor Grunds menschenfreundliche Überzeugung. „In der Großstadt kann ich zwei Jahre sitzen und noch keine Katze behandeln dürfen. Außerdem hat man die Menschen hier näher, lernt sie besser kennen und weiß genauer, warum man sie verachtet."

Fritz Brennecke lachte übers ganze Gesicht. „Auch ein Lebenszweck, wenn schon ein ungeselliger. Da haben wir ja den ganzen alten Grund von anno dazumal, wo ich meiner Mutter die paar Naschjahre auf der Universität abgetrutzt hatte. Famose Zeit war's doch, trotz Pessimismus, Welthaß, Umsturzgedanken und Menschenverachtung. War halt unsere Schwarmperiode — und mit dir umgehen will ich, trotz der Gefahren des Näherkennengelerntwerdens."

Er lachte wieder hell und frisch in das Gastzimmer hinein, als Grund bemerkte, ein Versuch sei nicht tödlich.

„Also dableiben; sofort?"

„Sofort. Ich suche mir Wohnung, Kisten und Koffer stehen schon in Berlin bereit, und für heute bin ich im Ratsherrn abgestiegen."

„Natürlich siedelst du zu mir, bis du etwas gefunden hast, unsere trippelnde Minna ist bis aufs Kochen auch in Mutters Abwesenheit brauchbar."

Die letzten Besprechungen waren in gleichmäßigem Gesprächston geführt worden, nicht mehr in Ausrufen und jähem Wechsel von laut und leise. Birnhagen hatte sie verstanden, er benutzte den Augenblick, um Doktor Grund Reimanns Wohnung anzubieten und in allen Tönen zu empfehlen.

„Drei Damen" stimmten den jungen Arzt zunächst bedenklich, aber da Birnhagen selbst dort wohnte, Brennecke den Gedanken für merkwürdig vernünftig und jene drei für die einwandfreiesten Frauenzimmer der Stadt erklärte, beschloß er, nicht eher nach anderem zu suchen, bis er diese gerühmte Wohnung gesehen habe.

Birnhagen aber ging mit einem Gefühl des Stolzes nach dem Rathaus. So thatkräftig sorgte er für seine Freunde, so sicher packte er den Augenblick beim Schopf!

XII.

Eben wollte Brennecke dem neugefundenen Freund „etwas Bieberfeld" zeigen, als ihn die strömenden Menschen daran erinnerten, daß Chrestensens Schmetterlingsbild im Kunstverein ausgestellt sei.

„Das lohnt!" rief er und stürmte, opferwillig, in weitem Bogen, die kaum entzündete Cigarre über die Straße schleudernd, ins Künstlerhaus. Grund schlenderte verwundert hinter ihm drein.

Der Schmetterling war im Bildersaal, der Eingangsthüre gegenüber aufgestellt, und freundlich leuchtete Helmchen den jungen

Männern entgegen. Auch Grund meinte, das sei allenfalls eine Cigarre wert.

Fritz aber fand das Bild hier noch viel wärmer als tags zuvor in der Hausflur.

„Sie ist wirklich das niedlichste Mädchen von Bieberfeld, und die Maler haben einen merkwürdigen Merkstdnwas für derlei Dinge."

Grund pfiff leise vor sich hin, begriff die geopferte Cigarre, ließ den Verliebten schwelgen und lauschte mit Vergnügen auf die mannigfaltigen Urteile und Deutungen, die unter den Betrachtenden laut wurden.

Gerade als die Gesellschaft sich im Symbolischen, Gebildeten, Allegorischen und Sinnreichen recht ernstlich was zu gute that, trat ein blonder, kräftiger Mann durch die offene Thür und brachte eine gewisse Bewegung unter den Versammelten hervor.

Erst ein Drehen und Gucken, dann ein Flüstern und Wispern, zuletzt löste sich ein junges Mädchen aus der Gruppe, schwebte auf den Mann zu, dessen Augen mit wunderlichem Ausdruck vom Bild zu den Beschauern, von den Beschauern zum Bild gingen, und sprach: „Hochverehrter Meister, wir sind so furchtbar entzückt; wenn wir nur wüßten, was es eigentlich bedeuten soll."

„Ach bitte, bitte," kam eine zweite heran: „Die Deutung — wir möchten uns nicht irren. Eins meint, es handle sich um die Knospenzeit, die man genießen solle, weil sich das Alter naht mit dem schleichenden Schritt; ein anderes: das leichte Spiel des Genusses gäbe Jugendschöne, strenge Arbeit dagegen mache alt und häßlich; Herr Selke erklärt es sogar für eine Kritik der socialdemokratischen Theorieen: die Flügelfee sei die schöne Zeit der freibewegten Kräfte und Künste, die Alte das unterm Joch der Gleichheitssklaverei verkommende Geschlecht, und —"

Chrestensen sah mit einem Gemisch von Spott und Mitleid auf die hübsche Schwätzerin herab. „Bemühen Sie sich nicht weiter, meine Damen, ich hab' die Erläuterungen gehört und kam just herein, zu sehen, was für ein Gesicht der Schmetterling dazu mache."

„O, Sie haben gehört? Sie kommen, uns Aufklärung zu geben! Bitte, bitte!"

„Also, es soll etwas bedeuten?"

„Ach ja! Bitte, bitte, sagen Sie, was?"

Der Spott siegte über das Mitleid, Chrestensens Mundwinkel senkten sich.

„Nun, dann sei die Alte der Stumpfsinn, der die einfache Schönheit nicht faßt."

Ein kurzes Kopfnicken noch und die Mädchen standen allein. Chrestensen aber legte Brennecke die Hand auf die Schulter.

„Ich glaube gar, Sie können sich an dem Helmchen nicht satt sehen; jetzt gönnen Sie mir einmal Ihre Aufmerksamkeit."

Brennecke fuhr herum und stotterte eine Entschuldigung.

„Schon gut; haben Sie Zeit?"

„Bis drei Uhr zu Ihrer Verfügung," rief er eifrig, über Kunstwerk und Künstler Grund völlig vergessend.

„So schaffen Sie mir Raschke ins Klubzimmer; der Kunstverein soll seinen Stifter begraben, dazu muß sich der Vorstand sofort wieder ergänzen — ich warte drüben und halte die anderen zurück. Schicken Sie mir alles Brauchbare her, was Ihnen in den Weg kommt."

Brennecke versprach, das Seine zu thun, nahm Grund mit und hörte gern, daß der sagte: „Schau, da habt ihr ja einen ganzen Kerl in Bieberfeld — eigentlich kommt da immer nur einer auf hunderttausend — so viel seid ihr doch noch gar nicht." —

Chrestensen ging nach dem Klubzimmer und setzte sich zu Wolfert und Gerke, die seinem Plane sofort beistimmten.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatte sich der Vorstand versammelt, die zehn Beisitzer waren zur Stelle, und Chrestensen hörte mit staunendem Mißbehagen, daß er selbst zum Ersatzmann vorgeschlagen wurde.

Ohne Zögern sagte er nein; des Sterbenden Abschiedswarnung und die Kunstphilisterei aus dem Ausstellungszimmer lagen ihm noch in den Ohren.

Er sah, wie Raschkes ernstes Gesicht sich aufhellte, er sah aber auch Wolferts ehrliches Bedauern und ließ auf sein kurzes Nein eine gutwillig höfliche Erklärung folgen.

„Wer ein Schiff steuern will, muß das Fahrwasser kennen. Euer Vorstand braucht neben der Liebe zur Sache vor allem Orts- und Personenkenntnis." Darauf empfahl er Raschke.

„O!" wehrte Direktor Raschke ab, die Augen zusammendrückend und lächelnd, als rinne ihm Rauenthaler Berg die Kehle hinab.

Da es bei diesem vieldeutigen O! blieb,

wurde Raschke zum Vorsitzenden gewählt. Er nahm die Wahl an, „schmerzlich beseligt," als setze man ihm eine Dornenkrone aufs Haupt, bemächtigte sich sofort der Leitung und „ersuchte, nunmehr zu der, durch seine Erhöhung nötig gewordenen Wahl eines Vergnügungsvorstandes zu schreiten."

Wiederum fiel hierbei der Wunsch des Bürgermeisters auf Chrestensen — dazu brauche es keine Lokalkenntnis, sondern einzig Phantasie, um dem Altgewohnten etwas frische Farbe beizumischen.

„Tafelaufsatz für ihre kleinen Freuden," klang es Chrestensen in den Ohren, zugleich aber erwog er, daß ein Ehrenmitglied wohl mitberaten, aber nicht mitstimmen dürfe, und nahm nach kurzem Zögern die Wahl an.

Sein Vorschlag, der Kunstverein möge seinem Gründer, dem trefflichen Manne, der heute von ihnen geschieden sei, ein feierlich würdiges Begräbnis veranstalten, wurde zunächst mit überraschtem Schweigen aufgenommen.

Reimann hatte allerlei Gegner, die Grobheit, durch die er sich so manchesmal im Kampfe mit dem Unzulänglichen die Seele frei gewettert hatte, mußte an empfindlichen Stellen Wunden zurücklassen; aber diese Feindseligkeiten waren so kleinlich knifflicher Natur, daß sie sich vor der Majestät des Todes nicht herauswagten — nach kurzem Besinnen wurde Helmar Chrestensens erster Antrag einstimmig angenommen.

Die Versammlung zerstreute sich danach schnell, teils um anzuordnen, teils um endlich zu Tisch zu kommen. Der Bürgermeister hatte Botschaft nach Hause geschickt, sie möchten allein essen, und half sich eben mit einem Kunstvereinsschnitzel über den Hunger, als die Thüre aufging und der junge Wolfert hereinspähte. Mit allen Zeichen der Bestürzung eilte er auf den Vater zu.

„Ist es wahr? — Reimann! — Die armen Mädchen!"

Der Vater nickte Zustimmung und würgte an seinem Bissen. „Junge, sei vernünftig, sterben müssen wir alle, und du wirst auch mal eine Waise. Wenn du zu ihnen gehst, dann sage nur, ich käme gleich nachher — ich wollt', er hätte uns das Rathaus noch gebaut, uns beiden wär's eine Lust gewesen."

Der Sohn drückte heftig des Vaters Hand, eilte nach der Thorgasse und wurde bei Reimanns von der Aufwärterin nach dem Arbeitszimmer gewiesen.

„Die Frau ist recht elend," sagte sie leise, „und Fräulein Meta hat sich eben aufs Bett gelegt, es ging alles so mit ihr." Dabei beschrieb sie einen Kreis durch die Luft, an dessen Schluß die Thürklinke war, drückte, öffnete und schob den jungen Mann über die Schwelle.

Betäubt und erfolglos sah er sich in dem großen Raume um, bis sich am äußersten Ende neben der Thür eine schüchterne Mädchengestalt von einem kleinen Holzschemel erhob. Das schwarze Kleid wollte durchaus nicht zu dem Blumengesichtchen passen, obgleich sich das zur Seite neigte, als müsse es verschmachten. Langsam kam Malli dem Gast entgegen, der noch immer stumm und verwirrt an der Schwelle verharrte.

„Wie freundlich von Ihnen," sagte sie leise, als sie bis zur Mitte des Zimmers gekommen war, und eine schwere Blutwelle stieg ihr langsam vom Hals zur Stirn empor.

Da kam er wieder zu sich selber, eilte auf sie zu, faßte ihre Hand zu Druck und ehrfurchtsvollem Kuß, sagte etwas von Kummer und Herzweh und Schrecken, drückte die Hand wieder, begann aufs neue, wie man sich stemmen müsse, damit Leid und Jammer einen nicht unterbekämen im Leben, und daß man vertrauen müsse, es werde wieder hell werden — ganz gewiß werde es wieder hell, selbst der Schmerz um einen geliebten Toten verkläre sich zur Erinnerung — und was an ihm sei, er wolle schaffen und arbeiten, auf daß die Sonne bald wieder scheinen lerne.

Sie standen noch immer Hand in Hand inmitten des Zimmers und sahen sich an. Erst als die große Kuckucksuhr aushob, schraken sie zusammen; Malli machte ihre Hand frei, ging seitwärts zum Sofaplatz und sagte leise: „Wollen Sie sich nicht setzen?"

Sie saßen nun einander gegenüber und sprachen von traurigen Dingen. Wie es so schnell gekommen, wie die Mutter so elend sei, daß jetzt alles, alles anders werde, daß es sie wie Herbststurm getroffen habe — und dabei hatten sie doch im tiefsten Innern den Frühlingsglauben an die kommenden Tage und so betrübt sie waren, so ehrlich der Kummer Wohnung genommen

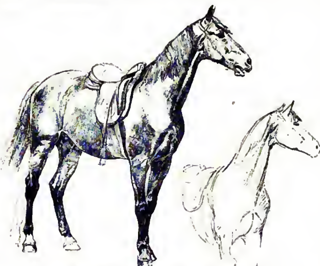
hatte in ihren Herzen, ein Glücksgefühl, ihnen selber unbewußt, verließ sie nicht, wie sie so bei einander saßen.

Sprach er doch zwischen all den betrübten Dingen auch von scheinbar weit abliegenden, von seinem Staatsexamen, das er im Frühjahr machen könne, und von seiner Absicht, dann mit Vaters Hilfe ein städtisches Amt zu suchen, „damit er schneller am Ziel stehe."

Das kam brockenweise zwischen Beileid und Bekümmernis hindurch, und als er sich reichte ihm die Rechte, schloß sie zu festem Druck und sagte: „Ich will mutig sein."

Sie hielt auch Wort. War sie anfangs wie zerbrochen gewesen, hilflos, besinnungslos, eine Sorge und Last für die Schwester, die den Verlust doch um vieles leidenschaftlicher empfand, jetzt fühlte sie Kraft, allem entgegenzugehen. Diese betrübte Zwiesprache der stillen Nachmittagsstunde gab ihr Flügel, trug sie durch alle Pein der künftigen Tage hindurch und gab ihr eine frauenhafte Sicherheit.

Aus unsrer Studienmappe:



Studie. Nach einer Bleistiftzeichnung von Anton von Werner.

endlich zum Gehen aufraffte, fühlte er ganz deutlich: sie weiß nun Bescheid.

Sie standen sich noch einmal gegenüber an der Thüre, er drehte den Hut in der Hand, sie hatte die feinen Fingerchen ineinander geschlungen.

„Nicht wahr," sagte er leise, „Sie werden mutig sein, Sie werden den Glauben an künftige gute Tage festhalten, Sie werden sich nicht krank machen vor Betrübnis."

Da löste sie die Hände auseinander,

Sie war es, die standhielt, als Meta am Begräbnistag, wo die Bieberfelder „so eine schöne Leich" hatten, fassungslos zusammenbrach; sie war es, die des Vaters Zimmer für die Vermietung zurecht machte, während Meta bei jedem Stück, das den Platz wechseln mußte, voll Verzweiflung davoneilte; sie stand Chrestensen Rede und Antwort in allen Fällen, wo er ihnen Hilfe bot und leistete, während sich Metas Gedanken verwirrten, wenn sie seine kräftige, klare Rede hörte, überm Lauschen nach

der anderen geliebten Stimme, die sie zuletzt so oft im Wechselgespräch mit jener vernommen hatte.

Allem Neuen gegenüber bewies Meta Kraft und Geschick; als die Zimmer verändert waren, konnte sie ohne Bewegung Doktor Grund die Vorteile der Wohnung auseinandersetzen, mit ihm abschließen, nüchtern und verständig wie ein Geschäftsmann ihm sofort jede Sorge wegen des Verkehrs mit den „drei Damen" nehmend. Sie verschaffte ihm die Erlaubnis der Großmama Rothenbeck, ein Schild an die Hausthür zu befestigen, sie merkte die Bestellungen, die in seiner Abwesenheit kamen, sie beschäftigte, die auf ihn warteten, sie erwies sich kühl, gleichgültig, aber sachgemäß.

Daß er auch beköstigt zu werden wünschte, war ihnen nur recht, verdient mußte werden, und Malli bekümmerte es nicht, wenn sie ihm heute um zwölf, morgen um drei das Essen anrichten mußte, die Pflichten füllten den leeren Tag.

Von Birnhagen sahen sie wenig. Er hatte der Hausfrau mitgeteilt, daß er an seinem Rathausplan arbeite, und saß nun, jegliche freie Stunde benutzend, in dem meist verschlossenen Giebelstübchen.

In seinem Verhältnis zu den Schwestern hatte sich alles geändert. Vor Meta fühlte er ein Gewissensunbehagen, das ihn weder Frau Reimann noch Malli gegenüber befiel und das seinen Ursprung weniger im Schuldbewußtsein als in einer unbestimmten Furcht hatte. Meta aber vermied ihn aus demselben Wehgefühl, das ihr Chrestensens Gegenwart zur Pein machte.

Und Chrestensen kam oft. Es gab da Sorgen und Verlegenheiten genug, denen eine hilfreiche Hand und ein treuer Freund notwendig waren. Mallis und der Mutter Augen leuchteten auf, wenn er ins Zimmer trat. Metas Scheu verstand er und wartete geduldig, bis die Zeit sie überwände.

Großmama Rothenbeck erfüllte die ganze Stadt mit Erzählungen: „Was das für ein Herr sei!" — Hätte wohl jemals jemand dem Jungen, dem Durchgänger, so viel Gemüt zugetraut? Nein, und wenn man bedenke, wie die Menschen im allgemeinen geartet seien, und was man hier im besonderen an der Erziehung versehen habe, so bleibe es eben ein Wunder, und sie gäbe acht Tage ihres Lebens darum, wenn sie noch mal erfahren könne, wodurch der Chrestensen schließlich noch so'n guter Kerl geworden sei.

Großmama Rothenbeck, die den Maler als Wohlthäter in den Mund der Leute brachte, war selbst gut gegen Reimanns, verschaffte ihnen die und jene kleine Arbeit, „die Damens mit Anstand versorgen konnten," und gönnte ihnen ihren tröstenden Zuspruch.

Wenn sie Chrestensen dabei antreffen konnte, war's ihr immer eine Freude, und ging er dann auch stets bald davon, so hatte sie doch wieder mal sein Gesicht sehen und sich wundern können, „wo die Güte nur herkomme."

Heute traf sie ihn auf der Treppe; finster war's hier zu Herbstzeiten immer, aber man sprach doch ein Wort, selbst wenn man nichts zu sagen hatte, und sie nützte die Gelegenheit, ihn ob seiner den Reimanns bewiesenen Güte zu berufen.

Er knurrte etwas vor sich hin.

„Ja, ja, mein lieber Herr Chrestensen, ich sage alle Tage: Ernst, nimm dir ein Beispiel! Herzensgüte müssen die großen Männer haben, sonst wirft die neidische Welt mit Steinen nach ihnen."

Da brach er los: ruckweis, grobtönig, wie der alte Reimann es nur je gekonnt hatte. „So? nicht wahr? Duck' dich, daß du hübsch klein aussiehst? Bitt' ab, daß du kein Hundsfott bist! Und Güte — Unsinn — die ganz gemeine Gerechtigkeit verlangt's."

Damit ließ er Frau Rothenbeck allein im Dunkeln stehen.

Verdrießlich kam er nach Haus. Erne sah ihn forschend an, legte ihm die Hände auf die Schultern und hielt ihn Aug' in Auge fest.

Er hatte jetzt eine Sonnenzeit, das Bild kam vorwärts, und wenn er drüben nützen konnte, gab das seinem Wesen immer noch ein weiches Behagen, das ihm sonst manchmal fehlte. Heute aber waren sichtlich Quälgeister zu Gast und ärgerlich antwortete er auf Ernes Frage: „Die alte Rothenbeck hat mir die Laune verdorben."

Er mußte erzählen, und lächelnd nannte ihn Erne ihr großes Kind.

„Erne!" grollte er.

„Mein großer Sturmwind."

„Ja doch! — solch' philisterhaftes Abwägen und Benamsen! und ich — ich! — gütig — mag gar nichts mit dem Breigefühl zu thun haben."

Ihre Hände lagen noch auf seinen Schultern, so hielt sie ihn fest und hielt der Güte eine Lobrede, die er mit einer Neckerei zu unterbrechen versuchte: „Aha, Gutmütigkeit, meinst du, ist leicht zu beherrschen."

„Nein, nein," rief sie in unwilligem Eifer. „Nicht Gutmütigkeit, deren Schuld es ist, daß ihr mit der Güte nichts zu thun haben wollt. Güte, die der Kraft entspringt, Güte, die weise zu sein vermag, Güte, die versagen kann, Güte, die wärmt und schafft und beständig bleibt wie die Sonne: das ist das Ziel unserer Entwickelung."

Er faßte ihre Hände, hielt sie lächelnd fest und sagte: „Weiberweisheit."

Erne blieb tapfer im Kampf. „Lästre nicht, du hochmütiger Mann: Göttlich ist die Güte — schon das Wort klingt an Gott an, als höchstes Recht des Fürsten behielt der Thron sich die Gnade vor."

„Weil sie gefährlich ist, wurde ihre Ausübung beschränkt — du mußt mich schon verbrauchen, wie ich bin; halte du es mit der Güte und laß mir meine kantige Lebensführung."

Erne lachte voll übermütiger Schelmerei. „Wehre dich nur nicht so sehr, auch du bist gütig und trägst nur ab und zu die Rübezahlmaske. Ich wag's zu sagen trotz Mama Rothenbecks Mißerfolg. Unser Bestes hat uns allein deine Güte geschaffen: den hellen Ton unseres Lebens und das Großmütterchen."

Sie hielt inne, da er sich mit einem jähen Ruck abwandte.

„Ich muß gehen, mein trauter Hausprediger," sagte er, aber sein Gesicht wußte nichts von dem Scherz, den der Ton seiner Stimme festzuhalten suchte. Ernes Worte hatten ein Gespenst vor ihm aufgescheucht, ein Gespenst vergangener Tage, das sich grau und häßlich über die helle Gegenwart legte, dessen Schatten er entlaufen wollte, obwohl er wußte, daß es, einmal geweckt, ihm unverscheuchbar folgte. Wie oft war er schon vor ihm auf der Flucht gewesen, wenn ein ahnungsloses Wort Ernes, die dankbare Liebe der Großmutter, ein Bild aus vergangenen Tagen, es geweckt hatten — ohne Erfolg. Dann suchte er nach Menschen, denen er helfen könne — einsames Alter, gefährdete Jugend, arbeitslose Kraft kannten ihn bald als willigen, ernsten Erretter — Gerke und Wolfert begegneten ihm oft auf solchen Wegen und wunderten sich nur, daß er hier so durchaus ein anderer war, als unter dem Glühlicht des Klubzimmers. — Gelang ihm dann eine Liebesthat so, daß auch innerlich den Beschenkten ein warmer Strahl getroffen hatte, so verblaßte das Gespenst — die Sonne rang sich durch die Nebel und Erne hatte ihn wieder.

Jetzt aber drohten sie grau und gewaltig über ihm. Er stand schon in der Hallenthür, da wandte er sich noch einmal zurück und sagte etwas ruhiger: „Alles in allem hat mich das Gewäsch der Rothenbeck verstimmt, das braucht Ihr nicht zu genießen. Ich will mir die Nebel von der Seele laufen — küsse die Kinder und sag Großmama gute Nacht."

Damit ging er hinaus, und sie blieb bekümmert zurück. Nun kam er wohl erst am folgenden Morgen heim, hatte in einem Dorfwirtshaus kampiert, oder war auch die ganze Nacht hindurch gewandert.

Weh that ihr immer, wenn ihr nicht allein gelang seine finsteren Mächte zu bannen, die sie für widerstrebende Phantasiegestalten hielt, mit denen er kämpfte, um sie seinen Schöpfungen dienstbar zu machen. Und jetzt war so lange gute Zeit gewesen, daß sie gemeint hatte, die ungebärdigen Gesellen wüßten den Weg ins Siebeneck nicht zu finden.

Doch war zu viel Licht in ihrem Leben, als daß dieser Schatten hätte den Tag völlig verdüstern können. Sie ging zu den Kindern und vertraute der Wolken zerstreuenden Kraft der Sonne.

XIII.

Das Siebeneck lag im Schnee; Tinni erlebte ihren ersten Winter und die anderen genossen ihn in des Kindes jauchzender Bewunderung als etwas Neues mit.

Bieberfeld hatte sich an seinen Maler gewöhnt, aber „die Leute" gaben trotzdem einen angenehmen, dauernden Unterhaltungs-

stoff. Der Knabe, dem hier und da die einfachsten Schulkenntnisse fehlten, der aber die anderen Jungen blitzdumm fand, weil sie nichts von Raffaels Disputà wußten, der Maler, von dem sie mit Vergnügen von Zeit zu Zeit berichten konnten: er rennt wieder mal, und die Großmama, deren Abstammung noch immer nicht ergründet war, trotz Mama Rothenbecks Bemühung, lohnten immer aufs neue.

Haus Rothenbeck in allen seinen Stockwerken beschäftigte sich am lebhaftesten mit „Malers".

Großmama wagte nur ganz leise in Nachmittagsnickgedanken den Kopf zu schütteln über die Treppenbegegnung: sie tadelte nicht, sie wunderte sich bloß! und der Herr Rat erhielt sich mühsam im innersten Herzen ein Bollwerk „alt-gewohnt-solider Ansichten" der dreifachen Familienbegeisterung gegenüber.

Birnhagen in seinem Giebelzimmer dachte Chrestensens, sowie er seine Zeichenfeder ergriff, mit der Hoffnung, auch einmal so weit zu kommen im Leben; Doktor Grund freute sich, „so etwas gesunden zu haben", und Reimanns verbrachten ihre Tage in unbedingter Chrestensenverehrung.

Hatte er doch für all ihre Sorgen Rat gewußt. Malli saß jetzt mit zufriedenem Eifer über Blumen, die ihre geschickten Finger für eine Fabrik fertigten; Meta verwendete die Übung, die sie als Adjutant ihres Vaters erworben, im Entwerfen von Mustern und Vorzeichnungen für ein Stickereigeschäft. Die übrigbleibende Zeit widmete sie den Kranken Doktor Grunds, der sich nicht über Arbeitsmangel beklagen konnte, wenn auch der klingende Ertrag seiner Thätigkeit vorerst schwach genug war.

Um so lieber unterstützte ihn Meta mit Nachtwachen und Handreichungen; ihr Geschick zur Pflege, das sie in des Vaters Krankheitstagen entdeckt hatte, nahm er dankbar hin; von Meta beaufsichtigte Kranke genasen sicherer.

Fritz Brennecke hatte mit seinem Lob der drei Reimannsfrauen Recht behalten, der Zustand des Freundes war behaglich, und er fühlte sich als Schöpfer dieses Zustandes zum Mitgenuß berechtigt.

Regelmäßig fand er sich des Nachmittags bei Doktor Grund ein; daß der Weg zu Reimanns über Rothenbecks Treppe lief, war nicht unangenehm, mancherlei Begegnung kam da im Lauf der Wochen zustande und eben jetzt hatte es sogar einen Zusammenstoß gegeben.

„Sturm, Hagel oder Feuersgefahr? Was droht?" fragte der betroffene Brennecke und heuchelte eine schwere Verwundung, die jedoch wenig Beachtung bei seinem Widerpart fand. „Ich will mit Tinni in den Schnee," war Helmchens eilfertige Antwort.

„In den Schnee? Das heißt?"

„Ballen, schlittern — Otto und Ernst helfen auch — natürlich im Veilchengraben."

„Natürlich, aller Thorheiten und Tollheiten Süßigkeit wird im Veilchengraben gekostet. Viel Vergnügen, Fräulein Schmetterling, erkälten Sie sich die Flügelchen nicht!" rief Fritz und eilte die Stufen hinauf.

Oben trat er hastig in das Zimmer, wo der junge Arzt eben bei seinem Mittagbrot saß.

„Schnell, schnell, ich hab' eine gesunde Beschäftigung für dich. Wir müssen in den Veilchengraben und Schneebälle machen."

„Essen ist auch gesund."

„Das heißt mit Maßen! Chrestensens Kinder sind dabei."

„Veilchen zu suchen?"

„Schmetterlinge zu fangen."

„Aha, der Schmetterling flattert. Da muß ich mich schon opfern, zumal ich die Chrestensenschen Kinder längst zu sehen wünschte. Ist die Rasse echt zum Durchbruch gekommen? Auch Vollblut?"

„Wenn ich gedacht hätte, du könntest mir solch bedingungsloser Chrestensenschwärmer werden, hätte ich dich noch ein halb Jahr für mich behalten und dem Kunstverein dies edle Mitglied entzogen. Jetzt sitzest du wortlos im ‚Studium' versunken, sobald der Malersmann in Sicht kommt, und rauchst Gewitterwolken."

Grund stand auf und machte sich schneeballfertig; dabei verwahrte er sich mit Nachdruck gegen jegliche Art von Schwärmerei. Brennecke aber erklärte lachend: „Ja, ja! du schwärmst für den alten Herrn."

„Alten Herrn! — Brennecke, sei nicht geschmacklos — er ist der Mann, wir werden's vielleicht mal, manche sind's nie gewesen. — Alter Herr!"

„Und das wäre keine Schwärmerei?"

„Behüte: Erkenntnis. — Ich gebe dir zu, 's ist mir ein Genuß, ihn zu beobachten, denn Chrestensen will nichts vorstellen, sondern ist, ruht auf der Sicherheit, das zu können, was er anfängt. Wundert mich nur, daß die Weiber nicht toll auf ihn sind, das schreit wieder einmal ihre Urteilslosigkeit mit Donnerstimme durch die Welt."

„Na, na, na; — werden ja wohl toll sein — weißt du's denn?" sagte Brennecke behaglich, während sie die Treppe hinabstiegen. Plötzlich blieb er, von einem neuen Gedanken gefaßt, stehen, das eine Bein in der Luft, die Hand auf dem Geländer. „Das heißt, Grund, nein! Darauf wäre ich eigentlich doch nicht gekommen. — Er und die Weiber? — Hm. — Na, für Schmetterlinge ist er entschieden nichts."

Grund lachte herzlich. „Nein, für Sechzehn ist er noch nicht alt genug."

Brennecke brummte etwas und lief schneller. Sie waren schon im Heckenweg und hörten ein und das andere verwehte Lachen.

Im Veilchengraben wurde ein Schneemann gebaut. Der Maler ballte mit mächtigen Griffen den Leib des Ungeheuers zusammen, die großen und kleinen Kinder halfen nach Kraft und Begabung, nur Tinni stand oben auf der Bank, wie die kleine Königin unter ihren Sklaven; aus der purpurfarbigen Kapuze schaute das rosige Gesichtchen voll jauchzender Lebenslust hervor, die Händchen klatschten zusammen, und was sie von Schnee erwischen konnten, ballten sie zu Neckgeschossen für die anderen.

Kaum bogen die beiden Schmetterlingsjäger um die Hecke, so schickte sie ihnen einen Ball entgegen, der Fritz Brennecke gerade an die Nasenspitze traf, und brach in Jauchzen aus ob des gelungenen Wurfs.

Chrestensen blickte auf und rief beim Anblick der beiden Zögernden übermütig aus: „Hallo! der Feind! Drauf, legt ihn in den Schnee!" und sofort ward ein lustiger Kugelregen gegen die Eindringlinge eröffnet.

Sie wehrten sich tapfer, ergaben sich aber schließlich gern der Übermacht, versprachen friedliche Gesinnung und schwuren Arbeitsamkeit.

Vereinte Kräfte brachten nun einen Schneemann zustande, der seinesgleichen suchte und nicht fand, soweit ihrer gebaut werden. Die altherkömmliche Philisterpfeife zog zwar seinen linken Mundwinkel herab und das rechte Auge war zu groß geraten, dafür hatte er aber zwei linke Hände und die Mütze, zu der Doktor Grund die neueste Zeitung geopfert, zeigte sich als höchst raffinierter Schützenhut, auf dessen Spitze das Wort: Vaterland prunkte. Ein Sträußlein von Tannlicht und Vogelbeeren, die Brennecke mit Lebensgefahr für sein Schuhwerk von dem Buschwäldchen heraufholte und Helmchen unter Aufopferung ihrer purpurfarbenen Haarschleife zusammenband, schmückte seine breite Männerbrust, und da nun den Künstlern keine Verschönerung weiter einfiel, schwang sich Otto über den Zaun, um vertragsgemäß Mama und Großchen zur Kritik zu holen.

Hinter der bewundernden Kritik drein kam Marie mit Punsch und Gebäck, und im Veilchengraben begann ein fröhliches Toasten, von dem noch am selbigen Abend wunderbare Geschichten durch das erstaunte Bieberfeld liefen.

„Ja, ja, 'ne geniale Wirtschaft ist's eben doch."

Eine geniale Wirtschaft war's freilich in manchem Betracht, wenn auch in dem, was Bieberfeld darunter meinte, am wenigsten. Über den kleinen Freuden des Lebens, die überall im Laufe des Jahres einkehren, lag im Siebeneck noch ein besonderer Schein von Anmut und Schönheit. Wenn sie sich ihre Tanne schmückten zum Weihnachtsfest, so spannen gute Worte einen Zauberschleier der Deutung und Sage um den Wunderbaum, und war er vollendet, so stellten sie ihn gewiß dahin in der Halle, wo er am traulichsten schmückte.

Auch im Atelier hatten Weihnachtsvorbereitungen das Oktoberfest verdrängt. Der Siebeneck Lebenslauf wurde in lustigen Zeichnungen für Frau Erne entworfen, Tinni für Großmama, Helmchen für den Vater Rothenbeck fertig gemacht.

Seit die frühe Dämmerung Ernsts Sonnabendsstudien verkürzte, war er auch Sonntagsgast im Siebeneck geworden. Da saßen nun Meister und Schüler an den beiden Tagen stundenlang zusammen in stummen Fleiß versunken oder Rede tauschend über Technik und Kunst, über Wahrheit und Schönheit.

Ernst, lebhaft und feurig vorstoßend,



Bildnis. Nach dem Gemälde von P. Bach.

was ihn bewegte — allezeit im Sturm; Chrestensen dagegen wie ein gut befrachtetes Schiff, das trotz tanzender Wellen ruhig seinen vorbedachten Lauf nimmt. Aber trotz vielerlei Lehre, Tadel und Zurückhalten hatte Ernst nur ein einziges Mal das leidige Gefühl, als sei sein Meister innerlich mit ihm unzufrieden.

Sie musterten bei frühem Lampenlicht, das Frau Erne im Atelier entzündet hatte, alte Skizzenblätter, Chrestensen holte selbst aus der Kammer nebenan verstaubte Mappen und jeder kramte auf eigne Hand; da stieß Ernst auf zwei Blätter, die ihm besonders gefielen. Das erste war eine Isolde, dem Tristan das Schleierzeichen gebend, das zweite Elisabeth am Heiligenbild, hinter ihr der sich öffnende Berg mit der ruhenden, selbst im Ruhen lockenden Venus. Frau Venus und Isolde waren aufs feinste ausgeführt und glichen sich bis auf den leisesten Zug; Elisabeth ließ trotz der wenigen andeutenden Linien Erne erkennen.

„Ach — Frau Chrestensen," rief Ernst, und dann brach er in Begeistrung aus ob der herrlichen Venus, der hinreißenden Isolde.

Chrestensen, der nicht auf ihn geachtet hatte, kam schnell heran. „Was ist? — pah — Geschmier — theatralisches Zeug — sei nicht so geschmacklos, Ernst!" rief er ärgerlich aus, nahm die Blätter und schob sie in die Mappe zurück, um sie dann in dem Rumpeleck nebenan wieder verschwinden zu lassen.

„War diese Isolde ein Modell?" fragte Erne, die Ernst über die Schultern gesehen hatte, nachdenklich.

„Modell; das heißt eine Kollegin, die sich gern als Modell betrachtet sah," antwortete Chrestensen mißvergnügt, hantierte noch ein paar Minuten im Atelier, schloß die Kammer ab und griff nach dem Hut. „Ich muß in die Luft, gute Nacht, Kinder."

Ernst ging die Scene lange nach. Er konnte sich nicht helfen, die Isolde hatte ihm gefallen und bitter schmeckte ihm das „Geschmacklos" seines Meisters, zumal er Chrestensen tagelang danach merklich verstimmt fand und der Gedanke, die Skizze könne seinen Meister sonstwie peinigen, keinen Raum in seiner von einer einzigen Empfindung erfüllten Seele fand.

Schließlich verging das wieder, vor neuen, besseren Ateliererlebnissen trat das bittere „Geschmacklos" mehr und mehr in den Hintergrund. —

Dabei war Helmchens Medaillonbild fertig geworden, das frische Köpfchen wuchs aus dem dunkeln Grund hervor mit einer viel überraschenderen Ähnlichkeit als der märchenhaften des Schmetterlingsbildes.

„Nun, Ernst, was starrst du so in den Winkel?"

Ernst fuhr auf und antwortete: „Nach dem Ringbild sah ich — mir geht nahe, daß es verstauben muß, um Helmchens — um unsertwillen."

Chrestensen lachte gutmütig. „Sage trocknen statt verstauben, mein Junge, das bekommt ihm ganz gut, wird zeitig genug fertig zur Ausstellung. Dies Helmchen aber soll deinem Vater unter den Weihnachtsbaum — er muß doch wissen, warum er mir so viel von seinen Zwillingen abtritt."

Ernst sprang von der Arbeit auf und trat zu dem Maler, der vor dem bereits eingerahmten Helmchen stand, die letzten Lichter in die Augen setzend.

„Nicht für den Vater — all die Mühe, all die Zeit, all die Kunst und auch das andere alles von Gaben und Güte, Geduld und Zeit, was immer wieder verschwendet wird — für mich, um meinetwillen," stammelte Ernst.

„Gewiß, mein Junge, um deinetwillen; aber keine Verschwendung — fürs Verschwenden hab' ich zu viel nüchterne Haushältergaben — ich denke, ein wohlangelegt Kapital wird dir diese Zeit sein, Samenkorn, das aufgeht und emporwächst. Soweit ich dazu thun kann, soll dir's glatter gehen wie mir — das Ankämpfen gegen sinnlose Hindernisse, gegen dummdreiste Narrensprünge des Schicksals, das ist Verschwendung — Kraft, Wärme und Gesundheit gehen dabei verloren."

Chrestensen schwieg, und Ernst sprach leise, ohne seine sonstige stoßartige Leidenschaft: „Es soll unverloren sein, was ich Ihnen danke, es soll keimen und wachsen."

Dann ging er zu seiner Skizze zurück, und sie arbeiteten stumm, bis Helmchen fertig an einen sicheren Platz gestellt war.

Chrestensen kreuzte die Hände auf dem Rücken und ging langsam im Atelier auf und ab, an Ernst vorüber bis zum Fenster und wieder zurück zu dem Entwurf der Ringer, der jetzt hoch oben „aus der Hand"

hing und hängen bleiben sollte „als Studie zu raufenden Gassenbuben."

„Und dann, Ernst, wenn du einmal das Gymnasium überwunden hast, dem Beamtensinn deines Vaters den Willen gethan und als freier Mann hinausziehst ins Leben — laß dich nicht von dem Ungewohnten berauschen, schrankenlose Freiheit ist nicht die Freundin des Menschen, der stärkste Schwimmer erlahmt an end- und uferlosem Wogenschwall. Arbeit und ein festes Ziel allein bringen dich auf die Höhe, Arbeit allein besiegt die Schwächen unserer Begabung, Arbeit allein gibt Muskeln und Seele die Kraft des Überwinders. Unseren Willen haben wir nicht zum Schweifen und Schwanken, — Stab und Stütze soll er sein, einem Ziele zuführen und nicht täglich nach neuem tasten. Hat er sich aber einmal verführen lassen zu fremdem Dienst, so nimm deine ganze Kraft zusammen und mache dich frei. Ob du dabei keuchst, ob du zu erliegen meinst an dem unleidlichen Kampf, führ' ihn durch gleich beim ersten Anprall, sonst bist du unentrinnbar verstrickt. Mit jedem neuen Unterliegen verlierst du an Siegesfähigkeit, ruhmloser Untergang ist das Ende — oder windest du dich schließlich doch hindurch, zerzaust und befleckt, so hast du Schätze verloren und schleppst eine häßliche Erinnerungslast durchs Leben — ich hab's erfahren am besten Freund, an mir selber." — Chrestensen brach ab, strich sich über die heiße Stirn, wandte sich jäh zu dem Knaben, der mit stummer völliger Hingabe den Worten seines Meisters lauschte, faßte mit einem scharfen Blick Eindruck und Wirkung seiner Rede, holte tief Atem und verließ das Zimmer.

Später kam er mit Tinni zurück, ließ sie aus weggeworfenen Tuben die Farbenreste auf eine kleine Palette drücken und gab sich mit unermüdlicher Geduld ihrem kindlichen Malspiele hin. Es wurde nur noch über diesen Mittelpunkt hinweg im Atelier gesprochen.

Erst als beim Abschiednehmen der Druck der Hände noch fester schloß als sonst, sprach Ernst zögernd: „Vater sagte kürzlich: wenn ich wenigstens Architekt werden wolle, da könne man's doch zum Beamten bringen — soll ich das annehmen? Es wäre sofortige Freiheit — zu zeichnen — dem Stundenzwang zu entfliehen — "

Chrestensen schüttelte heftig den Kopf. „Nicht doch. Willst du die Schönheit, die wechselvolle Gestalt ausrechnen in Zahl und wieder Zahl, das Lebendige stilisieren — Welt, Natur, Körper, Empfindung, alles — und dabei unser Bestes verlernen? Warum ist die Malerei die wärmste der bildenden Künste? Weil sie unmittelbar wiedergibt, was sie geschaut hat, weil sie den lebendigen Fluß der Dinge nicht zu krystallisieren strebt. Halt aus, Ernst, nun ist's noch ein Jahr — soviel an mir liegt, soll dir's ein nützliches Jahr sein."

Ernsts Gesicht brannte. „O Sie! Sie!" stammelte er. „Wie hätt' ich allein die Zeit ertragen sollen, die lange Zeit, wo nun auch Onkel Reimann ging! Sie sind für mich gekommen, für mich ganz allein."

Chrestensen hatte den heißen Knabenkopf zwischen die Hände genommen und sah ihm in die Augen, die leidenschaftliche Thränen im Grunde sitzen hatten.

„Ernst, Ernst, alter Junge, halt, halt! Zu viel Glut verbrennt. Willst du Opfer sein oder Schaffender?"

„Schaffen," rief Ernst mit erstickter Stimme.

„So halt' dir eine Gletscherhöhe zur Abkühlung bereit und sage dir: er ist halt auch nur so'n Menschenkind. Gute Nacht, mein Junge."

XIV.

Meta Reimann saß am Fenster und schattierte eine Weinlaubkante auf braunem Samt. Ludwig Birnhagen stand in der Thür mit Frack und weißer Binde, den gesprungenen Handschuh in der Hand, verlegen darüber, daß Malli nicht im Zimmer war.

Er wandte sich mit dergleichen Bitten jetzt lieber an Malli. Allerdings war Meta nicht mehr scheu und fluchtbereit bei seinem Anblick, wie in den ersten Wochen nach des Vaters Tod, sie schien wieder in das alte Geleis sorgender Freundschaft einzulenken; aber gerade das war dem jungen Mann unbequem und bedenklich. Hätte er gewußt, daß sie nur um des Vaters willen ihr wundes Herz bezwang, so würde er ihr nicht mit sinnlosem Gestammel, sondern mit ruhiger Bitte den Handschuh gegeben haben.

Sie sah freundlich zu ihm auf, nahm Nadel und Faden, bot ihm einen Stuhl und machte sich an die Arbeit.

Er schwieg und sie schwieg — ein peinliches Schweigen. Stärker und stärker wuchs ihr das Erinnerungsweh, wie sie ihn dort sitzen sah. Gerade so hatte er ausgesehen, als er den ersten Besuch gemacht, wobei ihm der Vater hatte von Amts wegen auf den Zahn fühlen sollen. Ihr Herz zog sich zusammen, Thränen bedrohten ihre Augen und gewaltsam machte sie sich frei von dem Damals mit der Frage: „Sie haben etwas Amtliches heute?"

Birnhagen hatte gerade an jenen selben Besuch gedacht, an Metas mitleidig freundliches Gesicht, das seiner Verlegenheit Mut machte, an des Alten Fragen, die ihn erst durch den Donnerklang seiner Stimme erschreckten und dann doch die Antwort beinah in den Mund legten, nachdem er durch Metas sprechenden Blick begriffen hatte, daß es Klarheit und Zweckmäßigkeit sei, die der alte Herr für den Kern- und Angelpunkt ihrer Kunst halte. Darauf war es ihm im Gefühl der Sicherheit sehr leicht geworden, immer das zu finden, was der Alte gern hören mochte — sehr leicht, denn Reimann war eine einfache Natur.

Und ich war ihm alles in allem doch überlegen, schloß Birnhagens Erinnerung, gerade als Meta fragte:

„Sie haben etwas Amtliches heute?"

„Ja, das haben wir," antwortete er behaglich im Bewußtsein dieser Überlegenheit, „die Preisrichter werden heute das Urteil verkünden, sämtliche Stadtbeamten sind dazu geladen."

„Ach," sagte Meta. Sie erblaßte, die Thränen traten ihr in die Augen und plötzlich sank sie in hoffnungslosem Schluchzen nach vorn, den Kopf in den verschlungenen Armen verbergend.

Birnhagen saß auf Dornen und Disteln; wenn er nur seinen Handschuh gehabt hätte — er durfte doch die Zeit nicht versäumen, er konnte doch hier nicht trösten — wenn nun einer hereinkam, was sollte der denken!

Er erwog eben, ob er sich nicht davon schleichen könne und unterwegs ein Paar andere Handschuh kaufen, da richtete sie sich auf, nahm die Arbeit wieder zur Hand und vollendete mit tiefgesenkter Stirn die Ausbesserei.

Als sie ihm den fertigen Handschuh hinreichte, sagte sie leise: „Ich wünsche Ihnen alles Gute, Herr Birnhagen."

Er antwortete nichts; mit einer linkischen Verbeugung schob er sich voller Unbehagen durch die Thür. — Ob er wohl anstandshalber die Wohnung wechseln konnte, ohne einen anderen Mieter für sie zu beschaffen? — Die Gegenwart Metas war ihm wie Band und Eisen, innere und äußere Beweglichkeit hindernd. Flucht war hier ein Akt der Selbsterhaltung, gewiß, und die war er sich und seinen Gaben schuldig.

Metas Gedanken folgten ihm nicht, sie erwog in schmerzlichem Brüten, wie anders das heute sein würde, wenn Er noch da wäre, wenn Er dort im Rathaussaal säße, auf das Urteil harrend. Erst als Malli mit den Tellern hereinkam, riß sie sich los; der Vormittag war in trübsinnigen Träumereien versäumt und eifrig ergriff sie Stift und Farben, um nach Möglichkeit nachzuholen. Da stürmte es die Treppe herauf, öffnete ungestüm die Thür und prallte, ohne zu klopfen, ins Zimmer: ein neues Hindernis.

„Ernst?" rief Malli erschrocken vom Tischdecken herüber. „Ist ein Unglück geschehen?"

„Behüte, nur was Neues und was Wunderbares — ich wäre nie darauf gekommen. Wißt ihr's? Nein, ihr seht ganz dumm aus. Der Rathauspreis ist einstimmig von den auswärtigen Richtern und vom Bürgermeister dem einen erteilt worden mit dem Motto: ‚Laßt Weisheit in mir zu Rate sitzen‘ — und Birnhagen hat's gekonnt! Na?! Da guckt ihr nun! Ich habe auch geguckt, und Herr Chrestensen, den ich just im Kunstverein traf, hat gesagt: Wenn's nur keine Abderitenwahl ist."

„Birnhagen?" sagte Malli und schüttelte leise ihr schönes Köpfchen. „Sieh Ernst, das hätte ich nie gedacht, aber mich freut's, denn ihm war bange um seine Zukunft und das mag ihn in letzter Zeit so wunderlich gemacht haben — bald weich, bald scheu. Er hatte gar nichts mehr von dem gewandten jungen Mann von früher, dessen Siegermiene mir oft so unleidlich war."

Meta saß still und rührte sich nicht, endlich sagte sie leise: „So hat Er doch

recht gehabt, Birnhagen ist ein Talent und ich war jetzt oft so bedrückt von Zweifeln, ich glaubte klüger zu sein als Er."

Die anderen hörten nicht auf die leisen Worte. Ernst berichtete eifrig, daß man den gekrönten Plan in allen seinen Teilen noch heute im Kunstverein ausstelle und daß auch Chrestensens Ringbild dazu kommen werde.

Meta hörte mit halben Ohren den Bericht des erregten Knaben, ein brennendes Verlangen erwuchs in ihr, Birnhagens Entwurf zu sehen; die Neigung, die in jenen Tagen erblüht war, wo er ein hingebender, verständnisvoller Schüler des geliebten Vaters gewesen, und die dann in der trüben Zeit des Verlustes und der schmerzhaften Sehnsucht gekränkelt hatte, wachte wieder auf, wie eine Frühlingsblume beim ersten Hauch wärmeren Windes: er war also doch, was er geschienen, es war kein Falsch an ihm. Sie sah ihn wieder so, wie er in den guten, vergangenen Tagen vor ihr gestanden hatte, sie meinte ihm für Unzähliges Abbitte schuldig zu sein, stand unwillkürlich auf, als müsse sie ihm entgegeneilen, und empfand es wie Erlösung, daß Doktor Grund um sein Essen bittend ins Zimmer schaute.

Sie lief in die Küche, richtete an Mallis Statt an, dabei etwas zwecklos mit Schüsseln und Töpfen hantierend, weil vor ihrem inneren Auge Rathaus um Rathaus in wechselnden Formen mächtig und prächtig emporstieg. —

Architekt Birnhagen holte sich an diesem Tage die Glückwünsche der Familie Reimann nicht; sein Verlangen nach diesen Wünschen war mäßig. Bewunderung, Lob und Ehrengaben der Stadt und ihrer Bürger berührten ihn angenehmer.

Von der Preiskrönung ging's zum Festessen: dem Stadtkind zuliebe zeigte sich der Lokalsinn aufs freudigste bewegt, man hielt die üblichen Reden, die fremden Preisrichter, deren zwei persönlich erschienen waren, prophezeiten dem „überraschend jungen" Mann eine Zukunft weit über Bieberfeld hinaus, Raschke pries den „Sohn der guten Stadt, der der Stadt treu bleiben möge," und aller Reden Ende gipfelte in dem Satz: „Ja, unser Birnhagen ist Reimanns echter Schüler, aber er hat den Meister übertroffen."

Und so gut der Champagner schmeckte, so sanft alle Ehrenbezeugungen den großen Künstler umschmeichelten, daß er als Reimanns Schüler vor der Stadt stand, war ein herber Tropfen in den Wohlgeschmack des Festessens.

Aber das waren nur Augenblicke; der Rausch überwog. Vom Ratsessen ging man in den Kunstverein, der Sieger mußte die Aufstellung der Blätter überwachen, und dann gab es, drüben im Klubzimmer, ein feierliches Abendbrot, das zu Ehren des ruhmvollen Mitgliedes aus dem Stegreif veranstaltet wurde.

Birnhagen gab sich stolz bescheiden. Zeitweise war ihm zu Mute, als habe er den Plan selbst entworfen und ausgeführt — etwas Ähnliches hatte ihm entschieden vorgeschwebt, die Zukunft würde beweisen, daß er dergleichen zu leisten vermochte, ja, die Zukunft. War er erst so lange im Amt, hatte er erst ein Menschenalter hindurch Risse geprüft und gemacht wie Reimann, dann gestaltete auch er mit dieser zielsicheren Leichtigkeit aus schwankenden Gedanken brauchbar praktische Pläne: Routine fehlte ihm noch, das war alles.

Da kam Chrestensen ins Zimmer und nach kurzem Aufenthalt bei Wolfert auf ihn zu.

Mit einem Blick, als sähe er den jungen Architekten zum erstenmal, faßte er Gestalt und Gesicht; dann sagte er langsam: „Ich wünsche Ihnen Glück zur Ausführung Ihres schönen Planes und zu künftiger Arbeit — ehrlich gesagt: ich hab's Ihnen nicht zugetraut — aber 's ist eine Freude, einmal mehr zu finden, als man erwartet hat, meist ist das Leben ein knausriger Schuldner, der zu wenig hält."

Die Bitterkeit dieses Augenblicks wurde abgeschwächt, Antworten blieb unnötig, denn Wolfert trat heran, beiden lebhaft die Hand schüttelnd.

„Er ist gewonnen, Herr Architekt, da steht der Historienmaler von Bieberfeld. Das, was Ihnen ohne Zweifel vorgeschwebt hat beim Entwurf der herrlich gegliederten Bogenwand, wird sich erfüllen: Chrestensen willigt ein. Er gibt uns auf den Flächen die Geschichte unserer Stadt. Gerkes Chronik hat er schon — fehlen auch die großen, politischen Momente, so gibt's desto mannigfaltigere Kulturgeschichte. Gründung gegen

die Wenden, Raubritterkampf, Hussitennot, Stadt- und Pfaffenfehde, Reformatorisches, Bundschuh, Franzosenzeit, Burschenschaftliches — wir sind überall dabei gewesen, am Ende kann er sich selbst als eisernen Kreuzträger und Künstler in die letzte Epoche bringen, symbolisiert Deutschland, die holde Pflegerin der Friedensgaben auch unterm Lärm der Waffen."

Die Worte dröhnten Birnhagen wie sinnloses Geräusch durchs Gehirn, das zu Inhalt zu gliedern er sich vergeblich abmühte. Von seinem Plane sprachen sie, aber er konnte sich in diesem Augenblick durchaus nicht besinnen, welche Wände Bilderschmuck verlangten. Alle anderen schienen besser Bescheid zu wissen, Brinkmann schenkte ihm ein Bravo für die Prachtidee, und Chrestensen sagte: „Sie haben mein Wort. Sowie ich die Maße erhalte, soll's ans Entwerfen gehen."

„Sie können lachen, Herr Bürgermeister," bemerkte ein Preisrichter, „alles machen Sie mit einheimischen Kräften."

„Ja, unsere Stadt! Künste und Wissenschaften blühen in ihrem Bereich —" ließ sich Raschke mit vollem Ton vernehmen.

„Pietät aber ist die strahlende Krone, die all die mannigfachen Vorzüge überragt," fiel der Bürgermeister mit einem freundlichen Blick auf Birnhagen ein. „Hat doch dieser treffliche Künstler, der, bisher unter der Oberhoheit seines Vorgängers stehend, uns fast unbekannt blieb, in edler Dankbarkeit dem Verstorbenen, nicht nur mit dem ganzen Werke, sondern auch in feinsinnigem Schmucksinnbild ein Denkmal in diesem Werke gesetzt, das, so Gott wolle und unsere gute Stadt schütze, bestehen wird für die fernsten Zeiten und Geschlechter."

Birnhagen hörte und begriff nicht, das Dröhnen wurde immer stärker, es schwirrte und gellte um ihn herum, Stimmen, die fremde Sprachen zu reden schienen, von Dingen, die er wissen mußte und doch nicht begriff, ein quälendes, narrendes, unentwirrbares Durcheinander war um ihn und in ihm.

Hatte er Reimann irgend ein Denkmal gesetzt? Nicht doch — hatte Reimann sich selbst —? War irgend etwas an dem Plan ihm entgangen? Etwas Sprechendes, etwas Verräterisches?

Schwindel überkam ihn, er schloß die Augen. Morgen würde er nachsehen, morgen — aber jetzt? Wenn er nach Hause ginge? Nichts mehr zu hören brauchte? Aber was sie dann sprächen — lästerten vielleicht! Herausfanden! — Wenn Chrestensen den anderen sagte: „Nein, ich trau's

Aus unsrer Studienmappe:



Studie. Nach einer Bleistiftzeichnung von J. Scheurenberg.

ihm nicht zu," und Raschke auseinandersetzte hier sei ganz und gar des Alten Manier, ganz und gar, man könne fast meinen, Reimann habe das selbst gemacht —! Und zu alledem hatte der alte Freimaurer auch noch irgend ein Geheimzeichen angebracht, den Steinen eine Zunge gegeben — ah — dableiben, aushalten, abwenden.

Er raffte sich auf, besorgten Blicks die Mienen seiner Umgebung musternd. Doch da leuchtete ihm nur inniges Wohlgefallen entgegen.

„Wie bescheiden er dasteht im Kreise seiner Lober, ein lieber, prächtiger, angenehmer, junger Mann; hat nichts von dem kantigen Rührmichnichtan der Reimann und Chrestensen — so sollten sie alle sein, die Genies."

Das Genie trank ein Glas Wein und kam in Stimmung. Der liebenswürdige, junge Mann, begeisterungsfähig, auf jeden angeschlagenen Ton treffsicher eingehend, dem Alter Hochachtung, der Jugend Teilnahme beweisend, derselbe Jüngling, den einst Reimann sich als Sohn seines Hauses gewünscht hatte, erfreute heute Abend im Kunstverein die versammelten Spitzen der Stadt.

Wieder auf der Höhe seines Selbst- und Rechtsbewußtseins ging er zu später Stunde heim. Hätte es dort im alten Haus in der Thorgasse nicht die drei Erbinnen des Namens Reimann gegeben, so wäre Ludwig Birnhagen heute nichts zu wünschen übriggeblieben, so aber beunruhigte ihn immer noch ein Schatten, der wuchs, je höher er die Treppe hinanstieg, der sich riesengroß entfaltete, als ihn oben in seinem Zimmer ein Früchte tragendes Lorbeerbäumchen begrüßte, auf dessen Topf die Glückwunschkarte der Schwestern lag.

Er seufzte tief auf. Nun ja, er mußte sich eben verloben; sein Verhängnis wollte das, er war es Reimanns schuldig. Das heißt, eine besonders fein organisierte Natur wie die seine, würde sich in solchem Falle eben zu jedem Opfer bereit finden — trotz Widerwillen, ja Widerwillen; man konnte nicht anders nennen, was er empfand in dem Gedanken, ein Leben lang die Träger dieses Namens um sich zu sehen. Aber er war nun einmal der feinfühlige Mensch — also fahr wohl, du goldene Freiheit.

Bedrückt von dem Verlobungsgedanken schlief er ein, geschreckt von dem Freimaurerzeichen im Plan wachte er auf: ein unbehagliches Doppelgespenst, was ihm den festlichen Morgen verquälte. —

Früher noch als Birnhagen war Meta erwacht. Den Plan zu sehen, drängte sie jeder Schlag ihres Herzens. Neigung, Anteil, was sie je für den Verstorbenen und den Lebenden empfunden hatte, vereinigte sich zu dem einen Bestreben und mit grauendem Tage eilte sie nach dem Kunstverein; sicher, daß der Kastellan ihr den Eintritt nicht wehren werde.

Der Morgen war rauh, aber frostklar, und als Meta in den Parterresaal trat, leuchtete ihr das Hauptbild des gekrönten Planes, deutlich in klarer Schönheit entgegen. Sie stand still und atmete heftig, ihr Herz schlug in unregelmäßiger Hast, Thränen drängten sich empor, unwillkürlich faltete sie die Hände und blickte unverwandt gerade aus, wo ihr die Zeichnung unter einem immer dichter werdenden Flor verschwand.

Ja, das war schön — von einer ruhigen Stattlichkeit, die auch sie Birnhagen nie zugetraut hatte. Etwas Geistreiches, Sprunghaftes — geniale Ansätze mit leeren Formen dazwischen hatte sie erwartet — aber hier trat das Ganze so festgeschlossen auf, daß man Einzelheiten zunächst überhaupt nicht sah; der Bau stand dem Beschauer wie ein Liebbekanntes gegenüber, bei dem man sich nicht mehr mit Einzelzügen zu beschäftigen braucht, weil die schon fest beschlossen im Herzen liegen. Meta trocknete die Thränen und trat näher heran. „Etwas Liebvertrautes! — Weil dir des Künstlers Art lieb und vertraut ist?"

Sie wandte sich von dem Hauptbild zu dem nächsten, das eine Eckansicht mit dem Blick auf zwei Seiten bot, so, wie man das Rathaus von dem Fluß aus sehen würde — und griff unwillkürlich nach dem Herzen, denn das wirkte nicht nur lieb und vertraut — das kannte sie doch, kannte sie wirklich in allen seinen Teilen, seinen Linien. Plagten sie böse, gestaltgewordene Gedanken? War's Wirklichkeit? Möglichkeit? — Hier hing genau jenes Bild, das der Vater in seinen Krankheitstagen als Rathaus von Schilda entworfen und mit neckischem Zierat versehen hatte; das war keine zufällige Ähnlichkeit, die beiden An-

sichten deckten sich vollständig, Meta konnte sich so nicht täuschen.

Es brauste ihr in den Ohren, es versetzte ihr den Atem — sie versuchte, sich den Tag, an dem jene Zeichnung entstanden war, zurückzurufen, sich die nachfolgenden deutlich zu machen. — Die Überzeugung, daß ihr Vater sich ernstlich mit dem Plane beschäftige, war ihr zur Gewißheit geworden durch jenes Blatt, weil er's mit so schneller Sicherheit hinschrieb, wie einen geläufigen Namenszug.

Sie hatte sich das Blatt aufgehoben als einziges Überbleibsel seiner mit ihm aus dem Leben geschwundenen Ideen, — und hier lebten sie doch! Ausgestaltet bis ins kleinste, ohne Sprung oder Riß, aus einem Geiste empfunden — o, jetzt denken können! klar, ruhig, vorurteilslos denken — ohne das Hämmern und Brausen in Kopf und Adern. —

Meta schauerte in sich zusammen, während sie ihre Erinnerungen ordnete, langsam wieder und wieder erwägend, stürzende Nebengedanken abwehrend: — Wahrheit, o nur Wahrheit finden!

Es war ja unmöglich, es konnte nicht sein — eine abscheuliche, kranke, neidgeborene Phantasie irrte sie. — Den wehrlosen Toten, der uns heilig sein soll, bestohlen um Ehre, die Überlebenden um die reinste Freude, die das Schicksal ihnen noch bieten konnte; die Stadt betrogen, — für lange künftige Jahre hin ihr einen Diener aufgedrängt unter falscher Schätzung, ihr Katzengold für Edelmetall untergeschoben: aller Lügen niedrigste wären das.

Der Schauer wurde zum Schüttelfrost. Unmöglich — unmöglich — zu viel Gaunergelüste auf einmal. Hier spielte ein Zufall. Vielleicht hatte Birnhagen auch dies Blatt gesehen, seine Formen waren ihm hängen geblieben: er hatte ihre Schönheit nicht wieder abschütteln können. — Das wäre ein Zeichen von unfreier Phantasie, aber nichts Schlimmeres.

Mit brennenden Augen verfolgte Meta Blatt um Blatt des Planes — Zierat um Zierat, Raum um Raum, Treppenhaus und Bogensaal, Altan und Portal — und leise schüttelte sie den Kopf. Nein, nein, da war keine anempfundene Äußerlichkeit, harmonisch aus einem Geiste wuchs alles heraus und das war des Toten kräftiger Geist.

Ihr erster Blick erkannte in dem Schmuckwerk auf der einen Treppenwange ihres Vaters Namen, schlank streckte sich das Richard Reimann auf dem Saum herab.

„Wie rührend wäre das von Birnhagen empfunden. Wäre! — Und doch — könnt' ich mich irren? Könnt' ich? Narrte mich eine Ähnlichkeit? Spukhafte, gestaltgewordene Hoffnung? Wäre die Stromansicht doch eine andere? — Ich muß vergleichen."

Mit einem letzten festen Blick prägte sie sich die Einzelheiten ein, dann eilte sie nach Hause. Ohne Hut und Mantel abzulegen, öffnete sie die grüne Mappe, nahm das Blatt hervor, das sie dort als teuerstes Andenken verwahrte, und zweifelte nicht länger.

Linie um Linie glichen sich die beiden Zeichnungen, die ungewöhnlichen Verkürzungen, der Blick vom Strom herauf, der um so fernliegender war, als dort erst ein großer Warenschuppen fallen mußte, deckten sich völlig bei beiden.

Meta stand, den Blick auf das Bild gerichtet, regungslos da; nur ihre Gedanken arbeiteten mit Hast und Anstrengung.

Was nun? — Anklagen? Die Stadt wiederhallen machen von ihrem Zorn und den Betrüger entlarven? — Aber wie? Durch dies kleine Blatt da? — Durch ihre Überzeugung, die sich aus Stäubchen und Sommerfäden zur Gewißheit verdichtet hatte? Für sie — aber auch für andere? Für solche, die den Vater in diesen letzten Monaten nicht so genau beobachtet hatten wie die Tochter, der jeder Zug, jedes Wort, jeder Strich von ihm anbetungswürdig gewesen war?

Sie sah jetzt alles vor sich, deutlich, als sei sie dabei gewesen, und mit der Gewißheit kam eine Art Ruhe über sie. Die graue Mappe hatte den Plan enthalten, ja — aber die graue Mappe lag gewiß längst im Archiv. Birnhagen beeilte sich mit dienstfertiger Ergebenheit, die Unregelmäßigkeit des kranken Chefs, der Archivpapiere mit nach Hause genommen hatte, wieder gut zu machen. Und dieser Chef war überhaupt viel zu krank gewesen zum Arbeiten und ihre Anklage war ein elender, verächtlicher Verdacht — unbewiesen, unbeweisbar, eines der häßlichen Zeichen davon, daß Neid überall aufschießt, wo Talent, Größe und Erfolg keimen.

Meta fror, und ein übernächtiges Gefühl quälte sie in Kopf und Magen; aber es zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt zurück zu dem Plan — der Arbeit ihres Vaters.

Mit zärtlicher Sorgfalt verbarg sie das Erinnerungsblatt wieder in der Mappe und schlich sich hinunter auf die Straße.

Draußen lief sie fast, um noch, ehe die anderen heranströmten, eine stille Stunde unter den geliebten Blättern zu genießen. Aber zwei waren ihr doch schon zuvorgekommen.

XV.

Auch Ludwig Birnhagen hatte die Unruhe zeitig nach dem Kunstverein getrieben; als er jedoch vom Kastellan hörte, daß Fräulein Reimann im Saale sei, ging er in den Reichsadler, trank da den versäumten Morgenkaffee und beobachtete hinter schützendem Vorhang die Thür des Künstlerhauses.

Sowie Meta den Saal freigab, eilte er hinüber, ein nervöses Suchen nach dem „Freimaurerzeichen“ beginnend. Fassade, Seitenwände, Stromerker, Rückwand, Dachverzierung, Altan, Portal, Treppenhaus, Giebel, Eckteine — nichts ließ er undurchsucht. — Bild? Zeichen? Monogramm? — Er hatte nicht zu fragen gewagt und forschte nun ins Blaue hinein.

Aber er hatte diese Blätter doch gezeichnet, mußte er nicht dabei, mußte er nicht nun sehen, was die anderen alle entdeckt hatten? — Umsonst — noch war ihm kein Finden geglückt, als Chrestensen an ihm vorüberschritt, um die Aufstellung seines Ringbildes im zweiten Saal zu beaufsichtigen.

Die Männer begrüßten einander eilig, jeder mit den Gedanken bei der eignen Arbeit, und sowie sich Birnhagen wieder allein sah, begann er aufs neue erfolglos zu suchen.

Hexenwerk, Koboldstücke — umsonst ließ er wieder und wieder seine Blicke schweifen und stand noch in qualvoller Erregung, als Chrestensen zurückkam, die Arbeiter entließ und an den jungen Mann herantrat. Birnhagen war dem Maler seit dem gestrigen Tage eine Aufmerksamkeit heischende Persönlichkeit. Gewöhnt, sicher auf sein Urteil zu bauen, sobald er nur erst eines Menschen Art und Wesen fest ins Auge gefaßt hatte, blieb ihm hier ein Irrtum zu verbessern, er war aufs lebhafteste angeregt.

Die hinausgehenden Packträger hatten Meta eingelassen; unentschlossen blieb sie beim Anblick der beiden Männer in der Thüre stehen, gedeckt durch den schweren Wollvorhang, der den Zug des Vorraums abwehren sollte.

Von allen Menschen der Welt wünschte sie diese am wenigsten hier zu treffen, sie würde schon noch lernen, ihnen ruhig zu begegnen, heute aber, wo der Sturm mit Jugendgewalt durch ihre Seele ging — heute vermochte sie's nicht.

Sie hörte Chrestensen sagen: „Nun zeigen Sie mir, wie und wo sie unserm lieben, alten Freund das Denkmal gesetzt haben, von dem man gestern sprach, und seien Sie versichert, er wird in meinem Wandschmuck auch nicht fehlen. Wie er lebendig durch meine Gedanken schreitet, soll er dort stehen künftigen Geschlechtern zum Andenken.“

Birnhagen wurde dunkelrot. „Nichts von meiner Kleinigkeit,“ stotterte er. „Sie werden ihm ein würdiger Denkmal setzen — auch muß Sie meine Arbeit noch häufig genug beschäftigen — erst Ihr Bild, ich bitte, danach verlangt mich sehr.“

Chrestensen lächelte, er nahm den Eifer für übertriebene Höflichkeit des jungen Mannes und hegte kein Verlangen, einen Bescheidenheitswettkampf mit ihm auszufechten; aber hätte sich in Birnhagens Wesen eine ehrliche Freude an dem Geleisteten ausgesprochen, das wäre ihm lieber gewesen.

Er ging also voraus nach dem zweiten Zimmer, Birnhagen folgte, und Meta trat klopfenden Herzens hinter dem Behang vor. Sie schritt geradewegs auf das Treppenhausbild zu, aus dem ihr das Richard Reimann entgegenleuchtete, und lächelte leise. Sie hatte Birnhagens Eile wegzukommen recht verstanden.

„Er hat dich nachgezeichnet und weiß nicht, was er hinschrieb, er hat dich geraubt und fühlt nichts von deinem Geiste, er meint sich eine Brücke aus dir zu bauen zu Ruhm und Ehre, aber du wirst ihn erdrücken mit deiner Vollkommenheit; er wird dich nie erreichen, seine Zukunftsarbeit wird es dir nachthun wollen, er wird sich mühen und mühen und verzweifeln, die Kinder werden mit Fingern auf ihn zeigen, auf

den Stümper, dem nur einmal etwas gelang — ich brauche keine Hand gegen ihn zu erheben, du selber wirst ihn strafen."

Einen Augenblick lang war ihr zu Mute, als sei der Tote schon gerächt, dann klang Birnhagens Stimme aus der Wechselrede vom Nebenzimmer herüber und aufs neue überkam sie heiße Sehnsucht, dieser Rache auf die Füße zu helfen. Sie schüttelte sich heftig, als gälte es schwärmende Insekten zu verjagen, und versuchte ganz und gar in dem Kunstwerk aufzugehen. Es gelang ihr — sie ging wieder von Blatt zu Blatt, vergaß das Bittere und Verworrene, das sich um dies Werk gehäuft hatte, und fühlte nichts, als daß es ihres Vaters Stimme sei, die zu ihr sprach. Nach und nach erfüllte sie ein Glücksgefühl, wie sie seit seinem Tode keins mehr zu empfinden erwartet hatte.

So stand sie, ein Lächeln auf den Lippen, als Chrestensen, gelangweilt durch Birnhagens äußerliche Bewunderungsgebärden, zurückkehrte.

Kaum wurde sie seiner ansichtig, so zog sich tiefe Blässe über ihr Gesicht. Er reichte ihr die Hand mit kräftigem Druck, und wenn sie auch nicht fähig war, den zu erwidern, so suchte sie sich doch gewaltsam zu beherrschen und zwang den Schatten jenes Lächelns zurück, das Chrestensen bei seinem Eintritt herzlich erfreut hatte.

„Recht so, Fräulein Meta, man muß sich ein lebendiges Interesse an dem Neuen erhalten, das ist Balsam und Lebensquell. Sie sollen mir auch, sowie die Luft rein ist, hinüber und ein Wort zu meinem Bild sagen. Aber allein will ich Sie dort haben, als abgefeimter Egoist."

Sie nickte ihm zu, dann sagte sie leise auf den Plan deutend: „Nicht wahr, das ist schön? Keiner der anderen kann an ihn heran, meine ganze Seele wächst mit diesen Pfeilern, Bogen und Hallen empor, wie Sphärenmusik dringt's auf mich ein: ein herrliches Maestoso."

Er sah sie erstaunt an; während ihr Blick mit schwärmerischer Zärtlichkeit an den Zeichnungen hing, fiel ihm das Kunstvereinsfest ein und Metas Bestreben, den verstimmten Birnhagen zu trösten. Nun ja, dies Werk konnte einem schon das Herz erwärmen — und dennoch!

Armes Kind, dachte er, die Künstlerschaft kann ich ihm nicht abstreiten, aber ob sein Charakter solch hingebende Innigkeit verdient und verträgt, will mir zweifelhaft scheinen. Da möcht' ich wünschen, mir wäre beschieden, mich in diesem Manne durchaus zu täuschen. Seine Pietät hört' ich ja gestern schon loben.

Laut sagte er plötzlich: „Und wo ist nun das Denkmal, das der junge Mann Ihrem Vater gesetzt haben soll?"

Meta war schon über seinem Schweigen wieder zum Bewußtsein gekommen, jetzt ging ein seltsames Lächeln über ihr Gesicht, in dem Verachtung, Zärtlichkeit, Rührung und Zorn miteinander kämpften. Die Bitterkeit in ihrer Stimme war viel deutlicher, als sie antwortete: „Es ist gar nicht solch ein mächtiges Dankbarkeitsdenkmal; ein Künstler hätte sehr wohl seinen eignen Namen als eine Art Handwerkszeichen so in dies Blumengewinde verbergen können. — Hier — an der Treppe."

(Fortsetzung folgt.)

→ Das traurige Wort. ←

(Abdruck verboten.)

Es ist ein Wort, mit dem du brichst
Ein Herz, thust du es kund.
Ein Engel leg', eh du es sprichst,
Die Hand dir auf den Mund.

Das Wort, vor dem kein Hoffen mehr,
Vor dem kein Trost besteht,
Kein andres ist so hart und schwer
Wie dieses Wort: Zu spät.

J. Trojan.

Chinesischer Thee und seine Metropole.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit sieben Illustrationen von **Albert Richter.**

Von den vielen Millionen Menschen, welche täglich mit Wohlbehagen ihren Thee schlürfen, haben wohl noch die wenigsten darüber nachgedacht, woher die kleinen braunen Blättchen am Grunde ihrer Theekanne eigentlich stammen. Ob aus Indien oder Ceylon oder China, ob er Oolong oder Pekko oder Souchong heißt, ist der großen Mehrzahl der Theetrinker ziemlich gleich. In Hotels oder Kaffeehäusern wird einfach eine Portion Thee verlangt, bei den vornehmen five o'clock teas erhält man die Schälchen mit dem mehr oder minder köstlichen Naß vorgesetzt, ohne daß man sich weiter darum kümmern würde. Wenn nur die rechte Menge Zucker und Sahne dabei ist. Ohne diese beiden Dinge kein Thee.

Wie anders ist es im wahren Heimatslande des letzteren, in China! Es würde dort, wo Hunderten von Millionen Menschen Thee nicht nur das wichtigste, sondern man könnte füglich sagen, das einzige Getränk bildet, niemandem einfallen, auch nur ein einziges Stückchen Zucker beizufügen, die Sahne aber ist den Chinesen ganz unbekannt. Sie trinken überhaupt keine Milch, und die Kühe werden nicht gemolken. Nur in Tibet wird dem Thee — Grütze und Mehl zugesetzt und so eine Art dicke Suppe bereitet.

In den ersten Tagen meines Aufenthaltes in China konnte ich mich an den nach chinesischer Art zubereiteten Thee gar nicht gewöhnen. Machte ich bei Chinesen Besuche oder besorgte ich Einkäufe, so wurde mir stets ein Täßchen Thee vorgesetzt. Ein bezopfter, mandeläugiger Mongole brachte die Täßchen herbei, legte einige Theeblätter hinein, goß kochendes Wasser darauf und deckte dann jedes Täßchen mit der umgekehrten Untertasse zu. Nach einigen Minuten nahm mein Gastgeber gewöhnlich seine Tasse in die Rechte, schob mit dem Zeigefinger derselben Hand die Untertasse nur wenig zurück, um beim Trinken die Theeblätter nicht in den Mund zu bekommen, und schlürfte dann mit Wohlbehagen die gelblich-grüne klare Flüssigkeit. Bei meinem ersten ungeschickten Versuche entschlüpfte die Untertasse meinen Fingern und zerbrach, ich verbrannte mir Hand und Zunge und fand den Thee dazu auch noch abscheulich. Bei den folgenden Versuchen ging es schon besser und nach einer Woche begriff ich vollkommen, daß man Thee nach Chinesenart trinken muß. Dann ist er eine wahre Labsal. Wenn die Chinesen so wenig geistige Getränke genießen und unseren Wein, unser Bier gar nicht kennen, so mag dies großenteils den erquickenden, belebenden Eigenschaften ihres ausgezeichneten Thees zuzuschreiben sein. Dasselbe kann von den Indiern und Japanern gesagt werden. Beide Völker übernahmen den Thee von den Chinesen und sind auch in Bezug auf den Theebau ihre größten Wettbewerber geworden. Ungeheure Mengen indischen und japanischen Thees gelangen heute auf den Weltmarkt, in England und seinen Kolonien trinkt man fast ausschließlich nur mehr indischen, in Amerika größtenteils japanischen Thee, aber — der beste bleibt doch der chinesische.

In der Umgebung von Kanton bekam ich keine Theepflanzung zu sehen, denn Thee wird in China erst weiter nördlich, hauptsächlich im Stromgebiet des mächtigen Yangtzekiang gebaut. Bei Ningpo, einem der den Europäern geöffneten Häfen, gedeiht er am besten, und dort war es auch eine meiner ersten Unternehmungen, die Theepflanzungen der Umgebung zu besuchen. — Es war Anfang Mai des vergangenen Jahres, und wie bei uns, so ist dieser Monat auch in China der schönste. In den kleinen Reisfeldern unten am Flusse prangten die kleinen Pflänzlein im herrlichsten Grün; weiter oben am Fuß der Berghänge stand das Getreide schon kniehoch, vermengt mit Mohnblumen und rotblühendem Klee; und die Berge bis hinauf zu den Gipfeln zeigten den wunderbarsten Azaleenschmuck. Hier und da, in

der Umgebung der weitverstreuten kleinen Bauernhöfe, erhoben sich Gruppen mächtiger Weiden- und Kampherbäume mit ihren dunkelgrünen buschigen Kronen. Dickstämmige Wistarias, diese schönsten und beharrlichsten aller Schlingpflanzen, wanden sich den Baumstämmen entlang, ihre Zweige umklammerten die Zweige der Bäume, und zwischen deren Laub prangten ihre lila Blütentrauben in ungezählten, erdrückenden Massen.

Der Gesang von Amseln und Drosseln erfüllte die Luft ganz so wie bei uns, und die warme Frühlingssonne beschien ein so herrliches Landschaftsbild, wie ich es in China gar nicht erwartet hätte. Ihre Strahlen spiegelten sich tausendfach in den scharf umgrenzten Wasserflächen der kleinen Reisfelder wieder und glitzerten in dem Fluß, dessen Ufer die üppigste Vegetation zeigte. In den kleinen, von wohlgepflegten Gemüsegärten umgebenen Dörfchen und Höfen, die ich auf meiner Wanderung passierte, zeigten sich nur wenige Menschen. Die ganze Bevölkerung war draußen in den Feldern bei der Arbeit.

Nach etwa zweistündigem Marsch erreichte ich ein größeres Dorf und jenseits desselben zogen sich auf weite Strecken die ersten Theepflanzungen hin, durchwegs kleine Felder mit den eigentümlichen, hagedornartigen Theesträuchern bedeckt. Man war eben an der ersten Ernte, und auf dem Wege hinauf begegnete ich zahlreichen Landleuten, welche meinen Gruß mit freundlichem Tschin-tschin erwiedernd, die frisch gepflückten Blättchen in großen Körben heimtrugen — Männer, Frauen und Kinder waren alle gleich gekleidet. Sie trugen ein dunkelblaues loses Baumwollhemd mit weiten Ärmeln, und ebensolche Beinkleider, die bis etwas unter die Kniee reichten. Die Männer hatten auf ihren mehrfach um die Schädel gewundenen Haarzöpfen große Strohhüte sitzen, Frauen und Mädchen aber trugen ihr üppiges schwarzes Haar sorgfältig gekämmt und mit frischen Blumen geschmückt. Hier war es auch, wo ich zum erstenmale wirklich hübsche schlank gewachsene Chinesinnen sah. Ihre Gesichter waren gebräunt und nicht wie jene ihrer Schwestern in den Städten bepudert und bemalt; ihre unteren Gliedmaßen und ihre nackten Unterarme zeigten runde pralle Formen. Paarweise trippelten sie einher, auf ihren Schultern Bambusstäbe tragend, von denen die schweren Körbe, mit Theeblättern gefüllt, herabhingen. Kamen sie an mir vorbei, so schlugen sie verschämt die Augen nieder und wandten ihre Gesichter mit verlegenem Lächeln ab. In den Pflanzungen selbst ließen sie sich durch mein Kommen



Partie am Yangtzekiang bei Chingkiang.



Hankau. Die Reinigung des Thees.

Blätter ist die Arbeit des Theebaues nicht etwa beendet. Freilich erfordert der Theestrauch keine besondere Düngung oder Bearbeitung des Bodens; lehmiger und sandhaltiger Boden, dazu Sonnenlicht und eine hinreichende Menge Regen ist alles, was erforderlich ist. Aber dennoch hat der Theebauer den größten Teil des Jahres mit seiner Pflanzung zu thun. Aus den Samenkörnern werden zuerst Sprößlinge gezogen und diese, sobald sie einige Monate alt sind, in die Pflanzungen selbst versetzt, wo sie in langen Reihen mit etwa anderthalb Meter breiten Abständen voneinander stehen. Zwischen sie werden noch allerhand Gemüse gepflanzt. Nach dem zweiten Jahre pflegt man in manchen Gegenden — der Thee ist in dem ganzen Millionen Quadratkilometer umfassenden Stromgebiet des Yangtzekiang verbreitet — die Blätter schon zu pflücken, doch ist die Pflanze erst im sechsten Jahre ausgewachsen und liefert dann bis zu ihrem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre zwei bis vier Ernten jährlich. Läßt man die Stauden wachsen, so erreichen sie drei bis fünf Meter Höhe; sie müssen also jährlich beschnitten werden, um das Pflücken der Blätter zu erleichtern.

nicht in ihrer Arbeit stören. Emsig streiften sie mit ihren kleinen Händchen die Blätter von den Zweigen und warfen sie in die Körbe auf ihren Rücken. Hunderte von Mädchen, ja selbst Kinder von fünf oder sechs Jahren, waren so mit dem Einheimsen der Blätter beschäftigt, denn in einer Woche mußte die Ernte beendigt sein. Sie ist ja die beste und kostbarste der drei oder höchstens vier Ernten, welche der Theestrauch jährlich liefert. Die Blättchen sind Ende April und Anfang Mai fleischiger, wohlriechender als die nachfolgenden, und zeigen eine zarte weiße Behaarung, welche wahrscheinlich der Grund war, warum man in Europa den Thee dieser Ernte irrtümlich als Blütenthee bezeichnet. Die Blüten selbst werden nicht zur Theebereitung verwendet. Sie sitzen auf den Spitzen der buschigen, etwa meterhohen Sträucher, und sind weißlich, geschmack- und geruchlos. Im Herbst entwickelt sich die Frucht, eine Kapsel mit drei kleinen Bohnen, aus welchen die Sträucher gezogen werden.

Mit dem Abstreifen der frischen grünen Blätter ist die Arbeit des Theebaues nicht etwa beendet.

Dieses Pflücken kann nur an warmen, sonnigen Tagen erfolgen, und deshalb beeilten sich die Mädchen und Kinder so sehr, als ich zwischen ihnen durch die Pflanzungen wanderte. Wie mir mein Dolmetscher erzählte, waren sie schon seit Morgengrauen an der Arbeit. Kaum gönnten sie sich Zeit, um ihren gekochten Reis und ihre Gemüse zu verzehren; dann arbeiteten sie sich wieder ihre kleinen Händchen blutig und blickten mitunter ängstlich auf, um zu sehen, ob nicht Wolken im Anzuge waren, deren Entladung ihre Ernte verderben würde. War ein Korb mit den glänzenden fleischigen Blättchen gefüllt,

dann sprang wohl ein Mädchen auf denselben und stampfte die Blätter mit ihren nackten Füßen fester zusammen, und konnte nichts mehr hineingepreßt werden, so wurde rasch ein Bambusstab durch die Handhabe gezogen, die Last auf die Schultern gehoben, und fort ging's in raschem Getrippel hinab zum Farmhause.

Unten in den verstreuten Höfen und kleinen Dörfchen sind Männer und Frauen mit der Zubereitung der Theeblätter beschäftigt, und bricht die Dämmerung an, dann eilt alles aus den Pflanzungen hinab, um bis Mitternacht die Blätter zu dörren. Ein paar Stunden Schlaf nur ist den jungen Arbeiterinnen gegönnt; dann springen sie wieder zurück in die Pflanzung, und das Tagewerk beginnt von neuem. Ihre einzigen Werkzeuge sind ihre Hände und Füße. Sobald ein Korb Blätter in die Farmhäuser gelangt, so machen sich Frauen und Kinder darüber her, um geschickt die alten und gelben Blätter daraus zu entfernen, die guten Blätter aber auf lustige Bambusgeflechte zu werfen, wo sie bald welken und weich werden, so daß sie mit der flachen Hand leicht zu rollen sind. Lange dauert diese Arbeit, bis sich endlich an den Blättern rötliche Flecken zeigen. Dieses Rollen der Blätter heißt im Chinesischen kung fu, woraus die europäischen Handelsleute Kongu oder Kongo machten. Der als „Kongo" bezeichnete Thee stammt also nicht etwa vom Kongo, sondern heißt so viel als „gerollter Thee."

Nun werden die Blätter in baumwollene Säckchen gestopft und diese in durchlöcherte Kisten oder Fässer geworfen. Dann springen die Arbeiter hinein und treten und kneten die Säckchen ähnlich wie die Italiener und Spanier die Weintrauben, so lange, als aus den Öffnungen noch der Saft der Blätter, eine klebrige ölige Flüssigkeit, herausläuft. Auf diese Weise wird ein großer Theil des bitteren Tanningehaltes entfernt, und das Gewicht der Blätter auf etwa ein Viertel verringert.

Nun sind die Blätter für das Feuern reif. Dies geschieht in manchen Gegenden von den Theebauern selbst, oder sie verkaufen die Blätter, nachdem sie einige Stunden in Körben einer leichten Gärung ausgesetzt wurden, den Händlern der großen chinesischen Theekaufleute. Diese ziehen Ende April und Anfang Mai durch die Theedistrikte und kaufen den Bauern ihre Ernten ab. Großer Grundbesitz ist in China eine Seltenheit. Jeder Bauer hat ein kleines Stückchen Land, höchstens einige Morgen groß, auf dem er seinen Thee, Reis, Getreide, Bohnen und Gemüse selbst zieht. Den Überschuß verkauft er an die Händler. Diese senden den Thee nach ihren „Hongs" oder Warenhäusern, und dort erfolgt die weitere Zubereitung. Die Blätter werden von halbnackten Chinesen auf heiße Eisenpfannen geworfen und dort unter fortwährendem Umrühren erhitzt; dann breitet man sie auf große Bambusrohrtische aus und drückt nochmals durch Kneten mit der Hand die vorhandene Feuchtigkeit aus. Dieses Erhitzen, Rollen und Trocknen wird mehrmals wiederholt, bis die Blätter vollständig gedörrt sind und eine dunkle Farbe angenommen haben — Blätter verschiedener Ernten werden in den „Hongs" auch gemischt; dann werden ihnen auch, um verschiedene Theesorten zu erzeugen, mancher-



Theesortierer in Foochow.

lei wohlriechende Blüten zugesetzt, und der „grüne“ Thee wird überdies noch einer Behandlung mit Preußischblau und Gipsmehl unterworfen, um ihm eine schönere Färbung zu geben.

Alles das ist sehr leicht niedergeschrieben, aber wir europäischen Theetrinker machen uns kaum eine Vorstellung von der unendlichen Sorgfalt und Zartheit, welche diese Zubereitungen erfordern. Wohl stehen den Zopfträgern des Reiches der Mitte jahrhunderte lange Erfahrungen zu Gebote, aber doch bleibt die Theeindustrie die schwierigste aller chinesischen Industrien. Durch Generationen hat sie sich ohne irgend welche Neuerungen fortvererbt, und geradeso wie die Urgroßväter, so machen auch die Enkel ihre Theearten nach denselben Vorschriften. Indier wie Japaner verwenden praktische, vorzüglich arbeitende Maschinen, größere Länderstrecken sind durch Gesellschaften oder Einzelne zu einem Betrieb vereinigt worden, und der Wettbewerb dieser beiden Länder bedroht den chinesischen Theemarkt in der empfindlichsten Weise, allein die Zopfträger sind viel zu konservativ, um sich dadurch aus ihrem alten Geleise heben zu lassen. Bei ihnen macht der Schaden nicht klug. Die Preise sind durch die Indier und Japaner so sehr herabgedrückt worden, daß es sich bei aller Sparsamkeit und Enthaltsamkeit kaum mehr lohnt, Thee zu bauen. Und hier zeigt sich eine der Eigentümlichkeiten der Chinesen — ihr negativer Geist — statt es den anderen Völkern durch Annahme von Maschinen, durch vereinigten Betrieb, durch Arbeitsteilung gleichzuthun, leben sie einfach noch enthaltsamer und widmen ihren Produkten stets dieselbe zeitraubende und kostspielige Bearbeitung.

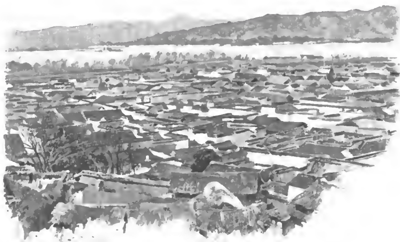
Ihr einziger Bundesgenosse im Kampf mit den anderen Theebauern ist die ausgezeichnete Qualität ihres Thees. Oolong, Souchong und Pekko beherrschen noch immer den Markt auf dem europäischen Kontinent, hauptsächlich in Rußland. Die genannten drei Namen sind nicht etwa solche von Städten oder Theedistrikten. Oolong heißt in der chinesischen Sprache „schwarzer Drache“ und ist eine Art schwarzen Thees, Souchong heißt „kleine Pflanze“ und Pekko „weißer Flaum“ nach dem Flaum, welchen die Blätter der ersten und besten Ernte zeigen.

In Europa herrscht immer noch ziemlich allgemein die Ansicht, daß schwarzer und grüner Thee aus zwei verschiedenen Pflanzen hergestellt wird und daß besonders Indien und Ceylon die Heimat des schwarzen, China und Japan die Heimat des grünen Thees seien. Das ist ein Irrtum. Beide Sorten werden aus demselben Thee hergestellt. Grüner Thee wird einfach weniger gebrannt als schwarzer.

Aus den Händen der chinesischen Theehändler gelangt der Thee in die Hongs der europäischen Kaufleute in den großen Hafenorten, wo er für den Transport nochmals getrocknet und in Kisten, mit Blei gefüttert, verpackt wird. Von den hundertzwanzig Millionen Kilo Thee, welche in der letzten Zeit jährlich aus China ausgeführt wurden, stammen etwa dreieinhalb Millionen Kilo aus Kiukiang am Yangtzekiang, gegen je zwei Millionen aus Ningpo und Tamsui, dem Haupthafen von Formosa, je eine halbe Million aus Lappa und Kanton, eine Viertelmillion aus Amoy, aber der große Haupthafen des chinesischen Thees, ja die Metropole des Thees überhaupt ist immer noch Hankau, von wo jährlich über hundert Millionen Kilo nach aller Welt verschifft werden.

Den wenigsten ist Hankau, eine der wichtigsten und größten Städte des Reiches der Mitte, auch nur dem Namen nach bekannt. Es liegt sechshundert engl. Meilen den Yangtzekiang aufwärts im Herzen von China, im Mittelpunkt des größten Theedistriktes und hat wohl mit den es umlagernden Städten eine Bevölkerung von weit über eine Million.

Als ich im vergangenen Mai meine Reise von Shanghai den gewaltigen Strom aufwärts unternahm, waren meine Mitpassagiere durchwegs nach Hankau gebucht. Die Warenballen, welche auf den Docks in Shanghai verladen wurden, gingen nach Hankau, alles sprach nur von Hankau. Was Shanghai für das ganze chinesische Reich ist, das ist Hankau für das Innere desselben; Shanghai liegt am Ende, Hankau am Anfang des Dampferverkehrs auf dem chinesischen Riesenstrom. Wohl gehen heute schon Dampfer noch einige hundert Meilen weiter aufwärts nach Itschang, allein für die großen transoceanischen Dampfer, die Kriegsschiffe und die zahl-



Hankau am mittleren Yangtzekiang.

reichen Passagierdampfer des Yangtzekiang ist Hankau die Endstation. Die Stadt liegt am linken Ufer des großen Hanflusses, der aus dem Hochlande von Schansi kommend, sich hier in den Yangtzekiang ergießt. Jenseits Hankau, am rechten Hanufer, liegt die alte Chinesenstadt Hanyang, und beiden gegenüber, am Süduser des Yangtzekiang, liegt die befestigte Hauptstadt der Provinz Hupe, Wutschang. Sie erinnerten mich in Bezug auf ihre Lage lebhaft an die Metropole der neuen Welt, an Newyork mit seinen Schwesterstädten Brooklyn und Jersey City. Aber während dort gewaltige Brücken und Dampffähren den Verkehr herstellen, während Tausende von Dampfern und Segelschiffen die breiten Ströme durchfurchen und der Verkehr ein betäubender, alles überwältigender ist, bekümmert sich in dem Städtetrio des Yangtzekiang keine Stadt um die andere. Jenseits des ungeheuren meilenbreiten Stromes zeigen sich von Wutschang nur die Festungsmauern, hinter welchen die Stadt selbst liegt, und ähnlich scheint auch der Unternehmungsgeist der Chinesen mit einer hohen unbezwingbaren Mauer umgeben zu sein. Hanyang, einst viel bedeutender als Hankau, ist ein elendes, schmutziges Nest, in welchem einige hunderttausend Zopfträger ihr freudenloses Dasein fristen und das nichts von Interesse für den Fremden bietet, es sei denn der pagodengekrönte Hügel, der sich hinter der Stadt mit ihren geraden meilenlangen Straßen auf etwa hundert Meter über den Fluß erhebt. Von dort genießt man eine herrliche Aussicht auf die beiden Ströme und die drei Städte an ihrem Zusammenfluß. Das Häusermeer von Hankau mit seinen niedrigen, unendlich einförmigen Ziegeldächern zeigt ebenfalls nur geringe Unterbrechungen. Gegen Norden schließt es eine hohe Mauer von den Reisfeldern der Umgegend ab, und in

der Mitte erheben sich einige citronengelbe Porzellandächer, die der Residenz des Taotais oder Distriktgouverneurs angehören. An den Ufern der mächtigen gelben, trüben Wasserfläche des Yangtzekiang wird das trostlose Stadtbild Hankaus von einem langgestreckten Park mit hohen Bäumen begrenzt, zwischen deren Kronen ein paar größere Häuser hervorlugen. Dort ist die europäische „Konzession", die Residenz der Handvoll Europäer, welche Hankau zu dem gemacht haben, was es heute ist, zur Metropole des Theehandels. Hundert Kaukasier haben hingereicht, den Handel der drei Schwesterstädte in die Wagschale Hankaus zu werfen, ja den Handel von Hunderttausenden Quadratkilometern Landes mit vielen Millionen Einwohnern zum großen Teile hierher zu locken. In den Häusern des schönen Parks am Yangtzekiang ist der Sitz dieses so ausgebreiteten Geschäftsverkehrs im Innern von China, dort wechseln jährlich hunderte Millionen Kilos Thee die Hände, von dort werden diese geradezu unfaßlichen Theemengen mittels großer Oceandampfer nach London, Hamburg, Odessa verladen.

Und kommt man in diese kleine europäische Niederlassung, so sieht man von dem großen Geschäftsverkehr erst recht nichts. Die Häuser sind geräumige, einstöckige Villen mit breiten Veranden und Galerien im Stile der indischen Bungalows, etwa wie in den vornehmen Stadtteilen von Bombay und Singapore, umgeben von gutgepflegten Gärten. Parkanlagen trennen sie von dem steinernen Uferkai des Yangtzekiang, auf dessen Fluten nahebei ein paar „Hulks" (alte abgetackelte Schiffrumpfe) liegen; sie sind die Anlegestellen für die gewaltigen schneeweißen Flußdampfer, die mich in Größe und Einrichtung ganz an die gleichen Hudson- und Mississippidampfer erinnerten. Weiter draußen im Strome liegen ein paar Oceandampfer vor Anker. Zwischen den hübschen Privatresidenzen zeigen sich zwei Klubhäuser und zwei Kirchen, weiter gegen Osten ein Kloster, und daran schließt sich ein großer — Rennplatz für die Wettrennen, welche die Handvoll Europäer sogar im Herzen von China veranstalten! Der Rennplatz ist eigentlich der Boden der französischen „Konzession", während die Wohnungen der Europäer, hauptsächlich Russen, Engländer und Deutsche — auf der englischen „Concession" stehen. Da sich bisher aber kein Franzose in Hankau angesiedelt hat, steht dort nur das französische Konsulat. Hinter dieser eigentümlichen Europäerstadt erheben sich ein paar Theefabriken, und an diese schließt das schmutzige, übelriechende Straßengewirr der Chinesenstadt. Das ist Hankau.

Nach dieser Handvoll europäischer Erde im Herzen von China werden die ungezählten Tonnen Thee aus dem Stromgebiet des Yangtzekiang zusammengeschleppt. Sie kommen auf den Rücken von chinesischen Coolies (Lastträgern), auf Maultieren, auf grotesken Dschunken und Booten und auf großen europäischen Dampfern. — Dorthin reisen im Frühjahr die Theehändler und Tscharsiehs (Theekoster) von Europa, von Singapore und Shanghai; täglich kommen Dampfer an, täglich lichten andere ihre Anker für ferne Ziele. Während weniger Wochen in jedem Frühjahr herrscht in Hankau fieberhafte Thätigkeit. Europäische Handelsherren und ihre Agenten, Koster und Spekulanten, chinesische Compradores (Geschäftsleiter), Schroffs (Geldzähler), Kommis und Coolies arbeiten dann von früher Morgendämmerung bis in die Nacht hinein. Die vierundzwanzig Stunden des Tages sind ihnen nicht hinreichend. Da wird gekauft und ausgepackt, gekostet, gemischt und eingepackt, bezahlt und verladen — alles nur Thee. Und kaum sind die Schiffsbäuche voll mit ungezählten Kisten, so werden die Anker gelichtet. — Das geht so, wie gesagt, während einiger Wochen im Jahre — etwa von Anfang Mai bis Anfang Juni. Dann wird es wieder still in Hankau.

Warum diese Eile? Warum diese angespannte Thätigkeit während so kurzer Zeit? — Die wichtigste Theeernte des Jahres trifft eben dann ein, und die einzelnen europäischen Theehäuser trachten natürlicherweise, die besten Sorten zu den niedrigsten Preisen zu ergattern. Dazu muß aber jede Kiste, jeder Sack geprüft werden, und diese Prüfung ist die wichtigste Sache des ganzen Theehandels, denn von dem Urteil des Prüfers oder „Tscharsieh" hängen mitunter Summen von mehreren Tausenden Pfund Sterling ab. Tausende von Kisten werden der Reihe nach von flinken Coolies geöffnet, der Farbe und Qualität der Blätter nach-



Wutchang.

geprüft. Dann wird jeder Kiste eine Probe entnommen, aus welcher in kleinen Schälchen Thee bereitet wird.

Während draußen die Coolies lärmen und schreien, sich stoßen und drängen, Kisten öffnen und vernageln, geht es in den dämmerigen Prüfungsräumen still und feierlich her. Mit derselben Genauigkeit, wie Apotheker bei der Mischung von giftigen Arzneien, werden die einzelnen Proben abgewogen, die Schälchen gereinigt, das Kochen des Wassers und die Dauer des „Ziehens“ auf Sekunden nach Sanduhren beobachtet, dann schlürft der Tscharsieh einen Schluck durch die Zähne in den Mund, und nach diesem einzigen Schluck fällt die Entscheidung. Tausende Pfund Sterling wechseln die Hände. Ein Zögern, Nachdenken, nochmaliges Prüfen ist nicht gestattet. Nun prüft ein Tscharsieh mitunter hundertfünfzig bis zweihundert Theesorten an einem Morgen, und man kann sich denken, welche Verantwortlichkeit auf dem heiklen Gaumen dieser Theekoster ruht!

Der größte Teil der Theemengen, welche in Hankau von den chinesischen Kaufleuten erworben werden, geht per Dampfer direkt oder über Shanghai nach Europa, teilweise auch über den Stillen Ocean und die Kanadische Pacificbahn, um in Montreal oder Newyork auf transatlantische Dampfer überladen zu werden. Der Dampfer „Empress of India“, auf welchem ich selbst im vergangenen Herbst über den Stillen Ocean fuhr, hatte in seinem Rumpf eine Ladung von nicht weniger als zwei Millionen Pfund Thee! Die großen Theekaufleute Englands ziehen es vor, ihren Thee über den Stillen Ocean und Kanada nach Europa zu verschiffen, weil der Transport durch die Singaporestraße und den Indischen Ocean den Thee der Gefahr des „Schwitzens“, also einer Art Gärung aussetzt, die dem Geschmack der wertvollen Theeladung natürlich nicht förderlich wäre.

Die Prüfung der zweiten und dritten Theeernte, welche weniger kostbare Theesorten liefert, erfolgt gewöhnlich durch lokale „Tscharsiehs“ in Hankau oder Shanghai.

Während des Rollens und Brennens des Thees sowie während des Transportes

auf den elenden Straßen wird eine große Menge von Blättern zerbröckelt oder zu Staub zerrieben. Diese Abfälle werden sorgfältig gesammelt und in den vorerwähnten Hankauer Fabriken zur Bereitung des Ziegelthees verwendet. Bei uns ist Ziegelthee nahezu unbekannt, in Rußland und Sibirien aber gehört er neben dem Karawanenthee zu den beliebtesten Sorten. Die steinharten Täfelchen des Ziegelthees werden in Sibirien, wo es zuweilen im Geldverkehr an kleinen Münzen fehlt, sogar an deren Stelle ausgegeben und ziemlich allgemein als Zahlung angenommen.

Aber auch gute Theesorten werden für den Transport von Karawanen in solche Ziegel gepreßt, und das ganze Geschäft der Bearbeitung und Versendung liegt in den Händen einiger russischer Firmen.

In den großen, dunklen, staub- und dampferfüllten Räumen der Fabriken stehen zahllose Fässer mit feinem Theestaub oder Blätterabfällen, welche sorgfältig zerkleinert und durch Siebe geschüttelt werden. Hunderte von halbnackten schweißtriefenden Coolies, den langen Scheitelzopf um ihre kahl rasierten Schädel gewunden, wiegen dieses gelbliche Theemehl in Partien von je einem Kilogramm und füllen damit kleine Säckchen aus Baumwollstoff, andere werfen diese Säckchen in große durchlöcherte Metallcylinder, wo sie mit heißem Dampf durchtränkt werden. Von Zeit zu Zeit beugt ein Chinese seinen nackten Oberkörper über den dampferfüllten Cylinder, holt die Theesäckchen wieder heraus und trägt sie zu der Preßmaschine, wo sie in ziegelartige Formen gepreßt werden. — Man darf sich unter diesen Preßmaschinen nicht etwa solche aus Eisen und Stahl vorstellen, wie sie bei uns in Verwendung stehen. Ein langer Bambusstamm ist mit einem Ende in ein Scharnier befestigt; nahe diesem trägt er an der unteren Seite einen in die Ziegelform genau passenden Stempel. Ist die Form mit einem Theesäckchen gefüllt, so springt ein Chinese mit seinem vollen Körpergewicht auf das andere Ende des Bambusstammes, und während dieses sich senkt, legen sich noch ein paar andere halbnackte Coolies darüber. Dann wird der Bambusstamm wieder gehoben, der steinhart gepreßte Theeziegel herausgenommen und ein anderes Theesäckchen in die Form geworfen. Die fertigen Ziegel, etwa von der Form und Größe unserer gewöhnlichen Dachziegel, nur von nahezu schwarzer Farbe, werden noch getrocknet, in Papier geschlagen, und sind nun zum Transport per Karawane fertig.*)

*) Die in manchen Nachschlagebüchern erzählte Behandlung des Ziegelthees mit Ochsen- und Schafblut ist unrichtig und findet nicht statt.



Pagode in Wutchang.

In Europa wird ziemlich allgemein angenommen, daß der Karawanenthee wirklich auf Kamelrücken den viele tausende Kilometer weiten Weg nach Rußland zurücklegt. Das ist aber ein Irrtum. Auch in sonst zuverlässigen Werken über China fand ich unrichtige Angaben über die Transportwege des Karawanenthees. Von der ganzen ungeheuren Strecke wird nur ein verhältnismäßig kleiner Teil wirklich auf Kamelrücken zurückgelegt. Die Gesamtproduktion des Ziegelthees wird zunächst den Yangtzekiang abwärts nach Shanghai verschifft. Von dort geht ein kleiner Teil zu Schiff nach Tientsin und Peking, wird dort auf verbindung mit Irkutsk jenseits des Baikalsees besteht. Erst hier beginnt der eigentliche Karawanentransport quer durch Sibirien auf einer Strecke von über 1500 Werst nach Tomsk. Dort wird der Thee wieder auf Dampfer verladen, die ihn über Tobolsk nach Tjumen führen, von wo die Eisenbahnlinie über Jekaterinenburg nach Perm (771 Werst) benützt wird. Dann geht er in Dampfern die Kama abwärts, die Wolga aufwärts nach Nischni-Nowgorod, und von da per Eisenbahn endlich nach Moskau!

Wie kann sich denn der verwickelte Transport von so wohlfeilen Theesorten über so ungeheure Strecken überhaupt lohnen?



Flußleben auf dem Yangtzekiang.

Kamele verladen und von diesen karawanenweise quer durch die Mongolei nach Kiachta in Sibirien gebracht. Von dort gehen die Ladungen zu Wasser nach Irkutsk am Baikalsee. Die größte Menge des Karawanenthees wird von Shanghai nach Nikolajewsk an der Mündung des Amur in das Ochotskische Meer verschifft und dort auf die Amurdampfer verladen, unter denen sich auch einige deutsche Dampfer befinden. Diese bringen den Thee dreitausend Werst den Amur und Schilka aufwärts nach Strjetensk. Von hier erst übernehmen Karawanen den weiteren Transport landeinwärts über Tschita nach Werchne-Udinsk am Selengafluß, von wo wieder Dampfer- Warum werden gerade die besten Theesorten per Dampfer von Hankau direkt nach Odessa gesandt und nicht die wohlfeileren? Der Seetransport von Hankau nach Odessa ist ja unverhältnismäßig billiger als der Landweg nach Sibirien? Der Grund liegt in den russischen Einfuhrzöllen. In Odessa beträgt er gerade das Doppelte von jenem an der Amurmündung, und so kommt es, daß der Thee trotz der größeren Transportkosten auf dem Landweg in Moskau selbst immer noch billiger ist, als würde er über Odessa kommen. Auf dem letzteren Wege kommt das Pfund Thee einschließlich Transport und Zoll auf etwa 91 Kopeken, auf dem Land- oder Karawanenwege nur auf

85 Kopeken zu stehen. Darin liegt der eigentliche Grund des Karawanentransportes, und die herrschenden Ansichten über die Güte des Karawanenthees, eben weil er zu Land befördert würde, gehören in das Reich der Fabel. Nur ein kleiner Teil der besten Theesorten wird durch Karawanen nach Rußland befördert. Die Hauptmenge kommt zu Wasser nach Europa.

Ebenso irrig ist es zu glauben, daß die Ausfuhr chinesischen Thees dank der furchtbaren Konkurrenz des indischen und japanischen Thees eine Einbuße erlitten hätte. Nur in Großbritannien und seinen Kolonien ist der chinesische Thee durch den indischen fast vollständig verdrängt worden, denn während Großbritannien beispielsweise 1881 nur vierundzwanzig Millionen Kilo indischen Thees bezog, stieg der Bedarf auf sechsundachtzig Millionen Kilo im Jahre 1893. Dagegen verringerte sich die Einfuhr chinesischen Thees in Großbritannien von sechsundfünfzig Millionen Kilo im Jahre 1881 auf achtzehn Millionen im Jahre 1893. Dafür ist aber der Verbrauch und damit auch die Einfuhr chinesischen Thees in den anderen Theeländern Europas seit 1881 um zehn Millionen Kilo gestiegen, und dort wird er sich auch dank seiner Vorzüglichkeit noch auf Jahrzehnte hinaus behaupten.

Requiem.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Wie soll ich es denn glauben, daß du gestorben bist,
Daß all dein Jugendfeuer verweht, verlodert ist —
Daß jener Lebenswille, der „Ewig-Sein“ begehrte,
Nicht siegreich Todeskälte in heißem Hauch verzehrte,
Daß deiner Daseinsfülle Springquell versickert ist —
Wie soll ich es denn glauben, daß du gestorben bist!

* * *

Ich sehe deinen Hügel auf ödem Friedhof ragen,
Mir ist, als müßten Flammen aus seinen Tiefen schlagen,
Als müßte deine Jugend, die in der Erde ruht,
Gewaltsam aufwärts drängen als ungestüme Glut,
Und ungelebtes Leben und unerfülltes Sein
Wild überschäumend sprengen den engen Totenschrein —

Es kann die alte Erde die junge Kraft nicht halten:
Sie muß sich lichtwärts ringen, neu bilden und gestalten,
Und wenn des Frühlings Winde ob deinem Grabe wehn,
Wird blühend deine Schönheit in Blumen auferstehn.



Dornröschen.

Ein Erlebnis

von

Wilhelm Wolters.

(Abdruck verboten.)

Der Vorhang senkte sich; das neue Lustspiel hatte so sehr gefallen, daß man nach dem anwesenden Verfasser rief. Der aber dachte weniger an den Ruhm der Tagesblätter als an die Philippika Lessings, welche ebenso gegen die kindische Neugier des Publikums wettert wie gegen die eitle Gefälligkeit des Dichters, der solch neugierigem Verlangen, ihn von Person kennen zu lernen, sich willfährig zeigt und so „nichts vor dem ersten besten Murmeltiere voraus hat, das der Pöbel gesehen zu haben ebenso begierig ist" — er entwischte, während man drinnen noch lärmte und schrie, durch ein Seitenpförtchen und ging vergnügt schmunzelnd Arm in Arm mit seiner Frau durch die schneeflimmernde Winternacht nach Hause.

Dort war es warm und traulich; auf dem weißen Damast der verlängerten Tafel in dem kleinen, gemütlichen Eßzimmer lagen ein paar Gedecke mehr als gewöhnlich, und die Hängelampe über dem Tische spiegelte ihre Strahlen in geschliffenen Gläsern und grünen Weinflaschen wieder. Man wollte den Abend mit ein paar Freunden feiern, und die ließen auch nicht lange auf sich warten, rissen in die Klingel, stürmten herein, drückten dem glücklichen Dichter und seiner noch glücklicheren kleinen Frau die Hände und begannen beim Messer- und Gabelgeklapper und Gläsergeklirr über die eben erlebten Eindrücke ein fröhliches Wortgeplänkel.

Auch Käthe, die jugendliche Schwester der Hausfrau, war unter den Gästen, und der junge Doktor, Arzt und Freund des Hauses zugleich, der links neben ihr saß, stieß mit ihr auf das Wohl ihres Schwagers und seiner sämtlichen Angehörigen öfter an, als das ganze vieraktige Stück Auftritte haben mochte.

Alle waren sie darüber einig, daß es ein sehr hübsches Stück gewesen war, ein liebenswürdiges, behagliches, lustiges Stück Leben —

„Bis auf eins!" fiel Frau Martha ein.

„Wie? Da sehe doch einer die Weiber an! Die eigne Frau will dem Manne den Ruhm schmälern!"

„Nein," wehrte sich Frau Martha, „aber eins gefällt mir eben nun einmal doch nicht ganz, und ich hab's Franz vorher schon gesagt, als er mir's vorlas: es geht zu rasch mit der Liebe!"

„Und du meinst, das entspräche dem Leben nicht?" fragte Franz mit einem schelmischen Blinzeln seiner gutmütigen braunen Augen.

„Ja, das meine ich. Es ärgert mich immer, wenn ich lese oder auf der Bühne höre und sehe, wie diese dummen Mädchen gleich bei der ersten Begegnung Feuer und Flamme sind und nichts weiter zu thun haben, als in die ausgebreiteten Arme irgend eines sogenannten Herren der Schöpfung zu fliegen."

„Als ob sie es nicht in Wirklichkeit thäten!"

„Nein! Das sind Märchen!"

„Nun, ich kenne eine mir ziemlich nahe stehende Dame, die — es sind freilich schon vierzehn Jahre her — es als Mädchen —"

„Ebenso gemacht hat?" klang es um den Tisch herum. „Ja, gnädige Frau, wenn Sie Ihre Behauptungen durch Ihre eignen Thaten Lügen strafen —"

„Es ist aber auch nicht jeder ein so kecker Bursch, wie der betreffende Beteiligte es war!" erwiderte lachend Frau Martha.

„Ein kecker Bursch ist unser Freund poëta laureatus gewesen! Wahrhaftig, das sieht man ihm heute nicht mehr an! Bitte, erzählen Sie doch!"

Frau Martha errötete. „Nein, das ist nichts für die Öffentlichkeit!"

„Warum denn nicht?" fragte Franz lächelnd.

„Nun, dann beichte du selbst," sagte des Dichters Nachbar, sein alter Studiengenosse und Mitwisser so mancher Jugenderlebnisse.

„Ja erzählen Sie!" rief die vergnügte Tafelrunde.

„Daß du dich nicht unterstehst!" drohte Frau Martha.

„Nun muß ich meine Autorität beweisen," erwiderte Franz achselzuckend. „Du bist selbst schuld daran ... wenn Sie es also wünschen, werde ich es vorlesen. Ich habe es aufgeschrieben, wie das so die Eigentümlichkeit der Schriftsteller ist, jede Bagatelle zu Papier zu bringen ..."

„Bagatelle! Warte!" rief Frau Martha.

Man stand vom Tische auf, die Herren zündeten sich die Cigarren an und nahmen die Weingläser mit in des Dichters Arbeitsstube hinüber.

Franz suchte aus einer Mappe ein vergilbtes Manuskript hervor: „Aber ich mache darauf aufmerksam, daß es kein Märchen ist, auch keine Geschichte — nicht die geringste Spannung ist darin — sondern eben nur ein Erlebnis!"

„Und was für eines! Bitte! Beisammen sind wir, fanget an!"

„Auch meine Schwägerin spielt eine Rolle darin."

„Wie? Fräulein Käthe?"

„Jawohl! Und zwar eine sehr wichtige."

Fräulein Käthe, deren Augen zufällig nach denen hinter der Brille des jungen Doktors gerichtet gewesen waren, wurde rot und wandte sich nach einer anderen Seite.

„Übrigens," fuhr Franz schelmisch schmunzelnd fort, „es mag wohl auch ein wenig Dichtung mit darin sein. Damals ... verschönte man gern noch alles, insbesondere ..."

„Ihn hat sein heutiger Erfolg ganz und gar aus dem Häuschen gebracht," lachte Martha, „ich muß wirklich dafür sorgen, daß nicht so bald wieder so etwas vorkommt!"

Franz warf noch einen Blick nach seiner Frau, fuhr sich mit der Rechten durch sein braunes Haar, in das die Zeit nur wenige Silberfäden gezogen, und las:

— Die Sonne brannte, die gelben Ähren der Kornfelder standen regungslos, kein Blättchen an den Kirschbäumen der Landstraße bewegte sich. Mittagsglut, Mittagsruhe überall. Wer nicht hinaus mußte, blieb drinnen im Schatten seiner vier Mauern. Der junge Bursch aber, der das Ränzel auf dem Rücken, einen Kranz von kühlenden Nußbaumblättern unter dem nach rückwärts geschobenen Strohhute auf dem Kopfe, den Wanderkrummstab in der Rechten schwingend, den Wiesenweg dahinschritt, schien nichts von Schwüle und Müdigkeit zu merken. Seine Augen spähten fröhlich über die Hänge dahin, und als hinter einem Hügel ein roter spitzer Dorfkirchturm auftauchte, warf er den Hut vergnügt in die blaue Luft und rief: „Heureka! Da haben wir's!" Und mit rascheren Schritten ging er weiter.

Er schien es sehr eilig zu haben.

Und das hatte er auch.

Wo ein Kirchturm ist, muß auch ein Pfarrhaus sein, dachte er, und seine Augen glänzten. Und wo ein Pfarrhaus ist, ist auch ein Pfarrer. Und wo ein Pfarrer ist, ist sie ... das heißt, wenn wir endlich den richtigen Kirchturm, das richtige Pfarrhaus und den richtigen Pfarrer gefunden haben ... Hätte es nicht für möglich gehalten, daß es so viele Pfarrdörfer um mein geliebtes Dresden herum giebt, glaubte, ich kennte sie alle ... nun diesmal werden wir hoffentlich am Ziele sein ... warte nur, du schönes Wild, dein Jäger ist dir auf der Spur, er naht, er naht ... „Er naht, er naht, er naht, er naht!" trällerte der Wanderer lustig vor sich hin und wirbelte den Ziegenhainer im Kreise herum wie ein gelernter Regimentstambour den Taktstock.

Er hatte schon mehr als einmal auf dieser seiner Fußtour, auf der er sich seit drei Tagen befand, Heureka gerufen, aber immer zu früh. Deshalb setzte er um so mehr Hoffnung auf diesmal — die ganze Umgegend hatte er bereits abgesucht, wenn er die Gesuchte hier nicht fand, konnte er das Suchen überhaupt aufgeben. Da er aber erst drei Dezennien Jahre auf seiner Lebensreise zurückgelegt hatte, dachte er nicht an die Möglichkeit solcher Schicksalstücke.

Auf der Hochzeit eines seiner Freunde hatte er sie kennen gelernt, und als sie beim Walzer an seiner Schulter hing, hatte er sich geschworen: „Die ist es!" Sie war so hold und tugendreich und etwas schnippisch doch zugleich, daß sein Herz lichterloh brannte. So schnippisch war sie, ihm nicht einmal zu sagen, wo ihre Eltern wohnten, daß er sich erkundigen könne, wie ihr das Fest bekommen sei, und so weiter. Er wußte nicht einmal, wer seine zukünftigen Schwiegereltern waren. Denn bei irgend jemand anderem wollte er sich nicht erkundigen. Auch hatte sie hinzugefügt, daß solch ein Besuch ihm überhaupt wenig nützen werde,

da sie am anderen Tage verreise, für lange Zeit, aufs Land zu ihren Großeltern ins Pfarrhaus. „Und wie heißen sie, diese Großeltern, und wo steht es, dies Pfarrhaus?“ hatte er gefragt. „Nicht weit von hier,“ hatte sie geantwortet. „Aber wo?“ „Suchen Sie!“ „Wenigstens das eine müssen Sie mir verraten, ob rechts oder links der Elbe!“ „Links.“ „Und was erhalte ich zur Belohnung, wenn ich Sie gefunden?“ Da hatte sie gelacht und war davongelaufen. „Ich werde suchen!“ hatte er ihr nachgerufen. Und gleich hatte er sich auf die Wanderschaft gemacht — in vier Pfarrhäusern schon hatte er sich unter listigen Vorwänden eingeschlichen, vergebens — auf der ganzen Generalstabskarte war kein Kirchdorf links der Elbe weiter zu finden (nicht weit von Dresden hatte sie gesagt!) als dieses, das da vor ihm zwischen den Kirschbäumen und Weißdornbüschen auftauchte, — also vorwärts!

Der Wiesenweg bog thalabwärts um, hinunter nach einem ausgetrockneten Flüßchen, um jenseits desselben in die Dorfstraße zu münden. Zwischen den Vorgärtchen der niedrigen, strohbedeckten Häuser, an deren Mauerspalieren Weinranken und das Geäst breit auseinander gezogener Birnbäume hinaufkletterte, wand sich die Straße langsam lehnan. Hinter einer bröckeligen, moosbewachsenen Mauer lugten verwitterte Grabkreuze hervor und die Spitzen schwarzgrüner Lebensbäume, zwischen denen weiße und braune Falter flatterten. Da kam auch der rote, spitze Turm wieder zum Vorschein, und hier auf der anderen Seite des Weges: ja, das mußte es sein.

Hier umgab eine hohe Hecke den kleinen Garten. Eine Hecke, an der schon längst keine Schere die wuchernden Schößlinge gestutzt, mit blühenden Heckenrosen überstreut. Und dahinter das hochdachige Häuschen bis zum Traufgesims eingesponnen von Ephen, zwischen dessen dunklen Blättern die kleinen Fensterchen sich kaum getrauten hervorzugucken. Ein grün angestrichenes Lattenthürchen verschloß den Eingang.

Der junge Mann blieb stehen und rückte sich den Strohhut gerade. Ja, hier muß es sein . . .

Er drückte auf die verrostete Klinke; die Gartenthür sprang auf.

Zwischen lang aufgeschossenem Mohn und Georginen, welche müde die schweren, dicken Köpfe hingen, ging er langsam den schmalen Kiesweg, auf dem das Gras wuchs, nach dem Hausthore hinunter. Die Thür stand offen. Kühl und dämmerig war es in dem mit Steinplatten belegten Flur, kühl und still. Niemand rührte sich. Der junge Mann ging weiter. Da war wieder eine offene Thür. Franz blickte hinein in ein geräumiges Zimmer, in dem ein gelbpolirter, ovaler Ahorntisch in der Mitte stand, ein altväterliches schwarzes Roßhaarsofa an der einen der blaugetünchten Wände, ein Nähtisch auf einem Tritte am Fenster. Das Zimmer war leer. Franz nahm den Hut ab und trat ein. Da schlich es trippelnd über den Fußboden, in der offenen Thür gegenüber, die in das Nebenzimmer führte, erschien ein kleines Mädchen mit einem Kornblumenkranze auf dem blonden Haar. Es mochte wohl kaum vier Jahre alt sein. Ein kleiner Wiesenelf. Aus ihren großen blauen Augen sah sie neugierig auf den Fremden.

War das Zauberspuk? Das war sie ja, und war's doch nicht! Ein Miniaturbildchen der sehnlichst Gesuchten! Ja, wo hatte er denn seine Gedanken? Heureka! jubelte es in ihm, gefunden, gefunden! Die Schwester wars, der Geliebten wie aus dem Gesichte geschnitten! Die Schwester, von der sie ihm so viel erzählt! Hurra! Ja, gefunden, gefunden!

Franz nickte ihr lächelnd zu. Die Kleine legte den Finger auf den Mund und kam einen Schritt näher.

„Bist du der Geburtstagsmann?“ fragte sie mit geheimnisvoll gedämpfter Stimme.

Franz beugte sich zärtlich zu ihr hinunter. „Nein, der bin ich nicht,“ erwiderte er eben so leise und geheimnisvoll und sah ihr tief in die schönen blauen unschuldreinen Augen hinein.

Die Kleine schwieg einen Moment nachdenklich. „Hast du Kinder?“ begann sie in dem gleichen Tone.

„Nein.“

„Die sind wohl alle gestorben?“

„Nein,“ erwiderte Franz, „ich habe noch gar keine Kinder gehabt.“

Wieder schwieg die Kleine.

„Kennen Sie die Großmama?“

„Nein.“

„Aber uns?“

„Ein wenig.“

„Und den Weihnachtsmann?“

„Ja.“

„Wie du jung warst, ist da der Geburtstagsmann auch zu dir gekommen?“

„Freilich.“

„Ich … ich — warte auf den Geburtstagsmann.“

„Er wird dir gewiß etwas Hübsches mitbringen.“

Das Kind nickte strahlend. „Ich bin nur zweimal unartig gewesen.“

„Da bist du ja ein ganz gutes Kind!“

Sie nickte wieder. „Ja. — Bist du ein Prinz?“

„Jawohl,“ rief Franz übermütig und hob die Kleine zu sich empor auf seinen Arm. „Ein Prinz aus Genieland!“

„Aus was?“

„Aus dem Märchen.“

„Ich kann auch Märchen.“

„So …“ sagte Franz, setzte sich auf einen der mit schwarzen Roßhaarpolstern belegten Rohrstühle, die um den Tisch herum standen, und ließ die Kleine von sich nieder auf den Boden gleiten. „Ei … welches denn?“

„Vom Dornröschen.“

„Wie ist denn das?“

„Nein, lieber vom Schneewittchen.“

„Also vom Schneewittchen.“

„Nein, lieber vom Dornröschen.“

„Also vom Dornröschen.“

Die Kleine legte ihre Rechte auf des Fremden Knie: „Da war ein Dornröschen, und da sagten die, sie kann überall hinlaufen, aber die Eltern sagten, aber darfte nor nich in die eine Thür, und da gangen die Eltern fort, und das Schneewittchen … nein, das Dornröschen macht doch auf …“

„Ei, ei, macht doch auf … nun und?“

„Die Thür … und da sitzt eine alte, alte Frau auf dem Stuhle und die spinnt, da sagt das Schneewittchen, ich möchte auch spinnen, aber die Frau hat gesagt, du darfst nicht spinnen, und da spinnt die aber doch und die hat sich gestochen und da fällt sie nun hin und schläft, und die alte Frau gang fort.“

„Was du sagst! Sie gang fort! Und weiter?“

„Und da … und die Eltern, die kamen nun alle wieder und sagten nun, wo das Dornröschen ist, und da sagt die Martha —“

„Die Martha?“

„Ja, die sagt, die wär' fortgegangen, und da wachsen Dornen, und da geht alle Leute hin und will mit seinen Schwert in die Hexendornen schießen, und da kommt ein Mann und das ist ein Prinz und der macht mit sei'm Schwert ein Loch und da kriecht er 'rein und da denkt er, ach, das ist doch so ein schönes Mädchen, da giebt er einen Kuß, und da wacht's auf und geht zu seinen Eltern und erzählt das und die sagten, das darfst du doch nicht, wir dir das doch verboten, und da sagte das kleine Dornröschen, es wollte 's nicht wieder thun.“

Franz hob die Kleine noch einmal empor und küßte sie auf den süßen Kindermund. „Siehst du, jetzt hast du zur Belohnung auch einen Kuß von einem Prinzen bekommen!“

„Nun muß ich fort,“ sagte die Kleine etwas erschrocken.

„Fort?“

„Zur Martha.“

„Willst du mich nicht mitnehmen?“

Die Kleine nickte und ging langsam nach der Thür zur Nebenstube. Franz folgte und blieb wie verzaubert auf der Schwelle stehen.

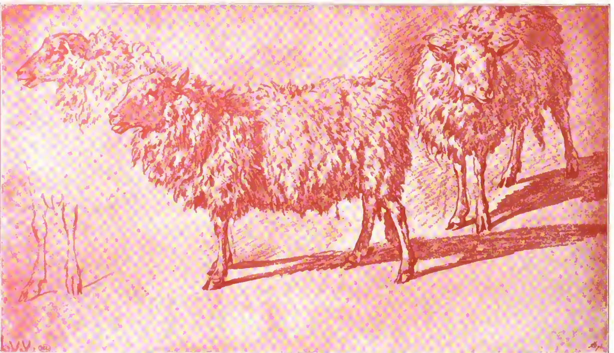
„Sst!“ sagte die Kleine, „sie schläft.“

An der gegenüberliegenden Wand, auf einem dunkelgrünen Sofa mit einer hohen geschweiften Rücklehne schlief — sie … sein Dornröschen. Mit geröteten Wangen ruhte sie da, die Rechte war von ihrem Schoße herabgeglitten, ein kleiner Kornblumenstrauß, den sie gehalten, lag am Boden.

Weiter aber in einem dritten Zimmer, in das man durch die dritte geöffnete Thür hineinblickte, lehnten mit geschlossenen Augen in den Ecken eines dritten Sofas ein alter weißhaariger Herr mit einem schwarzen Sammetkäppchen auf dem Kopfe und einer schwarzen Schnupftabaksdose in den Händen, und eine alte Dame mit einer weißen Spitzenhaube und schwarzen geringelten Schläfenlocken, einen Strickstrumpf in den runzeligen Fingern.

Wahrhaftig, es war das verzauberte Schloß!

Dem jungen Manne pochte das Herz.



Studie nach einer Zeichnung von Adrian van de Velde im Louvre zu Paris.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach in E., Paris und New York.)

Was thun?

Auf den Fußspitzen trat er sacht näher an die Schläferin heran. Einen Blick wenigstens, ehe sie alle erwachen und das schöne Bild vergeht!

Er beugte sich vorsichtig über sie. Aber da packten ihn mit einem Male Liebe und Jugendübermut — ach, das ist doch ein so schönes Mädchen, hatte der Prinz der Kleinen gedacht, und gedacht, gethan! Und er küßte sie auf die roten Lippen.

Die Schläferin öffnete die Augen, große, erschrockene Augen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprang entsetzt auf.

Franz aber umschlang sie und flüsterte, sie abermals küssend: „Wehre dich nicht, du mein süßes Mädchen, du bist mein und ich bin dein, du, mein Dornröschen, ich habe dich aus dem Schlafe geküßt, aus dem dunkelen Schlafe des Lebens ohne Liebe zum wirklichen Leben erweckt, dafür gehörst du mir! Ja oder nein?"

„Ja," hauchte Martha und küßte ihn wieder.

Da fiel etwas polternd zur Erde, die beiden Erschreckten ließen einander los und drehten sich um.

Sprachlos vor Zorn stand der alte weißhaarige Pastor vor ihnen, die Kniee zitterten ihm, er focht mit den Händen in der Luft herum und suchte vergebens nach Worten. Die Tabaksdose lag vor ihm auf dem Boden, das schwarze Pulver köstlichen Nießkrautes verstreut auf den frisch gescheuerten Dielen. Hinter ihm, rot im Gesicht, gleichfalls wortlos, mit zitternden Ringellocken, die alte Dame.

„Sie ... Sie ... Sie ... Strolch!" rief der Pastor endlich mit bebender Stimme.

„Nein, er ist ein Prinz," sagte die Kleine belehrend.

Das gab dem jungen Manne den Mut wieder. „Ja, ein Prinz," sagte er mit einer Verbeugung, „der sein Dornröschen nur ... besuchen wollte, um sich zu erkundigen, wie ihr die Hochzeit neulich bekommen."

Der Pfarrer wußte nicht, was er antworten sollte, die alte Dame aber ermannte sich und faßte Martha bei der Hand.

„Ach Gott, ich will's ja nicht wieder thun," stammelte Martha.

„Was nicht wieder thun?" rief Franz, „deinen Bräutigam nicht wieder küssen?"

Die alte Dame ließ Marthas Hand los und starrte mit offenem Munde auf Martha.

„Ich ... ich ... ich ..." stotterte der Pfarrer.

Aber Martha warf sich schluchzend an des alten Herrn Brust, daß ihm das Käppchen vom Kopfe fiel.

An dem selben Abende saßen zwei glückliche Menschen in einer schattigen Geißblattlaube des Gartens und tranken mit den alten guten Leuten einen Wein, der nicht so sauer hätte zu sein brauchen. Und die guten überrumpelten Großeltern versprachen noch obendrein, bei den Eltern die notwendigen guten Worte einzulegen. Ein Versprechen, das sie treulich gehalten haben. Das fünfte kleine Menschenkind schlief und träumte von dem Prinzen, der ihr Schwesterchen-Dornröschen geküßt hatte, weil es alle Thüren offen gelassen, und von dem Geburtstagsmanne, der ihr einen Bruder gebracht.

„Bravo, bravo!" riefen die Zuhörer in der Runde und griffen nach den Gläsern. „Es lebe Dornröschen!"

„Dornröschen soll leben und sein Schwesterchen daneben!"

Der junge Doktor stand auf und ging, mit dem Glase in der Hand, auf Käthe zu, um mit ihr anzustoßen.

Frau Martha drohte der Schwester lächelnd mit dem Finger. „Du brauchst es mir durchaus nicht etwa nachzumachen!"

Käthe wurde rot, und der Doktor verbeugte sich verlegen.

Die anderen aber lachten. „Sehen Sie, gnädige Frau, mit dieser Warnung haben Sie die Wahrheit der Geschichte selbst zugestanden!"

„Märchen, nichts als Märchen," lachte Martha.

Franz klappte sein vergilbtes Manuskript zu. „Nun, geht es wirklich zu rasch mit der Liebe in meinem Lustspiele?"

„Ach, mit dir spreche ich überhaupt nicht mehr," erwiderte Frau Martha, „du bist ein ganz indiskreter Mensch!"

„Das sind die Schriftsteller alle!" sagte Franz lachend, und die ganze Runde lachte mit.



Einzelne Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich in einem Hefte des vorigen Jahrganges einen unter dem Titel „Ninfa“ erschienenen Band Novellen anzeigte, in dem drei Novellen von Ida Boy-Ed, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann vereinigt sind. Ich erwähnte in meiner kurzen Besprechung, daß keine der Novellen mit dem Namen des Autors gezeichnet ist, und knüpfte daran folgende Bemerkung: „An der Annahme, sie müßten nach der Buchfolge den Autoren zugeschrieben werden, wie diese auf dem Titelblatt verzeichnet sind, so daß man Ida Boy-Ed als die Verfasserin der ersten Novelle „Die Letzten,“ Hermine von Preuschen als die Verfasserin der Novelle „Perniciosa“ und Konrad Telmann als den Verfasser der Novelle „Malaria“ anzusehen hätte, wird man sehr bald irre. Mir scheint vielmehr, daß die erste Novelle Konrad Telmann, die zweite allerdings Hermine von Preuschen, die dritte Ida Boy-Ed zugeschrieben werden muß. Wäre es anders, dann wäre es den drei Autoren jedenfalls in überraschendem Maße geglückt, ihre Handschrift zu verstellen. Wie dem aber auch sein möge, — die dritte Novelle scheint mir unter den dreien bei weitem die bedeutendste zu sein.“ Daß man nicht ungestraft falsche Behauptungen aufstellt, wußte ich lange. Der unglückliche Fall lehrt mich, in Zukunft auch mit Vermutungen vorsichtig zu sein. Denn ein bißchen geniert fühlt man sich immer, wenn man sich geirrt hat. Schon bald nach Erscheinen meiner Besprechung schrieb mir Ida Boy-Ed, daß sie die Verfasserin der ersten Novelle „Die Letzten“ sei, von der ich gesagt hatte, daß darin die todbringende Seuche, welche die Einwohner von Ninfa veranlaßt, ihre Heimat zu verlassen, zwar packend geschildert sei, daß aber die Fabel mir kraß und wenig wahrscheinlich erscheine. Nun schreibt auch Konrad Telmann und berichtigt nicht nur meine irrige Vermutung, sondern verlangt auch kategorisch, daß ich den Lesern das Bekenntnis ablege, mich geirrt zu haben. Das thu ich mit Vergnügen und wohl am besten, indem ich den Brief des beleidigten Verfassers abdrucke, denn ich habe einige Bemerkungen an diese Berichtigung zu knüpfen, und zu Privatkorrespondenzen fehlt mir die Zeit und in diesem Falle auch die Veranlassung. Konrad Telmann also schreibt:

„Sehr geehrter Herr!

Man schreibt mir von befreundeter Seite, daß sich im letzten Heft Ihrer Monatsschrift eine Rezension über den von Ida Boy-Ed, meiner Frau und mir gemeinsam herausgegebenen Novellenband „Ninfa“ (Dresden, E. Reißner) befinde, in welcher gesagt wird, daß, entgegenstehend der Namen-Reihenfolge des Titelblattes, welche nur irreführe, ‚unverkennbar‘ die erste und zugleich schwächste Novelle des Bandes „Die Letzten“ von Konrad Telmann herrühre, während die dritte Novelle „Malaria“ ebenso unverkennbar Frau Boy-Ed zur Verfasserin habe. Dem gegenüber muß ich Sie nun hierdurch ergebenst ersuchen, in dem nächsten Hefte Ihrer Monatsschrift an sichtbarer Stelle die berichtigende Notiz bringen zu wollen, daß der Verfasser genannter Rezension sich in einem gröblichen Irrtum befindet, daß die Namen-Reihenfolge des Titelblattes die richtige ist und daß die Novelle ‚Malaria‘ von Konrad Telmann, die Novelle ‚Die Letzten‘ von Ida Boy-Ed verfaßt wurde, — was übrigens außer Ihrem Kritiker, soviel ich sehe, jeder als selbstverständlich angenommen hat, da das Gegenteil den Vorwurf beabsichtigter Täuschung des Publikums oder alberner Mystifikation in sich schließen würde. Ich bin wahrlich nicht gewohnt, dem, was ich schreibe, meinen deutlichen Stempel vorzuenthalten.

Indem ich gewiß weit entfernt von dem Versuche bin, im übrigen dem Kritiker seine ungünstige Meinung über mich zu rauben, nach welcher die schwächste Novelle von ihm sofort als die meinige erkannt wurde, und lebhaft bedauere, dieses Urteil der vielgefeierten Mitarbeiterin Ihrer Monatshefte und meiner lieben Freundin Boy-Ed zuschieben zu müssen, bitte ich Sie, der Wahrheit gefälligst die Ehre geben zu wollen.

In dieser Erwartung zeichne ich

mit größter Hochachtung

z. Z. Mendelhof Dr. Konrad Telmann.
in Südtirol 11. 9. 95.

Wie die Leser sehen, hat sich Dr. Konrad Telmann weder in seiner Erwartung noch in mir getäuscht, — ich gebe seinen ganzen Brief wieder, trotzdem mir der Raum sparsam zugemessen ist. Ich thue das allerdings nicht aus Rücksicht auf den Verfasser oder aus angeborener Höflichkeit, sondern lediglich deshalb, weil Herr Konrad Tel-

mann so unvorsichtig ist, eine Berichtigung zu verlangen, ohne sich vorher durch den Augenschein davon überzeugt zu haben, daß er die Berechtigung dazu hatte. Die „befreundete“ Seite hat sich auch hier wieder, wie nicht selten, als durchaus unzuverlässig erwiesen, denn ich habe weder von „unverkennbar“ gesprochen, noch habe ich sofort die schwächste Novelle für die des Herrn Telmann gehalten, — über die meiner Meinung nach schwächste Novelle des Bandes, die zweite nämlich, bin ich vielmehr aus einer, wie mir jetzt scheint, überzarten Rücksichtnahme kurz hinwegvoltigiert. Schwerlich würde auch Konrad Telmann, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, meine Besprechung selbst zu lesen, bevor er sich echauffierte, eine „ungünstige Meinung“ des Kritikers über ihn darin gefunden haben. So hoch stelle ich den Autor allerdings nicht, daß ich von dem keinem seiner Werke vorenthaltenen deutlichen Stempel seiner Individualität sprechen möchte, aber sonst habe ich wirklich nichts gegen ihn und nicht einmal eine ungünstige Meinung über ihn. Unsere Ansichten mögen in manchem, nicht nur über seine litterarische Bedeutung, auseinander gehen: das zeigt mir die Schwerblütigkeit, mit der er die von mir irrtümlich gehegte Vermutung als „den Vorwurf beabsichtigter Täuschung des Publikums oder alberner Mystifikation“ empfindet, während ich, wenn die drei Autoren wirklich beliebt hätten, ein wenig Verstecken zu spielen, darin höchstens einen sehr erlaubten und gar nicht unliebenswürdigen Scherz hätte sehen können. Aber die Ausführlichkeit, mit der ich Konrad Telmann gerecht geworden bin, trotzdem ich befürchten muß, daß die Leser sich über die kreisenden und eine Maus gebärenden Berge wundern werden, überzeugt ihn hoffentlich von meinem guten Willen bis an die Grenze des Möglichen.

Ein merkwürdiger Zufall fügt es, daß gleichzeitig eine illustrierte Schiller- und eine illustrierte Goethebiographie im Buchhandel erscheinen, die in ihrer Anordnung und in dem für die Illustrierung maßgebend gewesenen Prinzip viel Gemeinsames haben und doch vollkommen unabhängig voneinander sind. „Schiller,“ dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram erschien im Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, der auf zwei Bände angelegte „Goethe“ von Karl Heinemann, von dem mir bisher nur der erste bis zum Bruch der Freundschaft Goethes mit Frau von Stein führende Band vorliegt, im Verlag von E. A. Seemann in Leipzig. Für die Illustrierung beider Biographien ist das Prinzip angewandt worden, das von der Firma Velhagen & Klasing zuerst und schon in manchem Verlagswerk der Firma mit Glück angewandt worden ist, — das Prinzip, so viel wie möglich zeitgenössisches Illustrationsmaterial zu verwenden. Dieses Prinzip bewährt sich auch hier nicht nur wieder, sondern es erscheint für ein biographisches Werk ganz besonders geeignet, — ich finde es im „Schiller“ nur einmal durch die Beigabe der beiden Bilder in der Harmonie zu Lorch, der Knabe Schiller, eine seiner Kinderpredigten haltend, und Nanete Moser, Schillers Gespielin, die weder auf einen künstlerischen Wert noch auf den Wert der Authenticität Anspruch machen können, ohne Grund durchbrochen. Die künstlerische Ausstattung beider Werke ist reich und gediegen, der „Schiller“ enthält 48 Lichtdrucke und autotypische Beilagen sowie 206 Abbildungen im Text, und die Goethebiographie wird meiner Schätzung nach kaum dahinter zurückstehen. Einer zweiten Auflage des „Goethe“ kann eine gründliche Korrekturlesung nicht schaden; es finden sich mehr Druckfehler darin, als mit der sonst auf die Ausstattung des Buches verwandten Sorgfalt vereinbar sind. Sowohl dem Schiller- wie dem Goethebiographen kann man Hingabe an den Stoff und Beherrschung desselben, fesselnde Darstellung und ungeschminkte Verehrung für ihren Dichter nachrühmen. Der Standpunkt, von dem sie urteilen, ist bei beiden allerdings nicht derselbe, und ich halte denjenigen, auf dem Karl Heinemann steht, für den freieren, und seine Darstellung scheint mir daher die objektivere. Heinemann wird nicht nur Goethe, sondern auch denen um Goethe gerecht, während J. Wychgram Schillers Zeitgenossen — von dem Gedanken ausgehend, sie hätten den großen Dichter schon im Ei erkennen und ihn immer als solchen behandeln müssen — manchen, wie mir scheint, nicht recht zu begründenden Vorwurf macht. Besonders Herzog Karl Eugen von Württemberg erscheint in dieser Darstellung als ein so herzloser Tyrann, daß man sich vergebens fragt, wie sich denn eigentlich der auch von Wychgram betonte veredelnde Einfluß gezeigt habe, den Franziska von Hohenheim auf ihn ausgeübt haben soll. Vielleicht finde ich mich da nicht nur mit Wychgram, sondern mit den meisten Schillerbiographen im Widerspruch, — aber ich kann — auch in der Wychgramschen Darstellung der Thatsachen — nicht eine einzige erkennen, die ein solches Urteil über den Herzog rechtfertigte. Daß der Herzog gelegentlich die Schüler der Karlsschule höchsteigenhändig ohrfeigte, ist mir mehr als alles andere ein Beweis seiner wahrhaft väterlichen Gesinnung gegen die Zöglinge. Daß es in der Karlsschule Stockprügel gab, nimmt mich auch nicht im geringsten wunder, denn bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurden noch ganz andere Leute mit Stockprügeln regaliert wie halbwüchsige Jungen. Und wenn sich Wychgram darüber entrüstet, daß selbst der große Schiller davon nicht verschont geblieben ist, so kann ihm auch hierin mein Gefühl nicht folgen. Denn daß Schiller der große Schiller, einer der Größten deutscher Nation werden würde, konnte damals niemand wissen, am allerwenigsten seine Lehrer, die in ihm nicht mehr als einen in mancher Beziehung nachlässigen Zögling sehen konnten. Wer sich vorurteilslos zu Schillers Jugendgedichten stellt, glaube ich, kann den Zeitgenossen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie das Genie nicht gleich erkannt haben, denn Schiller hat nicht zu den Wunderkindern gehört, die schon frühe große Erwartungen rege machen, um ihnen später gewöhnlich nicht ganz zu entsprechen, sondern er war einer jener lange gärenden Geister, von denen es schwer ist, zu urteilen, ob, wann und wie sie sich klären werden. Man versetze sich in das Verhältnis des Herzogs Karl Eugen zu diesem

seiner Zöglinge und man wird mir zugeben, daß der Herzog kaum mehr Langmut zeigen konnte, als er gezeigt hat. Nicht eine Spur einer brutalen Gesinnung, den Herzog als Menschen selbst an den milderen Anschauungen unserer Zeit gemessen, ist in seinem Verhalten gegen Schiller zu entdecken. Er hatte auf seiner Karlsschule dem gut beanlagten, aber durchaus nichts Besonderes versprechenden Sohn eines treuen, aber auch keineswegs durch besondere Verdienste ausgezeichneten Offiziers eine Erziehung geben lassen, wie sie in jener Zeit nur vom Schicksal besonders Begünstigten zu teil werden konnte. Des Herzogs Meinung nach war es Pflicht dieses Zöglings, ihm und dem Lande die auf seine Erziehung gewandten Kosten durch treue Dienste zu lohnen, durch Dienst als Offizier, als Beamter, oder in einer anderen Stellung, die ihm und dem Lande einen direkten Nutzen gewährte. Dieser Zögling nun zeigt sich für die Laufbahn, für die ihn der Herzog zu erziehen geglaubt hatte, sehr untauglich, dichtet und verrät in seinen Dichtungen einen ungemein starken revolutionären Zug. Der Herzog läßt den jungen Mann ruhig weiter dichten, verlangt aber, daß die kommenden Werke erst ihm zur Lektüre eingereicht werden, bevor sie veröffentlicht werden. Schiller fügt sich diesem Zwange nicht, sondern flieht ins Ausland — von einem jungen Manne der Gegenwart in ähnlicher Stellung wie Schiller würde man nicht sagen, er flieht, sondern man würde sich sehr viel härter ausdrücken — er desertiert. Er flieht nach Mannheim — Herzog Karl Eugen hatte nicht sehr weit vor den Thoren seiner Residenz einen unberechenbaren Feuerkopf sitzen, der ihm, wenn er sich weiter in der prägnantesten Richtung seines Jugendwerkes entwickelte, den Dank für die vom Herzog genossene Erziehung mit Brandraketen gelohnt hätte. Trotzdem hat Herzog Karl Eugen nichts, aber auch nichts gethan, um diesen Feuerkopf, der ihm undankbar und gefährlich erscheinen mußte, unschädlich zu machen. Man wende nicht ein, daß der Herzog nichts that, weil er nichts thun konnte, da Schiller sich außerhalb der Grenzen Württembergs befand und sein Aufenthaltsort nur wenigen bekannt war. Schillers Inkognito währte nur sehr kurze Zeit und war zudem recht durchsichtig, und wenn Schiller sich auch nicht auf württembergischem Boden befand, so waren Fürsten sich doch damals ebenso gern gegenseitig gefällig wie heute, und sie waren sich noch viel gefälliger als heute, wenn es sich um kleine persönliche Dienste handelte, bei denen nur das Wohl eines unbekannten jungen Mannes ohne mächtige Fürsprecher auf dem Spiele stand, und ein kleiner Bruch des Menschenrechts, das damals im Verhältnis zum Fürstenrecht ein winziges Ding war, in Frage kam. Es ist gar keine Frage, daß Schillers Lage gefährdet war, wenn Herzog Karl Eugen sie gefährden wollte, es scheint mir auch ganz außer Zweifel, daß der Herzog nicht kurzsichtiger war, wie die meisten Menschen in seiner Lage gewesen wären, wenn er in Schiller nach dessen Flucht aus Stuttgart nicht den großen deutschen Dichter sah, der einen für seine Entwickelung notwendigen Schritt der Selbstbefreiung gethan hatte, sondern nur einen undankbaren und pflichtvergessenen, namenlosen jungen Mann. Es mag dahingestellt bleiben, ob Herzog Karl Eugen von allen Maßregeln gegen Schiller absah, weil er großmütig dachte, oder weil er dem Verschwinden Schillers zu wenig Gewicht beilegte. Beide Deutungen sind statthaft. Die erstere aber wird unterstützt durch des Herzogs Verhalten gegen Schillers Vater. Wäre Karl Eugen ein kleiner Tyrann von rachsüchtiger Gesinnung gewesen, er hätte Gelegenheit genug gehabt, sein Mütchen an dem Vater des Entflohenen zu kühlen, der in seinem Dienste war und sein Brot aß. Aber unter dem — wie ich nochmals betone — durchaus menschlich berechtigten Zorn des Herzogs hat weder Schiller noch der in des Herzogs Gewalt befindliche Vater Schillers jemals gelitten. Ich glaube, Wychgram läßt sich in seiner Auffassung der Verhältnisse einerseits allzu sehr beeinflussen durch die Klagen, die Schiller selbst seiner in der Karlsschule verlorenen Jugend gewidmet hat, andererseits durch das Bestreben, den Dichter immer und überall als ein leuchtendes Vorbild, zumal der Jugend, zu zeigen. Daß Schiller sich als Karlsschüler nicht wohl gefühlt hat, ist ja zweifellos. Aber das ist weder ein Beweis dafür, daß die Schule und das dort geübte Erziehungsprinzip nichts getaugt haben, noch läßt sich nachweisen, daß gerade Schiller durch den Druck und Zwang dieser Jahre in seiner Entwickelung gehemmt worden sei. Es ist ein Unterschied um das Angenehme und um das Nützliche. Und zu beweisen, daß gerade das Gehorchenmüssen, die Regelmäßigkeit der Tageseinteilung, der äußere Drill dieser Schule viel dazu beigetragen haben, um Schiller mit jener Begeisterung für ideale Freiheit und Schönheit, für alles rein menschlich Hohe und Schöne zu füllen, die sich in seinen Werken immer abgeklärter zeigt, das würde am Ende leichter fallen, als wollte man nachweisen, daß Schiller die Jugendjahre in der Karlsschule irgend welchen Schaden an Leib und Seele zugefügt hätten. Aber das kommt schließlich auf eine Diskussion über pädagogische Prinzipien heraus, und in der Pädagogik sollte es keine Prinzipien geben; die Menschen sind zu verschieden von Natur, um über einen Kamm geschoren zu werden. Und über pädagogische Prinzipien wird man sich auch nicht einigen, wenn man nicht von vornherein einer Meinung ist. Man kann da sehr verschiedener Meinung sein; was Wychgram gegen den Herzog Karl Eugen als Erzieher anführt, das scheint mir zum Beispiel durchaus für ihn zu sprechen. Wychgram schreibt: „Wir können die Karlsschule nicht davon lossprechen, daß sie in kleinlichem, engherzigem Geiste geleitet wurde, daß sie nicht auf Vertrauen und Neigung, sondern auf Furcht und Zwang ihre Arbeit aufbaute, daß sie leider sogar Regungen in den Schülern benutzte, die jede halbwegs vernünftige Pädagogik als höchst bedenklich und schädlich verurteilen muß; und der Herzog, der schon an diesen Dingen durch seine Anordnungen die Schuld trug, hat oft in persönlichem Eingreifen Proben von pädagogischem Ungeschick gegeben, die zum Himmel schreien und gegen die selbst die nicht zu bestreitende Thatsache federleicht wiegt, daß er wirkliches Interesse für die Anstalt und im allgemeinen auch gute Ab-

sichten mit den Schülern hatte. Man höre. Eines Tages hatte eine Mutter ihrem Sohne einen Korb mit Zuckergebäck geschickt, der gegen das ausdrückliche Verbot des Reglements, man weiß nicht, wie, in die Hände des Knaben gelangte. Dieses Delikt wurde von einem der Aufseher, deren Spürnasen gerade die harmlosesten Naschereien am ersten witterten, entdeckt und dem Herzog gemeldet. Der Herzog befahl dem Jungen, sich an den Schreibtisch zu setzen, und diktierte ihm einen Brief an die Mutter, ‚in welchem ich (so heißt es in dem Bericht des Zöglings selbst) ihre mütterliche Zärtlichkeit höchst beleidigte und in den bittersten Ausdrücken ihr das noch übriggebliebene Konfekt zurückschickte!‘ Aus solchen Handlungen muß, wer sehen will, erkennen, daß dem Herzog Karl Eugen trotz aller pädagogischen Experimente und Liebhabereien zum Erzieher die ersten Vorbedingungen fehlten." So Wychgram. Ich beurteile den Herzog wesentlich milder. In meinen Augen ist durchaus nicht der Herzog und selbstverständlich auch nicht der Junge der Schuldige, sondern lediglich die Mutter. Die aber erscheint mir auch so schuldig, daß ich ihr die ihr vom Herzog erteilte Lektion von Herzen gönne. Denn Eltern, die ihre Kinder einer Erziehungsanstalt anvertrauen und sich nicht scheuen, ihren Kindern beim Übertreten des Anstaltsreglements behülflich zu sein oder sie geradezu dazu verführen, thun das Verkehrteste, was sie thun können, sie entziehen den Lehrern selbst den Boden, auf dem das Vertrauen und die Neigung ihrer Schüler wachsen sollen. Eine Schule wie die Karlsschule hatte nicht die Aufgabe, zärtliche Gefühle der Mutter für ihre Söhne zu schonen und die Liebe der Kinder zu ihren Eltern zu erwecken — das bringt kein Pädagoge fertig, sondern ist Sache der Eltern und wird am besten ohne und zumal ohne gepaschtes Konfekt erreicht — sondern die Karlsschule sollte Männer erziehen. Und das Männliche in dem Dichter Schiller ist durch die harten Jahre der Karlsschule zweifellos gestärkt worden. Im übrigen — Pädagogik ist gut, unerläßlich und, mag er nun mit guten oder schlechten Pädagogen zu thun gehabt haben, jedenfalls auch Schiller nützlich gewesen. Notwendiger aber, als die Jahre der Erziehung, sind die folgenden Jahre der Selbsterziehung, und was diese bei Schiller anbetrifft, so stehe ich durchaus mit Wychgram auf demselben Standpunkt, — ich sehe in Schiller nicht nur den großen Dichter, sondern auch das leuchtende Muster der Selbstzucht, der, wie wenig Irdische, sich bis zur Vollendung durchgerungen hat. Gleichzeitig mit den beiden Biographien — auf die Goethebiographie von Heinemann werde ich nach dem Erscheinen des zweiten Bandes zurückkommen — erscheint auch eine neue Ausgabe von **Schillers Werken**, herausgegeben von Ludwig Bellermann (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Wie der Herausgeber mitteilt, wird die Ausgabe Schillers sämtliche Werke in vierzehn Bänden enthalten, von denen die ersten acht alles das bringen, was für einen weiteren Kreis gebildeter Leser als geeignet erscheint, während die anderen sechs diejenigen Schriften umfassen werden, welche nur für die engere Zahl derer von Bedeutung sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich mit dem Dichter beschäftigen. Die erste Abteilung umfaßt daher außer den Gedichten auch die sämtlichen großen Dramen des Dichters, die wichtigsten der erzählenden Dichtungen, die geschichtlichen Hauptwerke und die philosophischen Abhandlungen in fast vollständiger Auswahl. Die poetischen Übersetzungen dagegen sind der zweiten Abteilung zugewiesen worden.

Auch an die Goethe-Schillerzeit, wenn auch nur durch seinen Namen, erinnert der **Cottasche Musenalmanach**, der, zu neuem Leben erweckt, im sechsten Jahrgang erschienen ist. Sein äußeres Gewand und der ihm beigegebene Bilderschmuck sind süßlicher, als manchem Geschmack entsprechen dürfte, treffen aber vielleicht gerade den Geschmack derjenigen, auf die die Verlagshandlung (J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger) als Käufer rechnet. Und der Inhalt entspricht glücklicherweise nicht diesem äußeren Eindruck. In Prosa und in Versen enthält der Band viel Lesenswertes. Manche der modernen Dichter gewinnen freilich nicht gerade, wenn sie sich den Traditionen des Almanachs zuliebe klassisch zu geben versuchen. So singt Ernst Eckstein in einem „Lenztag" betitelten Liede:

„Lucinde! Ach, wie goldne Frühlingslieder
Tönt mir der Name zauberhaft ans Ohr!
Die Erde blüht, der Himmel steigt hernieder,
Und lodernd sprüht die Sehnsucht mir empor.
Was frommt der Scheu beklommnes Widerstreben?
Du bist mein Glück, mein Sonnenlicht, mein Leben!
Du Blumenkind, so hold, so wonniglich, —
Und wär's mein Tod, ich liebe dich!

Muß alles denn im öden Weltgetriebe
Die Pfade gehn verständ'ger Nüchternheit?
Allmächtig, frei und göttlich ist die Liebe,
Zum Aether steigt, wem sie die Flügel leiht.
Drum ahne, was mich ewig dir verbündet,
Was diese Brust so flammengleich entzündet, —
Und wenn du's fühlst, so lächle mir und sprich:
Und wär's mein Tod, ich liebe dich!"

Ich bin ganz Ecksteins Ansicht, daß nicht alles im öden Weltgetriebe die Pfade verständiger Nüchternheit gehen muß — vor allen Dingen hat das die Lyrik nicht nötig. Aber manchmal ertappt man sie doch auf diesen Pfaden. War Ecksteins „Lenztag" ein Zweckgedicht eigens dazu verfertigt, um an die Klassiker zu erinnern, so hat er allerdings seinen Zweck erreicht. Denn unwillkürlich kam mir Schillers „Laura am Klavier" in den Sinn:

„Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh ich da."

Und da ich diesen reinen Genuß nach Möglichkeit verlängern wollte, habe ich bei dieser Gelegenheit auch gleich „Die Entzückung an Laura" nachgeschlagen:

„Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn ich — mich im Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Ätherlüfte träum ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt."

Vor dreißig Jahren konnte ich die beiden Gedichte auswendig und ich habe sie mir oft, wenn ich allein war, mit Entzücken vordeklamiert. Wäre mir damals Ecksteins „Lenztag“ zu Gesicht gekommen, er hätte wahrscheinlich ähnlich auf mich gewirkt. Aber drei Dezennien machen einen skeptisch — ich vermag heute nicht mehr an Laura und auch nicht an Lucinde zu glauben, und fürchte wegen dieses Unglaubens nicht einmal mich dem Vorwurf auszusetzen, daß ich im öden Weltgetriebe die Pfade verständiger Nüchternheit wandelte. Auch Felix Dahn ist mit einer Ballade „Die keusche Kara“ im Musenalmanach vertreten:

„Das war die junge Tochter
Des Königs von Jular:
Schlank war sie, weiß von Gliedern,
Und goldgewellt ihr Haar.

Sie mied, die schöne Kara,
Des Königshofes Pracht,
Die Feste der Druiden —
Sie suchte Traum und Nacht.

Oft wann den schilfigen Clotha
Der Silbermond beschien,
Schlich an die herbe Jungfrau,
Um zu umarmen ihn.

Im Röhricht warf sie von sich
Den Mantel und das Kleid:
Dem Stromgott bot entgegen
Die junge Brust die Maid.

Wie leicht hebt sie die Glieder,
Das schwimmt und wogt wie Traum,
Sie schwebt ob dunkeln Wogen
Wie weißer Wellenschaum.

Die kalten Sterne blieben
Erstaunt im Wandel stehn,
Weil niemals sie seit ewig
So holden Reiz gesehn.

Da horch! Im Schilf ein Flüstern —
Ein Lachen, halb erstickt:
Es haben lauschende Männer
Das badende Weib erblickt.

Da tauchte die weiße Kara
Hinunter auf immerdar:
Weil lieber sie gestorben
Als daß sie errötet war.“

Zum Glück fällt mir noch rechtzeitig ein, daß ich besser thue, über die Ballade Felix Dahns nicht eher ein Urteil abzugeben, als bis ich weiß, von welchem Felix Dahn sie herrührt. Denn es gibt, wie die Leser wissen werden, seit einiger Zeit zwei deutsche Dichter Namens Felix Dahn, und der eine, derjenige, von dem man früher glaubte, daß er der einzige dieses Namens sei, dem Apoll der Lieder süßen Mund verliehen habe, will von dem anderen nichts wissen. Er hat sich öffentlich gegen dem anderen verwahrt, der nach seiner Meinung nur „teils mittelmäßige, teils schlechte“ Verse macht. Nun ist mir eben erst, wie die Leser eingangs erfahren haben, eine Verwechselung passiert. Soll ich mich gleich wieder der Gefahr einer solchen aussetzen? Erkläre ich, daß mir die Ballade gefallen hat, so würde ich mich, falls Felix Dahn der Jüngere sie verfaßt hätte, in Widerspruch mit Felix Dahn dem Älteren setzen, der die Verse des Jüngeren für mittelmäßig oder für schlecht hält. Erkläre ich aber, daß die Ballade mir nicht gefallen hat, so rufe ich erst recht den Zorn Felix Dahns des Älteren wach, falls dieser selbst der Verfasser sein sollte. Ich könnte mir helfen, indem ich mir einmal die Ballade gefallen und sie mir einmal nicht gefallen ließe und Felix Dahn den Älteren bäte, die ihm am meisten genehme Meinung zu acceptieren. Man wende mir nicht ein, daß einem ein und dasselbe Ding nicht einmal gefallen und einmal mißfallen kann. Ist die Keuschheit nicht eine Tugend und ist es nicht die höchste Aufgabe des Dichters, die Tugend zu besingen? Wohlan, die keusche Kara gefällt mir. Verzeichnet der Dichter nicht ganz das Bild der keuschen Kara, indem er die „herbe“ Jungfrau „anschleichen“ läßt, um den Silbermond zu umarmen? Wenn's auch nur der Mond ist, es liegt in diesem Anschleichen doch etwas von Lüsternheit, die das Bild der keuschen Kara karikaturenmäßig verzerrt. Und ist der Dichter nicht herzlich banal mit seinen „kalten Sternen,“ die erstaunt im Wandel stehen bleiben, mißhandelt der Dichter nicht die deutsche Sprache mit den Schlußversen: „Weil lieber sie gestorben, als daß sie errötet war“? Wohlan, die keusche Kara gefällt mir nicht. Dieser Ausweg, jedes litterarische Werk mir einmal gefallen und einmal nicht gefallen zu lassen, hat so viel für sich, daß ich nicht nur Felix Dahn dem Älteren zum Dank verpflichtet bin, weil er die Ursache ist, daß ich auf ihn verfiel, sondern auch überlegen werde, ob es nicht gut sei, ihn häufiger zu wählen. Ich gewinne viel dabei. Denn diejenigen Leser und Autoren, die bisher nicht meiner Meinung waren und mir deshalb nicht selten den Vorwurf gemacht haben, der ausgeprägteste Zug meines schwarzen Charakters sei die Boshaftigkeit, werden dann immer einer Meinung mit mir sein und ihren Vorwurf nicht länger aufrecht halten können. Das wäre mir lieb, denn Boshaftigkeit ist etwas Böses in meinen Augen, während ich den Spott am rechten Ort für eine gute, ehrliche und scharfe Waffe halte.





Professor Rudolf Maison, einer der jüngeren Münchener Bildhauer, fesselt seit einigen Jahren die Besucher fast aller Kunstausstellungen durch seine in Bronze ausgeführten oder getönten plastischen Bildwerke, die immer — ob der Künstler nun seinem sprühenden Humor die Zügel schießen läßt wie in der Darstellung eines einen bockenden Esel reitenden Negers oder ob er wie auf der von uns reproduzierten Statue ernste und sinnende Betrachtung zum Ausdruck bringt — durch ihre überzeugende Lebenswahrheit zum Stillstehen zwingen. In ernste Gedanken versunken lehnt der Philosoph an einer Steinplatte, während zwei Tauben zu seinen Füßen ihr Futter picken; der ganze Körper ist ruhig und unbewegt, nur hinter der mächtigen Stirn arbeiten rastlos die Gedanken. — Der Vorwurf des Bildes von Hans Völker „Altefähre bei Stralsund" wird den meisten Rügenreisenden bekannt sein. Wer seinen Weg nach der herrlichen buchenbestandenen Insel mit ihren malerischen Einbuchtungen über Stralsund nimmt, setzt von hier aus mit der Dampffähre nach dem Eiland über und betritt es bei Altefähre, das für die Stralsunder selbst ein beliebtes Seebad ist. Das schöne alte Stadtbild von Stralsund mit seinen alten Kirchen in Backsteingotik präsentiert sich von Altefähre aus am besten, — direkt aus dem Wasser scheint die Stadt emporzuwachsen, die Wallenstein sich zu gewinnen vermaß, auch wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre. Noch heute, trotz Bahnhöfen, Gasanstalten und Kasernen hat das Bild von Stralsund etwas Mittelalterlich-Trotziges, und der aus dem Binnenlande kommende Reisende glaubt etwas von der Macht des Hansabundes zu empfinden, wenn er die Silhouette dieser alten und ehemals mächtigen Hansastadt am Horizont auftauchen sieht. — M. Seegers Gemälde „Der neue Musenalmanach," versetzt uns in eine Zeit, die litterarischer war als die unsrige, trotzdem nicht so viel Bücher gedruckt wurden wie heute. Man gab sich unbefangener dem Dichter hin und hatte mehr Zeit, die empfangenen Eindrücke auf sich wirken zu lassen. Schriftlich und mündlich tauschte man in langen Ergüssen seine Meinung über Romane und Gedichte aus, und man schloß Freundschaften miteinander, ohne sich je gesehen zu haben, wenn man sich in der Bewunderung eines Dichters eins wußte. Das Erscheinen des Cottaschen Musenalmanachs galt in litterarisch interessierten Kreisen für ein Ereignis, und die einzelnen Beiträge desselben wurden mit einer Gründlichkeit genossen, die sich nur dadurch erklären läßt, daß die Menschen jener Zeit noch nicht genötigt waren, ihre Interessen vielfach zu zersplittern. Das Plätzchen im Grünen mit seinem Ausblick auf den See ist wie geschaffen dazu, um sich an den holden Gaben der Musen zu erfreuen, — die Sympathie zwischen dem Vorleser und seiner Zuhörerin braucht freilich, wie der Augenschein lehrt, durch die Mitarbeiter des Musenalmanachs nicht erst geweckt zu werden; das Paar hat sich schon vorher gefunden. — Ein Bild voller Sonnenschein malte Theo Gruft in München. Eine Parkwiese mit Blüten besät, darüber ein gaukelndes Pfauenauge, das von Blume zu Blume schwebt, und ein kleines liebliches Menschenkind, ganz in Weiß gekleidet, das ganz vorsichtig sich dem Schmetterling nähert, um ihn zu fangen. Schmetterlinge zu fangen ist nicht so leicht, wie die Kleine sich jetzt noch einbildet — diese Weisheit lehrt sie vielleicht noch das Leben, das jetzt so ganz in Sonne getaucht ihr zu lachen scheint. — Elegant, wenn auch in Nebensachen ein wenig flüchtig behandelt, ist das Porträt einer Dame von P. Bach; leider läßt sich dem Reiz der Farbe in der Reproduktion nicht nachkommen. — Die Zeichnungen Adrians van de Velde sind von Kennern außerordentlich geschätzt. Der 1639 zu Amsterdam geborene Künstler zeigte schon als Knabe und ohne den geringsten Unterricht genossen zu haben, ein außergewöhnliches jedenfalls von seinem Vater ererbtes Talent. Allerdings entwickelte sich dasselbe in anderer Richtung, denn während Wilhelm van de Velde der Ältere ein ausgezeichneter Marinemaler war, bevorzugte Adrian die Landschaft und das Tierstück. Jean Wijnants wurde hierin der Lehrer des begabten jungen Künstlers, während er im Figurenzeichnen den Unterricht des berühmten Wouverman genoß. Er malte Menschen- und Tierstaffage in Bilder von Wijnants, van der Heijde, Moucheron, Hobbema, Ruisdael und Hackaert. Seine eignen

meist mit Tieren bevölkerten Landschaften tragen alle idyllischen Charakter, und mit besonderer Vorliebe gab er ihnen friedliche Abendstimmung. Adrian van de Velde starb schon 1672. Trotz seiner kurzen Schaffenszeit hat er eine große Anzahl von sorgfältig ausgeführten Ölgemälden, Radierungen, Zeichnungen und Skizzenblättern hinterlassen. Eines der letzten, die von uns reproduzierten Schafe, zeigt, mit welchem Eifer der Künstler der Natur nachstrebte. — Nicolaus Gysis, 1842 auf der griechischen Insel Tinos geboren, wirkt seit langem als Lehrer an der Münchener Akademie, an der er selbst einst, als Schüler Pilotys, seine Studien gemacht hat. Sein Studienkopf eines alten Mannes wirkt ebenso edel wie charaktervoll — das Grabrelief des vor einem Jahr bei einer Segelpartie auf dem Wannsee bei Berlin ertrunkenen Bildhauers J. Kaffsack gibt einer schönen Auffassung des Todes anmutigen Ausdruck, indem es die von den Fesseln der Zeitlichkeit befreite Seele in lichte Höhen aufwärts schwebend darstellt. — Dem Berliner Akademiedirektor Anton von Werner verdanken wir eine interessante Pferdestudie, vielleicht noch aus jener Zeit stammend, als der Künstler die deutschen Truppen nach Frankreich begleitete und Gelegenheit fand, im Hauptquartier des Kaisers das überreiche Skizzenmaterial zu sammeln, das ihm ermöglichte, später so viele seiner Bilder zu malen, durch die sein Name für immer ruhmvoll mit den Ereignissen von 1870/71 verknüpft ist. Auch auf diesem flüchtig hingeworfenen Blatte zeigt sich Anton von Werner als der geniale und gewissenhafte Zeichner, der in dieser Eigenschaft kaum von irgend einem der lebenden deutschen Künstler erreicht wird. — Friedrich Hiddemann, am 4. Oktober 1829 zu Düsseldorf geboren, an der Düsseldorfer Akademie gebildet und seiner Vaterstadt sein ganzes Leben hindurch treu geblieben, hat diese Stetigkeit der Gesinnung auch in der Wahl seiner malerischen Vorwürfe bestätigt. Er hat sich mit besonderer Vorliebe in das Leben des westfälischen Landvolkes vertieft, dessen ernste Seiten er mit tiefer Innerlichkeit, die heiteren mit behaglichem Humor zu schildern versteht. Zu einem der Bilder letzteren Genres gehört die von uns veröffentlichte Bleistiftstudie, der Bauernjunge, der seinen Spielgenossen eine Nase drehend, mit seinem Papierdrachen abzieht. — Joseph Scheurenberg, 1846 geboren und gleichfalls Schüler der Düsseldorfer Akademie, gehört zu den im Genre- wie im Porträtfach gleich ausgezeichneten Künstlern. Seine Studie zu einem Damenporträt zeigt mit Glück das Bestreben, Mode und Bildwirkung miteinander in Einklang zu bringen. — Wie konstant die Rasse den gleichen Typus hervorbringt, sehen wir aus der Momentaufnahme von W. von Gloeden-Taormina. Das Modell ist ein junger Sicilianer der Gegenwart, durch nichts von seinen Landsleuten verschieden. Ein bißchen antiker Ausputz, und wir glauben einen jungen Römer der Kaiserzeit vor uns zu sehen.

O. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.